SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

JAN 24 1913

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

72. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 1

Handle oder stirb! Das Mittel zur Bekämpfung von Teuerung und Wohnungsnot. Von Senatspräsident Walter Fleischauer in Berlin 1

Friedrich Hebbel als Politiker. Von Walther Bloch-Wunschmann in Berlin 15

Bismarcks Stellung zum Auswanderungsproblem. Von Maximilian von Hagen in Berlin 24

Ziele und Ergebnisse der Naturschutzbewegung. Von Julius R. Haarhaus in Leipzig 33

Das Symbol im Kulturleben. Von Dr. W. Warstat in Altona . 40

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaft: Julius Wolf, Der Geburtenrückgang. Von Carl Jentsch in Neiße (S. 45)

Unterricht und Erziehung: Friedrich Ratzel, Ueber Naturschilderung. Von Dr. W. M. Becker in Darmstadt (S. 46) — Adolf Groth, Unfertige Gedanken. Von G. Cl. (S. 47)

Ausgegeben am 1. Januar 1913.

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der Invaliditätsgefahr.

Sicherheitsfonds: **396 Millionen Mark**

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

---

8 Pfg.
pro Stück; Originalkiste 250 St. M. 18,75 frc.
CIGARREN-VERSAND Otto Beyer, STRASSBURG i/E.

Dr. Mauch's
Lecithin Perlen

wohlschmeckend; bestes und natürlichstes Mittel gegen **nervöse Beschwerden** aller Art, schützen vor **Nervenschwäche u. Arterien-Verkalkung.** Aerztlich empfohlen. Orig.-Flacon M. 3.— in Apotheken. Wo nicht vorrätig **3 Fl.** (zur Kur genüg.) **M. 9.— franko von**

Dr. Richard Mauch,
Nährmittel-Industrie,
Köln a. Rhein 20.
Prospekte kostenlos.

Pianos, Harmoniums.

Verlangen-Sie Pracht-Katalog frei.
Jährlich. Verkauf 2400 Instr.
Grösstes Harmonium-Haus Deutschlands.
Nur erstklassige Pianos.
hervorrag. in Ton u. Ausführ.
Casse m. Rabatt-Teilzahlgest.

Brüning & Bongardt, Barmen.

Weltbekannter Kur- und Badeort

Aachen

Gicht — Rheuma

Saison das ganze Jahr

Unübertroff. Heilwirkg. bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Krankheiten des Blutes, Nervensystems u. der Atmungsorgane. Prospekte unentgeltlich. **Der Kurdirektor.**

Saison das ganze Jahr

Bad Blankenburg, *Schwarzatal, Thür. Wald.* ***Bieblers Bahnhofs-Hôtel***

An der Promenade ins Schwarzatal. Vollständig renoviert.

Zimmer und Salons mit Veranden und herrlichen Aussichten. Zentralheizung, elektrisches Licht. Telephon 41. Zivile Preise. Besitzer Ernst Biebler, früher „Hotel Chrysopras".

Die Grenzboten

72. Jahrgang. Erstes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow

72. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1913.

[illegible]

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1913. Erstes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Heft Seite

Bevölkerungspolitik und Einkommensteuer, von Majoratsbesitzer Adolf von Batocki auf Bledau, M. d. H. 3, 127
Bismarcks Stellung zum Auswanderungsproblem, von Maximilian von Hagen . . . 1, 24
Chinas, Deutschland und die Erschließung —, von Dr. rer. pol. Max Linde . . 4, 156; 5, 219
Diplomaten-Erziehung, Eine Erinnerung zu Bismarcks Geburtstag, von George Cleinow 13, 585
Eiserne Kreuz, Das — zum 10. März, von Dr. jur. Richard von Damm 10, 463
Engländer in Indien, Die —, von Nadir 2, 75; 11, 500; 12, 558
Feldartillerie, Etatsvermehrung bei der —, 9, 431
Französische Republik, Der Präsident der — (Poincaré), von Wilhelm von Massow . . 7, 297
Friedenspräsenzrecht, Englisches und deutsches —, von Professor Dr. Conrad Bornhak . . 11, 493
Fürsten und Völker, von G. Cleinow . . . 11, 489
Heeresverstärkung 1913, von G. Cleinow . . 12, 537
Heeresvorlage, Zur Frage der Deckung der neuen —, von Dr. Rübling, Landtagsabgeordneter 13, 629
Jagow, Wünsche an Herrn von —, von G. Cleinow 3, 144
Kiderlen-Briefe, (s. Diplomaten-Erziehung . 13, 585
Kiderlen-Waechter, Alfred von —, von G. Cleinow 2, 49
Kiderlen-Waechters schriftlicher Nachlaß, von G. Cleinow 5, 244
Kolonialer Fortschritt im Jahre 1912, von Rudolf Wagner 9, 393
Kolonisation in Preußen, Die Träger der inneren —, von Dr. L. Maaß 10, 448
Laffalles, Eine These —, von Dr. Franz Eißler 9, 416
Londoner Brief, von Albrecht Freiherrn von Woellwarth 5, 201
Neu-Kamerun, von O 6, 269
Parlamentsmisere — Regierungsmisere! von G. Cl. 7, 339
Peter der Große und die Jesuiten, von Friedrich Dukmeyer 10, 465
Politik und Wirtschaft, von Spectator 3, 105; 4, 185; 6, 284
Rumänien, An der Wiege des Königreichs —. Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten. (Vgl. Heft 28, 31, 42, 48 des Jahrgangs 1912.) 8, 365
Stützpunkte und Überseetelegraphen, von W. F. 8, 381
Verstaatlichung des Grund und Bodens, von Justizrat Bamberger 6, 249
Welf und Waibling, von G. Cleinow . . . 8, 345
Wohnungsnot. Handle oder stirb! Das Mittel zur Bekämpfung von Teuerung und —, von Walter Fleischauer, Senatspräsident im Reichsversicherungsamt 1, 1

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Amerikanisches, von Spectator 12, 573
Bank, Geld und Wirtschaft:
Anleiheemissionen, Die deutschen — . . . 10, 480
Bankbilanzen, Die — 10, 483
Bankzusammenbrüche im Allgäu 4, 185
Creditinstitute, Die Verluste der — . . . 10, 482
Depositengesetz, Ruf nach einem — . . . 4, 186
Eisenindustrie, Steigerung der — 6, 286
Effener Bankverein, Der — 10, 483
Geldmarktes, Die außerordentliche Anspannung des — 10, 480
Geldmarkt, Rückwirkung der politischen Unsicherheit auf den — 6, 284
Geldmarkt und Reichsbank am Jahresschlusse 4, 186
Kaligesetz, Novelle zum — 4, 189
Kleine Noten 4, 186
Konjunkturumschwung, Der kommende — . 10, 481
Preissturz an den Metallmärkten, Der — 10, 482
Sozialdemokratie und Volksversicherung — Der Kampf der Versicherungsgesellschaften 4, 188
Wirtschaftliche Kraft Deutschlands, Die — 6, 286
Wirtschaftskonjunktur 6, 285
Wirtschaftslage, Die politische Entspannung und die — 10, 480
Wirtschaftslage, Die Unsicherheit der — . 4, 185
Wohngesetzes, Entwurf eines preußischen — 6, 287
Berufsvormundschaft als Organisationsform des Kinderschutzes, Die — von Professor Dr. Chr. J. Klumker 6, 259
Bevölkerung Europas, Die —, von Dr. Dixel 4, 167
Bucketshop, Der —, von Landrichter Dr. Ernst Sontag 5, 214
Entvölkerungsfrage, Zur —, Eine Studie aus Frankreich, von Gerichtsassessor Dr. Goltermann 12, 542; 13, 620
Fideikommißreform, von O. O S. 9, 438
Geldnot, von Spectator 10, 480
Geldtheorie, Staatliche —, ... 9, 437
Grund und Bodens, Verstaatlichung des —, von Justizrat Bamberger 6, 249
Heeresvorlage, Zur Frage der Deckung der neuen —, von Dr. Rübling, Landtagsabgeordneter 13, 629
Kolonisation? Für oder wider die innere —, von Dr. L. M. 8, 360
Raiffeisen, F. W., von Dr. Wultig 12, 551
Sozialpolitik, Von einer neuen und einer anderen —, von G. W Schiele 7, 304

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Arbeiter als literarische Kritiker, von Dr. M. 7, 313
Entwurf eines deutschen Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche, Der —, von Dr. jur. et rer. pol. Kurt Peschke 4, 190
Gerichtsstandes, der Mißbrauch des vereinbarten —, von Landrichter Dr. Sontag . . 11, 531
Jugendkunde, Über die Gründung eines Instituts für —, von Oberlehrer P Oldendorff 10, 484
Jugendliche, Verfahren gegen —, von * . . . 7, 342
Lehrerschaft, Kämpfe unserer — (Sammelbericht) 13, 606
Mädchenschulen, Weibliche Leitung höherer —, von Gymnasiallehrer Manfred Pollatz . . . 13, 617
Pädagogischer Sturm und Drang, von Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Paul Cauer 5, 208
Philologenvorbildung, von Kreisschulinspektor Dr. phil. Sigismund Rauh 13, 614
Presse und § 193 Strafgesetzbuches, von Landrichter Dr. Ernst Sontag 10, 458
Rechtsanwaltsstande, Schutz dem —, von Dr. jur. Carl König 7, 340
Richten nach Recht und nach Gnade, von Landrichter Dr. Sontag 5, 248
Schule des Lebens, Die —, von Oberlehrer Friedrich Rommel 13, 606
Schule und Kunsterziehung, von Dr. Roland Schacht 8, 353
Universitätsvorlage, Die hamburgische —, von Professor Dr. Karl Stählin 4, 153

245838

	Heft	Seite
Verbrecher, von Dr. Franz Eißler	7,	389
Volksschullehrer, Zulassung der — zum Universitätsstudium, von Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Paul Cauer (mit einer Anmerkung der Schriftleitung)	13,	606

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Asien und Europa, Die Welt als —, von Carl Jentsch (vgl. 1912, Heft 32)	6,	291
Deutschen in Rumänien, Die —, von Dr. Raimund Friedrich Kaindl	9,	407
Fremdwort, Das stilechte — von Ric von Carlowitz-Hartitzsch (i. a. „Kritik und Publikum" in Heft 11, S. 509)	2,	55
Genealogie verschiedener Adelsgeschlechter, von Dr. Stephan Kekulé von Stradonitz (vgl. 1912 Heft 27, 29, 31, 32, 34, 38, 42)	2,	99; 5, 244
Juristendeutsch	12,	583
Kritik und Publikum, von Ric von Carlowitz-Hartitzsch (vgl. „Das stilechte Fremdwort in Heft 2, S. 55	11,	509
Kulturleben, Das Symbol im —, von Dr. W. Warstat	1,	40
Naturschutzbewegung, Ziele und Ergebnisse der —, von Julius R. Haarhaus	1,	33
Rechtschreibung, Zur Reform unserer —, von Dr. R. Schacht	8,	389
Stambul, Im alten Serail von —, von Max Larsen	3,	132

Literatur, Kunst, Philosophie

Carlyles, Der deutsche Idealismus in der geistigen Entwicklung Thomas —, von Dr. Gerhard Ritter	3,	112
Cassirer, Etwas über die Ara —, von Momos	8,	378
Goethe, Chamberlains —, von Privatdozent Dr. Richard Meyzlenn	10,	441
Gogh, Vincent van —, von Lu Märten	5,	287
Groteske, Das —, von Moritz Goldstein	4,	180
Hamletforschung, Alte und neue —, von Dr. Fritz Reck-Malleczewen	9,	426
Hebbel, Friedrich —, als Politiker, von Walther Bloch-Wunschmann	1,	15
Hebbels Dramen, Der konservative Staatsbegriff in —, von Hermann Werner	11,	532
Hebbel und Heine, von Klara Hofer	11,	516
Hellerau, von Dr. Fried Marck	4,	198
Jean Pauls hundertundfünfzigstem Geburtstag, Zu —, von Dr. Karl Freye	12,	566
Jentsch, Carl —, zu seinem achtzigsten Geburtstag am 8 Februar (mit einem Nachwort in Heft 7, S. 344)	6,	253
Jugendschriften, Vaterländische —, von Dr. Wilhelm Stapel	9,	401
Krieg? Was ist der —, von Hermann Schurig	7,	336
Literarhistorisches aus der Ostmark, von Dr. Wolfgang Stammler	12,	577
Ludwig, Otto —, von	7,	343
Molière-Übersetzungen, Neue —, von Prof. Dr. M. J. Wolff	7,	330
Monismus und Sozialdemokratie, von Walther Mogk	8,	390
Münzer, Kurt —, von Dr. Hachtmann	2,	94
Nihilismus, Die Überwindung des europäischen —	13,	598
Ringinszenierung, Grundsätze moderner —, von Dr. Fritz Reck-Malleczewen	3,	138
Schillerpreises, Der neue Träger des Volks —, (Eulenberg), von Dr. Karl Freye (vgl. 1911, Heft 42)	6,	278
Wertproblem, Das —, von Moritz Goldstein	13,	598

Novellen, Romane, Gedichte

Briefe aus Trebeldorf, von Karl Krickeberg 4, 172; 5, 227; 6, 272; 7, 321; 8, 370; 9, 419; 10, 472;	11,	521
Bulgarische Balladen, von O. E. Freiherrn von Dungern	12,	570
Der alte Bidgar, von Fritz Köpp	7,	335
Der König von Sachalin, ein russisches Verbrecherschicksal, von Otto Goebel	2,	86
Nacht, von Ernst Ludwig Schellenberg	9,	430
Sklave, von Fritz Köpp	5,	243
Weihe der Kraft, von Georg J. Plotke	13,	596

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes.

Anders, Fritz: Glossen zu bekannten Texten (M. K.)	10,	B
Auktionskatalog der Sammlung Günzburger-Genf (R. M.)	11,	535
„Aus stillen Städten der Mark Brandenburg", „Durch ganz Deutschland, Kunst u. Landschaft in Bildern" (Dr. D. Meyer)	3,	151
Balzac, Honoré de: Vater Goriot (Dr. F. K.)	6,	B
Binding, Rudolf G.: Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi (Max Mell)	13,	631
Bloem, Walter: An heimischen Ufern. Band 4 der Sammlung „Leuchtende Stunden" (Sch.)	5,	B
Böhlau, Helene: Ratsmädelgeschichten (M. K.)	11,	B
Bouvier, Bernard: Jean Jacques Rousseau (Dr. Richard Meszlény)	4,	191
Briesen, Fritz von —: Gemütsmenschen (E. L. Sch.)	7,	B
Burger, Fritz: Cézanne und Hodler (R. M.)	11,	534
Burte, Hermann: Wilfeber, der ewige Deutsche (Dr. Heinrich Spiero)	7,	343
Castell, Alexander: Bernards Versuchung (Dr. Richard Meszlény)	4,	191
Cervantes, Miguel de —: Des scharfsinnigen Junkers Don Quixote Leben und Rittertaten (M. Dangelmayr)	8,	391
Chamberlain, Houston Stewart: Goethe (Privatdozent Dr. Richard Meszlény)	10,	441
Csokor, Franz Theodor: Gewalten (Ernst Ludwig Schellenberg)	6,	294
„Das Zeitalter der Renaissance". 1. Serie Band IV: Alfonso der Erste, Ferrante der Erste von Neapel (S.)	3,	152
Deutscher Camera-Almanach, Ein Jahrbuch für die Photographie unserer Zeit. 8. Band (Sch.)	3,	B
Die fremde Rasse im Deutschen Offizier-Korps („Hammer") (Dr. Stephan Kekulé von Stradonitz)	5,	244
Engel, Eduard: Deutsche Meisterprosa. Ein Lesebuch (Traugott Friedemann [Fritz Lychow])	12,	580
Exel, Gisela: Die Lieder der Mona Lisa (Ernst Ludwig Schellenberg)	6,	293
Fehse, Wilhelm: Raabe-Studien (Dr. W. St.)	8,	B
France, Anatole: Die Götter dürsten (Dr. F. K.)	6,	B
Freud, Prof. Sigm.: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten (Dr. med. Levy-Suhl)	5,	246
Freye, Karl: Gedichte (M. G.)	13,	630
Greiner, Wilhelm: Otto Ludwig als Thüringer in seinem Leben und seinen Werken (*)	7,	343
Groth, Adolf: Unfertige Gedanken (G. L.)	1,	47
Gugitz, Gustav: Des Freiherrn von der Trenk merkwürdige Lebensgeschichte (Fritz Lychow)	4,	194
Hertel, Betty: Das alte Schulhaus und die neue Zeit (A. S.)	2,	B
Hochfeld, Sophus: Das Künstlerische in der Sprache Schopenhauers (Ric von Carlowitz)	8,	387
Hoffmann, E. T. A.: Werke (Hans von Müller)	9,	433
Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke (Ernst Ludwig Schellenberg)	9,	436
Jacobsen, Jens Peter: Novellen (Ernst Ludwig Schellenberg)	9,	436
Jahresbericht über „Die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete 1911/12" (Rudolf Wagner)	9,	393
Joachimsen, Paul: Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus. I. (Dr. D. Meyer)	12,	582
Kanzler, Friedrich: Kreise (Max Mell)	13,	631

	Heft	Seite
Kolog, O.: Unsere Rechtschreibung und die Notwendigkeit ihrer gründlichen Reform, Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht. Heft 1 (Dr. A. Schacht)	8,	389
Lagerlöf, Selma: Unsichtbare Bande (M. K.)	12,	B
Levy-Suhl: Die Prüfung der sittlichen Reife jugendlicher Angeklagter und die Reformvorschläge zum § 56 des deutschen Strafgesetzbuches (*)	7,	342
Lindner: Geschichtsphilosophie (Dr. D. Meyer)	6,	289
Liliencron, Ernst: „Der Acker" und „Der Strom" (Ernst Ludwig Schellenberg)	6,	295
Matthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache (Fritz Lychow)	8,	389
May, Florence: Johannes Brahms (Dr. K. Hohenemser)	4,	196
Meyer, Dr. Dora: Das öffentliche Leben in Berlin im Jahr vor der Märzrevolution (Reinhold Genfel)	10,	486
Miethe, Geh.-Rat Prof. Dr. A.: Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert. 4 Band (Dr. Otto Goebel)	13,	630
Molière in deutscher Sprache	7,	331
Molières sämtliche Werke	7,	331
Muthesius, Karl: Schule und soziale Erziehung (Dr. Eduard Havenstein)	2,	100
Naturſagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden (—a—)	2,	B
Papageienbuch (C. R.)	8,	392
Philippi, Felix: Alt-Berlin. Erinnerungen aus der Jugendzeit (Reinhold Genfel)	10,	486
Picht, Dr. Carl: Hypnose, Suggestion und Erziehung (M. K.)	12,	581
Pick, Otto: Freundliches Erleben (Ernst Ludwig Schellenberg)	6,	294
„Potsdam mit den königlichen Schlössern und Gärten" („Durch ganz Deutschland, Kunst und Landschaft in Bildern"). (Dr. D. Meyer)	8,	151
Puttkammer, Alberta von —: Mit vollem Saitenspiel (Ernst Ludwig Schellenberg)	6,	293
Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst Band 1, 2, 3	12,	B
Ratzel, Friedrich: Über Naturschilderung (Dr. W. M. Becker)	1,	46
Rausch, Albert H.: Sonette (Ernst Ludwig Schellenberg)	6,	293
Rodenhauser, Dr. Robert: Adolf Glaßbrenner. Ein Beitrag zur Geschichte des „Jungen Deutschland" und der Berliner Lokaldichtung (Reinhold Genfel)	10,	487
Rüklmann, Dr. Paul: Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich (Dr. F. R.)	6,	B
Scheffelkalender auf das Jahr 1913, herausgegeben vom Scheffelbunde (A. S.)	1,	B
Schellenberg, Ernst Ludwig: Aus meiner Stille (Martin Boelitz)	4,	195
Scholz, Wilhelm von —: Neue Gedichte (Ernst Ludwig Schellenberg)	6,	296
Schweizerisches Jahrbuch für Kunst und Handwerk 1912 (R. M.)	11,	585
Segantini, Giovanni: Briefe und Schriften	9,	B
Shakespeare-Ausgabe des Tempelverlages (R.)	3,	B
Singer, Dr. S.: Aufsätze und Vorträge (Dr. Wolfgang Stammler)	4,	193
Speck, Wilhelm: Zwei Seelen (Otto Goebel)	2,	103
Ströle, Dr. Albrecht: Carlyles Pastor Resartus. Ein Beitrag zum Verständnis Carlyles (R.)	11,	B
Thackeray: Henry Esmond (C. R.)	8,	392
Waxdorf Bachoff, Erika von: Das Jahr (Ernst Ludwig Schellenberg)	6,	293
Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprungs. 1. Jahrgang (Dr. Stephan Kekule von Stradonitz). (Vgl. 1912, 27, 29, 31, 32, 84, 38, 42)	2,	99
Wetekamp: Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht (Dr. Eduard Havenstein)	2,	100
Widmann, J. V.: Die Patrizierin. Novelle	12,	B
Wildgans, Anton: Herbstfrühling (Ernst Ludwig Schellenberg)	6,	294
Wolf, Dr. Julius: Der Geburtenrückgang. Die Nationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit (Carl Jentsch)	1,	45
Zimmer, D. Dr. Friedrich: Der erste Sprachunterricht im Rahmen der Lebenserziehung (Fritz Lychow)	2,	102

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
Bamberger, Justizrat: Verstaatlichung des Grund und Bodens	6,	249
Batocki-Bledau, Majoratsbesitzer Adolf von —, M. d. H.: Bevölkerungspolitik und Einkommensteuer	3,	127
Becker, Dr. W. M.: „Über Naturschilderung", von Friedrich Ratzel	1,	46
Bloch-Wunschmann, Walther: Friedrich Hebbel als Politiker	1,	15
Boelitz, Martin: „Aus meiner Stille", von Ernst Ludwig Schellenberg	4,	195
Bornhak, Professor Dr Conrad: Englisches und deutsches Friedenszpräsensrecht	11,	493
Carlowitz, Nic von —: „Das Künstlerische in der Sprache Schopenhauers", von Sophus Hochfeld	8,	387
Carlowitz-Hartitzsch, Nic von —: Das stilechte Fremdwort	2,	55
Carlowitz Hartitzsch, Nic von —: Kritik und Publikum	11,	509
Cauer, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Paul: Pädagogischer Sturm und Drang	5,	208
Cauer, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Paul: Zulassung der Volksschullehrer zum Universitätsstudium	13,	606
Cleinow, George: Alfred von Kiderlen-Waechter	2,	49
Cleinow, George: Diplomaten-Erziehung, Eine Erinnerung zu Bismarcks Geburtstag	13,	585
Cleinow, G.: Fürsten und Völker	11,	489
Cleinow, G.: Heeresverstärkung 1913	12,	537
Cleinow, G.: Kiderlen-Waechters schriftlicher Nachlaß	5,	244
Cleinow, G.: Welf und Waibling	8,	345
Cleinow, G.: Wünsche an Herrn von Jagow	3,	144
C. R.: „Papageienbuch", „Henry Esmond", von Thackeray	8,	392
Damm, Dr. jur. Richard von —: Das eiserne Kreuz. Zum 10. März	10,	463
Dangelmayr, M.: „Des scharfsinnigen Junkers Don Quixote Leben und Ritterlaten", von Miguel de Cervantes	8,	391
Dietzel, Dr.: Die Bevölkerung Europas	4,	167
Dufmeyer, Friedrich: Peter der Große und die Jesuiten	10,	465
Dungern, O. E. Freiherrn von —: Bulgarische Balladen	12,	570
Eißler, Dr. Franz: Eine These Lassalles	9,	416
Eißler, Dr. Franz: Verbrecher	7,	339
Fleischauer, Senatspräsident im Reichsversicherungsamt Walter: Handle oder stirb! Das Mittel zur Bekämpfung von Teuerung und Wohnungsnot	1,	1
Freye, Dr. Karl: Der neue Träger des Volks-Schillerpreises	6,	278
Freye, Dr. Karl: Zu Jean Pauls hundertundfünfzigstem Geburtstag	12,	566
Friedemann, Traugott-Fritz Lychow): „Deutsche Meisterprosa." Ein Lesebuch von Eduard Engel	12,	580
G. Cl.: An der Wiege des Königreichs Rumänien Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten	8,	345
G. Cl.: Parlamentsmisere — Regierungsmisere!	7,	328
G. Cl.: „Unfertige Gedanken", von Adolf Groth	1,	47
Genfel, Reinhold: Alt-Berlin	10,	486
Goebel, Otto: Der König von Sachalin. Ein russisches Verbrecherschicksal	2,	86
Goebel, Dr. Otto: Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert. 4. Band, von Geh.-Rat Prof. Dr. A. Miethe	13,	630
Goebel, Otto: „Zwei Seelen", von Wilhelm Speck	2,	103
Goldstein, Moritz: Das Groteske	4,	180

	Heft	Seite
Goldstein, Moritz: Das Wertproblem	13,	598
Goltermann, Gerichtsassessor Dr.: Zur Entvölkerungsfrage. Eine Studie aus Frankreich	12, 542; 13,	620
Haarhaus, Julius R.: Ziele und Ergebnisse der Naturschutzbewegung	1,	33
Hachtmann, Dr.: Kurt Münzer	2,	94
Hagen, Maximilian von —: Bismarcks Stellung zum Auswanderungsproblem	1,	24
Havenstein, Dr. Eduard: „Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht", von Betelamp, und „Schule und soziale Erziehung", von Karl Muthesius	2,	100
Hofer, Klara: Hebbel und Heine	11,	516
Hohenemser, Dr. R.: „Johannes Brahms", von Florence May	4,	196
Jentsch, Carl: Der Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit, von Dr. Julius Wolf	1,	45
Jentsch, Carl: Die Welt als Asien und Europa	6,	291
Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Deutschen in Rumänien	9,	407
Kekule von Stradonitz, Dr. Stephan: „Die fremde Rasse im Deutschen Offizier-Korps"	5,	244
Kekule von Stradonitz, Dr. Stephan: „Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprungs." 1. Jahrgang (vgl. 1912, 27, 29, 31, 32, 34, 38, 42)	2,	99
Klumker, Professor Dr. Chr. J.: Die Berufsvormundschaft als Organisationsform des Kinderschutzes	6,	259
König, Dr. jur. Carl: Schutz dem Rechtsanwaltsstande	7,	340
Köpp, Fritz: Der alte Bidgar	7,	335
Köpp, Fritz: Sklave	5,	243
Krickeberg, Karl: Briefe aus Trebeldorf 4, 172; 5, 227; 6, 272; 7, 321; 8, 370; 9, 419; 10, 472;	11,	521
Larsen, Max: Im alten Serail von Stambul	3,	132
Levy-Suhl, Dr. med.: „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten", von Professor Sigm. Freud	5,	246
Linde, Dr. rer. pol. Max: Deutschland und die Erschließung Chinas 4, 156;	5,	219
L. M., Dr.: Für oder wider die innere Kolonisation?	8,	360
Maaß, Dr. L.: Die Träger der inneren Kolonisation in Preußen	10,	448
Marck, Dr. Fried: Hellerau	4,	198
Märten, Lu: Vincent van Gogh	5,	237
Massow, Wilhelm von —: Der Präsident der französischen Republik (Poincaré)	7,	297
M., Dr.: Arbeiter als literarische Kritiker	7,	313
Mell, Max: „Kreise". Gedichte von Friedrich Kayßler	13,	630
Mell, Max: „Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi" von Rudolf G. Binding	13,	631
Meßlény, Privatdozent Dr. Richard: Chamberlains Goethe	10,	441
Meßlény, Dr. Richard: Die jungen Schweizer (Buchbesprechungen). Vgl. auch 1912, IV	4,	191
Meyer, Dr. D.: „Aus stillen Städten der Mark Brandenburg" und „Potsdam mit den königlichen Schlössern und Gärten"	3,	151
Meyer, Dr. D.: „Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus", von Paul Joachimsen	12,	582
Meyer, Dr. D: Geschichtsphilosophische Betrachtungen	6,	289
M. G.: „Gedichte", von Karl Freye	13,	630
M. K.: „Hypnose, Suggestion und Erziehung", von Dr. Carl Picht	12,	581
Mogk, Walther: Monismus und Sozialdemokratie	8,	390
Momos: Etwas über die Ära Cassirer	8,	378
Müller, Hans von: E. T. A. Hoffmanns Werke	9,	433
Nadir: Die Engländer in Indien 2, 75;	11,	500; 12, 558
Nübling, Landtagsabgeordneter Dr.: Zur Frage der Deckung der neuen Heeresvorlage	13,	629
Oldendorff, Oberlehrer P.: Über die Gründung eines Instituts für Jugendkunde	10,	484
O. O. S.: Fideikommißreform	9,	438
Peschke, Dr. jur. et rer. pol. Kurt: Der Entwurf eines deutschen Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche	4,	190
Plotke, Georg J.: Weihe der Kraft	13,	598
Pollatz, Gymnasiallehrer Manfred: Weibliche Leitung höherer Mädchenschulen	13,	617
Rauh, Kreisschulinspektor Dr. phil. Sigismund: Philologenvorbildung	13,	614
Reck-Malleczewen, Dr. Fritz: Alte und neue Hamletforschung	9,	426
Reck-Malleczewen, Dr. Fritz: Grundsätze moderner Ringinszenierung	3,	138
Ritter, Dr. Gerhard: Der deutsche Idealismus in der geistigen Entwicklung Thomas Carlyles	3,	112
R. M.: Bücher über schweizer Kunst	11,	534
Rommel, Oberlehrer Friedrich: Die Schule des Lebens	13,	606
S.: „Das Zeitalter der Renaissance". 1. Serie Band IV: Alfonso der Erste, Ferrante der Erste von Neapel	3,	152
Schacht, Dr. Roland: Schule und Kunsterziehung	8,	353
Schacht, Dr. R.: Zur Reform unserer Rechtschreibung	8,	389
Schellenberg, Ernst Ludwig: Nacht	9,	430
Schellenberg, Ernst Ludwig: Neue Lyrik (Buchbesprechungen)	6,	293
Schellenberg, Ernst Ludwig: Novellen von Jens Peter Jacobsen	9,	436
Schellenberg, Ernst Ludwig: Sämtliche Werke von Jens Peter Jacobsen	9,	436
Schiele, G. W.: Von einer neuen und anderen Sozialpolitik	7,	304
Schurig, Hermann: Was ist der Krieg?	7,	336
Sontag, Landrichter Dr. Ernst: Der Bucketshop	5,	214
Sontag, Landrichter Dr.: Der Mißbrauch des vereinbarten Gerichtsstandes	11,	531
Sontag, Landrichter Dr. Ernst: Presse und § 193 Strafgesetzbuches	10,	458
Sontag, Landrichter Dr.: Richten nach Recht und nach Gnade	5,	248
Spectator: Amerikanisches	12,	573
Spectator: Geldnot	10,	480
Spectator: Politik und Wirtschaft 3, 105; 4, 185;	6,	284
Spiero, Dr Heinrich: „Wiltfeber, der ewige Deutsche", von Hermann Burte	7,	343
Stählin, Dr. Karl: Die hamburgische Universitätsvorlage	4,	153
Stammler, Dr. Wolfgang: „Aufsätze und Vorträge", von Dr. S. Singer	4,	193
Stammler, Dr. Wolfgang: Literarhistorisches aus der Ostmark	12,	577
Stapel, Dr. Wilhelm: Vaterländische Jugendschriften	9,	401
Tychow, Fritz: „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" von Fritz Mauthner	8,	389
Tychow, Fritz: „Der erste Sprachunterricht im Rahmen der Lebenserziehung", von D. Dr. Friedrich Zimmer	2,	102
Tychow, Fritz: „Des Freiherrn von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte", von Gustav Gugitz	4,	194
Wagner, Rudolf: Kolonialer Fortschritt im Jahre 1912	9,	393
Warstat, Dr. W.: Das Symbol im Kulturleben	1,	40
Werner, Hermann: Der konservative Staatsbegriff in Hebbels Dramen	11,	532
W. F.: Stützpunkte und Überseetelegraphen	8,	381
Woellwarth, Albrecht Freiherr von —: Londoner Brief	5,	201
Wolff, Neue Molière-Übersetzungen	7,	330
Wuttig, Dr.: F. W. Raiffeisen	12,	551
*: Otto Ludwig	7,	343
*: Verfahren gegen Jugendliche	7,	342
O: Neu-Kamerun	6,	269

UNIV. OF CALIFORNIA

Handle oder ſtirb!

Das Mittel zur Bekämpfung von Teuerung und Wohnungsnot

Von Walter Fleiſchauer, Senatspräſident im Reichsverſicherungsamt in Berlin

In der Sitzung des preußiſchen Abgeordnetenhauſes vom 13. Dezember 1912 hat der freikonſervative Abgeordnete Dr. Otto Arendt gelegentlich der Begründung ſeiner Interpellation über die Notſtände des ſtädtiſchen Realkredits ausgeführt, die Taxe der Grundſtücke dürfe nicht einen Wert an ſich, ſondern müſſe lediglich einen Beleihungswert **feſtſtellen und dieſer Beleihungswert ſollte von öffentlichen Inſtituten anerkannt werden.** Eine nähere Begründung der Forderung gab Herr Arendt nicht. Aber, da er die Feſtellung eines **bleibenden** Beleihungswertes fordert, ſo erweiſt ſich der Boden im deutſchen Volke als vorbereitet für eine Erörterung der Vorſchläge, die im folgenden der Öffentlichkeit übergeben werden, nachdem die Handſchrift ſelbſt mehr als ſechs Monate zurückgehalten wurde.

Trotz des heutigen in ſeinen Urſachen noch nicht klar erkannten und deshalb in ſeiner Dauer noch zweifelhaften Rückganges der Geburten findet im Deutſchen Reiche eine ſtarke Zunahme der Bevölkerung ſtatt. Dadurch ſteigt die Nachfrage nach Grund und Boden, nach Wohnungen und Werkſtätten, dadurch ſteigt deren Preis, ſteigt auch der Preis der landwirtſchaftlichen wie der gewerblichen Erzeugniſſe. Die Folge iſt eine allgemeine Verteuerung der Lebenshaltung. Freilich iſt dieſe auch in Zuſammenhang zu bringen mit der Steigerung der Wohlhabenheit aus allen Quellen nationalen und internationalen Erwerbslebens, die wiederum ein Steigen der Anſprüche, ſelbſt der Arbeiter, zur Folge hat, wodurch dann wieder ein preistreibendes Element in unſer Leben hineingetragen wird.

Auf die Frage, wie hoch der Anteil der Bodenpreiſe an der allgemeinen Tendenz zur Teuerung im Verhältnis zu den anderen Faktoren zu bemeſſen

ist, gibt es eine wissenschaftlich einwandfrei begründete Antwort noch nicht; er gilt aber allgemein als wesentlich. Die Erfahrung lehrt, daß nicht die gesteigerte Nachfrage allein den Bodenpreis hebt, daß vielmehr auch äußere, mit dem Boden als solchem nicht zusammenhängende Momente mitwirken, namentlich Stärke und gute Wirtschaft des Reiches, des Staates und der Gemeinden, und daß die gemeinschaftliche Gesamtwirkung nur möglich wird durch die für den Grund und Boden geltenden Rechtsverhältnisse. Die Dinge haben sich schon so zugespitzt, daß von einer Wohnungsnot gesprochen werden darf, unter der Mieter und Vermieter in gleicher Weise leiden. Das Wohnen ist eine der ersten Notwendigkeiten für den Menschen, der dafür zur Verfügung stehende Grund und Boden ist aber beschränkt, so daß bei der Steigerung der Nachfrage hohe und wirtschaftlich unrichtige Grundstückspreise gefordert werden können und unter dem Druck der Lebensverhältnisse auch bezahlt werden.

Die Zunahme der Bevölkerung bewirkt durch diese Preissteigerung eine Bereicherung eines verhältnismäßig kleinen Teiles von Grundbesitzern in Stadt und Land über das Maß des Verdienstes hinaus, das durch ihre Arbeit, durch die von ihnen gezahlten Löhne und das aufgewendete Kapital gerechtfertigt sein würde. Diese Grundrente, die in Form einer Wertsteigerung bei Verkäufen von Grund und Boden hervortritt und oft nach nicht langer Zeit das Vielfache des Erwerbspreises beträgt, ist somit ein Erzeugnis des Zusammenwirkens der Zunahme der Bevölkerung mit anderen in der Allgemeinheit vorhandenen politischen und wirtschaftlichen Faktoren. Deshalb wollen die modernen Bodenreformer sie von den Grundbesitzern der Allgemeinheit zurückgewinnen.

* * *

Die Aufgaben, welche sich die Staatspolitik in bezug auf die Bodenreform im weiteren Sinne gesetzt hat, haben zu den verschiedenen Zeiten stark gewechselt. Ein Überblick über die bisher ergriffenen staatlichen Maßnahmen zeigt die ungeheure Schwierigkeit der zu bewältigenden Fragen. Der oberste Zweck war immer, die Intensität der Bodenbewirtschaftung zu fördern.

Die Stein-Hardenbergschen Reformen schritten zur unentgeltlichen Abschaffung des Obereigentums des Gutsherrn wie des Erbpächters und machten die bisherigen Einsassen zu freien Eigentümern, unter schwerem Eingriff in das Privateigentum und indem sie die schwach gewordenen Gebilde historischer Entwicklung zum Segen des Staates umgestalteten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde diese Regulierung vervollständigt und zugleich werden zahlreiche auf guts- und grundherrlichen Verhältnissen beruhende bäuerliche Lasten ohne Entschädigung abgelöst, Erbpacht in volles Eigentum verwandelt und für die Zukunft verboten. Schon seit Friedrich dem Großen ist gleichfalls in freiheitlichem dezentralisierendem Sinne an der Teilung der ländlichen Gemeinheiten, besonders an Weide- und Forstgemeinschaften, Torfmooren und kulturschädlichen

Servituten gearbeitet worden und der Staat machte zeitweise selbst vor dem Gemeindeglieder- oder Bürgervermögen nicht Halt. Auch dabei erfolgten schwere Eingriffe in das Privateigentum, da jeder Miteigentümer, Eigentümer und Servitutberechtigte antragsberechtigt und die Einwilligung des zuständigen Fideikommißanwärters oder der Hypothekengläubiger nicht erforderlich war. So schuf man kleine, lastenlose, freie, aber auch schutzlose Besitzer, mobilisierte den Grund und Boden, machte ihn zur Ware, wie eine bewegliche Sache und legte somit auch zugleich den Keim einerseits für die Wiederaufsaugung der kleinen Besitzer durch die großen und andererseits für die Zersplitterung des Grundbesitzes bis zur Unwirtschaftlichkeit. Überschuldung sowie eine unerwünschte Unseßhaftigkeit der Landbevölkerung war eine Folge davon.

Die Reaktion hiergegen konnte nicht ausbleiben; sie setzte bei der Kolonisation mit Hilfe von Rentengütern ein. Daneben suchte man den Landbesitz wenigstens der Familie zu erhalten durch Schaffung von Höferrecht und Anerbenrecht, förderte nach Kräften die Gewährung öffentlichen billigen Kredits, strebte ebenfalls schon seit Friedrich dem Großen nach Einführung einer Verschuldungsgrenze, führte in dem Bürgerlichen Gesetzbuch das Erbbaurecht wieder ein, suchte durch eine Umsatzsteuer (Immobiliensstempel) wohl auch die Beweglichkeit des Grundbesitzes zu hemmen und schließlich wurde die Grundrente unmittelbar durch Einführung einer Reichswertzuwachssteuer, für die die Bodenreformer die öffentliche Meinung herangebildet hatten, getroffen. In neuester Zeit will man die Zahl kleiner Besitzer durch Zerschlagen von Domänen vermehren. Demselben Ziel dient die Urbarmachung der weiten Moor- und Ödländereien.

Neben diesen staatlichen Versuchen stehen die Bestrebungen der Sozialdemokratie, die auf Kommunismus in Grund und Boden wie beweglichem Kapital und auf Reglementierung der gesamten Produktion gerichtet sind.

Auch die Gemeinden sind auf dem Gebiete der Bodenreform nicht untätig geblieben. Man hat Gemeindemietshäuser gebaut und billig zu vermieten gesucht. Man hat für die Gemeinden größere Ländereien erworben und sie in Erbbaurecht ausgetan. Die besonders weitblickend verwaltete Stadt Ulm hat die im Umkreise der Stadt aufgekauften ausgedehnten Länderstrecken ohne Erbbaurecht zu freier Verfügung mit Amortisation des Kaufpreises verkauft, aber unter Statuierung eines hundertjährigen Wiederkaufsrechts zum ursprünglichen Preise. Andere Gemeinden haben schon längere Zeit die Wertzuwachssteuer eingeführt, welche den unverdienten Gewinn treffen soll, wie er in dem Unterschiede zwischen Erwerbspreis und Verkaufspreis hervortritt, und die Marineverwaltung hat in Kiautschou auf diesem Gebiete den weitesten Schritt getan, indem sie den Käufern des von ihr vergebenen Landes die Verpflichtung auferlegt, im Falle des Weiterverkaufs von der Wertsteigerung $33^1/_3$ vom Hundert an sie abzugeben, sich selbst aber ein Vorkaufsrecht zum ursprünglichen Verkaufspreise vorbehält. Die von vielen Gemeinden eingeführte Grundwertsteuer

dient demselben Zwecke. Sie erschwert die künstliche spekulative Zurückhaltung unbebauten Bodens von der Bebauung, indem sie verhütet, daß solche unbebaut liegenbleibenden städtischen Grundstücke wie bisher nach ihrem geringen Nutzungswert versteuert werden, und indem sie diese Grundstücke nach ihrem oft bedeutenden gemeinen Werte trifft.

Doch mit allen diesen Maßnahmen ist es nicht getan: die Bodenreformer empfehlen dauernd eine große Zahl kleiner und großer Mittel, um der Verteuerung des Bodens vorzubeugen (die Ausdehnung des Enteignungsrechts für die Gemeinden zur Landbeschaffung für Zwecke der öffentlichen Wohlfahrt, Einführung einer Verschuldungsgrenze bis zur Hälfte des wirklichen Wertes, Umwandlung der kündbaren Hypotheken in unkündbare amortisierbare, dazu ein allgemeines Vorkaufsrecht des Staats und der Kommunen bei Zwangsversteigerungen), und wie der kürzlich im Reichstage gestellte entsprechende Antrag der nationalliberalen Abgeordneten Bassermann und Schiffer zeigt, haben sie mit ihren Bestrebungen Erfolg.

Alle diese staatlichen, gemeindlichen und wissenschaftlichen Bestrebungen lassen sich in folgende Gruppen teilen:

1. Zurückgewinnung des ganzen Grundeigentums vom Grundbesitzer und Verteilung des Landes an kleine Besitzer mit freiem Eigentum.
2. Schutz des freien Eigentümers vor Verschuldung.
3. Erhaltung des Grundeigentums für die Familie.
4. Neuerdings Schaffung von Großgrundbesitz in der Hand des Staates und der Gemeinden zum Zwecke der Schaffung von billigeren und gesünderen Wohnungen, von Erbbaurechten und beschränkt verfügungsfreien Eigentümern.
5. Zurückgewinnung der unverdienten Grundrente durch Besteuerung.

Diese Maßregeln können segensreich wirken und werden unter den heutigen Verhältnissen auszubauen sein. Aber alle die großen und kleinen Mittel haben das anzustrebende Ziel, die Zurückgewinnung der Grundrente für die Allgemeinheit, noch nicht entfernt erreicht und können es wohl nicht erreichen. Die Teuerung schreitet deshalb unaufhörlich fort, sie belastet die gesamte Lebenshaltung auch desjenigen, der seinen Grundbesitz teuer verkauft hat. Wie wenige Gemeinden werden imstande sein, weite Ländereien zu kaufen, und wie wenige von diesen werden den von den Bodenreformern erhofften Gebrauch von ihrem großen Grundbesitz machen können! Das Verhalten des viel stärkeren Forstfiskus lehrt noch in neuester Zeit, daß nicht einmal er, der größte Grundbesitzer des preußischen Staates, unter den heutigen Verhältnissen darauf verzichten kann und als Staatswirt auch nicht darauf verzichten will, seine Ländereien mit möglichstem Nutzen an einzelne Gemeinden oder kommunale Verbände zu verkaufen, und die Gemeinden werden in schwierigen Zeiten bei sich bietender Gelegenheit mit ihrem Großgrundbesitz

nach denselben Grundsätzen verfahren und ihre bodenreformerischen Grundsätze fallen lassen müssen.

Verstaatlichung und Kommunalisierung des Grund und Bodens sind eben keine Begriffswesenheiten, sondern nur Schlagworte, höchstens Rahmen eines Programms. Anhäufung von Grundbesitz in einer mächtigen Hand kann gut oder schlecht wirken, je nach den Nebenumständen, unter denen es geschieht. Vergangene Jahrhunderte wissen von Latifundienwirtschaft und von dem Besitz der toten Hand nicht viel Gutes zu erzählen. Der Geist der Verwaltung des Besitzes ist das Entscheidende. Aber die Personen wechseln und der Zwang der äußeren Verhältnisse ändert sich. Weil deshalb für lange Zeiträume, besonders für Zeiten wirtschaftlicher Bedrängnis, betreffs der Gemeinnützigkeit der Verwaltung Garantien nicht gegeben werden können, so handelt es sich bei der Verstaatlichung und Kommunalisierung um ein gefahrvolles Experiment, das leicht gerade das Übel wird begünstigen müssen, gegen welches es sich heute richtet.

Schließlich werden auch staatlicher und kommunaler Grunderwerb doch nur einen kleinen Teil des ungeheuren Gebiets des Deutschen Reiches besseren Zuständen entgegenführen können, wenn schon sie ihrem Ziele überhaupt treu zu bleiben vermögen. Die prozentuale Verschuldungsgrenze folgt der Wertsteigerung, kann also im Verhältnis zum Ertrage eine Überschuldung gestatten, vor der auch die unkündbare Amortisationshypothek — die zudem immer unbeliebter wird — nur einen schwachen Schutz bieten wird, da sie ebenfalls dem gemeinen Werte folgen und zudem nur für einen höheren Zinsfuß zu haben sein wird, als eine kündbare Hypothek. Reich, Staat, Gemeinden nehmen jetzt, wie Private einschließlich der künstlich angesetzten Kolonisten, als Grundbesitzer an der allgemeinen Wertsteigerung des Bodens teil, auch in den zur bloßen Benutzung fortgegebenen Ländereien.

Die Maßregeln zur Verhütung der Verschuldung dienen der Freihaltung der Grundrente als Steuerquelle. Die Besteuerung der Grundrente wird zu dem gleichen Zwecke schonend angesetzt, die Wertzuwachssteuer erreicht höchstens 30 vom Hundert der Wertsteigerung, ja selbst in Kiautschou nur $33^1/_3$ vom Hundert.

Also das allgemein anerkannte Übel des Fortschreitens der Teuerung bleibt allen diesen Maßregeln zum Trotz bestehen. Man findet sich damit ab und sucht nur in Staat und Gemeinden davon zu profitieren und tut das alles der Freiheit der Entwicklung zuliebe. Und doch hat man in diese Freiheit der geschichtlichen Entwicklung vermittelst der vorher erwähnten großen Gesetze in schwerster Weise und zwar zum Segen des Staates eingegriffen, in das Privateigentum wie in die Realrechte, und selbst eine Beschränkung der persönlichen Freiheit gutgeheißen, wie sie in dem Erbbaurecht und in der Verschuldungsgrenze liegt. Freilich galten die von der Gesetzgebung betroffenen Eigentumsrechte als überlebt und abgestorben. Aber wie wenig sie das waren, das zeigt

sich gerade darin, daß die früheren Besitzer ohne jene gesetzlichen Eingriffe die späteren Wertsteigerungen des Bodens gewonnen haben würden.

* * *

Die Grundlage für die seitherigen Bestrebungen selbst der modernen Bodenreformer bildet das Dogma, daß die Grundrente ein natürliches, unaufhaltsam steigendes Produkt des allgemeinen Fortschritts sei. Wenn aber dieses Dogma fortdauernd in weiterem Umfange schwere nationale Übelstände erzeugt, wenn wir in unserem eigenen Fett ersticken, so kann es nationalwirtschaftlich nicht richtig sein, an ihm festzuhalten oder es doch unbeanstandet zu lassen. Es muß sich also darum handeln, dieses Dogma einer Revision zu unterziehen und zu forschen, ob nicht die Schaffung eines besseren Zustandes nötig und möglich ist.

Ein hierzu brauchbares Mittel ist die dauernde Festlegung des Wertes des nackten Grund und Bodens auf die Höhe des gemeinen Wertes, den die Bodenfläche eines jedes unbebauten oder bebauten im Deutschen Reiche belegenen Grundstücks an einem bestimmten Tage hätte. Bei land- und forstwirtschaftlichen Grundstücken würde zur Bemessung des gemeinen Wertes neben dem Kaufpreis der möglichst frei zu schätzende Ertragswert zu berücksichtigen sein.

Zur Feststellung des gemeinen Wertes wäre auf jedem Grundbuchblatt zu vermerken, welchen Marktpreis die Quadratrute des betreffenden Grundstücks an dem durch Reichsgesetz bestimmten, aus naher Vergangenheit oder naher Zukunft zu wählenden Kalendertage hatte. Dieser Wert des Areals wäre für alle Zukunft als Höchstpreis bei allen rechtlichen Verfügungen über das Grundstück reichsgesetzlich maßgebend. Zuwiderlaufende Rechtshandlungen und Umgehungen wären für nichtig zu erklären, das Zuvielgezahlte müßte zurückgefordert werden können. Die Gebäudewerte würden entsprechend den Herstellungskosten und dem Maß der Abnutzung neben dem Bodenwert ihren eigenen Preis haben. Auch für Meliorationen landwirtschaftlicher Grundstücke würde nur der Wert der dazu aufgewendeten Arbeitsleistung und Materialien vergütet werden. Den Verminderungen des Wertes durch Deterioration, z. B. Versumpfung oder Versandung, Verschlechterung der Verkehrslage usw. hätte der Preis natürlich zu folgen.

Vor den Grundstücken, die sich im Besitz des Reiches, des Staates, der Gemeinden und der Kirche befinden, dürfte die Reichsbodennormaltaxe nicht Halt machen, da deren Wertsteigerung ebenso schädlich auf die Gesamtheit wirkt, wie die der Privatgrundstücke.

An der unmittelbaren Durchführbarkeit dieses Gedankens scheint man nicht zweifeln zu dürfen. Der gemeine Wert der Grundstücke ist bereits dem preußischen Kommunalabgabengesetz vom 14. Juli 1893 (cf. das Gesetz zur Deklarierung des Kommunalabgabengesetzes vom 24. Juli 1906), wie dem preußischen Kreis- und Provinzial-Abgabengesetz vom 23. April 1906, dem preußischen Ergänzungssteuergesetz vom 19. Juni 1906 wie dem Reichszuwachssteuergesetz auch betreffs der Bergwerke eine Grundlage. Die Katasterämter

besitzen bereits Katasterbücher, in denen zum Zweck der Ergänzungssteuerveranlagung die Ergebnisse der Einschätzung der sämtlichen Grundstücke ihres Bezirks zum gemeinen Wert enthalten sind. Der Wert der bebauten Grundstücke erscheint dort freilich nur einheitlich. Um zu seiner Schätzung zu gelangen, muß aber der gemeine Wert des Grund und Bodens getrennt von dem der Gebäude geschätzt werden. Der Schätzungswert wäre also für den Zweck der Bodentaxe durch getrennte Niederschrift der beiden schon jetzt getrennt zu ermittelnden Faktoren ohne große Umstände feststellbar. Die zu staatlichen Taxämtern auszugestaltenden Katasterämter oder andere ihnen entsprechende Ämter würden also zur Lösung der Aufgabe imstande sein. Die Durchführung der Bodenwertsermittlung für den Zweck der Reichsbodentaxe würde in diesen Erfordernissen zusammentreffen mit den dringenden Postulaten, welche die moderne Entwicklung des Hypothekenwesens erhebt. Auch dort steht in erster Linie die Einrichtung staatlicher Taxämter und die Ermittlung des gemeinen Wertes des Grund und Bodens auch der bebauten Grundstücke.

Ein Ertragswert der land- und forstwirtschaftlichen Grundstücke ist der zu § 11 des Ergänzungssteuergesetzes gebildeten Praxis ebenfalls bereis bekannt.

* * *

Die allgemeine wirtschaftliche und politische Wirkung einer feststehenden Reichsbodentaxe auch nur einigermaßen abzuschätzen, ist ungeheuer schwierig. Der Widerstand vieler Grundbesitzer und vieler Hypothekengläubiger, ja der Gemeinden und des Staats gegen ihre Einführung ist zu erwarten. Die Frage ist aber, ob die Gründe dieses Widerstandes absolut durchschlagend sind und ob ihnen nicht ein allgemeines Interesse gegenübersteht, so stark, daß allmählich ein völliger Umschwung der öffentlichen Meinung zu erhoffen und möglich wäre.

Die Bedeutung der Bodentaxe läge wohl vor allem darin, daß sie das jetzt für die Preisregulierung geltende allgemeine Gesetz von Angebot und Nachfrage für den Grund und Boden ausschalten würde. Aber das wäre nichts Unerhörtes insofern, als sich bereits heute aller gebundene Grundbesitz (Domänen, Fideikommisse, Erbbaurechte, der Besitz des Käufers von der Stadt Ulm) bis zu einem gewissen Grade in der gleichen Lage befindet. Es würde sich also insoweit nur um die Ausdehnung eines Zustandes handeln, der für weite Länderstrecken bereits ohne erkennbare wirtschaftlich schädliche Wirkungen besteht. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die freie Gestaltung der Bodenpreise durch Angebot und Nachfrage nicht etwa ein nationales Gut erzeugt, daß vielmehr die Werte nur aus der Tasche des deutschen Käufers in die Tasche des deutschen Verkäufers wandern, wo nicht Ausländer mitwirken. Was der eine gewinnt, verliert der andere und der Verlust wird ins Unermeßliche gesteigert durch den Umstand, daß er sich nicht auf den Käufer beschränkt, sondern die Ursache zu neuen Verlusten wird, die den an dem Kauf völlig unbeteiligten

Konsumenten aller Gebrauchsartikel aufgezwungen werden. Bei der fortwährenden Steigerung der Bodenpreise werden lediglich immer größere Summen nutzlos in den Boden versenkt und allgemeinen Zwecken entzogen. Es ist nicht erkennbar, wie die Beseitigung dieses Zustandes schädlich auf die Nationalwirtschaft wirken sollte.

Bekannte neuere Berechnungen des Nationalvermögens, vorgenommen zum Erweis der Stärke Deutschlands im Vergleich zu anderen Nationen, haben freilich den Wert des deutschen ländlichen und städtischen Bodens auf etwa 100 Milliarden geschätzt und dabei den vollen Kaufpreis in Rechnung gestellt. Vom Standpunkt dieser Schätzung aus würde die Bodennormaltaxe allerdings eine Niederhaltung des Nationalvermögens bedeuten. Aber es kann wohl zweifelhaft sein, ob die Tatsache, daß der Deutsche den Grund und Boden sehr teuer bezahlen muß, wirklich ein Moment pekuniärer Stärke darstellt und nicht vielmehr ein geldverzehrendes Moment der Schwäche, ja, ob man sich bei jener Berechnung unserer nationalen Stärke nicht auf den Bodenertrag, und diesen nicht einmal kapitalisiert, sondern in seinem Jahresdurchschnittswert, zurückziehen müßte. Jener Kaufwert von 100 Milliarden dürfte nur imaginär sein. Jedes einzelne Grundstück hat freilich ebenso wie ein größerer Komplex von Grundstücken einen Kaufpreis. Die Summe aller Grundstücke aber, das ist das Gebiet des Deutschen Reiches, hat keinen Kaufpreis, da sie nicht feil stehen und keinen Käufer haben können. Auf dem internationalen Markt kann aber der Verkauf von Grund und Boden im Verhältnis zu dem ganzen Gebiet des Reichs nur eine verschwindende Rolle spielen, Zeiten wie die des Napoleonischen Länderschachers werden ja hoffentlich nicht wiederkehren. Es scheint also, daß, im Unterschied von der inländischen Steuergesetzgebung, für internationale Vergleiche der zumal bei kriegerischen Verwicklungen gar nicht zu realisierende Kaufwert des Grund und Bodens außer Ansatz bleiben muß. In dieser Beziehung mag auch darauf hingewiesen werden, daß in jenen bekannten Berechnungen der Grund und Bodenwert der Kolonien und Indiens nicht in Ansatz gebracht worden ist. Eine verschiedene Behandlung des dortigen Grund und Bodens von dem des Mutterlandes dürfte aber kaum gerechtfertigt sein. Die Stärkeverhältnisse Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens würden aber bei Berücksichtigung der kolonialen und indischen Bodenwerte wesentlich anders erscheinen und es würde sich wohl zeigen, daß das ungeheure Überwiegen der Bodenwerte auf seiten Englands den wirklichen Machtverhältnissen nicht entspräche. Die Stärke einer Nation durch ihr Vermögen ausgedrückt besteht eben nur in dem Sinne, von dem, was sie mit dem Vermögen zu leisten vermag. Das wird aber beim Grund und Boden nicht durch seinen Kaufwert, sondern durch seinen Ertrag bestimmt. Auch bei der Gewährung von Kredit an den Staat wird der Kaufpreis des Staatsgebiets schwerlich und nur höchst bedingt in Rechnung gestellt werden können. Nach alledem scheint für die Nationalwirtschaft auch vom internationalem Standpunkte aus kein

Interesse an der beständigen Bodenwertsteigerung zu bestehen und deren Niederhaltung durch die Bodennormaltaxe scheint danach auch in dieser Beziehung unschädlich zu sein.

* * *

Der vorgeschlagene Eingriff ist auch vielleicht nicht so tiefgreifend wie der der großen Agrargesetze oder des Zuwachssteuergesetzes, denn er nimmt keinen Gegenstand aus dem Besitz, kein Geld aus der Tasche. Ferner bliebe die persönliche Freiheit gewahrt, jedes Monopol würde vermieden, das Machtverhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer würde nicht verschoben, der Grund und Boden würde nicht dem Verkehr entzogen, wie es bei dem gebundenen Grundbesitz und bei dem festgehaltenen Gemeindebesitz der Fall ist und wie es gar bei der Verstaatlichung des Bodens der Fall sein würde. Der jetzige Besitzer behielte alles, was er bis zum Taxtage erworben hätte, er verlöre lediglich die Hoffnung auf den Gewinn, den er nicht selbst erarbeitet, das ist der Gewinn aus einer künftigen Bodenwertsteigerung. Dafür tauschte er aber erhebliche Werte ein. Denn er nähme teil an der relativen Verbilligung der allgemeinen Bodenpreise für den Fall, daß er wo anders Boden kaufen wollte, und an der Abnahme der allgemeinen Teuerung der Produktion und Lebenshaltung, die eine allmähliche Folge des Aufhörens des Steigens der Bodenpreise nach dem oben Gesagten sein müßte. Verändert würde allerdings die heutige Stellung des Grundeigentümers durchaus. Denn der Grundbesitzer in Stadt und Land muß unter der Herrschaft der Bodentaxe aufhören, auf Vorteil bei dem Verkauf des Bodens zu spekulieren, er wird gezwungen, nur noch der Ertragswirtschaft zu leben. Dieser Zustand aber ist für den Landwirt der natürliche; denn sie bringt die ehrliche, hingebende und damit allein kulturfördernde Arbeit zu Ehren. Jene Spekulation ist dagegen durchaus kulturschädlich und in gleichem Maße antiagrarisch wie dem städtischen Grundbesitz feindlich, bei dem ihre gemeinschädliche Wirkung am deutlichsten hervortritt. Wird der Besitzer gezwungen, nur noch der Ertragswirtschaft zu leben, so befindet er sich in ähnlicher Lage wie der Pächter, der Fideikommißbesitzer, der Erbbauer auch heute schon tut und wie es selbst derjenige tun muß, der sich unter dem Wiederkaufsrecht der Stadt Ulm Gemeindeland von dieser gekauft hat. Ein Zurückschrauben auf eine unvollkommene Kulturstufe würde also darin nicht zu finden sein. Die Vermehrung der Erbbaurechtsgüter bildet ja heutzutage ein Ziel zahlreicher wissenschaftlicher und praktischer Volkswirte.

Auch in dieser Richtung würde also die Einführung der Bodennormaltaxe lediglich einen Zustand allgemein schaffen, der zu allen Zeiten und in weitem Umfange ohne jeden Nachteil für die unmittelbar Beteiligten bestanden hat. Die Landwirtschaft würde unter diesem Zustande nicht leiden, denn sie hängt neben der Konsumkraft der Gesamtheit ab von dem Maß der auf sie verwendeten Arbeit, nicht aber von dem Verkaufswert des Bodens.

Nationalwirtschaftlichen Wert hat nicht der Bodenwerte ersitzende Grundeigentümer, der sein Gut verpachtet, sondern der arbeitende und Werte schaffende Pächter. Obwohl die Pächter an der Bodenwertsteigerung nicht teilnehmen, sondern als Glieder der Allgemeinheit und oft auch in der Höhe der Pachtsumme lediglich unter ihr leiden, stehen sie an Fleiß, Interesse und Leistung, insbesondere an Verbesserung des Bodens wie der Wirtschaftsgebäude, hinter keinem selbstwirtschaftenden Gutsbesitzer zurück. In der Provinz Sachsen z. B. sind auf den Domänen Musterwirtschaften zu finden. Nur untüchtige Pächter vernachlässigen jetzt das Pachtgut gegen Ende der Pachtzeit, und vor der Verallgemeinerung analogen Verhaltens der Eigenbesitzer wegen des Fortfalls der Bodenwertsteigerung würde wohl die Notwendigkeit der Selbsterhaltung schützen.

Die Psyche der Bodenbewirtschaftung steht also der Beseitigung der Steigerung des Bodenwertes nicht entgegen. Es ist deshalb nicht zu befürchten, daß die Landwirte von der Melioration des Bodens deswegen abgehalten werden würden, weil dadurch der Bodenwert nicht steigen würde, da ihnen ja beim Verkauf die für die Meliorationen an Arbeitslöhnen und Materialien gemachten Aufwendungen vergütet werden würden. Die mit der Bodennormaltaxe bezweckte Hauptwirkung aber würde die mit der Zeit immer mehr fühlbar werdende, im Verhältnis zur fortschreitenden Wohlhabenheit der Nation immer mehr hervortretende Verbilligung des im Preise stehengebliebenen Bodens sein. Im allgemeinen wird der Landwirt „billig" kaufen und pachten können, also hohen Ertrag haben, also der Gefahr der Verschuldung entsprechend weniger ausgesetzt sein. Er wird freies Geld haben für Verbesserungen, Errichtung von Gebäuden, für Beschaffung von Maschinen, für Steigerung der Intensität seiner Wirtschaft, wie für die Haltung von Weideplätzen (Viehhaltung). Verhindert würde durch die Reichstaxe auch die Überschätzung des Grund und Bodens zwecks Ausgabe von Pfandbriefen und Aufnahme zu hoher Privathypotheken. Infolge aller dieser Umstände würde einerseits der starke gegenwärtig vorhandene Anreiz zum Verkauf fortfallen, die Landbevölkerung würde also seßhafter werden, andererseits würden weite Ländereien gekauft, kultiviert, bewirtschaftet werden, um so eher, als die für Verkehrswege, Chausseen, Eisenbahnen, Kanäle nötigen Ländereien „billig" gekauft und demgemäß billig zur Benutzung gestellt werden könnten. Um die Städte würden weite Ländereien (Wälder) billig gekauft, dem Verkehr erschlossen und eventuell bebaut werden können. Die gewerbsmäßige Bautätigkeit würde nicht aufhören, sondern würde unter Verzicht auf die Bodenverkaufsgewinne durch eigene Ausnutzung der erschlossenen Grundstücke ihr Geschäft zu machen suchen. Wenigstens hat einer der erfolgreichsten Berliner Terraingesellschafter Georg Haberland in seinen „kritischen Betrachtungen zur Wertzuwachssteuer" nur diese Änderung des Wirkungskreises der Terraingesellschaften, nicht aber das Aufgeben des nützlichen, insbesondere der Melioration dienenden Teils ihres Geschäftsbetriebes, sogar für den Fall

in Aussicht gestellt, daß die Steuer eine hohe Belastung der Betriebe herbeiführen würde. Eine Belastung der Betriebe durch Geldentziehung würde aber durch die Bodentaxe nicht eintreten. Terrainspekulationen von der Art und Großartigkeit der Grunewaldkolonien würden ja vielleicht unterlassen werden, wenn nicht Millionen dabei verdient würden, nachdem ein Millionenrisiko getragen war. Aber auch derartige schöne und nützliche Anlagen könnten geschaffen werden, obwohl solche Bodengewinne nicht mehr winkten. Die Terraingesellschaften sind die Lehrmeister gewesen, an denen die schlafenden Kommunen gelernt haben. Durch den machtvollen Drang der Verhältnisse sind sie aber aufgerüttelt, sie müssen jetzt selbst Wälder und Wiesen der Umgebung kaufen, Bebauungspläne aufstellen, Trockenlegungen, Kanalisationen, Beleuchtungs- und Wasseranlagen einrichten und sie sind mit ihren heutigen technischen Kräften dazu befähigt. Im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege müssen sie weite Landstrecken unbebaut erhalten, andere auch in Rücksicht auf die reichen und wohlhabenden Eingesessenen im Villenstil bebauen, breite Zugangsstraßen anlegen usw., sie könnten also alle Aufgaben übernehmen, die bis jetzt von den Terraingesellschaften übernommen waren. Soweit dabei wirklichen Luxuszwecken gedient würde, könnten die Kommunen sich von den Ansiedlern die Kosten der gemachten Aufwendungen in nicht drückenden Formen erstatten lassen und dabei würden die Kommunen ohne Schaden, die Villenbesitzer aber erheblich billiger davon kommen, als heute bei den von den gewinnsuchenden Terraingesellschaften gestellten Bodenpreisen. Außerdem könnten bei wirklichem Bedürfnis der Reichen nach einer Villenkolonie die Interessenten sich auch zusammentun und mit gemeinsamen Mitteln von vornherein mit den Kommunen arbeiten. Immer würden die großen Gewinne der Terrainspekulanten erspart, außer dem „billigen" Grund und Boden würde nur die kulturell nötig werdende Arbeit bezahlt.

Die gewerbsmäßige Vermietungsspekulation, das ist die städtische Meliorations- und Ertragswirtschaft, würde einen Antrieb und keine Lähmung erfahren. Diese Frage nach der psychischen Wirkung der Beeinflussung nützlichen Unternehmungsgeistes ist ja mit in den Vordergrund zu stellen und deswegen mag hier einmal auf ein Beispiel eingegangen werden. Schmoller in seinem Grundriß Band 2 Seite 449 hat gewiß recht, wenn er für die Pioniere der Bautätigkeit besondere Gewinnmöglichkeiten fordert, die der Größe des Risikos des Geschäftes und dem Wagemut entsprechen. In dem von ihm angeführten Beispiel haben unternehmende Leute ein Haus am Hausvoigteiplatz in Berlin mit Erwerbs- und Baukosten für 2,2 Millionen Mark zu einem modernen Kaufhaus umgebaut und dabei eine Million Gewinn gemacht, weil die Mietergebnisse nun ein Kapital von 3,2 Millionen Mark verzinsten. Wäre nun der Preis des Grund und Bodens, der hier vielleicht mit einer Million Mark figuriert, vor etwa fünfzig Jahren durch Einführung der Bodennormaltaxe auf dem damaligen Marktpreis von etwa 200000 Mark festgelegt gewesen, so würden die Unternehmer ein um 800000 Mark geringeres Risiko gehabt haben und, um

den gleichen Gewinn von einer Million zu erzielen, würden sie der Allgemeinheit die Räume in dem neuen Verkaufshause um 800000 Mark billiger vermieten können. Die Geschäftstätigkeit der Bauunternehmer wie der mietenden Geschäftsleute wäre also überall erleichtert und gefördert. Arbeiterwohnungen würden leichter zweckmäßig hergestellt werden können, öffentliche Anlagen, der Besitz von Gärten würden leichter möglich, Gewerbe, Industrie und Handel fänden billiges Unterkommen, die gesamte Produktion würde billiger werden, der Hypothekenmarkt würde nach anfänglichen Erschütterungen in den verhältnismäßig wenig zahlreichen zu hohen zweiten Hypotheken, die in der Hoffnung auf Wertsteigerung gegeben wurden, eine gesunde Basis gewinnen, er würde in der Höhe der Einzelbeträge gegenüber der heutigen Erwartung beschränkt, und das wäre kein Schade, sondern wegen der Verminderung schweren Risikos der Hypothekenbanken und sonstiger Geldgeber ein Nutzen, aber durch Steigen der Nachfrage verbreitert und das wäre gleichfalls nützlich. Gewiß gibt es große Leistungen, die jetzt nur durch hohe hypothekarische Kapitalaufnahmen vollführt werden. Warenhäuser, prunkvolle Krankenhäuser, Theater und Wohnpaläste beruhen jetzt auf dieser Grundlage.

Aber es fragt sich, ob da nicht ein Scheinwesen vorliegt. Jetzt muß der Unternehmer und Grundeigentümer den Boden für einen ungeheuren Preis erwerben und die Zinsen für die Riesenhypothek aufbringen, die doch nur bis zu dreifünftel des Wertes beträgt. Wer solche Geschäfte in Zukunft machen wollte, würde dazu in den heutigen Verkehrszentren mit ihren jetzigen durch die Reichsbodentaxe festgelegten hohen Grundwerten genügend Gelegenheit haben. Unter der vollen Wirksamkeit der Reichsbodentaxe aber würden annähernd gleich zweckentsprechende Unternehmen viel leichter ausgeführt werden können, weil der Verringerung der Beleihungsgrenze die Verringerung des Bodenerwerbpreises mindestens die Wage halten würde. Überdies ist es fraglich, ob solche in höchstem Luxus ausgeführten Bauten vom sittlichen Standpunkte aus zu begrüßen und zu fördern sein würden, auch wenn sich herausstellen sollte, daß sie einer schädlichen nationalwirtschaftlichen Entwicklung ihr Dasein verdanken. Das gesamte Hypothekengeschäft würde von dem dem Taxwesen anhaftenden Krebsschaden befreit, oder doch nahezu befreit, denn ein Sinken des Bodenwertes unter die Reichstaxe wird selten eintreten. Der Staat würde bei jedem Grundstückserwerb sparen, öffentliche Verkehrswege und Gebäude würden billiger hergestellt werden können, die großen Verwaltungen der Eisenbahnen, der Post würden davon ihren Vorteil haben, in höherem Grade für den Verkehr und für ihre Beamten und Arbeiter sorgen können. Die Einkommensteuer würde höhere Erträge ergeben, da eine allgemeine Steigerung der Erträge eintreten und viel Kapital freibleiben würde, das jetzt in den Boden versenkt wird, die Gewerbesteuer und Gebäudesteuer wie die Umsatzsteuer würden steigen. Anderseits freilich würde das teilweise Stehenbleiben der Ergänzungssteuer und der allmählige Fortfall der Zuwachssteuer eintreten, die

sowieso anscheinend die auf sie gesetzten Erwartungen nur sehr mäßig zu erfüllen bestimmt ist, wie Strutz vorausgesagt hat.

Reich, Staat, Gemeinde und „Publikum", Handel und Industrie würden also anscheinend von der Bodennormaltaxe große Vorteile haben. An diesen würden auch die Grundbesitzer teilnehmen und diese würden keinen positiven Schaden, sondern nur den Ausfall einer Hoffnung erleiden, die nur für einen verhältnismäßig kleinen Teil von ihnen besteht und die, wenn das hier Gesagte richtig ist, vor den Interessen der Nationalwirtschaft weichen muß.

An Umgehungen des Gesetzes würde es nun freilich nicht fehlen. Der Grundbesitzer wird oft nur verkaufen wollen, wenn ihm außer dem Taxwert eine weit höhere Summe bar oder durch einfaches „Summenversprechen" mit Hilfe von Wechsel, Scheck, Überweisung usw. gezahlt wird. Anderseits wird der Käufer oft geneigt sein, seine Konkurrenz mit solchen Mitteln zu schlagen. Aber es läßt sich die Umgehungsmöglichkeit nur bedingt gegen einen Gesetzesvorschlag verwenden. Es sei nur an die Gesetze betreffend die Stempelabgaben und Steuerselbstdeklaration erinnert, die deshalb nicht weniger gut und notwendig sind, weil sie in unzähligen Fällen umgangen werden. Auch würde schon in den weiten Zonen der Beteiligung von Staat, Gemeinden und öffentlichen Korporationen sowie überall da, wo Käufer und Verkäufer eine annähernd gleichstarke Position haben, die Gefahr der Umgehung ausgeschlossen sein. Zudem beansprucht vielleicht die Tatsache Beachtung, daß gerade der Deutsche in bezug auf den Grund und Boden altgeheiligte Empfindungen hegt, die dem Grund und Boden eine Sonderstellung geben und sogar von der Aufteilung des Grundes in Privatbesitz abführen. Den alten Germanen waren ihre Haine nach Tazitus heiliges Gemeingut und noch dem modernen Menschen gleitet ein Schatten über die Seele, wenn er eingezäunte Waldungen sieht, wenn das Betreten von Waldungen verboten ist, wenn er die forstpolizeilichen Vorschriften über das Sammeln von Raff- und Leseholz, Beeren usw. liest. Er muß sich erst auf die praktische Notwendigkeit solcher Maßregeln besinnen. Im Volksempfinden liegt eine Vorstellung, daß der Boden etwas der Allgemeinheit Gegebenes sei, und das Gesetz selbst trägt dem Rechnung durch möglichste Freigabe jener allgemeinen Rechte wie auch z. B. des Rechts über fremde Wiesen und Äcker nach der Aberntung zu gehen. Und in diesen in allen deutschen Herzen lebenden Anschauungen würde eine Basis für die allmähliche Gewöhnung der Nation daran liegen können, daß durch die Bodennormaltaxe der Grund und Boden auch in den Städten ein für allemal einen festen der Privatänderung entzogenen Preis habe. Die Erziehung in dieser Richtung wäre uns natürlicher, als die heutige, die den Boden nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Ertragswirtschaft, sondern stets auch unter den der Verkaufswirtschaft betrachtet. Man würde mit der Zeit lernen, daß jedermann an der Niederhaltung der Bodenpreise das größte Interesse habe und darin läge auch allmählich fortschreitend der beste Schutz gegen die Umgehung des Gesetzes.

Das Schicksal der Reichsbodennormaltaxe sieht deshalb vielleicht nicht so ungünstig aus, wie es nach dem Vorgang der öffentlichen Taxen früherer Jahrhunderte anzunehmen wäre, die ja auch ganz andere Gegenstände, zünftige Produkte, Lebensmittel, also beliebiger Vermehrung ausgesetzte Dinge, betrafen und deshalb der freien Konkurrenz weichen mußten.

* * *

Diese kurze Skizze läßt die ungeheure Schwierigkeit einigermaßen erkennen, die sich einem Überblick über die Konsequenzen der Einführung einer Bodennormaltaxe entgegenstellen. Aber ohne die Überwindung solcher Schwierigkeiten wird kein entscheidender Schritt auf dem allgemein für notwendig erkannten Wege getan werden können. Das Internationale der Teuerungserscheinung beweist noch nicht die Gleichheit der Ursachen oder gar unsere individuelle Machtlosigkeit ihr gegenüber. Die zukünftige Bedeutung der Bodennormaltaxe wird man am besten ersehen, wenn man mit der Fiktion rückwärts blickt, daß sie bereits vor fünfzig Jahren eingeführt worden wäre. Wie „billig" würde heute im Verhältnis zu der allgemein gestiegenen Wohlhabenheit der Grund und Boden sein, welcher Segen würde daraus fließen, wie würden beispielsweise, um das Gebiet der großen Politik zu berühren, die Resultate der mit Polen ringenden Ansiedlungspolitik heute aussehen können! Die wissenschaftliche Durchdringung des gesamten Gebietes, das zur Beantwortung unserer Frage beherrscht werden muß, ist dem Verfasser nach seiner Lebensstellung nicht möglich. Sie würde eine Lebensaufgabe für sich sein und die Antwort könnte doch nur durch das Zusammenwirken vieler Gelehrter und Praktiker gefunden werden. Hier konnte nur der Versuch einer Begründung und Abwehr unternommen werden, der auf alle Fälle wissenschaftlich anregend wirken können dürfte.

Eine Gefahr wird vielleicht daraus erwachsen, daß man den Gedanken auf andere Gebiete übertragen wollen wird. Man wird, wie bei der Beratung des Zuwachssteuergesetzes geschehen, nach den Wertpapieren, besonders den Aktien, hinüberschielen und in bezug auf sie ähnliche Maßregeln fordern. Und in der Tat liegen die Verhältnisse dort ähnlich insofern, als auch von den Aktionären mühelos Kursgewinne gemacht werden und insofern, als auch hier ein wesentlicher Faktor für den mühelosen Gewinn die Kraft und Stärke des Allgemeinwesens ist. Aber die Wirkungen der Kurssteigerungen sind bei Aktien und anderen Wertpapieren auf einen freiwillig daran teilnehmenden Kreis von Personen beschränkt, sie beschweren auch nicht, wie die Bodenwertsteigerung, die Lebenshaltung der ganzen Nation mit Notwendigkeit und deswegen besteht nicht entfernt ein gleiches Interesse und eine gleiche Befugnis der Allgemeinheit zu gesetzlichem Eingreifen. An sich denkbar wäre es ja wohl, den Kursstand neuer Aktien gesetzlich auf dem Ausgabekursstand festzuhalten. Der mühelose Kursgewinn fiele dann fort, die Aktionäre hätten höhere Verzinsungen, als wenn sie später teuer gekauft hätten, sie behielten viel Geld für andere

Zwecke frei, die berufsmäßige wie die nichtberufsmäßige Börsenspekulation würde dadurch beseitigt, es käme eine große Ruhe in den gesamten Kapitalbetrieb und da das Gesetz von Werden und Vergehen auch für industrielle Unternehmungen gilt, so würde dieser unmittelbar wahrzunehmende glückliche Zustand mit der Zeit fühlbar werden. Aber die Psyche des in der Industrie arbeitenden Kapitals ist doch eine andere als die des in Grundstücken angelegten Geldes. Das Expansionsbedürfnis der modernen Industrie mit ihren Riesenaufgaben, ihr Kapitalbedürfnis, ihr Antrieb, ihre Stoßkraft im Konkurrenzkampf, würden solche Fesseln nicht ertragen und da eine übereinstimmende internationale Regelung ausgeschlossen wäre, so würde das bewegliche Kapital ins Ausland gehen, das heimische Aufwärtsstreben würde unterbunden sein. Im Gegensatz dazu ist das Streben des Grundbesitzers örtlich gebunden, der Expansion nicht fähig, auf die Steigerung des Ertrages der abgegrenzten Scholle gerichtet und nur darin ist er gesetzlich zu fördern und zu schützen. Seine Unfähigkeit, Angriffen beweglich auszuweichen, darf nur niemals dazu führen, diese Schwäche gesetzlich zu Belastungen auszunutzen. Aber eine Belastung der Bodenwirtschaft würde eben die Bodennormaltaxe nicht mit sich bringen, vielmehr eine Förderung der Ertragswirtschaft, eine Erleichterung und Verbilligung der gesamten Gütererzeugung wie des Umsatzes der Produkte, eine Vermehrung der Umlaufsmittel, eine wesentliche Abnahme der Teuerung, das Ende der Bodenspekulation.

Friedrich Hebbel als Politiker

Von Walther Bloch-Wunschmann in Berlin

Schreckensnächte in Hamburg im Mai 1842. Furchtbar lodern die Flammen der brennenden Stadt gen Himmel. Blutrot ist alles gefärbt, die Sturmglocken heulen wehklagend durch die Nacht. Schreiend durchirren obdachlose Menschen, die Hab und Gut verloren haben, die Stadt. Haus an Haus bricht krachend zusammen. Wie eine drohende Feuerhand ragt aus den Flammen der alte Kirchturm hervor, rings umzüngelt von der gierigen Glut, bis zuletzt auch er mit entsetzlichem Getöse im Feuermeer verschwindet. Ein ganzer Stadtteil ist zerstört.

Dem furchtbaren Schauspiel folgt ein blasser, schmaler Jüngling. Das Feuer wütet unweit seiner Wohnung. Er aber sieht mit seinem inneren

Auge nicht das brennende Hamburg, sondern ihm ist es, als wohne er Karthagos Zerstörung bei oder des durch eine Bacchantin in Brand gesetzten Persepolis. Und so steht vor seinen Augen der schauerliche Hintergrund seines Dramas „Moloch". —

Sechs Jahre später. In den Straßen Wiens tobt die Revolution. In wilden Haufen schart sich das Volk. Barrikaden werden errichtet, Schüsse fallen, und neben dem Jüngling, der zum Manne gereift ist, bricht der erste Tote zusammen. Er selbst aber erlebt in diesen Tagen in seinem Innern die französische Revolution, und es gestaltet sich Szene um Szene seines Dramas von der Überspannung des Absolutismus, von „Herodes und Mariamne". —

In diesen Zügen, die Friedrich Hebbel — er ist jener Jüngling und dieser Mann, — ganz nebenbei im Tagebuch registriert, liegt schon der Schlüssel zum Verständnis seiner politischen Tätigkeit. Sein historischer Sinn war so ausgeprägt, ein so zum eigensten Wesen gehörender Bestandteil, daß er inmitten der Gegenwart historisch zu empfinden und zu urteilen vermochte. Wenn rings um ihn die Parteien nur das Nächste sahen, so hatte er das volle Verstehen der großen Zusammenhänge. Er erlebte und empfand Weltgeschichte und das machte ihn zum „besonnenen Politiker", wie ihn Friedjung nennt, inmitten des wilden revolutionären Taumels.

Und eben diese geschichtsphilosophische Seele, wie ich fast sagen möchte, bewahrte ihn vor der Verquickung der Politik mit der Poesie. Die liberale und revolutionäre Lyrik der Dingelstedt, Freiligrath, Herwegh verwarf er vom Standpunkt der Ästhetik. Tagespolitik und Poesie haben nichts miteinander gemein. Aber als aufrechter Mann hat auch der Dichter in der Politik, in den großen Fragen der Gegenwart seine Überzeugung zu vertreten und mit persönlichem Mut dafür einzustehen. Daß Hebbel diesen Grundsatz nicht nur gelehrt, sondern ihm mit eiserner Konsequenz nachgelebt hat, darin liegt für uns die Bedeutung seiner politischen Tätigkeit. Ist diese auch nur eine Episode in seinem Leben, so sehen wir doch eben in ihr Wesen und Art des Dichters in größter Klarheit vor uns.

Friedrich Hebbel hat früh über das Verhältnis der Poesie zur Geschichte tief nachgedacht, und dieses Problem hat ihn sein ganzes Leben lang beschäftigt. Es ist im allgemeinen wenig bekannt, daß er sich als Historiker schon bevor er seine Judith schrieb betätigt hatte. Diese Schriften sind nicht unter seinem Namen erschienen, weil er, um seine literarische Stellung zu begründen, nur Dichtwerke unter seinem Namen herausgegeben hat. Er wollte nicht mit unbedeutenden Tagesschriftstellern zusammen genannt sein. Im Jahre 1840 schrieb er im Auftrage des Verlegers Berendson eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und eine Geschichte der Jungfrau von Orleans. Er berichtet darüber an Charlotte Rousseau (Neue Hebbeldokumente, herausgegeben von Kralik und Lemmermayer): „inzwischen habe ich zwei historische Arbeiten geliefert, die schon beide erschienen sind: eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges und eine Ge-

schichte der Jungfrau von Orleans. In sehr kurzer Zeit für einen bestimmten Zweck aus pekuniären Gründen geschrieben, darf ich ihnen keinen höheren Wert beimessen und habe ihnen meinen Namen entzogen: ich ward durch Judith so erschöpft, daß ich nichts besseres vornehmen konnte und unter dem Visier eines Dr. J. Franz Geschichtsschreiber fürs Volk wurde." Im Tatsächlichen sind diese Schriften naturgemäß durchaus unselbständig und stützen sich vor allem auf Schiller. Aber in ihnen verleugnet sich doch nicht die geschichtsphilosophische Auffassung des Dichters, die schon damals fest ausgeprägt in ihm lag. Er verlangt von der Geschichte den Beweis, daß alles notwendig sei. So sucht er für jedes historische Ereignis den leitenden Gedanken, der den Verlauf der Ereignisse rechtfertigen mußte. Für den dreißigjährigen Krieg ist dieser leitende Gesichtspunkt: „die Reformation war nötig gewesen, um die geistige Freiheit der Menschheit zurückzugeben, der darauf folgende Krieg war notwendig, um der Wahrheit aufs neue die Stellung ihrer Unvertilgbarkeit anzuweisen." Wir sehen hierin Gedanken, die dann in Hebbels Dramen häufig wiederkehren.

Noch unmittelbarer ist der Zusammenhang zwischen dem Geschichtsschreiber und dem Dichter in der Jungfrau von Orleans. Der Dichter schrieb damals sein erstes Drama, und das treibende Moment der Judith ist auch das treibende Moment der Jungfrau von Orleans. Die Lage der Welt ist so, daß die Gottheit persönlich eingreifen muß, was sie nur durch ein Wunder tun kann. Gott muß dieses Wunder tun, um Frankreich für den Ausgangspunkt der Revolution zu erhalten. Die Jungfrau ist also ein „von Gott emanzipiertes" Weib; das gleiche gilt von der Judith.

Acht Jahre später sehen wir, wie Hebbel gereift und durch seine Ehe mit Christine Enghaus auf eigenem festen Boden stehend, durch Reisen in Frankreich und Italien in seinen Anschauungen gefestigter, eine welthistorische Zeit selbst mit Bewußtsein erlebt. Der Dichter hatte durch seine bis dahin erschienenen Dramen: „Maria Magdalene", „Julia", „Trauerspiel auf Sizilien" auf die Brüchigkeit unserer Gesellschaftsordnung selbst wieder und wieder hingewiesen, und er sah die Revolution als etwas unbedingt notwendiges an. Schon bei Ausbruch der Februarrevolution in Paris wußte er, daß dies nur der Anfang einer allgemeinen europäischen Revolution sein konnte und hielt es für seine Pflicht, vor dem bevorstehenden Umsturz aller Dinge seine eigenen Privatangelegenheiten zu ordnen, insbesondere seine letzte Schuld dem Freunde Gurlitt gegenüber zu begleichen. Als es dann in den Märztagen auch in Wien zur Revolution kam, stand Hebbel in der vordersten Reihe. Er wußte, daß das Volk zu reif geworden war, um noch länger absolut regiert zu werden: das Metternichsche System hatte abgewirtschaftet, die geistige Freiheit war nicht länger zu unterdrücken.

Das Verhalten Hebbels im Revolutionsjahr steht in einem entscheidenden Gegensatz zu dem Verhalten Grillparzers, der, obwohl er selbst unter dem Druck

des vormärzlichen Österreichs in seiner Entwicklung gehemmt worden war, nun, da bessere Zeiten angebrochen schienen, verärgert und grollend abseits stand. Auch in diesem Verhalten von Grillparzer und Hebbel zeigt sich, daß jener wie in der Dichtung so im Leben den Abschluß einer vergangenen Periode bedeutet, während dieser den Beginn einer neuen Zeit kennzeichnet. Hebbel hat von Wien aus an die Allgemeine Zeitung eine lange Reihe von Berichten gesandt,*) die, mag auch manches heute durch inzwischen bekannt gewordene Akten als irrig erwiesen sein, doch ein ganz besonders wertvolles Blatt im Lebenswerk des Dichters bedeuten; und zwar darum, weil er sich als ein Mann erweist, der, mit persönlichem Mut für seine Anschauung eintritt, auch da, wo er weiß, daß er sich oben wie unten Feinde und Gegner schafft. Der literarische Reiz dieser Briefe liegt in der großartigen Objektivierung, die dem Dichter gelungen ist, mitten in dem Kampfe selbst, in dem er mithandelnd und mitleidend stand. Der Kernpunkt seiner Darlegungen ist: Notwendigkeit einer konstitutionellen monarchischen Verfassung und unbedingter Preßfreiheit; auf der anderen Seite, als dies Ziel, soweit es im Augenblick möglich schien, erreicht ist, ebenso unbedingte Bekämpfung aller ultraradikalen Elemente, und es gehörte gewiß noch mehr Mut dazu, sich nach dem Sieg der Revolution offen als Gegner der Radikalen zu bekennen, als vorher so mitten in der Revolution zu stehen, daß an des Dichters Seite das erste Opfer fiel. Die in den politischen Berichten ausgesprochenen Anschauungen decken sich vollständig mit denen, welche Hebbel vorher und nachher in seinen Dramen festgelegt hat, in der großartigen Verherrlichung des unbedingten Staatsprinzips in der Agnes Bernauer, den wundervollen Ausführungen des Kandaules in Gyges und sein Ring, in Herodes und Mariamne. Diese beweisen, daß die geschichtsphilosophische Auffassung des Dichters auch den Kämpfen der Gegenwart gegenüber durchaus standhält.

Die unbeirrbar klare Stellung, die Hebbel während aller Wandlungen des Revolutionsjahres eingenommen hat, und seine Fähigkeit, inmitten der tollsten Zustände stets das Allgemeinste im Auge zu behalten, charakterisiert sich am besten durch die Zusammenstellung einiger programmatischer Sätze seiner Berichte. In seinem ersten Bericht vom 15. März kann er freudigen Herzens melden, mit wie geringem Blutvergießen die Erfolge erzielt wurden durch die Bereitwilligkeit des Kaisers, die wichtigsten Punkte, die Errichtung einer Nationalgarde, die Aufhebung der Zensur, die alsbaldige Veröffentlichung eines Preßgesetzes und die Zusammenberufung von beratenden Provinzialständen zu gewähren.

Am 24. März kann er berichten, wie gut der Österreicher sich in die neuen Verhältnisse zu finden scheint, und er protestiert dagegen, daß nun, nachdem diese alle einenden Wünsche erfüllt worden sind, die einzelnen Stände sich von

*) Friedjung bezeichnet sie als „wichtige Quellen". Sie sind abgedruckt im 10. Bande von R. M. Werners historisch-kritischer Ausgabe (B. Behrs Verlag, Berlin), die jetzt als Säkular-Ausgabe in revidierter Gestalt erscheint. Sie bildet die Grundlage jeder ernsteren Beschäftigung mit dem Dichter.

neuem, durch Errichtung verschiedener Legionen der Nationalgarde, voneinander absondern wollen.

Die ersten Anzeichen des Kommunismus hatten sich auch in den Wiener Vorstädten gezeigt, aber die eigentliche sozialistische Propaganda war 1848 noch nicht bis Wien vorgedrungen, sie beschränkte sich noch auf die westeuropäischen Städte. Aber der Vorgeschmack davon, den es in den Wiener Vorstädten gegeben hatte, veranlaßt Hebbel zu der Erklärung: „Es rächt sich, wenn der Kreis der Freiheit nicht so weit ausgedehnt wird, wie der Kreis der Bildung sich ausgedehnt hat; es rächt sich jedoch nicht weniger, wenn man den Kreis der Freiheit über den Kreis der Bildung hinaus erweitert, wenn man der Bestialität Raum geben will sich auszudehnen."

Im nächsten Brief geht er auf die Stellung des Erzherzogs Albrecht ein. Es war der Versuch gemacht worden, die Tätigkeit des Erzherzogs, dem die Schuld an dem ersten Blutvergießen in Wien zufiel, das Gott sei Dank weniger Opfer forderte als die Berliner Märztage, von jeder Schuld reinzuwaschen. Diesem unglücklichen Versuch setzt Hebbel entgegen: „Es ist eine tragische, eine unausweichbare Notwendigkeit, daß Opfer fallen müssen, wenn Prinzipien zusammenstoßen, und das Individuum, durch welches sie fallen, trägt bei dieser in der Natur der Dinge liegenden Notwendigkeit nur eine relative Schuld. Das fühlt, sobald die Leidenschaftlichkeit, die der Augenblick nun einmal mit sich bringt, vorüber ist, ein Volk so gut wie es der einzelne fühlt, und es ist klug genug, die eine Schuld, die das eine Individuum so gut auf sich geladen hätte wie das andere, zu vergessen, aber freilich nur, um den unerläßlichen Preis, daß sie anerkannt, daß sie nicht abgeleugnet, nicht dem armen und gemeinen Mann, dem willenlosen Instrument, aufgebürdet werden."

Hebbel leugnet niemals die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich im Zusammenhalt des österreichischen Staates aus der Fülle seiner verschiedenen Nationalitäten ergeben. Es ist bekannt, daß noch heutzutage der Kampf um die Vorherrschaft in Österreich, der in den ungarischen Verfassungskämpfen zur Wiener Oktoberrevolution führte, ein ungelöstes Problem ist. Hebbel stand diesen Fragen als ein in Österreich heimisch gewordener Norddeutscher gegenüber. Er predigt immer und immer wieder die Notwendigkeit des engen Anschlusses Österreichs an Deutschland, er sieht keinen Grund zu einer Scheidung zwischen Preußen und Österreich, wenn man sich nur über die entscheidenden Grundsätze einig sei, und ist fest überzeugt, daß ein Großdeutschland unter der Führung von Österreich und Preußen das erstrebenswerte Ziel sei. Für ihn, wie für die meisten seiner Zeitgenossen, deckte sich Preußen mit Reaktion, und eben darum hielt er eine Alleinherrschaft Preußens in Deutschland vom deutschen wie vom österreichischen Standpunkt aus für ein Unheil. Später haben sich seine Anschauungen auch darin gewandelt, aber ungewandelt bleibt sein festes und durch nichts zu erschütterndes Eintreten für das Deutschtum im Kampfe gegen die von allen Seiten andringenden anderen Völkerschaften Österreichs. Am

7. August 1848 schreibt er aus Wien: „Es kommt zuweilen für ein ganzes Volk wie für ein Individuum ein Moment, wo es mit den Sünden seiner Vergangenheit brechen und ein neues Leben beginnen kann. Das ist dann aber immer ein Moment, den die Nemesis überwacht, wie ihn die Gnade herbeiführt, und an den sich der Untergang knüpft, wenn nicht unmittelbar die Auferstehung. Für Deutschland ist er seit den Märztagen da, und man hat jetzt schon mehr Grund zur Furcht als zur Hoffnung." Er erklärt, es sei jetzt noch nicht Zeit für einen Kosmopolitismus, jede Nation besinne sich auf sich selbst und eben deswegen müssen die Deutschen sich auch auf sich selbst besinnen: „Preußen will, wie man allerorten liest und hört, nicht mehr in Deutschland aufgehen, weil das ‚in Österreich' aufgehen heißt. Hat das einen Sinn? Hat überhaupt ein Volksstamm von einem anderen Volksstamm etwas zu besorgen, solange sie alle gleichmäßig im Parlament vertreten sind? Und hat Preußen namentlich das Mindeste von Österreich zu fürchten? ... Es ist nicht zu bezweifeln, daß Preußen die Einheit Deutschlands hintertreibt, und Deutschland vernichten helfen kann, wenn ihm wider alles Vermuten und Hoffen dieses Gelüst kommen sollte. Aber es ist noch weniger zu bezweifeln, daß es dann mit untergehen müßte. Der Arm kann freilich das Herz durchbohren, aber das ist dann auch entschieden seine letzte Tat."

Im April wurde das vorläufige Preßgesetz publiziert, an dem Hebbel scharfe Kritik übt, weil es vor allen Dingen das erste Erfordernis nicht erfüllt, Geschworene für Preßvergehen einzusetzen. Er beklagt das Verfehlte des Preßgesetzes um so mehr, als er gerade von ihm erwartet hatte, es würde vorbildlich für Deutschland werden und damit einen Schritt weiter zur Annäherung der beiden Staaten bedeuten.

* * *

Am 25. April war dann die Konstitution wirklich gegeben worden, und es herrschte großer Jubel in Wien, auf den durch die Unruhen des Mai der Rückschlag folgte.

Als der Kaiser am 18. Mai 1848 nach den Vorgängen des 15. Mai infolge der Einflüsse der Kamarilla Wien verlassen und sich nach Innsbruck begeben hatte, wobei die Kamarilla und der Klerus alles getan hatten, um dieser Reise in den Augen des Kaisers einen fluchtähnlichen Charakter zu verleihen, veranlaßte der Wiener Schriftstellerverein die Entsendung einer Deputation nach Innsbruck, die mit der Überreichung einer Petition mit mehr als hunderttausend Unterschriften den Kaiser um sofortige Rückkehr nach Wien bitten sollte. Zu dieser Deputation gehörte Hebbel, und sein Bericht darüber zeichnet sich aus durch die vollkommen klare Durchschauung der Vorgänge und die plastische Darstellung der Persönlichkeiten. Das prachtvolle Porträt insbesondere, das er vom Erzherzog Johann zeichnete, das Bild des schwachen Kaisers, des Erzherzogs Franz Karl und der einflußreichen Umgebung prägen sich unver-

gänglich ein. Die Deputation erreichte ihren Zweck, daß der Kaiser baldige Rückkehr versprach.

Auch hier, wo Hebbel die Fehler auf allen Seiten erkennt, spricht er nicht von Recht und Unrecht, sondern begreift auch den Hof, die Kamarilla in ihrer historischen Notwendigkeit. Nichts ist ihm verhaßter, als mit Fragen von Schuld und Nichtschuld, von Recht und Unrecht die Dinge abzutun. Die Tätigkeit der Radikalen empfand er wie eine Vergewaltigung der Natur. Sie sahen nicht ein, daß der neugeschaffene Organismus allmählich wachsen mußte, sondern verlangten, daß dieser neu gepflanzte Baum sofort Früchte trage. Hebbel begriff, daß das Ziel erreicht worden war, das zunächst erreicht werden konnte, und daß es nun auf diesem Grunde weiterzubauen galt. Die Radikalen aber arbeiteten mit ihren Schlagworten weiter. Dem setzt Hebbel entgegen: „Revolutionszeiten unterscheiden sich dadurch von anderen, daß der Weg zu einem solchen Ziel schneller zurückgelegt, nicht aber dadurch, daß am Ziel weniger gefordert wird. Es ist leicht, grauenhaft leicht, eine abstrakt alles und jedes versprechende Devise an die Fahne zu stecken und unter einer solchen Fahne vorwärts zu kommen; aber es ist unmöglich, die Devise praktisch zu machen, und sobald diese Unmöglichkeit sich aufdeckt, ereilt den unwissenden und gewissenlosen Fahnenträger das Gericht."

Aus dem liberalen Demokraten Hebbel vor der Revolution und den ersten Wochen nach der Revolution wird nun, als die Volksbewegung immer mehr in falsche Bahnen gelangt, ein auch hier klar bleibender Kopf, der als Reaktionär verschrieen wird, weil er nicht den Gesinnungswandel der Führer, der sogenannten „schlechten Presse" mitmacht. Es war ihm zuwider, zu sehen, wie vielfach diejenigen, die unter dem alten System gerade seine stärksten Vertreter gewesen waren, nun mit aller Gewalt sich bemühten, ihre Vergangenheit vergessen zu machen, indem sie sich radikal gebärdeten. Hebbel erkennt wohl an, daß ein Gesinnungsumschwung, durch die Tatsachen herbeigeführt, durchaus psychologisch begründet sein kann. Aber diejenigen, die eine solche Wandlung durchmachen, müssen dann das Schamgefühl haben, diese Wandlung nicht auszuposaunen, sondern nur durch ihre stille Tat zu beweisen. So lehrte der Dichter und so handelte er selbst.

Die Ausschreitungen der Presse nach jeder Richtung hin widerten Hebbel an, und dennoch erkannte er auch hier, welches Unrecht den Juden geschah, wenn durchweg „schlechte Presse" und „jüdische Presse" gleichgestellt wurden. Das Hineinspielen des Antisemitismus in die reaktionäre Bewegung hat er durchaus bekämpft.

Es war nur natürlich, daß Hebbel mit seinen Anschauungen von dem politischen Schauplatz bald zurücktreten mußte, er stand zu isoliert da; so begnügte er sich mit der Berichterstattung an die Allgemeine Zeitung. Als Kandidat fiel er bei den Wahlen durch, vermutlich weil seine norddeutsche Sprechweise den Wählern seines Bezirks fremdartig erschien.

Noch im Juli erblickte der Dichter in den Radikalen eine größere Gefahr als in den Reaktionären, obwohl diese eifrig am Werke waren, denn er glaubte, daß die einmal errungenen Früchte doch nicht mehr verloren gehen könnten, selbst wenn die Reaktion vorübergehend noch einmal siegreich wäre. Inzwischen gingen die Ereignisse rascher ihren Weg, als man dachte. Schon im Juli war die Macht der Kamarilla so überwiegend, daß Hebbel in seinem Bericht selbst gegen den Kaiser die schwersten Vorwürfe erheben mußte, der fern von der Hauptstadt in Innsbruck weilte. Selbst wenn alle Befürchtungen des Kaisers wegen der Unruhen in der Hauptstadt begründet wären, so hätte er doch kein Recht, fernab zu weilen; denn „der Steuermann darf deswegen, weil die See erregt ist, so wenig das Schiff verlassen als einen Stellvertreter ernennen, er ist eben des Wetters halber da".

Wie wenig seine Hoffnungen auf Lösung der deutschen Frage in seinem Sinne zurzeit auf Erfüllung rechnen konnten, betonte er schmerzlich im September, indem er schrieb: „Ich habe die schleswig-holsteinische Angelegenheit immer als den Barometer unserer deutschen Einheitsbestrebungen betrachtet. Soviel steht auch wohl fest, wer sich gegen diese Angelegenheit gleichgültig zeigt, dem liegt nichts daran, daß ein einiges Deutschland zustande kommt. Hier in Wien ist man gleichgültig gegen sie, gleichgültig bis auf einen kaum glaublichen Grad. Das ist ein Faktum, von dem ich das Gegenteil berichten zu können wünschte, das ich aber bei den wichtigen Konsequenzen, die sich an dasselbe knüpfen, in seiner ganzen Nacktheit hinstellen muß."

Die ungarischen Ereignisse führten im Oktober zu einer blutigen Revolution und Gegenrevolution, die auch Hebbel wieder in das entgegengesetzte Lager bringen mußten. Sein früherer Glaube, daß die Radikalen ein schlimmeres Übel wären als die Reaktionären, mußte nach diesen Tagen weichen. Damals hatte man nur ein dunkles Gefühl davon, in welcher Weise die Kamarilla mit den Interessen des ganzen Staates spielte. Das mehr als ränkevolle, geradezu hochverräterische Spiel des Hofes, wie es jetzt aktenmäßig festgestellt ist, hätte den Dichter wohl noch in größere Empörung versetzt, als es bei der damaligen Kenntnis der Geschehnisse möglich war. Man muß das bei Friedjung nachlesen, um die Empörung zu verstehen, die bei der Wiener Bevölkerung herrschte. Alles war planmäßig darauf angelegt, eine Revolution herbeizuführen, um durch eine Gegenrevolution wieder dem Absolutismus zum Rechte zu verhelfen. Da muß Hebbel, der zuerst die Radikalen für die allein Schuldigen an den blutigen Opfern des Oktobers gehalten hatte, im Dezember schreiben: „Wenn das Bewußtsein, nach Überzeugung und Gewissen gehandelt zu haben, nicht unter allen Umständen genügte, man könnte es jetzt bereuen, gegen die Radikalen in die Schranken getreten zu sein, denn diese verirrten sich doch größtenteils nur aus Verblendung und Fanatismus über die Grenzen des Menschenmöglichen hinaus. Was soll man aber von Subjekten sagen, die, nun da die Demokraten besiegt sind, die am Leben Gebliebenen mit

öffentlichen Denunziationen verfolgen, und die Toten in ihren Gräbern mit Schmach bedecken?" —

So ist am Ausgang des Jahres 1848 Hebbel derselbe und der gleiche, wie er am Beginn war. Er selbst hat sich nicht gewandelt, aber alles um ihn herum hat inzwischen die mannigfachsten Wandlungen durchgemacht, so daß er bald auf der rechten, bald auf der linken Seite steht. Dies muß man im Auge behalten, um dem Charakter Hebbels ganz gerecht zu werden.

Mit Ablauf des Jahres 1848 stellt Hebbel seine Berichte an die Allgemeine Zeitung ein. Er wendet sich wieder ganz dichterischen Aufgaben zu. Nur noch zweimal spricht er als Dichter sein politisches Glaubensbekenntnis aus und zwar aus verwandten Anlässen. Das eine Mal nach dem Attentat auf den Kaiser von Österreich vom Oktober 1853, das andere Mal nach dem Attentat von 1861 auf den König von Preußen. Das Gedicht an diesen erregte in Österreich eine Sturmflut von Schmähungen des Dichters, weil er seine feste Überzeugung von dem Kulturträgertum der Deutschen gegenüber den Slawen und Magyaren einen scharfen Ausdruck dadurch gegeben hatte, daß er diese Nationen „Bedientenvölker" nannte. Ähnlich hatte er sich schon in einem Epigramm über die Russen ausgedrückt, das ihn später einmal stark bedrückte, als er bei der Fürstin Wittgenstein und ihrer Tochter, den Russen, eine Kenntnis und ein Verständnis seiner Werke fand, das ihm in Deutschland kaum begegnet war. Aber auch in Österreich vergaß man ihm diese Angriffe, so daß er sogar ein Jahr später in der Hauptstadt aufgefordert wurde, anläßlich des Jahrestages der Verleihung des Staatsgrundgesetzes den Prolog zur Festaufführung zu verfassen. In diesem Prolog legt er noch einmal seine politische Weltanschauung nieder, ohne damit recht verstanden zu werden. Im nächsten Jahre rief ihn dann ein früher Tod ab, die Jahre 1866 und 1870/71 durfte er nicht mehr erleben. So ward ihm, wie so vielen anderen, nicht mehr vergönnt, ins Land der Verheißung zu gelangen, das er mit seinen geistigen Augen schon geschaut hatte; mochte die Erfüllung auch anders sein als seine Erwartung, der Dichter hätte mit stolzer deutscher Freude das Werk Bismarcks bejubelt.

* * *

Bismarck aber, der in dem harten Niedersachsen einen vielfach verwandten Geist hätte grüßen können, scheint Hebbel wenig gekannt zu haben. Gerade des Dichters Anschauung vom Wesen des Staates mußte ihm sympathisch sein, und in der Reckengestalt des grimmen Hagen hätte er viel von seinem eigenen Wesen wiedergefunden. Der Dichter ist überhaupt für die Zeit nach der Gründung des Deutschen Reiches kaum vorhanden. Das deutsche Drama, die „Agnes Bernauer", hätte Begeisterung wecken müssen, die „Nibelungen" hätten gerade dem neuen Deutschen Reich unendlich viel sein können: es war Hebbels Schicksal, in diesem Jahrzehnt vergessen zu werden. Und wenn wir nach der Ursache fragen, wie ein solches Vergessen möglich war, so kommen wir zu der Erkenntnis,

daß die Zeit noch nicht reif war für Hebbel. Ob wir es heute sind, wer will es wissen? Vielleicht liegt gerade darin die Bedeutung der großen Führer der Menschheit, daß wir nie ganz reif für sie werden, d. h. daß wir nie voll das ausschöpfen können, was sie uns gegeben haben. Aber dessen dürfen wir gewiß sein, daß heute das Hebbelverständnis von Jahr zu Jahr zunimmt. Eine Vertiefung in seine politische Tätigkeit bedeutet auch darin einen Schritt vorwärts, und ich meine einen bedeutenden Schritt, weil hier die vielfach als egoistisch verschrieene Persönlichkeit in ihrem aufrechten, klaren und mannhaften Eintreten für das Allgemeinwohl uns so sympathisch wird.

Bismarcks Stellung zum Auswanderungsproblem*)

Von Maximilian von Hagen in Berlin

Bismarck war von jeher ein Gegner „jeder Art von Auswanderung". Ihre „krankhafte Beförderung" in den ersten Jahren des Reiches hatte er nur mit seiner Unterschrift gedeckt, weil er damals, solange er Delbrück zum national-ökonomischen Gewissensberater hatte, der Frage noch nicht die nötige Aufmerksamkeit hatte schenken können. Ein Deutscher, der sein Vaterland wie einen alten Rock abstreift, hatte für ihn kein landsmännisches Interesse mehr.**) Er sah in seiner Auswanderung einen förmlichen Verrat am Vaterlande, den er als landsässiger Patriot, dem die Liebe zur Scholle angeboren war, unbegreiflich finden mußte. Er war darum gar nicht neugierig zu wissen, wie es Menschen geht, die den Staub des Vaterlandes abgeschüttelt haben.***) Daß „Landflüchtige" auch noch Schutz und Vertretung ihrer Interessen zu fordern wagten, empörte seinen männlichen Stolz. Denn er hielt noch 1890 (nach den Hamburger Nachrichten)†) die Auswanderung nicht etwa für ein Bedürfnis, sondern nur für unruhigen Geist, für soziale Unzufriedenheit und echt deutsche Undankbarkeit gegen das Vaterland, die Leute, die es lieb hätten, nicht in den Sinn kommen könne. Seine Intoleranz erklärte sich auch aus seiner mit der da-

*) Zur Literatur vgl. außer den allgemeinen Darstellungen zur Geschichte Bismarcks vor allem: A. Böhtlingk, Bismarck als Nationalökonom, Wirtschafts- und Sozialpolitiker, Leipzig 1908; G. Brodnitz, Bismarcks nationalökonomische Anschauungen, Jena, 1902; L. Zeitlin, Fürst Bismarcks sozial-, wirtschafts- und steuerpolitische Anschauungen, Leipzig 1902; K. Herrfurth, Fürst Bismarck und die Kolonialpolitik, Berlin 1909.

**) Reden (Ausgabe von Kohl) X 208.

***) Poschinger, Bismarck-Portefeuille I 28.

†) Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung I 42.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mals populären national-ökonomischen Ansicht übereinstimmenden Überzeugung, daß die Auswanderung dem Heimatlande in nationaler und ökonomischer Beziehung nur „Kräfte entziehe“ *), während sie dem Einwanderungslande reiche Vorteile zuführe. Er berechnete, daß der Auswanderer, ganz abgesehen von den Kosten der Auswanderung, eine Summe von Erziehungskapital dem Mutterlande entzöge**). Daß der Auswanderer auch einen positiven Nutzen für die verlassene Heimat bedeuten kann, daß er nach dem Worte des Horaz mit dem Klima nicht die Gesinnung zu wechseln braucht***), daß die Nationalgesinnung eines Volkes nicht in äußerlicher politischer Abhängigkeit besteht, sondern (nach Schillers Definition) in der Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, über die eine andere Nation anders denkt†), daß schließlich der Auswandererspruch „ubi bene, ibi patria“ nach Wilhelm Meister auch gedeutet werden kann: „Wo ich nütze, ist mein Vaterland“, all das würde Bismarck niemals zugegeben haben.

Darum hatte er von jeher der Auswanderung nur widerwillig die notwendige staatliche Unterstützung angedeihen lassen und in der Reichsverfassung die mit Recht „selbstmörderisch“ genannte Verfügung getroffen, daß der Auswanderer nach zehnjähriger Abwesenheit von der Heimat seine Staatsangehörigkeit verliere. Je intensiver er sich aber mit der Frage befassen mußte — und dieser Zwang trat erst ein, als sie im Zusammenhang mit der Schutzzoll- und Kolonialbewegung staatliche Berücksichtigung erforderte —, um so bewußter schränkte er die Auswanderung ein im Sinne des ominösen von der Heydtschen Reskripts vom 3. November 1859, das den nach Brasilien Abwandernden seinen Schutz entzog, weil diese dort in ungesundes Klima und in ein sklavenähnliches Abhängigkeitsverhältnis gerieten. Kategorisch erklärte er daher: „Auswanderer sind vom nationalen Standpunkt als Überläufer anzusehen. Die Betätigung eines Interesses für dieselben seitens des Staates ist unpraktisch, und die dahin gerichteten Bestrebungen sind nur durch das geringe Maß von nationalem Selbstgefühl der Deutschen zu erklären“††). Charakteristisch hierfür ist ein Erlaß vom 15. Oktober 1873, der den staatlichen Organen verbot, auswandernden Deutschen die Unterstützung des Reiches zu gewähren, die nur seinen Angehörigen zukomme und nicht denen, die freiwillig aufgehört hätten, es zu sein†††); ebenso einer vom 20. Mai 1881, der als Richtschnur für die staatliche Auswanderungspolitik angibt, die Auswanderung nicht zu erleichtern, sondern eher, wenn auch nicht auf dem Wege der Pression, zu erschweren und auf jeden Fall allen staatlichen

*) Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck, N. F. 44. Stuttgart 1905.

**) Man hat das von Auswandernden der Heimat entzogene Kapital auf durchschnittlich 600 Mark, das Erziehungskapital auf 2250 Mark berechnet.

***) Vgl. H. Lange, „Erinnerungen aus dem Sachsenwald“, Halle 1912, S. 31.

†) Vgl. auch Rohrbach, „Der deutsche Gedanke in der Welt“, Düsseldorf 1912, und R. Hoeniger, „Das Deutschtum im Ausland“, Leipzig 1918.

††) Poschinger, „Stunden bei Bismarck“, Wien 1910, S. 87.

†††) Poschinger, „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck“ I 189.

Aufwand dafür zu vermeiden*). Aufgabe des Reiches war nach seiner Ansicht „nicht die Beförderung der Auswanderer, sondern der deutschen Reederei, die damit zu tun hat“**). Trotzdem behinderte er deren Aufgabe, indem er seinem Handelsminister Itzenplitz gestattete, deutsche Auswanderer nicht mehr zu Vorzugspreisen auf den Eisenbahnen nach den Seestädten befördern zu lassen: eine Maßregel, die in der reinamerikanischen, aber auch in der deutschamerikanischen Presse vom „Norden und Süden“ die größte Entrüstung hervorrief — weil der Yankee Deutschlands Geld, Fleiß und Arbeitssinn nicht entbehren wollte, der Deutschamerikaner die militär-despotische Beschränkung der Freiheit bitter empfand, die die Jugend zum Heeresdienste anhielt und nicht „nach Amerika laufen lassen will“***). Bei reinverständnismäßiger Betrachtung der Frage aber blieb jeder Auswanderer für Bismarck „nicht mehr wie jeder Ausländer, Gegenstand der Fürsorge des Reiches, d. h. in den Grenzen christlicher Menschenliebe wie jeder Fremde“.

Von diesem einseitigen national-politischen Standpunkt kam Bismarck zu den denkbar starrsten national-ökonomischen Theorien, die er im Reichstag mit Hartnäckigkeit bis zur äußersten Konsequenz verfocht, wobei er nicht selten durch Widerspruch gezwungen wurde, Kompromisse und Konzessionen zu machen, die dem Gegenteil seiner anfänglichen Behauptungen nicht unähnlich waren. Mit macchiavellistisch-sophistischer Benutzung aller Argumente, die er dabei in der Hitze des Gefechtes sich auch aus dem Lager der Opposition zu nehmen nicht scheute (woraus ihm freilich oft genug nur zu leicht ein Strick gedreht werden konnte), suchte er solange wie möglich seine vom Praktischen ausgehenden Anschauungen, manchmal bis ins Doktrinäre gesteigert, festzuhalten, dadurch nur immer mehr in das Gewebe des Widerspruchs bis zur Flucht in die parlamentarische Umwertung aller Werte sich verwickelnd. Seine im Reichstag über Auswanderung viermal geäußerten Gedanken†), deren Lektüre auch als Beispiel für seine parlamentarische Kampfesweise interessant ist, müssen daher im folgenden im Zusammenhang betrachtet und in ihren Widersprüchen bloßgelegt werden, wenn man über sie klar werden will. Man befindet sich dabei oft in einem circulus vitiosus, aus dem man nur mit philologischer Akribie herauskommt. Der Eindruck, den man beim genauen Lesen gewinnt, als sei sich Bismarck über das Problem nie ganz klar geworden, mag hierbei etwas verstärkt hervortreten. Sicherlich ist es ungerechtfertigt, mit der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 28. Juli 1882 seinen Anschauungen restlos beizustimmen.

* * *

*) Poschinger, „Bismarck-Portefeuille“ a. a. O.

**) Poschinger, „Deutsche Revue“ 35, 1910, S. 341.

***) Curtius, „Schloezer“, Berlin 1912, S. 107 f.

†) Vgl. die Reden vom 8. März 1879, 14. Juni 1882, 26. Juni 1884 und 8. Januar 1885.

Bismarck sah die Auswanderung als ein nationales Unglück an, dessen Ursachen er beseitigen wollte, um das Übel an der Wurzel zu treffen. Er gab schließlich zu, daß sie — was sie in der Tat ist*) — die Folge von tausend Gründen sein könne und daß seine Anschauungen nur für Deutschland paßten, d. h. für das Deutschland, das er regierte und in dem er eben keine Auswanderung wünschte. Die gewöhnlichen Motive wie Übervölkerung infolge starker Geburtenüberschüsse, politische, wirtschaftliche oder soziale Depression, wollte er in Deutschland nicht anerkennen; vor allem nicht die Übervölkerung, die lange Zeit für die wahre Triebkraft des Wanderns galt. Nach seiner Ansicht hat Deutschland genügend Raum für alle Volksgenossen und für drohende Übervölkerung hinreichend so menschenleere Gegenden wie Rußland, das jahrzehntelang neben Amerika das beliebteste Auswanderungsgebiet war. Die Bevölkerungstatsachen im nordöstlichen Deutschland, wie in Westpreußen, Mecklenburg, Pommern, Posen und den baltischen Provinzen belehrten ihn vielmehr**), daß gerade in den wenig bevölkerten Landstrichen die Auswanderung am größten sei, während in den übervölkerten industriellen Bezirken besonders des Westens kaum von ihr die Rede sein könne. Da er aber nicht bedachte, daß in Industriegegenden dieser Zustand selbstverständlich ist, solange die Arbeit lohnt, daß er aber bei schlechten wirtschaftlichen Konjunkturen nicht bestehen bleibt, weil den Arbeitern gewöhnlich die Ersparnisse und die Kraft und Lust zur Feldarbeit fehlen***), mit der der Auswandernde im neuen Lande gewöhnlich zu rechnen hat, so konnte er zu der Behauptung gelangen, daß nur in agrikolen Landstrichen, in denen der Überschuß der Bevölkerung nicht genügende Arbeits- und Erwerbsgelegenheit finde, die Auswanderung in Betracht käme. So kam es, daß er schließlich die Auswanderung der Industriearbeiter, die er früher als eine Folge mangelnden Schutzes der nationalen Arbeit angesehen hatte, vollständig ausschaltete, als sie in das durch die Kolonialpolitik neugeschaffene Schema seiner Ideen nicht mehr paßte†).

Seitdem wurde die Auswanderung für Bismarck der Ausgangspunkt für die Rechtfertigung seiner Schutzpolitik und ihrer „Segnungen". War er anfangs, als er noch die Auswanderung von industriellen und landwirtschaftlichen Arbeitern im Auge hatte, soweit gegangen, den Freihandel konsequent für das

*) Vgl. Rohrbach, „Deutschland unter den Weltvölkern" (Große Ausgabe), 2. Aufl., Berlin 1908, S. 324, vor allem Mönckmeier, „Die deutsche überseeische Auswanderung", Jena 1912, und das „Handbuch des Deutschtums im Ausland".

**) Reden X 209, 387.

***) Fabri, „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik", Gotha 1889, S. 133 ff.

†) Reden X 348 drückt er sich wieder vorsichtiger aus: Die Auswanderung sei aus den landwirtschaftlichen Provinzen am zahlreichsten, aus den industriellen, die infolge der früheren Schutzzölle „in den günstigen Verhältnissen noch imstande" sind, sich und andere zu ernähren, geringer. (Ich halte die Kohlsche Konjektur „in günstigen Verhältnissen und noch imstande" für falsch. Bismarck war sich offenbar seines dunklen Gedankenganges bewußt und ließ durch die ursprüngliche Form des stenographischen Berichts den weiteren Spielraum.)

ganze Unheil verantwortlich zu machen, so erklärte er jetzt eine solche aus landwirtschaftlichen Gebieten lediglich aus einer mangelhaften Entwicklung der Industrie daselbst infolge mangelnden Schutzes der nationalen Arbeit. Schon am 8. März 1879 hatte er die Freihändler, die von dem Schutzzoll eine Verstärkung der Auswanderung prophezeit hatten, auf die oben angedeuteten Bevölkerungstatsachen aufmerksam gemacht. Jetzt ging er soweit, den Spieß herumzudrehen und in dem Schutzzoll sogar eine Abwehr der Auswanderung zu sehen, für deren Höhe er der Freihandelsära die Schuld gab.

Der Mangel an Schutzzöllen hat nach Bismarcks Ansicht die Auswanderung verschuldet. Denn dieser habe ein Sinken der heimischen Getreidepreise infolge der unbeschränkten Konkurrenz auf dem Weltmarkt und damit den Rückgang der Landwirtschaft — „das größte nationale Unglück", das Deutschland nach seiner festen Überzeugung treffen könnte*) — zur Folge. Auch stehe er der Entwicklung einer kaufkräftigen Industrie im Wege, die allein der Landwirtschaft unter die Arme greifen, ihr den lokalen Absatz ihrer Produkte ermöglichen und dagegen ihre Objekte eintauschen könne. Wo dieser Mangel nicht vorhanden ist, wo Industrie und Landwirtschaft sich gegenseitig durchdringen, da glaubte er das Gleichgewicht der verschiedenen Erwerbs- und Arbeitszweige hergestellt und damit die Voraussetzungen für die Auswanderung aufgehoben**). Den Reichstagsabgeordneten, die von der Postdampfervorlage eine Steigerung der Auswanderung vorhersagten, konnte er aus diesem Gedankengang heraus die These entgegenstellen, daß gerade der Export und die Förderung einer sicheren Handelsverbindung ein Mittel sei, die Auswanderung zu hindern***) und daß er als geschworener Feind der Auswanderung nie die Vorlage befürworten würde, wenn er nicht von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt sei.

Eine weitere Ursache der ländlichen Auswanderung, die er allein noch berücksichtigte, sah er in der „törichten" Abschaffung der Erbpacht vom 2. März 1850, die als Folge der Bauernbefreiung in Preußen dem bäuerlichen Mittelstand den Erwerb eines für seine Familie ausreichenden Gutes unmöglich mache und zur Auswanderung nach Amerika verführe, wo er billigere Bedingungen für den Kauf einer Hufe vorfände. Dann maß er dem Druck der direkten Steuern, wie vor allem der preußischen Klassensteuer (die er am 12. Juni 1882 eine barbarische Einrichtung nannte, wie sie nur noch in Rußland und in der Türkei bestehe), aber auch der Grundsteuer, der Kommunalabgaben und Kreislasten, die dem Landwirt die Ausbeutung seiner Scholle erschwerten, eine große Bedeutung für die Auswanderung bei. Außerdem gab er zu, daß der lange und schwere Militärdienst, namentlich für die Intellektuellen unter den Männern, ein Grund sei, das Vaterland zu verlassen. Zuletzt aber waren es für ihn psychologische Momente, die für die „Landflucht" in Betracht kamen: die Unsicherheit

*) Reden X 274.
**) ebenda 397.
***) ebenda 209.

der Existenz des Landarbeiters, der bei Überfluß an Arbeitskräften und dem Mangel an einer nahegelegenen Industrie*) für seine Tätigkeit ein genügendes Feld und keine entsprechende Gegenleistung findet und daher im Ausland seiner Wünsche Erfüllung sucht, die besseren Aussichten auf Glück und Abenteuer, auf Vorwärts- und Höherkommen, wie sie ihm in der Heimat bei der vorgezeichneten Laufbahn des Agrariers verschlossen sind, endlich die allerhand Arbeits-, Erwerbs- und Zukunftsmöglichkeiten, die seiner dort harren und die es nur zu versuchen gilt, um das Vorbild derer zu erreichen, die dabei gewonnen haben.

Nach diesem Bilde sind es also die „dürftigen" und unzufriedenen Leute, die aus ihrer Heimat auswandern. In Amerika finden sie was sie suchen: Schutz jeder Arbeit, auch des Getreidebaus, gegen fremde Konkurrenz und gegen Rudimente des Freihandelssystems durch wirksame Zölle, Befreiung von der direkten Steuerschraube und die Möglichkeit leichten und billigen Landerwerbes.**) Aus dieser Überzeugung heraus sprach sich Bismarck auch vor einer Abordnung deutscher Kriegsveteranen aus Nordamerika am 30. August 1895 sehr lobend über die im Verhältnis zu anderen Auswandererländern günstige Lage der dortigen Deutschen aus.***)

Nach einem anderen Bilde aber sind es nicht „die an den heimischen Verhältnissen Verzweifelnden", sondern nur die Wohlhabenderen unter den Arbeitern, die auswandern. Der Schutzzoll hat dann die Auswanderung „unter Umständen", wie Bismarck zugibt, gesteigert, angeblich dadurch, daß er „mehr Leute in den Stand gesetzt hat, auswandern zu können". Diesen völligen Widerspruch erkannte auch Bismarck und das Mißliche seiner Lage erklärt uns genügend seine Gereiztheit gegen andersdenkende Reichstagsabgeordnete, die seinem wirtschaftlichen Evangelium nicht Beifall zollten. Aber er nahm kein Wort zurück, geriet immer tiefer in den Sumpf eines parlamentarischen Jesuitismus und formulierte die an sich unbestreitbare Tatsache, daß Menschen, die nicht einmal das Geld zur Überfahrt auf dem Zwischendeck besitzen, nicht auswandern können, dahin, daß nur die wohlhabenden Leute — ein freilich auch nach unten sehr dehnbarer Begriff — nur die privilegierten Arbeiter, die etwas verdienen, die besseren, die etwas zurückgelegt haben, auswanderten, während die paupers in Amerika abgewiesen, eventuell zurückgeschickt würden. Er bewies diese Behauptung durch eine amtliche französische Publikation, die feststellte, daß die Auswanderung in den wohlhabenden unteren Pyrenäen-Departements am größten sei, weil die glücklichen Verhältnisse zu Abenteuern verlockten, sowie durch den Hinweis auf die gesteigerte Auswanderung der siebziger Jahre, wo man im Golde schwamm. Außerdem überschätzte er wohl die Kosten der Auswanderung, wenn er sie auf 1000 Mark veranschlagte: eine Summe, die für

*) Poschinger, Aktenstücke I 192.

**) Reden X 347 ff.

***) Reden XIII 451.

einen Mann der unteren Stände allerdings ein „kleines Vermögen" bedeuten würde, die aber damals, als Amerika den Einwanderern noch keine Bedingungen hinsichtlich des mitzubringenden Kapitals vorschrieb, sicher nicht Regel war. Ein andermal unterschied Bismarck vorsichtiger, aber doch konsequent zwischen Auswanderern, die das Geld noch dazu haben und solchen, die es schon dazu haben.*) Dem Vorwurf, daß die Auswanderung seit dem Schutzzoll von 1879 um das Fünffache zugenommen habe, begegnete Bismarck mit der These: das sei nur ein Beweis für die Tatsache, daß der Schutzzoll seine Wirkung auf die Industrie getan habe. In der steigenden Auswanderungsziffer sah er schließlich den genauen Maßstab für das Steigen unseres Wohlstandes: je besser es uns geht, desto höher ist sie, nach seiner jetzigen Theorie, während in den Zeiten des Freihandels, der wirtschaftlichen Anämie, die Leute das Geld für die Überfahrt und den Ankauf drüben angeblich nicht erschwingen konnten. Man kann nach alledem den treffenden Scherz seines englischen Biographen**) nicht oft genug wiederholen: „Der Fürst hätte mit demselben Recht hinzufügen können, daß die Zeit der Selbstmorde in Deutschland ebenfalls mit der materiellen Wohlfahrt des Reiches Schritt hält, da nur Wohlhabende sich die erforderlichen Rasiermesser, Stricke, Pistolen und Gifte kaufen können, während den Armen dies nicht möglich ist."

Der Widerspruch der Bismarckschen Auswanderungsanschauungen erreicht hiermit den Höhepunkt. Hatte Bismarck bisher die Industrie glücklich ausgeschlossen und nur die Auswanderung der Landarbeiter der Erwähnung und Erwägung wert gefunden, so machte er, als ihm der Abgeordnete Dirichlet eine Falle stellte, eine geschickte Schwenkung und demonstrierte an der gesteigerten Auswanderung den künftigen günstigen Einfluß des Schutzzolls auf die Industrie und den Wohlstand des Landes: dabei hatte er noch am 14. Juni 1882 behauptet, daß die Auswanderung nur eine unglückliche Folge des Freihandelssystems sei, der die Industrie heruntergedrückt und erstickt habe!

Es war verhängnisvoll, daß mit seiner neuen Theorie wieder seine Abneigung gegen die Auswanderung in die neuen Kolonien stark kontrastierte. Denn es ist kaum anzunehmen, daß er die wohlhabenden und sparsamen Arbeiter für den „Auswurf der Nation" hielt, der für die jungen Kolonien erst recht nicht tauge. Die Reichstagsabgeordneten erhoben diesen Einwand zwar nicht; sie würden aber den Altreichskanzler, der sich so ungern mit Theorien abgab, der aber durch Widerspruch gereizt, konsequent bis zum Fanatismus werden konnte, vielleicht noch zu extremeren Anschauungen verleitet haben — wenn er es nicht vorgezogen hätte, sich zähneknirschend für besiegt zu erklären, mit der Entgegnung, die er bei einer boshaften Zwickmühle Dirichlets gebrauchte: er verbitte sich, auf jedes Wort festgenagelt zu werden.

*) Reden X 367.

**) Charles Lowe, „Prince Bismarck", London 1885, II 207.

Nach diesem Hin und Her der Meinungen ist es schwer, zu entscheiden, welche die Bismarck eigene und welche die ihm durch die Verfolgung ihrer Konsequenzen abgerungene ist. Sicher bleibt, daß er ein Feind der Auswanderung war und erst durch den von ihm geschaffenen Zusammenhang mit seiner Handelspolitik in unklare Vorstellungen geriet. Eine Kritik derselben erübrigt sich fast, da man immer zwei entgegengesetzte Programme an den Tatsachen messen müßte. Es sei nur angedeutet, daß seine Definition, Auswanderungen erreichten nicht in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges, sondern wirtschaftlicher Blüte ihren Höhepunkt, zwar durch die Wissenschaft bestätigt und auch durch die Geschichte zu beweisen ist, daß aber gerade in Deutschland in der auf Bismarck folgenden Caprivischen Periode seines größten wirtschaftlichen Aufschwunges die Auswanderung beträchtlich zurückging. Mit dieser Tatsache bewahrheitete sich anderseits auch die Konzession, die Dirichlets Widerspruch Bismarck abnötigte, daß ein Rückgang der Auswanderung nicht immer ein Beweis für den Rückgang der Wohlhabenheit sei.

* * *

Die staatliche Förderung oder Organisation der Auswanderung konnte Bismarck als Reichskanzler untersagen und verhindern, und sein mächtiges Wort, das die amtliche Vernachlässigung dieser wichtigen Frage befahl, schuf hier unhaltbare Zustände, deren Abstellung von allen unterrichteten Patrioten lebhaft befürwortet wurde. Die Auswanderung selbst aber konnte er damit nicht aus der Welt schaffen, wenn auch seine Absicht war, ihre Ursachen durch eine Wirtschafts- und Finanzreform zu beseitigen. Denn nach seiner Überzeugung würden Schutzzölle und Aufhebung der direkten Steuern die Sehnsucht nach Ländern schwinden lassen, in denen dieser Zustand vorhanden war. Bismarck übersah dabei aber, daß die hohen amerikanischen Arbeitslöhne, wie schon der Abgeordnete von Kardorff am 8. Januar 1895 betonte, und die Aussicht auf selbständigen billigen Landbesitz neben der Übervölkerung die eigentlichen Triebkräfte zur Auswanderung waren. Beide konnte er in Deutschland nicht hervorzaubern: die Arbeitslöhne hängen nicht mehr von nationalstaatlicher Regulierung, sondern von internationalen Konjunkturen ab, wobei die Gesetze von Angebot und Nachfrage und nicht die sozialpolitischen Wünsche einzelner Länder entscheiden; die Erhebung des bäuerlichen Mittelstandes aber würde eine tiefgreifende Agrarreform erfordert haben, wobei der Staat mit dem Widerstand der weitesten Kreise zu rechnen gehabt hätte.

Wohl sah Bismarck selbst ein, daß „Deutschland mehr Kinder produziert als es gebrauchen kann"*) und daß ein gewisser volkswirtschaftlicher Gewinn darin läge, wenn eine Menge der überschüssigen Kräfte von den Gymnasien und höheren Schulen in Kolonien Verwendung finden könnte, die sie in Deutsch-

*) Poschinger, „Bausteine zur Bismarckpyramide", Berlin 1904, S. 100.

land im Laufe der Zeit vielleicht immer weniger haben würde. Eine Versorgung und Erhaltung dieser Kräfte im nationalen Sinne mußte also auch ihm nur durch eine rationelle Kolonialpolitik lösbar erscheinen, weil diese allein den politischen Zusammenhang zwischen Auswanderern und Mutterland erhalten kann. Aber gerade die leidigen Auswanderungsfragen drängte Bismarck im Verfolg seiner Kolonialpolitik in den Hintergrund. Er brachte damit die Kolonien für lange Zeit in Verruf, und es ist darum kein Wunder, wenn noch heute unsere Schutzgebiete von Heimatgenossen fast leer sind.

Freilich hat die Verhinderung einer Masseneinwanderung in die neuen Kolonien infolge der ablehnenden Haltung Bismarcks viel Unheil verhütet, zumal die Auswanderungslust dorthin anfangs sehr groß war. Wurden doch bald nach der ersten Kunde über die Schutzerklärungen die Eroberer mit Gesuchen um Anstellungen in den neuen Schutzgebieten überhäuft, die sie klugerweise zurückwiesen. Denn tatsächlich war eine Auswanderung dorthin erst möglich, nachdem eingehende Forschungen über die Lebensbedingungen dieser damals fast unbekannten Gebiete stattgefunden hatten.

Für die Kolonien also war Bismarcks Auswanderungspolitik, die man geradezu einen Schutzzoll auf Kolonialpolitik nennen könnte, kein Unglück. Im allgemeinen aber war seine einseitige Behandlung der nach den altherkömmlichen Siedlungsgebieten auswandernden Deutschen auf die Dauer unhaltbar. Die Auswanderung läßt sich durch staatliche Mittel wohl mildern, vielleicht auch zurückdrängen, aber niemals gänzlich verhindern. Wenn ein Grund dafür beseitigt ist, entstehen andere Ursachen, Umstände und Zufälligkeiten, die den Wandertrieb anstacheln, der an sich eine germanische Charaktertatsache ist. Auch hat der Staat kaum die Berechtigung, jede Verbindung mit den Auswandernden zu lösen und sie ihrem Schicksal bei der Überfahrt und in der neuen Heimat zu überlassen; er muß sie vielmehr — was auch die neueste Gesetzgebung über die Reichszugehörigkeit anerkennt — durch seine Konsuln gegen Ausbeutung schützen, die ihnen nur zu oft droht, und sollte auch ihr Fortkommen überwachen und fördern. Bismarck aber überließ die Auswanderer sich selbst oder den Gesellschaften, die sich zu ihrer Beförderung und Unterstützung allenthalben in den Tagen der kolonialen Bewegung gebildet hatten. Er befand sich mit dieser Laisser faire-Politik im ärgsten Gegensatz zu seiner staatssozialistischen Schutzzoll- und Kolonialpolitik, und bewies damit nur, daß er in all diesen Fragen kein einheitliches Programm hatte, sondern nur nach opportunistischem Gutdünken und nach persönlichen Gefühlen urteilte. Wenn irgendwo, so wird an dieser Frage die Bedeutung der Individualität für die Geschichte deutlich. Bei der Schutzzoll- und Kolonialpolitik ließ er sich von der höheren Macht wirkender Kräfte tragen und gab ihnen nur Ziel und Richtung, in der Auswanderungspolitik aber blieb er mit starrer Konsequenz hier liberal, dort konservativ: manchesterlich in der unserem kosmopolitischeren Nationalbewußtsein von heute unbegreiflichen Unbekümmertheit um das Schicksal von Tausenden,

die jährlich das Vaterland mit einer neuen Heimat vertauschten, am liebsten reaktionär in der staatlichen Kontrolle der Auswanderer. Beide Extreme sind unangebracht. Weder das passive Verhalten gegen Volksgenossen, deren Nationalcharakter erhalten werden soll, noch das repressive Vorgehen gegen Leute, die tausend Gründe zwingen können, die Heimat zu verlassen, ist dabei am Platze. Bismarck war zu alt, um hier noch umlernen und seinen altpreußisch-nationalen Gesichtspunkt dem weltpolitischen vermählen zu können.

Ziele und Ergebnisse der Naturschutzbewegung

Von Julius R. Haarhaus in Leipzig

Die Ausbreitung der Kultur, die Zunahme der Bevölkerung und das daraus entspringende Bestreben, jeden Erdenfleck und jeden Wasserlauf dem Menschen nutzbar zu machen, haben eine Umgestaltung der Erdoberfläche hervorgebracht, die nicht ohne tiefgehende Einwirkung auf den landschaftlichen Charakter, auf Pflanzen- und Tierwelt fast aller von Menschen bewohnten Gebiete unseres Planeten geblieben ist. Allenthalben herrscht das Nützlichkeitsprinzip: Ödlandflächen werden unter den Pflug genommen, Feldgehölze und Hecken gerodet, urwüchsige Wälder in gleichförmige, nüchterne Forstbestände umgewandelt, Ströme und Flüsse reguliert, Wildwässer gebändigt, Quellen gefaßt, Moore und Sümpfe trockengelegt. Immer weiter greifen die Steinlabyrinthe der Großstädte in die freie Natur hinein, immer enger spinnt sich das Netz der Schienenwege und Straßen über das weite Land, stille Gebirgstäler verwandeln sich in Staubecken, und wie die Technik immer tiefer in den Schoß der Erde dringt, so fressen Spitzhacke und Dynamit immer größere Scharten in die Konturen der Berge. Zu diesen mechanischen Einwirkungen gesellen sich mancherlei chemische. Wie der Rauch der Großstädte die Luft, so verpesten die Abwässer der Industrie die Flüsse, und mit den künstlichen Düngemitteln der modernen Landwirtschaft bringen fremde Stoffe in die Ackerkrume.

In demselben Maße, wie die Kultur sich ausbreitet, gehen Pflanzen- und Tierwelt zurück. Zahlreiche Arten, die vor zwei oder drei Jahrzehnten noch häufig waren, sind selten geworden oder ganz verschwunden, und der einseitigen und dabei meist auf irrigen Anschauungen beruhenden Hervorkehrung des Nützlichkeitsprinzips in Landwirtschaft und Jagdbetrieb fallen alljährlich weitere zum Opfer.

Alle diese beabsichtigten und unbeabsichtigten Eingriffe des Menschen in die Harmonie der Schöpfung müssen jeden Naturfreund, überhaupt jeden, dem die ethischen und ästhetischen Werte des Lebens am Herzen liegen, mit banger Sorge erfüllen, und so macht sich denn auch neuerdings in allen Kulturländern, besonders in den von Angehörigen der germanischen Rasse besiedelten, eine starke Bewegung geltend, deren Ziel es ist, zu retten, was noch zu retten ist, und wenigstens einen Teil der gefährdeten Naturschätze den Nachkommen zu erhalten.

Merkwürdigerweise sind es gerade die als materielle Geschäftsleute verschrienen Amerikaner, bei denen der Gedanke, landschaftlich, floristisch oder faunistisch hervorragende Landgebiete unter den Schutz der Öffentlichkeit zu stellen, zuerst aufgetaucht und gleich im großen Stile verwirklicht worden ist. Sie hatten allerdings durch rücksichtslosen Raubbau die Natur ihres Kontinents so gründlich verwüstet und entvölkert, daß sich die Notwendigkeit, Reservationen einzurichten, wenn die für Amerika charakteristischen Pflanzen und Tiere nicht gänzlich von der Erde vertilgt werden sollten, bei ihnen besonders fühlbar machte. Und man muß es ihnen lassen: sie haben als praktische Leute die Sache gleich richtig angefaßt, ungeheure Geldmittel in den Dienst des Naturschutzes gestellt und infolgedessen auch Erfolge errungen, die der Bewegung viele neue Freunde gewannen und zu weiteren Unternehmungen in der eingeschlagenen Richtung ermutigten.

Im Jahre 1872 wurde, zunächst zum Schutze des bedenklich dezimierten Großwildes, der Bisons, Dickhornschafe, Hirsche und Gabelantilopen, der Yellowstone-Park in Wyoming gegründet, ein Gebiet, das an Flächenausdehnung etwa dem Königreich Sachsen entspricht, 1890 folgte der Staat Columbia mit der Errichtung des National-Zoological-Park, der ebenfalls dem Schutze des Großwildes dient, und 1892 wurde die Insel Afognak an der Südküste von Alaska zur Freistätte für den in seiner Existenz durch Pelzjäger gefährdeten Seeotter erklärt. Kleinere, wenn auch für europäische Begriffe immer noch recht umfangreiche Reservate sind der schon 1864 in den Besitz der Regierung übergegangene Yosemite-Park, der durch seine Bestände an Mammutbäumen berühmte Sequoia-Park und der General-Grant-Park, alle drei in Kalifornien, der durch Gletscherbildungen, arktische Pflanzen und seltene Vögel ausgezeichnete Mount-Rainier-National-Park in Washington, die zum Schutz von Seevögeln bestimmten Flottenstationen Dry Tortugas in Florida und Midwayinseln im Großen Ozean, die Leuchtturmreservationen auf den Farallooneinseln in Kalifornien und auf Sand Key in Florida und die Nationalparks Crater Lake (Oregon), Wind Cave (Süd-Dakota) und Mesa Verde (Colorado).

Eine gewaltige Förderung des Naturschutzes in Nordamerika bewirkte die 1896 erfolgte Gründung der zweiten Vogelschutzvereinigung (Audubon Society) in Massachusetts. Wenige Jahre später gab es in sechsunddreißig Staaten Audubongesellschaften, die sich zu einer National Association of Audubon zusammenschlossen und nun gemeinsam ihre Zwecke mit Nachdruck verfolgten. Auf

ihren Antrag hin erklärte die Bundesregierung in den Jahren 1903 bis 1909 nicht weniger als einundfünfzig Distrikte zu Reservationen, wozu noch zahlreiche, von den Regierungen der einzelnen Staaten und von Privatpersonen eingerichtete Freistätten kommen. Zu den bedeutendsten gehören die Pelikan-Island-Reservation im Indian River (Florida), wo der braune Pelikan in vielen hundert Brutpaaren beobachtet wird, und die Breton-Island-Reservation, eine Inselgruppe in der Mississippimündung, wo alljährlich Hunderttausende von Seeschwalben und Lachmöwen brüten. Eine 90 Quadratkilometer große Freistätte in Oklahama, Wichita-Game-Preserve, beherbergt Bisons, Gabelantilopen, Truthühner, Prärichühner und Wachteln; zwei Reservationen auf Inseln im Oberen See dienen zum Schutze der Heringsmöwe, und eine ganze Anzahl von Freistätten in Florida, Alaska und an den Küsten von Louisiana, Oregon und Washington als Zufluchtsorte für Seevögel aller Art. Im Jahre 1909 sind große Marschlandflächen am Klamathsee, am Malheursee (Oregon) und am Delta des Yukon (Alaska) unter den Schutz der Behörde gestellt worden, und die in demselben Jahre zu Reservationen erklärten westlichen Inseln der Hawaischen Gruppe dürften die größten Vogelbrutstätten der Welt aufweisen. Eine neuerdings in Wyoming errichtete Reservation umfaßt 900 Quadratkilometer, also die Fläche des Fürstentums Reuß j. L., eine solche in Arizona 3600 Quadratkilometer, entspricht also etwa der Ausdehnung des Herzogtums Braunschweig. Im Jahre 1910 hat der Staat Montana den Glacier-National-Park unter seinen Schutz gestellt, ein Gebirgsgebiet von 2000 Quadratkilometern Größe mit zweihundertundfünfzig Seen und sechsundzwanzig Gletschern, das sich durch seinen Wildreichtum auszeichnet. Ein glänzendes Beispiel für die private Opferfreudigkeit der Amerikaner ist der soeben erfolgte Ankauf einer Insel in Louisiana durch Mrs. Russel Sage, die 600000 Mark dafür aufwandte, Vögeln aller Art eine Freistätte zu schaffen. Nähere Angaben über die amerikanischen Naturschutzbestrebungen findet man in dem vor kurzem erschienenen Handbuch des Vogelschutzes von Hennicke, auf das ich später noch zurückkommen werde.

Unter den europäischen Ländern ist bisher die Schweiz das einzige, das auf dem Gebiete des Naturschutzes mit der Union in die Schranken treten kann. Der dort bestehenden staatlichen Naturschutzkommission hat sich am 1. Juli 1909 der Schweizerische Bund für Naturschutz mit mehr als zwölftausend Mitgliedern (Vorstand: Dr. Paul Sarasin, Basel) angegliedert. Er hat nicht nur mehrere kleinere Reservate geschaffen, sondern vor allem die Einrichtung des gewaltigen Nationalparks im Ofengebiet, der vom Inn umflossenen südöstlichen Ecke von Graubünden, in die Hand genommen und hier in wenigen Jahren schon Bedeutendes geleistet. Ein wahres Gebirgsparadies ist in den wilden Tälern dieser urwüchsigen Landschaft im Entstehen begriffen, ein Paradies, worin die Bergföhre baumförmig auftritt und die Arve wie die Engadiner Föhre ganze Waldbestände bilden, und das von Gemse, Murmeltier, Rothirsch, Reh, Edelmarder, Fischotter, Siebenschläfer, Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehuhn, Stein-

adler, Uhu, Kolkrabe, Alpendohle, Alpenflühvogel, Mauerläufer, Wiedehopf und Schneefink bevölkert wird. Ob es gelingen wird, auch den Alpensteinbock und den Bären wieder heimisch zu machen, dürfte eine Frage der Zeit sein. Vorläufig umfaßt die Reservation das Val Cluoza, das Val Tantermozza, das Val Müschauns, einen Teil des Val Trupchum und das ganze Gebiet des Piz d'Esen. Es wird südwärts durch einen schroffen, zum Teil vergletscherten Grenzkamm abgeschlossen, über den ein schwer zu begehender Paß (Passo del Diavel, 2815 Meter) ins italienische Livignotal hinüberführt. Besonders wichtig ist, daß die italienische Regierung das Gebiet südlich vom Grenzkamm unter ihren Schutz gestellt hat. Der Pachtschilling für den zurzeit bestehenden Schutzdistrikt beträgt etwa 30000 Franken; die Polizeibefugnisse werden von der Gemeinde Zernez ausgeübt. Geplant ist die Ausdehnung des Nationalparks bis zum Scarltal, also um etwa das Vierfache des gegenwärtig geschützten Teiles. (Vergl. G. Hegi, „Die Naturschutzbewegung und der Schweizerische Nationalpark". Zürich 1911.)

Unter den deutschen Bundesstaaten ist Bayern der erste, dessen Regierung sich der Naturschutzsache angenommen hat. Seit 1905 besteht hier ein Landesausschuß für Naturpflege. Dann folgte 1906 Preußen mit seiner Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, an deren Spitze der verdiente Gelehrte Geh. Rat Prof. Dr. Conwentz steht, und 1909 Württemberg mit einem Landesausschuß für Natur- und Heimatpflege.

Diese staatlichen Stellen werden in ihren Bestrebungen durch eine ganze Anzahl Provinzial-, Kreis- und städtische Behörden, sowie durch Vereine und Privatpersonen unterstützt. Besonders rührig hat sich der 1909 gegründete „Verein Naturschutzpark" (Sitz Stuttgart, Mindestbeitrag jährlich 2 Mark) gezeigt. Sein Zweck ist die Schaffung und Unterhaltung je eines Naturschutzparkes im Hochgebirge, im Mittelgebirge und in der norddeutschen Tiefebene. Als Hochgebirgspark hat er ein mit Arven und Eiben bestandenes, von Gemsen, Alpenhasen, Adlern, Geiern, Falken, Hasel- und Schneehühnern bewohntes, 150 Quadratkilometer großes Gebiet im steirischen Oberennstal (Niedertauern) gepachtet. Auch der Plan eines norddeutschen Parkes ist der Verwirklichung nahe. Dieses Reservat, das 24000 Hektar groß werden soll, liegt am Wilseder Berg in der Lüneburger Heide und beherbergt neben zahlreichen charakteristischen Vertretern der Heideflora nicht weniger als 40 Arten Säugetiere, 200 Arten Vögel, 6 Arten Reptilien, 11 Arten Amphibien und 40 Arten Fische, also mehr als die Hälfte aller in Deutschland vorkommenden Arten von Wirbeltieren. Für die Deckung aller Ausgaben ist ein Betrag von jährlich 84000 Mark erforderlich, der durch Mitgliederbeiträge und Zuwendungen seitens der Bundesstaaten und Kommunalverbände aufzubringen ist. Zum Ankauf von Ländereien sollen insgesamt 2700000 Mark aufgewendet werden, die der Verein aus Mitgliederbeiträgen, Schenkungen und dem Ertrage einer Geldlotterie zu erhalten gedenkt. Zur Einrichtung des Mittelgebirgsparkes ist ein 6700 Hektar großes Waldgebiet im Bayerischen Wald bei

Zwiesel am großen Falkenstein in Aussicht genommen, das vielhundertjährige, völlig urwüchsige Nadelholz- und Buchenbestände aufweist.

Der seit dem Jahre 1900 bestehende „Verein zum Schutze und zur Pflege der Alpenpflanzen" (Sitz Bamberg) hat sich den Pflanzenschutz im Gebiete der deutschen und österreichischen Alpen und die Anlage alpiner Gärten zur Aufgabe gemacht und verfolgt somit die gleichen Zwecke wie eine Reihe ähnlicher Vereine in der Schweiz, in Frankreich und Italien. Übrigens haben auch die Regierungen der meisten Alpenländer gesetzliche Bestimmungen zum Schutze einzelner Pflanzen- und Tierarten getroffen.

Sehr groß ist bereits die Zahl der von deutschen Behörden und Vereinen eingerichteten Reservationen zum Schutze der Pflanzenwelt. Die größte dürfte das von der Provinz Ostpreußen zur Freistätte erklärte Zehlaubruch sein, eine 2360 Hektar umfassende Moorfläche in der Oberförsterei Gauleden, südöstlich von Königsberg. In der Provinz Brandenburg sind das Plagefenn und der Plagesee (Oberförsterei Chorin), in der Provinz Sachsen ist ein durch seine Salzflora merkwürdiges Gelände beim Solbad Artern jedem Eingriffe durch Menschenhand entzogen worden, und dem Kreise Kreuznach wurde ein floristisch interessantes Gebiet als unveräußerliches Eigentum überwiesen. Die „Bayerische botanische Gesellschaft" hat ein Stück der nördlich von München gelegenen Gerchingerheide erworben und als „Prinz-Regent-Luitpold-Heide" zum Reservat eingerichtet. Sie plant neuerdings auch den Ankauf des berühmten Eibenbestandes bei Paterzell in Oberbayern. In Bayern sind ferner geschützt ein durch den Zwergwuchs seiner Vegetation ausgezeichnetes Stück des Wellenkalkgebietes im Maintal, der wegen seiner Steppenflora bekannte Gipshügel bei Windsheim und der Drabafelsen im Fränkischen Jura. Der „Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs für Elbing und Umgebung" hat ein größeres Gelände in der „Dorbecker Schweiz" unter seinen Schutz gestellt, und die Stadt Frankfurt a. M. hat ein ansehnliches Stück ihres Stadtwaldes der forstlichen Bewirtschaftung entzogen. Dank dem Entgegenkommen der württembergischen Regierung ist vor wenigen Wochen das gesamte Wildseegebiet im Schwarzwald zum Naturschutzpark erklärt worden, und aus Thüringen kommt die erfreuliche Nachricht, daß ein Hochmoor am Fichtenkopf (Kreis Schleusingen) ebenfalls als Naturschutzgebiet reserviert werden soll.

Am augenfälligsten sind die Erfolge der Vogelschutzbewegung, weil sie sich fast überall zahlenmäßig feststellen lassen. Im Binnenlande hat vor allem der „Bund für Vogelschutz" (34 000 Mitglieder, Sitz: Stuttgart) eine ganze Anzahl Freistätten geschaffen, so auf Inseln im Neckar (Letzte Brutstätte der Nachtigall in Württemberg), in der Brenz und im Westensee, an der Bahnlinie Sigmaringen—Riedlingen, in Celle, Lachtehausen, Schwabach, Badenweiler, Steinerberg, Bevensen, Annaberg u. a. m. Besonders erwähnenswert ist das Banngebiet am Federsee, welches vorläufig 25 Hektar groß ist. Mehrere Vereine haben sich der durch gedankenlose Schießer und erwerbsgierige Eiersammler besonders

gefährdeten Seevögel angenommen, so der „Verein Jordsand", der mehrere Nord- und Ostseeinseln zum Zwecke des Vogelschutzes gepachtet und gekauft hat. Er zählte auf der Insel Jordsand bei Sylt vor Einrichtung der Freistätte an Brutpaaren: 120 bis 150 der Küsten- und Flußseeschwalbe, keines der Zwergseeschwalbe, 2 bis 3 des See- und Halsbandregenpfeifers, 7 bis 8 des Austernfischers, 2 bis 3 des Rotschenkels, im Jahre 1911 dagegen: 2200 Brutpaare der Küsten- und Flußseeschwalbe, 75 der Zwergseeschwalbe, 18 des See- und Halsbandregenpfeifers, 35 des Austernfischers und 4 des Rotschenkels. Es kamen in demselben Jahre auf Jordsand 5260 Vögel aus! Auf Ellenbogen, der Nordspitze von Sylt, wo sich die letzte und einzige Brutstätte der kaspischen Seeschwalbe befindet, wurden 1911 etwa 1300 junge Vögel gezählt, darunter auch Silbermöven, Sturmmöven, Zwergseeschwalben, Eiderenten und Brandenten. Noch günstiger liegen die Verhältnisse auf Norderoog, einer kleinen Insel im nordfriesischen Wattenmeer, mit der letzten deutschen Brandseeschwalbenkolonie, wo im Jahre 1910 7400 junge Vögel ausfielen. Die Freistätten Poel und Langenwerder bei Wismar, die seit dem 6. April 1911 unter Schutz gestellt wurden, haben ebenfalls schon erfreuliche Resultate geliefert, und zwar Poel 1200 bis 1300 Junge, darunter Brandente, Löffelente, mittlerer Säger, Lachmöve und Alpenstrandläufer; Langenwerder 3550 Junge, darunter allein 2800 Sturmmöven. Auf dem Memmert, einer Insel zwischen Borkum und Juist, die 1907 vom Freiherrn von Berlepsch und vom Grafen von Wilamowitz-Moellendorf im Interesse des „Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt" gepachtet wurde, fielen 1911 1762 Junge aus, darunter 1600 Silbermöven. Am überraschendsten sind jedoch die Schutzerfolge des „Ornithologischen Vereins Johann Friedrich Naumann" (Sitz: Köthen) auf den östlich von Zingst gelegenen Werderinseln. Hier brüteten vorher (1908) 20 Paare Lachmöven und 3 Paare der so seltenen Avosette, 1911 dagegen 1200 Paare Lachmöven, 250 Paare Sturmmöven, 130 Paare Flußseeschwalben, 12 Paare Zwergseeschwalben, einige Paare mittlere Säger, weit über 100 Paare Löffel-, Stock-, Spieß-, Knäck- und Krickenten, einige Paare Brandenten, 120 Paare Austernfischer, 100 Paare Kiebitze, 22 Paare Avosetten, 75 Paare Alpenstrandläufer, 10 Paare Sandregenpfeifer, 200 Paare Kampfläufer, 250 Paare Rotschenkel und 3 Paare Wasserrallen. Die Gesamtzahl der erbrüteten Jungen betrug mehr als 10000! Als weitere Freistätten für Seevögel seien endlich noch die seit 1854 entstandene Insel Trischen (nördlich von der Elbemündung), die Insel Langeoog — beide geschützt durch die Landräte der betreffenden Kreise —, Norderney, die Insel Hiddensee seit 1911 unter Schutz des Ornithologischen Vereins Stralsund, des Bundes für Vogelschutz Stuttgart, des „Internationalen Frauenbundes für Vogelschutz" (Sitz: Charlottenburg, Tegeler Weg 13), des Bundes zur Erhaltung der Naturdenkmäler (Sitz: Berlin), und die erst im Juni 1912 durch die oldenburgische Regierung dem Bund für Vogelschutz (Sitz: Stuttgart) zu Schutzzwecken in Pacht gegebene Insel Mellum (zwischen Weser- und Jademündung) genannt.

Auch in den übrigen europäischen Ländern und deren Kolonien macht der Naturschutz erfreuliche Fortschritte. In Österreich-Ungarn gibt es zurzeit schon folgende Freistätten: das Urwaldgebiet Kubany (Böhmerwald) des Fürsten Schwarzenberg-Krummau, die Fürstlich Liechtensteinsche Reservation in Mähren, die vom Baron Rothschild eingerichteten Reservationen bei Dürnstein (Niederösterreich) und Gottesgarten bei Zößnitz in Nordböhmen, den $17^1/_2$ Quadratkilometer großen Urwalddistrikt an den Hängen des Klekovacagebirges im nordwestlichen Bosnien, endlich die ungarische Wasservogelschutzstation Pußta Haraszt. Schweden besitzt bereits mehrere bedeutende Nationalparks, Dänemark einige Dünenlandschaftsreservate, Frankreich hat einige Teile des Waldes von Fontainebleau unter den Schutz der Regierung gestellt, England schützt zwölf „natürliche Landschaftsbilder" und außerdem zwei Waldgebiete in der Nähe von London. Holland hat eine See- und Sumpflandschaft im Nardermeergebiet (südlich von der Zuidersee) mit Brutplätzen des Löffelreihers zum Reservat erklärt und auf Java ein größeres Urwaldgebiet unter die Verwaltung des botanischen Gartens zu Buitenzorg gestellt, Australien und Neuseeland haben große Nationalparks bei Sidney und auf dem Wilsonsvorgebirge in Victoria eingerichtet.

Die Frage, wie sich der private Naturfreund auf dem Gebiete des Naturschutzes betätigen kann, ist leicht zu beantworten. Zunächst sei ihm empfohlen, einem der genannten Vereine beizutreten und durch den überall sehr mäßigen Jahresbeitrag sein Scherflein zu dem schönen Werke beizusteuern. Sodann aber mag er in seinem Bekanntenkreise aufklärend wirken und namentlich bei den Weidmännern ein Wort der Fürsprache für die am meisten gefährdeten und von der gänzlichen Vernichtung bedrohten Vögel der Heimat, als da sind: Seeadler, Fischadler, Uhu, Wanderfalke, Kolkrabe, Schwarzstorch, Kranich, Fischreiher, Eisvogel, Wiedehopf, Blauracke und Wasserstar, einlegen. Endlich aber mag er sich einmal selbst auf dem nächstliegenden Gebiete des Naturschutzes, dem des praktischen Vogelschutzes betätigen. Die beste Anleitung dazu findet er in dem schon erwähnten, geradezu klassischen Handbuch des Vogelschutzes von Dr. Karl Hennicke (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg, geh. M. 6,50, geb. M. 7,50), das nicht nur eingehend die fortschreitende Abnahme der Vögel nachweist und die Notwendigkeit des Vogelschutzes vom ethischen, ästhetischen und wirtschaftlichen Standpunkte aus begründet, sondern vor allem auch die Ausführung des Vogelschutzes in seinen verschiedenen Zweigen: Beschaffung von Nistgelegenheiten, Herrichtung von kleinen Freistätten für Vögel, Fütterung, Bade- und Tränkplätze, Maßnahmen gegen Vogelfeinde in der Tierwelt usw. in außerordentlich ansprechender und überzeugender Form behandelt. Sehr dankenswert sind ferner die in diesem Buche zum erstenmal versuchte Darstellung der Geschichte des Vogelschutzes und die Zusammenstellung aller einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen. Eine Anzahl Tafeln nach photographischen Aufnahmen und mehr als zweihundert Textabbildungen erläutern den Text des Buches in der glücklichsten Weise.

Das Symbol im Kulturleben

Von Dr. W. Warstat in Altona

n mehr als einer Richtuug zeigt unsere heutige Zeit wieder ein regeres Interesse am Symbol und seiner kulturellen Bedeutung. Das geht nicht nur daraus hervor, daß die Psychologie sich um die Erklärung und Erforschung der Symbolwirkung bemüht, daß die Ästhetik in immer ausgedehnterem Maße sich des Symbolbegriffes in ihren Gedankengängen zu bedienen beginnt, sondern es kommt vor allen Dingen auch darin zum Ausdruck, daß die eigentliche Symbolwissenschaft, die Wissenschaft von der Geschichte und der Bedeutung des Symbols, einen neuen Aufschwung nimmt.

Eine solche Neuerscheinung auf dem Gebiete der Symbolwissenschaft ist Schlesingers „Geschichte des Symbols"*), die sowohl in den engen Kreisen des gelehrten Publikums, als auch bei allen Gebildeten Beachtung verdient. Schlesinger unternimmt nämlich den Versuch, nicht nur einen Überblick über die Wortgeschichte des Symbols und die Geschichte des Symbolbegriffes zu geben, sondern er stellt auch über die anatomisch-physiologischen Grundlagen des Symbolisierens Vermutungen an und gibt die Geschichte der Symbolerscheinung auf den einzelnen Lebensgebieten, in Recht, Religion und Kultus, in Wissenschaft und Kunst. Man wird es vielleicht bedauern, daß es in diesem Buche trotz aller Bemühungen des Verfassers weder zu einer einheitlichen und klaren Formulierung des Symbolbegriffs, noch zu einer Psychologie der Symbolwirkung kommt. Daran ist wohl gerade die historische Methode schuld, die sich Schlesinger gewählt hat.

Trotz alledem ist aber dieses Werk für uns bedeutsam; denn es liefert uns ein erwünschtes Material aus der Geschichte des Symbols, mit dessen Hilfe wir die Wichtigkeit verstehen lernen, die das Symbol für alles Kulturleben hat. Schlesingers Untersuchungen öffnen uns die Augen über die Rolle, die das Symbol im Geistesleben vergangener Zeiten und Völker gespielt hat, sie reizen uns aber zugleich zu einer sinnenden Betrachtung dessen, was unsere Zeit heute noch an historischem Symbolbesitz ihr eigen nennt. Ebenso lockend erscheint es dann ferner, nicht mit rückwärts gewandten Blick stehen zu bleiben und das Gewordene allein zu betrachten, sondern weitergehend den Versuch zu machen, auch das Werdende zu belauschen und unsere Zeit beim Bilden neuer Symbole zu beobachten.

---

*) Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1912. Preis M. 12.— geb.

Schlesinger unterscheidet drei große Abschnitte in der Geschichte des Symbols. „Der erste umfaßt den unermeßbaren Zeitraum, in dem es neben der Sprache eines der wesentlichsten Ausdrucksmittel war; — der zweite die geschichtlich bekannte Zeit, in der es durch Einfühlen und Denkarbeit Lebensform und Lebensinhalt bildete; — der dritte und jüngste umfaßt die Gegenwart, in der es zwei ganz verschiedene Aufgaben erfüllt, einerseits nämlich der Kürze, Bequemlichkeit, der internationalen Verständlichkeit dient, dann aber als Hinaufrücken alles Erlebens zu idealer Vollendung strebt." Diese Beschreibung der Rolle, die das Symbol im Kulturleben spielt, ist nicht ganz leicht verständlich; sie bedarf der näheren Ausführung und Erklärung.

Jugendliche Völker hängen noch jetzt, so wie es auch die Kulturvölker in grauer Vorzeit taten, mit allen Sinnen an der anschaulichen Wirklichkeit, am sinnlich erfaßbaren Gegenstand, am wirklichen Erleben und Handeln. Bei ihnen ist die Fähigkeit, sich von der sinnlich faßbaren Gegenwart und der gegenständlichen Einzelheit loszulösen, nur schwach entwickelt. Sie denken in anschaulichen Vorstellungen und nicht in abstrakten Begriffen, und ihre Sprache steht auch auf einer entsprechenden Stufe. Sie enthält zwar genügend anschauliches Sprachmaterial für den Ausdruck des alltäglichen Erlebens; aber wenn es sich um den Ausdruck abstrakter Gedankengänge oder inneren, gefühlsmäßigen Erlebens handelt, so fehlen ihr noch die Worte und Begriffe. Das anschauliche Denken jugendlicher Völker vermag Abstraktes, Übersinnliches nicht zu erfassen, und ihre Sprache vermag es nicht auszudrücken.

Hier tritt nun das Symbol als Repräsentant des Abstrakten und Übersinnlichen ergänzend neben die anschauliche Wirklichkeit. Die Naturkräfte, die der Mensch im Naturgeschehen lebendig sieht, werden personifiziert und vergöttlicht. Damit tritt aber das Symbol an die Stelle des begrifflich klar erfaßten Zusammenhanges von Ursache und Wirkung.

Wir befinden uns hier an der Stelle, wo Religion und Philosophie in gleicher Weise ihren Ursprung haben. Die Verehrung, die ehrfürchtige Scheu, die man vor den Äußerungen der Naturgesetze und -kräfte, die man vor den Elementen und ihrer Macht hegte, wurde auch auf die Symbole übertragen, die sie repräsentierten. Das Natursymbol wird vergöttlicht. Es wird aber vom Menschen keineswegs als etwas nur Symbolisches empfunden, der fiktive, repräsentative Sinn des Symbols ist jenen Naturvölkern noch nicht aufgegangen. Denn wir befinden uns noch in jener ersten Zeit der Symbolentwicklung, in der das Symbolische „neben der Sprache eines der wesentlichsten Ausdrucksmittel", wir sagen ruhig das wesentlichste Ausdrucksmittel ist. Mittels der Sprache und ihrer noch anschaulichen Begriffe faßt der Mensch das Sinnliche, mittels des Symbols das Unsinnliche und Übersinnliche. Das Symbol, die Verkörperung des Übersinnlichen, ist ihm aber das Übersinnliche selbst, es ist kein Bild, es ist für ihn das Übersinnliche in körperlicher Wirklichkeit.

Dieses symbolisierende und personifizierende Erfassen der Naturkräfte ist aber gleichzeitig „anfängerhafte Philosophie", es ist der erste Versuch einer naiven Welterklärung, der erste Versuch einer spekulativen Philosophie.

Weiterhin sind in der Entwicklung der Philosophie allerdings ganz andere Kräfte tätig als in der Entwicklung der Religion und des Kultus. Die ganze

Geschichte der antiken Philosophie zeigt uns, wie die Philosophen bemüht sind, die Symbole, vermittels deren auch sie nur zuerst die Naturgesetze, das Übersinnliche in der Natur, zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen vermögen, zu ersetzen durch logisch klar und scharf durchdachte Begriffe, die Naturgesetze als Denkgesetze darzustellen. Das Denken der jonischen Naturphilosophen ist noch durchaus symbolisch, und selbst bei Plato ist die Gedankenentwicklung und das Werkzeug des Denkens, die Sprache, noch nicht ganz so weit fortgebildet, daß sie des symbolischen Ausdruckes gänzlich entbehren könnte. Es blieb auch bei ihm „immer noch ein Rest, dem nicht mit der philosophischen Sprache beizukommen war, wo statt durch sie die Anschauung durch Bild oder Mythos übermittelt werden mußte". Im ganzen aber zeigt die Entwicklung der Philosophie, daß das Denken, das Streben nach einer rationellen, verstandesgemäßen Welterklärung, dem Symbol feind ist. Es löst die Symbole auf, zeigt ihre Nichtigkeit und Unzulänglichkeit, ihr Wesen als bloße Bilder, bloßer Schein einer Erkenntnis, vor und setzt an ihre Stelle den logisch klar bestimmten Begriff. Das philosophische Denken emanzipiert sich vom Symbol und zerstört das Symbol.

Die Religion dagegen erhöht und erweitert das Symbol. Während das Denken der Philosophen das Symbol untersucht und zergliedert, erfassen die großen Religionsstifter die Natursymbole, die sie bei den Menschen schon vorfinden, mit der Kraft des Gefühls. Alles was der religiöse Mensch gegenüber dem Göttlichen empfindet und fühlt, projiziert er in das göttliche Symbol hinein, alles was an Sehnsucht nach Vollkommenheit aus der Unzulänglichkeit des Irdischen erwächst, alles das stellt sich der religiöse Mensch im Gottsymbol dar. „Alle Sinnes- und Geistesgaben, die er besitzt, alle Tugenden, die er erwerben kann, werden auch der Gottheit zugeschrieben, aber in einer Stärke, Ausdehnung und Vollkommenheit, wie sie der Mensch niemals erlangen kann, wie sie nur einem von irdischem Stoff, von allen irdischen Hemmungen befreiten Wesen, der Gottheit, zu eigen vorgestellt werden können." So entsteht im Anschlusse an das Gottsymbol die Religion als ein „Symbolgebilde", deren Ziel es ist, „Empfindungswerte, Gefühle, die jedermann beherrschen, zu überirdischer Höhe, Menschliches ins Göttliche zu erheben, das religiöse Erleben in feste Formen zu prägen und zusammenzufassen."

Damit treten wir aber aus der zweiten Entwicklungsstufe des Symbols, auf der es nach Schlesinger „durch Einfühlen und bewußte Denkarbeit Lebensform und Lebensinhalt bildete", in die letzte Stufe, auf der eine seiner Aufgaben darin besteht, „der Kürze, der Bequemlichkeit, der internationalen Verständlichkeit zu dienen"*).

Als feste Form erhält das Symbol eine soziale Bedeutung, es erhält menschenverbindende, völkerverknüpfende Kraft. Die Symbole der Religion vereinigen die Volksgenossen zu einer Kultusgemeinschaft, sie werden ihnen allen Zeichen für dieselben Gedanken- und Gefühlsreihen. Um die Symbole der großen Weltreligionen scharen sich die Völker, ja das eine Volk zwingt wohl das andere zur Annahme seiner Religion, das heißt zur Annahme seiner symbolischen Formen für das religiöse Erleben: das ist der Sinn aller Religionskriege.

*) Wir halten es nicht für richtig, daß Schlesinger diese Epoche in der Hauptsache auf die „neueste Zeit" beschränkt.

Innerhalb der völkischen Gemeinschaft bedient man sich auch auf anderen Gebieten symbolischer Formen als Mittel zu allgemein verständlicher und ein für allemal bestimmter Fixierung von abstrakten Vorgängen. Das ist vor allen Dingen auf dem Gebiete des Rechtes der Fall*). Die Wurzel des Rechtssymbols glauben wir in der Absicht suchen zu müssen, den unanschaulichen, abstrakten Rechtsvorgang in anschaulicher, daher allen verständlicher und ein für allemal in ihren Grundlagen bestimmter Form festzulegen. Das Rechtssymbol ist als ein Bestandteil der Rechtsform gedacht und hat daher vor allem als allgemein verständliches Ausdrucksmittel für bestimmte Rechtsvorgänge Bedeutung. Auch hier übrigens zerstört die weitere, denkende Bearbeitung und begriffliche Fixierung des Rechtes die alten Symbole. Sie raubt ihnen den Inhalt, macht sie zu toten Formen. Selbst dann aber behalten sie ihre formale Kraft noch bei. Rechtssymbole werden nur um ihrer Ehrwürdigkeit willen beibehalten, obgleich sie für die Gegenwart keinen Inhalt mehr haben. Aus dem Rechte übernimmt zugleich die Sprache jene Symbole und verwendet sie als Wortsymbole, die allgemein verständlich sind, obgleich die Vorgänge, die ihnen zugrunde lagen, längst nicht mehr vorhanden, längst vergessen sind.

Im vollsten Maße entfaltet das Symbol aber erst auf dem Gebiete der Kunst seine soziale, seine gemeinschaftsbildende Kraft. Jeder Künstler, der sein Erleben und Fühlen in einem Kunstwerk anschaulich zum Ausdruck bringt, schafft ein Symbol. Dieses Symbol ist einer um so größeren menschlichen Gemeinschaft verständlich, je weniger sich der Künstler darauf beschränkt hat, sein nur persönliches Erleben und Fühlen, sein höchst individuelles Ich darin zum Ausdruck zu bringen, je mehr er sich bemüht hat, in seinem Kunstwerk das Typische, das Allgemein-Menschliche zu erfassen und anschaulich zu gestalten. Jede individualistische und naturalistische Kunst ist einem nur beschränkten Kreise von Menschen und einer eng umgrenzten Zeitspanne verständlich. Eine typische und auf das Allgemein-Menschliche gerichtete Kunst dagegen vergrößert nicht nur ihre Gemeinde unter den Menschen, sondern verschafft sich auch eine längere Lebenszeit. Jene Kunst endlich, die die Summe menschlicher Erfahrung in Glück und Leid in einem Kunstwerk zum Ausdruck zu bringen versteht, die das „Ideal" im Kunstwerk genau so zu gestalten weiß wie die Religion im Gottessymbol, jene Kunst ist erhaben über Raum und Zeit, sie spricht zu allen Menschen**).

Hier stehen wir an der Stelle, wo es angezeigt erscheint, auf unsere eigene Zeit den Blick zurückzulenken und zu untersuchen, ob in ihr das Symbol in der Tat jene Aufgabe löst, die Schlesinger ihm für die Gegenwart zuschreibt, ob das Symbol in ihr in der Tat „als Hinaufrücken alles Erlebens zu idealer Vollendung strebt".

Wir zweifeln daran, daß gerade in der Gegenwart das Symbol diese Macht besitzt, wenn wir auch nicht ableugnen wollen, daß es vielleicht bald wieder zu dieser Macht gelangen wird, ja daß es schon im Kampfe um diese Macht steht. Vorläufig steht aber unsere Gegenwart noch stark unter dem Zeichen eines ratio-

*) Über „Rechtssymbolik" wird Amtsrichter Warmuth in einem späteren Grenzbotenhefte sich äußern.

**) Wir kommen auf das Verhältnis des Symbols zur Kunst in einem besonderen Aufsatz zurück.

nalen und individualistisch gerichteten Denkens, das wir schon mehrfach in dieser geschichtlichen Betrachtung als den Todfeind des Symbols erkannt haben.

Unsere Wissenschaft, mit Einschluß der Philosophie, steht unter dem Einfluß empirisch-naturwissenschaftlicher Methoden. Sie schmeichelt sich damit, in ihrer Forschungsmethode, in der Entwicklung des abstrakten Denkens und in der Entwicklung der Sprache, als des Werkzeuges begrifflichen Denkens, soweit zu sein, um die Natur so zu erkennen und zu schildern, wie sie ist, in adäquaten Begriffen, nicht in Bildern und Symbolen. Sie glaubt nicht daran, daß es in der Natur etwas gebe, das ihren Methoden und ihrer Sprache unzugänglich sei.

Das individualistische Denken hat sich vor allem der Religion, jenes ureigenen Gebietes symbolischer Gestaltung, bemächtigt. Das denkende Individuum sucht sich der Kraft der Symbole, der Gemeinschaftsgebilde, zu entziehen, es sucht die „Kirche" durch eine „persönliche Religion", durch im persönlichen Denken erarbeitete sittliche Begriffe zu ersetzen. Eine sittliche Gemeinschaft, aufgebaut auf der Allgemeingültigkeit jener sittlichen Begriffe, soll an die Stelle der religiösen Gemeinschaft treten, die aufgebaut war auf der gemeinschaftsbildenden Kraft der religiösen Symbole.

Auf dem Gebiete des Rechtes hat eine immer genauere gedankliche und sprachliche Erfassung und Formulierung der Rechtsbegriffe und Rechtsvorgänge die Rechtssymbolik entbehrlich gemacht und bis auf geringe Reste aus den modernen Rechtsbüchern beseitigt.

Auf dem Gebiete der Kunst endlich haben wir den Naturalismus zwar überwunden, der die naturwissenschaftlich-empirische Arbeitsweise auch in der Kunst anwenden und die Natur und ihre Gesetze bis in die geringste Einzelheit auch in der Kunst darstellen wollte. Die Theorie des Naturalismus ging darauf aus, das Symbol aus der Kunst ganz zu verdrängen — wenn das nur möglich gewesen wäre. Noch heute aber stehen wir unter der Herrschaft des Impressionismus, der die individualistische Weltauffassung auf die Kunst überträgt, und dessen letzte Ausläufer durch eine Überspannung der persönlichen, nur persönlichen Weltauffassung gerade jetzt dabei sind, sich künstlerisch zugrunde zu richten (Futuristen). Der Impressionismus gibt den höchst persönlich gesehenen und durchlebten Einzeleindruck aus der Natur wieder. Er schafft dadurch allerdings ein höchst pointiertes Symbol für die Natur, aber dieses Symbol ist auch ein höchst persönliches, höchst individuelles Symbol. Nur unserer Zeit oder vielleicht gar nur einer ganz bestimmten Kunstgemeinde in unserer Zeit ist es verständlich; seine ausdrucksvolle Kraft für die Zukunft muß es aber erst noch beweisen.

Trotz dieser im allgemeinen durchaus empirisch-naturwissenschaftlich und individualistisch und daher symbolfeindlich gerichteten Art unseres modernen Geisteslebens macht sich aber in ihm doch schon deutlich eine Unterströmung geltend, die nach der entgegengesetzten Seite weist.

In der Wissenschaft ist man nicht zufrieden mehr mit der empirischen Erfassung der Natur allein, man fühlt sich auch nicht mehr befriedigt von der Möglichkeit, das empirische Erkenntnismaterial verstandesgemäß zu bearbeiten, zu ordnen. Man sehnt sich aus der Einzelforschung heraus nach dem großen, weltumfassenden Allgemeinen, das hinter den Einzeldingen steht. Wo aber das Denken auch heute noch bei der Erfassung dieses Allgemeinen, Übersinnlichen versagt, da

versucht es die Sehnsucht unserer Zeit wieder einmal mit dem Symbol. Sie versucht, intuitiv, ahnend und fühlend, jenes Überindividuelle, jenes Allgemeine zu erfassen und es dann symbolisch zu gestalten und zum Ausdruck zu bringen. Das ist heute eine viel schwierigere Aufgabe als je in früheren Kulturepochen; denn die Symbole, die das letzte Allgemeine hinter unserer heutigen, so bedeutend erweiterten Naturerkenntnis fassen sollen, müssen von einer ganz besonderen Kraft sein. Wenn es jedoch uns oder unseren Kindern wirklich gelingt, solche Symbole zu schaffen und in ihnen jenes geahnte Allgemeine zu packendem Ausdruck zu bringen, so steht die Kulturwelt an einem neuen und bedeutenden Wendepunkte ihrer Geschichte. Dann werden jene Symbole wieder nicht nur die ersten Bestandteile einer neuen Metaphysik zu einer neuen spekulativen Erfassung des Weltbildes liefern, sondern ihre Erfassung durch das Gefühl und ihre Erfüllung mit dem gesamten Erlebnisgehalte des modernen Menschen kann dann sehr wohl auch zu der Entwicklung einer neuen Religion führen.

Eine bedeutsame Rolle als Führerin und Mitkämpferin auf diesem Wege steht dabei der modernen Kunst zu. Ist diese sich aber ihrer Aufgabe schon bewußt? Und bereitet sie sich schon vor auf den Weg, den sie gehen muß? Sammelt sie schon Ruhe, Ausgeglichenheit, einen klaren Blick für das Wesentliche in der Natur? Schärft sie schon die Waffen zu dem großen Kampfe?

Wir glauben diese Fragen noch nicht unbedingt bejahen zu dürfen. Aber trotz aller individualistischen Verirrungen, trotz des reklamehaften Kultus des Persönlichen-nur-Persönlichen in manchen der jüngsten Kunstrichtungen glauben wir doch die Behauptung aufstellen zu dürfen, daß die Kunst ihre neue große Aufgabe, mitzuhelfen bei der symbolischen Erfassung unseres modernen Lebens und seines bleibenden Gehaltes, wenigstens ahne.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaft

Der Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit von Dr. **Julius Wolf**, o. ö. Professor an der Universität Breslau. Jena, Gustav Fischer, 1912.

Einen Anhang seiner „Volkswirtschaft in Gegenwart und Zukunft" hatte Wolf dem Zusammenhange zwischen Geburtenziffer und Konfession gewidmet. (Siehe im zweiten Bande der Grenzboten von 1912 S. 442 ff.) Im vorliegenden Werke wird der in allen Ländern höherer Kultur nachgewiesene Geburtenrückgang erschöpfend behandelt. Die gründliche Kritik der Ursachen, mit denen man diese Erscheinung zu erklären versucht, führt zu dem Ergebnis, daß Rationalisierung des Sexuallebens die Grundursache ist. Es trifft nicht zu, wenn die größere Wohlhabenheit der höher zivilisierten Länder für das ausschlaggebende gehalten wird; nicht bei großem, sondern bei knappem Einkommen beginnt die Rationalisierung. Nicht der Reichtum treibt zur Ökonomie, sondern die Schule leitet dazu an. Man hat rechnen gelernt und gewöhnt sich daran, die Aufwendungen den Einnahmen anzupassen. Daß die Naturtriebe nicht zügellos walten dürfen, daß ihre Befriedigung von der Vernunft geleitet und geregelt wird, versteht sich ohnehin bei höherer Bildung von selbst. Anfangs trägt die Rationalisierung einen edlen Charakter; man will lieber weniger Kinder gut erziehen und gut versorgen, als einen Haufen in die Welt setzen, der in Gefahr schwebt, zu verderben oder zu verkümmern. Nach und nach jedoch gewinnt die grobe Selbstsucht die

Oberhand; man will sich Schmerzen, Mühen und Sorgen ersparen (was armen Müttern so sehr nicht übel zu nehmen sein dürfte) und es sich so bequem wie möglich machen. Zuletzt werden alle die Fesseln abgeschüttelt, die dem individuellen Belieben das Wort Gottes, die Kirche, die weltliche Autorität, die alte Volkssitte anlegen, und der Pflicht, zur Erhaltung des Menschengeschlechts, des eigenen Volkes beizutragen, wird gar nicht mehr gedacht. Es läßt sich voraussehen, daß dort, wo, wie im atheistischen Frankreich und in der Sozialdemokratie, der Bruch mit aller Autorität und Tradition am gründlichsten vollzogen ist, die Rationalisierung am weitesten gediehen sein wird, daß dagegen das Übel dort am wenigsten um sich greifen wird, wo die Hemmungen noch ungeschwächt wirken, d. h. bei den gläubigen Katholiken. Diese Vermutung wird durch die Tatsachen gerechtfertigt. Für Deutschland, die Schweiz und Holland wenigstens weist eine unanfechtbare Statistik nach, daß die Katholiken die höchste, die Sozialdemokraten die niedrigste Geburtenziffer haben. Der Gegensatz tritt um so schärfer hervor, weil sich mit der katholischen Konfession zwei andere, die Geburtenzunahme in erster Linie begünstigende Umstände zu verbinden pflegen: Zugehörigkeit zur landwirtschaftlichen Bevölkerung und wirtschaftliche Unabhängigkeit; nicht bloß das Dorf hat günstigere Geburtenziffern aufzuweisen als die Stadt, sondern auch die kleinen Selbständigen: Bauern, Handwerker, Händler haben mehr Kinder als die Lohnarbeiter und die Beamten. — Es sind äußerst peinliche Aufgaben, die aus dieser Sachlage den Regierungen erwachsen. (Während ich den Korrekturabzug dieser Anzeige lese, geht mir eine neue Schrift desselben Verfassers über denselben Gegenstand zu: Das Zweikindersystem im Anmarsch und der Feldzug dagegen. Berlin, August Hirschwald, 1913.)

Carl Jentsch in Neiße

Unterricht und Erziehung

Wenn man unter den Tausenden, die alljährlich aus den schönsten Gegenden der Erde heimkehren, nach Natureindrücken fragt, wird man die meisten in Verlegenheit setzen. Über gute Hotels, genossene Sehenswürdigkeiten, Wirtstafelbekanntschaften, ja selbst über die abgefahrenen Kilometer wird man eher befriedigende Auskunft erhalten, als über die gesehene Natur. Ähnliche Erfahrungen kann man auch bei den Reiseberichten mancher Schriftsteller machen. Oft sind abgegriffene Redensarten oder, wo ein besonderer Eindruck erzielt werden soll, schreiende Brutalitäten die Werkzeuge, womit solche Naturschilderer arbeiten. Wir würden das noch mehr empfinden, wenn wir nicht schon abgestumpft wären. Wie vielen von uns ist überhaupt der Genuß einer Landschaft mehr als Konvention, wie vielen wirkliches Erlebnis? Ist nun auch Naturverständnis gewiß ebenso schwer lehrbar wie Kunstverständnis, so wird doch der Weg zu einer Verfeinerung des Empfindens für das Naturschöne und zur Fähigkeit seiner Schilderung manchem durch Naturbetrachtung gebahnt und durch Versenken in echte Schilderungen. Aber auch der Theoretiker des Schauens und der Wiedergabe landschaftlicher Objekte wird hierbei willkommen sein. In diesem Sinne möchte ich auf **Friedrich Ratzels** Buch **„Über Naturschilderung"** hinweisen. Wenige Wochen nach seinem Tode 1904 zuerst erschienen, liegt es heute in dritter Auflage vor (Volksausgabe, Oldenbourg, München und Berlin 1911). Hier haben wir, auf Grund einer Ästhetik des Naturschönen und des Erhabenen, eine Einführung in die Kunst der Naturschilderung, die aus der Vereinigung wissenschaftlichen und künstlerischen Beobachtens erwächst. Neben den Darlegungen über Sehen, Beobachten, Schauen, über die Beziehungen der Naturschilderung zur Landschaftsmalerei stehen da sehr feine Bemerkungen über den Wert des tagebuchartig festgehaltenen Natureindrucks, über die Gefahren einer Tendenz zum Schönen, zum Gelehrten in der Darstellung, über die mit der Zeit gewachsenen sprachlichen Ausdrucksformen für die Naturwiedergabe, mehr technische Erörterungen über die Verwendung von Zeitwort und Adjektiv, über Bild und Vergleich. Überall treten, von einem Meister der Naturschilderung ausgewählt, andere Meister mit Beispielen auf, Jean Paul, Adalbert Stifter, Heinrich Noé, dann die großen Reisenden des neunzehnten Jahrhunderts bis auf den nach Ratzels Ansicht größten Schilderer unter den noch Lebenden, Frithjof Nansen. Es mag dahingestellt bleiben, ob

Ratzel in diesen höchst subtilen Dingen nicht seinem persönlichen Urteil manchmal zu leicht objektive Gültigkeit beimißt. Auch das wäre zu erwägen, daß unsere Generation vielleicht bereits etwas anderes empfindet als der Verfasser, daß wir — wie in der Musik — das an Kontrasten und Übergängen noch Erträgliche oder schon Unangenehme anders abgrenzen als er. Aber jedem Naturfreund, jedem vor allem, der mit der Feder Landschaften oder Naturstimmungen festzuhalten hat, jedem Reisenden hat Ratzel viel zu sagen. Ob freilich die Lehrer, denen das Buch gewidmet ist, der „künstlerischen Seite der Geographie" die von dem optimistischen Verfasser erwartete Stelle im Unterricht so leicht schaffen können, ist eine Frage. Am ehesten wohl noch bei der Lektüre lyrischer oder episch-lyrischer Dichtung.

Dr. W. M. Becker in Darmstadt

Unfertige Gedanken, ein Buch für reife Leser und Leserinnen von **Adolf Groth.** Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung, Straßburg i. E. und Leipzig. Preis 3 M. — Ich bin sehr ungern an das kleine Büchlein von hundertfünfundneunzig kleinen Seiten herangegangen. Unfertige Gedanken! Was sollen uns Gedanken, die der Autor selbst unfertig nennt, wo wir doch gerade nach fertigem, ausgereiftem suchen, wo uns Führer auf allen Gebieten fehlen? Aber Wilhelm Münch schreibt in der Monatsschrift für höhere Schulen X. Jahrg. S. 331: „Wir sind es dem Verfasser schuldig, sein Buch zu beachten." — Da hilft also kein Sperren und Sträuben: es gilt der Pflicht zu genügen und zu lesen. — Ich muß nun gestehen, daß ich selten so eine behagliche und anregende Zwiesprache mit einem Autor geführt habe, wie beim Lesen dieser „Unfertigen Gedanken" Groths!

Woher das kommt?

Ja, Rechenschaft ist da schwer zu geben. Ist väterliches Empfinden so sehr berührt? Ist's die Behaglichkeit der Ausdrucksweise des Mecklenburgers? Ist's die Liebe zur Jugend und zur Heimat, die aus den anspruchslosen und doch humorvollen Abschnitten dem Leser entgegenquillt? Groth berührt alles, was ihm im Leben begegnet ist und das ist recht viel: Fünf Jahre in Japan als Dozent, dann ein schwerer Kampf in der Heimat, um sich dort den ihm nach Kenntnissen und Fähigkeiten gebührenden Platz zu erringen, schließlich Gym-

Einen besonders aromatischen Bohnenkaffee

tadellos geröstet liefere ich zum Vorzugspreise von **nur 148** Pfennig pro Pfund. Dieser Röst-Bohnenkaffee ist den Liebhabern einer reinen Tasse Kaffee gewidmet und wird (dafür bürgt schon meine grosse Sachkenntnis in Kaffee) sicher überall gefallen. — Verlangen Sie ein Postkolli franko unter Garantie der Zurücknahme.

Gustav Westphal, Altona-Hamburg

Kleine Gärtnerstr. 100-108.

naſiallehrer und Leiter einer Schule in Berlin, daneben eifriger Parteigänger der Nationalliberalen und im Kampf gegen die Sozialdemokratie im Moabiter Stadtteil einer der rührigſten. Es gehört ſchon eine gute Portion Humor dazu, um nicht Menſchenfeind zu werden, wenn man nach jahrelanger Tätigkeit für die Heimat und den Ruhm des eigenen Volks im Auslande der abweiſenden Kühle in der Heimat begegnet, wenn dem Heimkehrenden auch von vermeintlichen Freunden die Türen vor der Naſe zugeſchlagen werden, durch die in die heimiſche Geſellſchaft einzutreten man glaubt ein Recht zu haben eben als treuer Sohn dieſer Heimat. Oh, wer heimkehrt, der merkt erſt, wie wenig der Deutſche Ideologe geblieben und wie hart er kämpft und rechnet, den erſtrebten Platz zu behalten! Auch Groth mag der Blick durch dieſe Erfahrung geſchärft worden ſein. Doch findet ſich kein herbes Wort darüber in dem Buch. Ein lächelnder Philoſoph ſcherzt darin ernſthaft über die Probleme des Lebens, ein Poet weiß auch die rauhen Seiten mit dem roſigen Schimmer eines gütigen Optimismus zu umkleiden. Wer als Lehrer, Pfarrer oder auch nur Vater von Söhnen einen Sonntagnachmittag gemütlich und doch in anregender Unterhaltung zubringen will, nehme Groths „Unfertige Gedanken“ zur Hand.

G. Cl.

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Wagners
Saar-Riesling
Deutschlands vornehmster Schaumwein
Hergestellt aus feinsten Qualitätsweinen der Saar
Frei von Liqueur und Cognac!
Zentral-Verkaufsstelle Berlin W. 30, Luitpoldstrasse 18.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1913 erneuern zu wollen. — Beſtellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Poſtanſtalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Alfred von Kiderlen-Waechter

Willſt Du Dir aber das Beſte tun,
So bleib nicht auf Dir ſelber ruhn,
Sondern folg eines Meiſters Sinn;
Mit ihm zu irren, iſt Dir Gewinn.

Goethe, Sprüche

Es war einige Zeit nach der Zuſammenkunft Sſaſonows mit den Leitern der deutſchen auswärtigen Politik in Potsdam. Einen Nachmittag verbrachte ich in der Villa des Staatsſekretärs des Auswärtigen Amts, die mitten in einem alten Park gelegen, den Lärm des Tages nicht zu kennen ſcheint. Ein weit ausgeſponnenes Geſpräch mit dem techniſchen Leiter der deutſchen auswärtigen Politik hatte ſich meiſt um ruſſiſche, polniſche und öſterreichiſche Fragen gedreht. In ſeinem Verlauf kam ich zu der Bemerkung, es ſei ſchade, daß ſeit dem Fortgange des Fürſten Bülow in Deutſchland ſo gar kein allgemeiner Zuſammenhang zwiſchen Regierung und Preſſe vorhanden ſei, und daß ſowohl der Herr Reichskanzler, wie er, der Staatsſekretär, ſich die politiſche Arbeit dadurch ganz außerordentlich erſchwerten; der Verkehr mit einigen wenigen Journaliſten, wie ihn der Herr Staatsſekretär pflege, genüge nicht, ſo angenehm ſolches ſeitens des davon betroffenen empfunden werde, weil es unabhängigen Politikern nicht immer möglich ſein wird in allen und jeden Fragen mit der Regierung zuſammen zu gehen. Kiderlen erwiderte darauf in ſeiner kurzen Art: „Aber es bleibt doch alles Wurſcht, was die Leute ſchreiben.“

Seit jenem Herbſttage wurde das Thema zwiſchen uns noch oft berührt und ich glaube, daß Herr von Kiderlen ſeine Auffaſſung ſchließlich unter dem Druck der Tatſachen doch revidiert hatte; jedenfalls deuteten Bemerkungen über die Reorganiſation des Preſſedienſtes, wie er ſich ihn gedacht hat, darauf hin. Aber ganz frei iſt er von der Überzeugung nicht geworden, daß die Preſſe ebenſo wie die öffentliche Meinung ein unnützer Ballaſt ſei, die der Staatsmann

in einem monarchisch regierten Lande entbehren und ignorieren könne. So spiegelt sich denn auch in dem wiedergegebenen Ausdruck die ganze Stellung Kiderlens zur öffentlichen Meinung, zu den öffentlichen Werkzeugen der Politik, insbesondere zur Presse wieder. In dem Satz offenbart sich aber auch das Verhängnis, das Kiderlen, seit er an die Spitze der deutschen auswärtigen Politik berufen wurde, auf Schritt und Tritt verfolgt hat. Als wir später einmal und zwar gelegentlich der Marokkokrise auf denselben Gegenstand zurückkamen, setzte Kiderlen auseinander, die Hauptsache sei, daß er und Cambon über das Mögliche und Erreichbare einig seien, die Presse sei erst zu gebrauchen, wenn es sich um Krieg oder Frieden handle, — d. h. also, wenn der gute Wille aus den Verhandlungen der Diplomaten verschwunden sei. Auch in dieser Auslassung spiegelt sich eine prinzipielle Stellungnahme wieder: Kiderlens absolute Zuverlässigkeit und Loyalität seinen ausländischen Kollegen gegenüber, mit denen er sich gemeinsam nicht nur seiner Nation, sondern der ganzen Welt gegenüber verantwortlich fühlte, ohne darum auch nur einen erreichbaren Vorteil für sein eigenes Volk aus dem Auge zu verlieren. Es hat Kiderlen nichts so schwer gekränkt, nichts so gewurmt und geärgert, als die Indiskretionen, die von Diplomaten begangen wurden, oder die wenigstens auf Diplomaten zurückgeführt werden konnten. Wenn französische Blätter während der Marokkokrise die vertraulichsten Dinge ausplauderten, konnte der sonst so unbekümmerte Mann, der sich des Unangenehmen mit einem Scherzwort oder mit einem derben Fluch entledigte, geradezu rasen und ohne Rücksicht auf die bei solchen Gelegenheiten zufällig anwesenden Personen, gab er seinem Unmut drastischen Ausdruck. Ich erinnere mich eines Nachmittags, wo ihm während meiner Anwesenheit eine Pariser Depesche übergeben wurde. Sie enthielt die Mitteilung von einer besonders unangenehmen Indiskretion. Während Kiderlen noch mit dem Studium des Schriftstücks beschäftigt war, ließ sich eine hohe Persönlichkeit melden. „Den kann ich jetzt nicht brauchen" bekam der Diener zu hören. Als ich dann, um ihn an meine Gegenwart zu erinnern, einwarf, „Euer Exzellenz scheinen recht schlechter Laune zu sein", machte er seinem Herzen freimütig Luft und wurde dann ruhiger, verstummte schließlich vollständig und man sah es bald seinen Gesichtszügen an, wie es in ihm zu arbeiten begann, wie sich alles bei ihm auf einen Gedanken konzentrierte, und wie er, seine Umgebung völlig vergessend, zum politischen Gegenschlage ausholte.

Ich habe die kleinen persönlichen Erlebnisse hier erwähnt, weil sie es zusammen mit anderen Beobachtungen verständlich machen, warum es der Mann mit den anerkannt großen Fähigkeiten und Kenntnissen und mit einer das Durchschnittsmaß weit überragenden Arbeitskraft so ungeheuer schwer gehabt hat, sich gerade in Deutschland durchzusetzen. Diese Vorkommnisse mögen aber auch andeuten, wie schwer es gewesen ist, bis zum Kern der Seele dieses Staatsmannes durchzudringen, wenn man erst im reifen Mannesalter Gelegen-

heit hatte, ihm näherzutreten, und es läßt sich aus solchen und ähnlichen Begebenheiten auch verstehen, wenn er sich unter den in politisch gespannten Zeiten stets auf das äußerste überlasteten führenden Journalisten sowie auch unter den Parlamentariern die größten Feinde machen konnte, ohne es je zu wollen.

* * *

Kiderlens Leben hat im Hause eines Bankiers begonnen und diese Tatsache sowohl wie seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Diplomatenfamilien mütterlicherseits wiesen ihm von vornherein den Weg aus seiner engeren Heimat Württemberg. Dennoch hat sein stark entwickeltes Heimatsgefühl, das warmherzigen Ausdruck in manchem Wort fand, es ihn zunächst versuchen lassen, in den Dienst der engeren Heimat zu treten. Aber die erste Teilnahme an dem Mittagstisch des kleinen Städtchens, in dem er seine Laufbahn beginnen sollte, scheuchte den munteren Rechtspraktikanten wieder davon. Er erzählte es gelegentlich, wie ihn der Gedanke entsetzt habe, dermaleinst ähnlich in den Verhältnissen der Kleinstadt versauern zu müssen, wie es bei einigen von den älteren Tischgenossen der ersten Mahlzeit augenscheinlich der Fall war. Persönliche Beziehungen zum württembergischen Gesandten in Berlin brachten ihn bald darauf in eine Abendgesellschaft des Fürsten Bismarck. Damit war sein Schicksal besiegelt. Es gelang, das Interesse des Altreichskanzlers auf den munteren Schwaben zu lenken. Im Jahre 1879 trat Kiderlen-Waechter als Attaché in das Auswärtige Amt ein; seine Laufbahn im Auslande führte ihn für längere Zeit nach Paris, Petersburg und Konstantinopel; im Jahre 1888, bald nach dem Antritt der Regierung durch Kaiser Wilhelm den Zweiten, wurde er als Hilfsarbeiter in die politische Abteilung des Auswärtigen Amts berufen, wo er bald zum vortragenden Rat und Begleiter des Kaisers auf dessen Reisen aufstieg: ein Mann der Zukunft.

Kiderlens Aufstieg erhielt indessen eine empfindliche Unterbrechung dadurch, daß der Kaiser ihm ziemlich unvermittelt seine Huld entzog. Die letzten Gründe der Ungnade hat der Berliner Vertreter der Frankfurter Zeitung richtig dargestellt: Kiderlen pflegte — wie es übrigens auch die meisten anderen Diplomaten taten — neben seinen amtlichen Berichten an den damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amts Freiherrn Marschall von Bieberstein auch private Briefe an diesen zu richten. Diese Briefe, Kabinettsstücke eines naturreinen kräftigen Humors, schilderten das Leben auf der Reise und die daran beteiligten Persönlichkeiten, beleuchteten die an Bord besprochenen Fragen und stellten überhaupt geistreiche Erläuterungen und Glossen zu der amtlichen Korrespondenz dar. Nun wirken solche Glossen acht Tage nach der Niederschrift anders als Jahre später. Durch irgendeinen Zufall, über den Kiderlen seine Mutmaßungen hatte, sind dem Kaiser einige solcher Briefe mit entsprechendem Kommentar in die Hand gespielt worden. Der Kaiser, der ursprünglich für den humorvollen Schwaben

sehr viel übrig hatte, fühlte sich tief gekränkt ob der augenscheinlichen Undankbarkeit. Kiderlen verschwand aus der Hofgesellschaft. Er wurde Gesandter zunächst in Hamburg, später in Kopenhagen, einem der wichtigsten Posten für die europäische Politik zu Lebzeiten Christians des Neunten. Während er fern von Berlin weilte, arbeiteten seine Gegner um so eifriger und ungestörter, und sie ruhten auch dann nicht, als bis er in Bukarest in der Versenkung verschwand.

Kiderlen ist trotz seiner Neigungen zu Tafelfreuden stets von einem starken Bedürfnis nach Betätigung im großen erfüllt gewesen. In der Bukarester Zeit hat er seine Kräfte nicht schlummern lassen, oder dort gar ein Schlemmerdasein geführt. Im Gegenteil hat er systematisch seine Kenntnisse vertieft. Zum Teil unter des Königs Karol von Rumänien, dieses langjährigen Balkanpraktikers, Anleitung hat er alle Details des Balkanproblems durchforscht, hat wiederholt inkognito und amtlich den nahen Orient bis gegen Koweit, die Balkanstaaten, Ungarn und Südrußland die Kreuz und Quer bereist und sich so zu einem der hervorragendsten und kenntnisreichsten Balkandiplomaten und Balkankenner emporgearbeitet. Selbst Marschall von Bieberstein, als dessen heimlicher Rivale Kiderlen von seinen Gegnern hingestellt wird, ohne es je gewesen zu sein, hat gern die Unterstützung Kiderlens für sich in Anspruch genommen, und auf seinen ausdrücklichen Wunsch ist es immer Kiderlen gewesen, den der Reichskanzler zur Vertretung des deutschen Botschafters an der Pforte beorderte. Kiderlens Stellung in Bukarest konnte man vielleicht in übertragendem Sinne mit der Stellung eines Konstantinopeler Vizebotschafters vergleichen. So befand er sich wohl in gesellschaftlicher, nicht aber in dienstlicher Beziehung in der Versenkung.

Die Balkanverhältnisse entwickelten mehr und mehr den Krieg drohenden Charakter, den wir im Jahre 1909 und 1912 näher kennen lernten. Fürst Bülow konnte die eminente dadurch verursachte Arbeit wohl verrichten, solange er in dem Staatssekretär Freiherrn von Richthofen und dem Geheimen Legationsrat Hammann zwei durchaus selbstlos und unermüdlich arbeitende Gehilfen hatte. Als aber im Jahre 1906 Richthofen ihm durch den Tod entrissen wurde und erst Herr von Tschirschky und dann Herr von Schoen die Zügel des Auswärtigen Amts in die Hand bekamen, dazu die Marokkofrage und die Dreibundverhältnisse ein immer ungemütlicheres Aussehen erhielten, erwies sich die Situation für den deutschen Reichskanzler als unhaltbar. Es zeigte sich als unmöglich, eine Kraft wie Kiderlen fern von Berlin am Wege brach liegen zu lassen, und das um so weniger, als die Ausbildung des Nachwuchses der Diplomatie das Vorhandensein mehrerer Spezialkenner eines Gebiets sogut wie vollständig ausschließt. Fürst Bülow setzte all sein diplomatisches Geschick und seine persönliche Überredungskunst beim Kaiser in Bewegung, um diesen zur Wiederanerkennung des schwäbischen Spötters zu bewegen. Mit welchem Erfolg ist bekannt. Der Kaiser ließ es sich wohl gefallen, daß Herr von Kiderlen vorübergehend und zur Vertretung des erkrankten Herrn von Schoen ins Amt

berufen wurde, aber von einer Ernennung zum Staatssekretär wollte er zunächst noch nichts wissen. Erst als Fürst Bülow abtrat und der jetzige Kanzler an seinen Platz rückte und sich energisch für die Berufung Kiderlens einsetzte, wurde er an das Steuer des Reichsschiffs gestellt, spät zwar, aber doch nicht zu spät. Herr von Bethmann hat sein Eintreten niemals bereut und oft genug spontan seine Bewunderung zum Ausdruck gebracht, die Kiderlens Kühnheit der Gedanken wie der Entschlüsse gepaart mit außergewöhnlicher Detailkenntnis ihm abnötigten. Und damit fällt auch alles jenes Gerede in sich zusammen, das von Mißverständnissen zwischen dem Leiter der auswärtigen Politik und seinem Chefstechniker wissen wollte.

Anders mit Kiderlens Verhältnis zum Kaiser. Ganz war es ihm bis zu seinem Tode nicht gelungen, die Zuneigung seines kaiserlichen Herrn wiederzugewinnen, obwohl sich im Laufe der Zeit immer bessere Beziehungen zwischen den beiden spröden Charakteren entwickelten. Aber die Widerstände am Hofe und mächtige Einflüsterungen blieben stärker als selbst des Kaisers guter Wille. So ist es denn auch nie zu solchem persönlichen Verkehr zwischen dem Kaiser und dem Leiter des Auswärtigen Amts gekommen, wie er zu Zeiten Richthofens stattfand. Aber viele kleine Vorgänge und Züge lassen darauf schließen, daß der Kaiser je länger um so mehr erfüllt ward von Wertschätzung für den sich in seinem Können immer mächtiger entfaltenden Staatsmann. Kiderlen selbst hat unter diesem Verhältnis schwer gelitten, wenn er es auch nicht ohne weiteres zugab, wie er sich überhaupt hütete, zartere Regungen seines Charakters zu verraten, wodurch er rauher erschien als er tatsächlich war. Und wenn er im vergangenen Sommer gelegentlich ausrief: „Überlassen wir es der Zeit, auch der Kaiser wird einmal anders über meine angeblichen Versündigungen urteilen", so klang mir daraus doch der Douglasschrei hervor, der auch unsern Ritter nur ehren kann.

* * *

Das grausame Geschick hat es Kiderlen weder gegönnt, die volle Freundschaft seines kaiserlichen Herrn zurückzugewinnen, noch durfte er den begonnenen Bau vollenden. Mitten aus seinem Streben heraus hat der Tod ihn gerissen, und es ist nicht leicht, sich ohne weiteres auf dem Bauplatz zurechtzufinden, auf dem er wirkte, oder gar ein abschließendes Urteil über das beabsichtigte Werk zu fällen. Darum darf es auch nicht meine Absicht sein, die auswärtige Politik Kiderlens heute schon darstellen zu wollen. Das wird Aufgabe des Historikers sein. Aber überblicken wir vorurteilsfrei den verlassenen Platz, mit seinen Ausschachtungen, abgebrochenen Mauern, zusammengestellten oder verworfenen Steinen und sonstigen Materialien, sehen wir uns schließlich die von ihm gewählten Gehilfen an, die nun den Bau weiterführen sollen, und erinnern wir uns gelegentlicher Mitteilungen aus dem Munde des Meisters selbst, dann wachsen auch vor dem geistigen Auge des Ferner-

stehenden die klaren Umrisse des Fundaments und das Mauerwerk empor, an denen sich die Größe des beabsichtigten Werkes sowohl wie die seines Schöpfers auch schon in diesem Stadium erkennen läßt.

Ich selbst möchte das große Ziel der Kiderlenschen Politik die Europäisierung der europäischen Politik nennen, was für Deutschland die Abkehr von einer Allerweltspolitik bedeutet, die unter der Flagge der Weltpolitik segelte. Konkret ausgedrückt heißt das: Wiederherstellung einer starken und sicheren strategischen Basis für die deutsche Weltpolitik mit Einschluß der Kolonialpolitik und infolge dessen Anbahnung besserer Beziehungen zu den Westmächten England und Frankreich.

Die Art der Aufgabe, die Kiderlen gestellt ward, und die Verfassung, in der Europa sich kurz vor dem Sturze Bülows und dem Tode König Eduards des Siebenten befand, zwangen den zunächst interimistischen Leiter des Auswärtigen Amts von vornherein mit einer gewissen Brutalität zuzugreifen, ohne danach fragen zu können, ob er damit auch nur bei einer beachtenswerten Minderheit Anklang finden würde. Es ist selbstverständlich, daß Kiderlens Zwischenkunft nicht nur mehr oder minder fein gesponnene Netze der Diplomatie zerriß, wie etwa die Intrigen Iswolskis; auch reale wirtschaftliche Interessen einzelner, die sich unter jeder noch so ungünstigen Konstellation vorfinden, und bei jedem Wechsel energisch Berücksichtigung heischen, wurden berührt. Aber der im Zusammenhang damit erhobene Lärm stand in gar keinem Verhältnis zu den angeblichen Schädigungen. Das hat man auch bald erkannt und fing kürzlich auch damit an den Nutzen anzuerkennen, den Kiderlens Politik schon jetzt der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands gebracht hat. Sehr erschwert wurde seine Situation den gewerblichen Kreisen des In- und Auslandes gegenüber, als es den Alldeutschen einfiel, den neuen Mann auf ihren Schild zu heben. Von diesen als Draufgänger begrüßt, erweckte Kiderlen das tiefste Mißtrauen nun auch aller derer, die zwar mit dem alten System nicht einverstanden waren, aber von dem neuen nur glaubten Verluste erwarten zu dürfen. Als dann die Taten des neuen Staatssekretärs nach und nach seine Ziele enthüllten und er sich als ein friedfertiger und besonnener Mann erwies, der die Grenzen seiner Macht wohl im Auge behielt, da verlor er zwar unmittelbar den Beifall der Alldeutschen, aber es dauerte doch noch geraume Zeit, bis aus dem entgegengesetzten Lager das einmal vorhandene Mißtrauen zu schwinden begann. Aber wenn selbst die wirklich hervorragende Besonnenheit, mit der Kiderlen die Fäden der Balkankrise zum Heile des Vaterlandes dirigierte, es nicht vermochte alles Mißtrauen zu beseitigen, so ist daran zweifellos in erster Linie der Mangel in der Maschinerie unseres Pressedienstes schuld, an dem Kiderlen einen sehr wesentlichen Teil der Verantwortung mitträgt. Und darin liegt denn auch die Tragik seines frühzeitigen Heimganges: sein Werk werden andere Hände vollenden, vielleicht solche, die seinen Weisungen nur widerwillig folgten; die öffentliche Meinung wird darum wohl kaum je ein klares Bild von der Be-

deutung des Dahingeschiedenen für die deutsche Nation erhalten; nur einige wenige, die seinem Wirken nahe gestanden, werden ermessen, was der Nation durch seinen frühen Tod genommen wurde. . . .

Es war nicht Kiderlens Art, dem Schmerz über einen Verlust äußerlich besonderen Ausdruck zu verleihen oder sich gar in Sentimentalitäten darüber zu verlieren. Über begangene Fehler, die er erkannt, setzte er sich mit dem Wort hinweg: „man soll keine Fehler gut machen wollen, es gelingt doch nicht!" Und doch war sein ganzes Streben von Gerechtigkeit und Güte und Edelsinn im großen und kleinen geleitet, und seine Arbeit war ein stetiger Kampf um die Beseitigung von Folgen der Fehler, die nicht er gemacht hatte.

George Cleinow

Das stilechte Fremdwort

Von Ric von Carlowitz-Hartitzsch in Dresden

„Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht!"

Schiller

Allgemein ist heute im deutschen Schrifttum der Kampf gegen die Fremdwörter wieder aktuell geworden. Diese Bewegung ist nicht neu; sie hat, mehr oder weniger ausgesprochen, unsere literarische Entwicklung begleitet, seitdem die deutsche Sprache vollberechtigt in diese Entwicklung eingetreten ist. Das sind jetzt vierhundert Jahre her. Gegenüber dem Zeitmaß, das für Veränderungen an dem beweglichen Material der Sprache gilt, ist das ein ansehnlicher Zeitraum. Daß er nicht genügt hat, dem Kampf gegen die Fremdwörter einen entscheidenden Erfolg zu sichern, beweist, darwinistisch gesehen, gegen die Lebenstüchtigkeit dieser Bewegung. Das Untüchtige haftet aber offenbar nur an ihr, sofern sie historisch in die Erscheinung getreten ist, als verfehlte Durchführung. Denn in ihr, der Idee nach, liegt ein durchaus gesundes Prinzip, das, zweckmäßig angewandt, sich auch darwinistisch durchsetzen müßte. „Dem Deutschen deutsch!" Das Vernünftige dieses Programms ist so bestechend, daß ein Beweis, wie für jedes Axiom, unmöglich wird. Es ist also keine Frage seiner Berechtigung, sondern nur seiner Einhaltung. Ein allgemein vernünftiger Satz verleitet nämlich um so mehr zur Verletzung seiner inneren Grenzen, je „bestechender" er ist, d. h. je mehr er sich der volkstümlichen Verbreitung durch ein praktisches Interesse und eine hinreichend weite Fassung empfiehlt, die es auch der populären Denkweise

gestattet, ihre ungeschliffenen Begriffe — und ihre Gefühlsbedürfnisse hineinzutragen. Indem aber gegenüber dieser allgemeinen Fassung die Anwendung, wie jede Praxis, im Besonderen bleibt, ist gerade das Vernünftige des Satzes nicht zu denken ohne die schärfste begriffliche Einengung. Da es nun nicht jedermann gegeben ist, jederzeit ein granum salis vorrätig zu halten, wird einfach mit zunehmender Popularisierung der Sinn in das Eindeutige des Wortwörtlichen vergröbert. Dieser Entwicklung vom Programm zum Schlagwort ist noch keine fruchtbare Wahrheit entgangen: Das Égalité-geschrei der Revolution endete auf der Guillotine, die „Entdeckung" vom Formwesen der Kunst weniger abschließend, aber ebenso schmerzhaft in den Schreckenskammern unserer Moderne. So alt wie die Idee der Sprachreinigung ist deshalb auch ihre Ausschlachtung durch die Fanatiker der „Konsequenz". Von der „Deutschgesinnten Genossenschaft" des Philipp von Zesen, dessen „Zerdeutschungen", wie Vilmar sie treffend bezeichnet, nur noch als antiquarische Merkwürdigkeiten in den Literaturgeschichten ein unrühmliches Leben fristen, über Joachim Heinrich Campe, „die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand"*), führt eine Linie gesinnungstüchtiger Verwandtschaft bis auf unsere Tage. Daher sahen sich auch von jeher gerade die feinfühligsten Verehrer der deutschen Sprache, wie Schiller und Schopenhauer, in die Opposition getrieben.

Wo ist nun der Punkt, an dem man das Programm: „Dem Deutschen deutsch!" mißbräuchlich durchbrechen kann? So kurz es ist, es hat zwei solcher Punkte. Einmal ist es die sachliche Forderung „Deutsch!", die man übertreiben kann: „Deutsch um jeden Preis!" In diesem sozusagen handgreiflichen Mißbrauch schwelgte die naivere Zeit eines Philipp von Zesen: Löschhorn für Nase, Lustine für Venus, Selbstand für Person, das klingt heute jedem lächerlich. Unauffälliger ist man darum jetzt an der Arbeit, die übertreibende Tendenz in das Anwendungsgebiet „dem Deutschen" zu verlegen. Wozu lebt man denn in einem Polizeistaat, als daß man für solche staatserhaltende Begriffe wie den Deutschen „maßgebliche" Bestimmungen hätte, durch die aller sophistischen Ausdeutung die Spitze abgebrochen wird!? Wer ein Deutscher ist, entscheidet ganz einfach das Personalpapier und damit punktum. Diese amtlich gestempelte Beweismacht ist allerdings unerschütterlich, nur beweist sie an unserem Falle vorbei; denn hier handelt es sich offenbar gar nicht darum, ob einer so ein Deutscher von Staats wegen „ist", sondern ob er als solcher spricht oder schreibt. Wie aber, wenn er nicht „als solcher" spricht oder schreibt, sondern sich sachlich äußert, d. h. wenn er eine Sache sprachlich niederlegt, deren eigenste Form gar nicht deutsch bedingt ist, weil hier die Form oder Methode überhaupt vor aller konkret sprachlichen Wiedergabe der Sache zugehört? Wenn er mit anderen Worten wissenschaftlich arbeitet? Dann hat für ihn das Programm der nationalen Sprachreinheit eben keinen Sinn mehr. Man sei sich doch darüber klar,

*) Schiller: Xenie 87.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

daß es hier auf die formale Übereinstimmung von Sache und Ausdruck abgesehen ist: „Wer etwas, der Form nach Deutsches zu sagen hat, der rede deutsch!" Weder die inhaltlich deutsche Sache ist gemeint: sonst dürfte kein Carlyle über Friedrich den Großen schreiben, noch die formal undeutsche Sache, wie die Wissenschaft. Wie unsinnig hier eine nationale Forderung ist, ergibt sich, wenn man ihr einmal die „formalen Wissenschaften" unterwirft: es gibt wohl deutsche Arithmetiker oder deutsche Logiker, aber im Leben keine deutsche Arithmetik oder Logik.

Daß nichts gegen das wissenschaftliche Fremdwort spricht, glaube ich dargetan zu haben. Ein anderes ist es, seine Berechtigung positiv zu erweisen. Dazu gehört eine sorgfältige Untersuchung der Gründe, die für seine wissenschaftliche Anwendung wirksam sind. Gerade aus offenbarer Verkennung dieser Motive entspringen die maßlosen Angriffe, die man heute gegen das Fremdwort in der Wissenschaftssprache zu richten beliebt*), allerdings ohne von seiten der Wissenschaft sehr beachtet zu werden.

Es ist in der Tat auffallend, daß die wissenschaftliche Ausdrucksweise von jeher und allgemein mit so zäher Vorliebe an dem Fremdwort festhält. Diese Tatsache muß anerkannt werden. Es genügt nicht, wie es immer wieder geschieht, die „Fremdwörterei" als den Auswuchs eines bornierten Wissensdünkels hinzustellen. Wir lehnen den Theaterprofessor als Beweisobjekt ab und verlangen eine Erklärung der Erscheinung, die ihrer realen Bedeutung gerecht wird. Es genügt auch nicht, sie nur historisch aus der Tradition einer Wissenschaft abzuleiten, die mit der Konservierung der alten Sprachen eine eigene Gelehrtensprache begründet hatte, weil die lebenden noch zu jung und unausgebildet waren, um sogleich das reiche Erbe der klassischen Kultur anzutreten. Damit ist das Problem nur weiter zurückgeschoben. Denn die fertige Übernahme einer ganzen Sprache ohne auch nur den Versuch der Einschmelzung und ihre geflissentliche „Tot"-erhaltung durch ein rundes Jahrtausend bedeutet bereits eine Absage an die lebende Volkssprache, die über das Maß der realen Notwendigkeit hinausging**). Außerdem ist der Unterschied in der Bildsamkeit zwischen den alten und neuen Sprachen längst in sein Gegenteil umgeschlagen. Alle diese Erklärungen rühren nicht an die Wurzel des Problems. Wo ist nun diese zu suchen? Offenbar in der Psyche des Gelehrten, und zwar nicht als einer zeitlich oder subjektiv bedingten Einzelerscheinung, sondern sofern sie objektiv an die Methodik einer jeden Wissenschaft gebunden ist, d. h. wir haben das Problem objektiv psychologisch zu erklären. Dazu erfordert es, den Weg zu verfolgen, auf dem der Gelehrte zur schriftlichen Fixierung seiner Ideen gelangt.

Zunächst werden wir dabei finden, daß diese nie restlos gelingt.

Was ist denn eine Idee? Wir können darüber nicht mehr als Bildliches sagen: als eine dunkle, psychische Regung taucht sie triebhaft aus den Tiefen

*) Vgl. E. Engel: Fremdwörterei. (Deutsche Tageszeitung vom 29. Mai 1910.)

**) Um 350 war z. B. die gotische Sprache schon imstande, die Bibel wiederzugeben.

des Unterbewußtseins auf. Schon sie erfährt eine mehr oder weniger gewaltsame Ummodelung, wenn sie in das volle Tageslicht des Bewußtseins geschoben, vor das innere Sehfeld der Aufmerksamkeit beschworen und endlich in das Prokustesbett der logischen Bearbeitung gezwängt wird, aus dem sie als bewußt erfaßter, scharf umrissener Gedanke herauskommt. Diese Divergenz von Idee und Gedanke, wie ich die beiden Wörter hier gegensätzlich verstanden wissen will, erhellt schon daraus, daß besonders tiefe, denkfremde Ideen von Dichtern und Philosophen — es sei an Dantes „Göttliche Komödie" erinnert — mit Vorliebe durch Bilder wiedergegeben werden. Solche, rein auf ihre Form gerichtete Intuition bewahrt den Ideen noch eher ihre ursprüngliche Einheit und Lebendigkeit, indem sie in Symbolen und vergleichsweise sich ihnen von außen zu nähern sucht. Sie vermittelt damit gleichsam nur eine Ahnung ihrer Wirkung, erzielt dafür aber Farbe und sinnliche Plastik des Ausdrucks, während der Gedanke wohl die Idee von innen heraus zu erfassen prätendiert, sie aber weder im Grunde erschöpfen noch sinnfällig machen kann. Jedoch ist auch die intuitive Ideenvermittlung nicht ganz frei von den Einflüssen des logischen Erkenntnismechanismus. Er behauptet sich mehr oder weniger überall, wo eine Idee vermittelt wird, und nicht zuletzt in dem Material der Sprache, die in der Art der in ihr ausdrückbaren Beziehungen nur ein getreues Spiegelbild der logischen Funktionen darstellt. Der erste Schritt in der Fixierung der einen, großen und gleichsam ungeborenen Idee ist also ihre sukzessive Gliederung in einzelne Gedanken, eine Gliederung, die sich zugleich mit allen Merkmalen einer Umformung vollzieht.

Darauf folgt als zweite Umformung der Ausdruck des Gedankens im Wort und zwar zunächst in der konkreten Form des gesprochenen Wortes, die ja auch geschichtlich die ursprüngliche und darum einfachste Wortform darstellt. Dieser Prozeß der Verlautbarung des Gedankens bedeutet in einem noch viel umfassenderen Sinne eine Umformung mit allen Willkürlichkeiten und Unvollkommenheiten einer solchen. „Die Menschen suchen immer gleich Worte zu allem, und durch Worte hintergehen sie sich dann".*) Erstens ist es schon quantitativ ausgeschlossen, für alle erdenklichen Dinge gesonderte Zeichen zu führen. Die Sprache, namentlich soweit sie dem täglichen Verkehr gewidmet ist, stellt daher eigentlich nichts anderes vor als ein Warenlager der gangbarsten Futterale, in die wir aus angeborenem Ordnungssinn die Dinge säuberlich nach „Nam' und Art" verpacken. D. h. das Wort vernachlässigt grundsätzlich die Individualität der Erscheinungen. Wenn diese reale Vieldeutigkeit noch beabsichtigt sein kann, so enthüllt sich der problematische Charakter des Wortes erst ganz in seiner idealen Vieldeutigkeit. Denn das Wort ist qualitativ immer nur das Zeichen für einen Gedanken. Da also bei Worten, denen kein real aufzeigbares Objekt entspricht, die Zuordnung von Wort und Sinn nur im

*) Schiller an Lotte, 10. Februar 1790.

Denken vollzogen werden kann, bleibt die Rückdeutung auf den Gedanken nur zu oft der subjektiven Auffassung überlassen.

Als dritter und letzter Umformungsprozeß folgt endlich der Ausdruck des gesprochenen Wortes in einem Schriftzeichen. Auf den ersten Blick ist man wohl geneigt, eine solche Unterscheidung für eine akademische Spitzfindigkeit zu halten. Aber diese Umformung ist, wenn auch nicht so einschneidend wie die vorangegangene, doch in ihrer Bedeutung nicht zu übersehen. Allerdings ist das Schriftzeichen, wenn man so sagen darf, ex ante mit dem zugehörigen Lautwort identisch, aber es kann und wird meistens durch veränderte Wirkungsweise eine Sinnverschiebung ex post eintreten. Sie äußert sich darin, daß das gelesene Wort flüchtiger, formelhafter, blutloser bleibt als das gehörte. Damit ist nicht eigentlich von einem Bedeutungswechsel die Rede, da eine Umprägung des Wortes, um die es sich hier nur handelt, wohl eine Neu-, aber noch keine Anderswertung bedingt. An einer Sinnverschiebung können wir jedoch festhalten, insofern wir (im Gegensatz zur „Bedeutung", als seines bloßen Inhaltes) unter dem „Sinn" eines Wortes seinen totalen Eigenwert nach Inhalt und Form verstehen.

Die Erstarrung der lebendigen Idee ist hier in der Stufenfolge ihrer fortschreitenden Umformung auf dem äußersten Punkt angelangt. Da liegt sie nun, kunstvoll einbalsamiert zum immerwährenden, eigenen Gebrauch oder zu Nutz und Frommen einer schaulustigen Menge: sie ist „fixiert"; allerdings um denselben Preis wie der Schmetterling, der unter der Nadel des Entomologen seine letzten Zuckungen macht. Beide kann man nun getrost nach Hause tragen.

So geartet ist das Material, auf das sich der wissenschaftliche Schriftsteller angewiesen sieht. Demgegenüber steht seine Aufgabe in ihrer ganzen Strenge. Das Ziel jeder Wissenschaft ist objektive Wahrheit. Ohne uns hier auf die alte Pilatusfrage einzulassen, ist es zunächst zweifellos, daß die objektive Wahrheit nur auf dem Umwege der subjektiven zu gewinnen ist. Das Wahre ist ein Nebenerfolg des Wahrhaftigen. Bedeutet dies für den Gelehrten schon eine mit der Natur seiner Methode unlöslich verkettete Resignation, so liegt in der geschilderten Eigenart seines Materials die weitere Gefahr, daß sogar die ihm allein erreichbare subjektive Wahrheit in Frage gestellt ist. Angesichts der jedesmal von neuem drohenden Sinnverschiebung erhebt sich für ihn die kategorische Forderung, in der dreifachen Umformung der ausgesagten Wahrheit die willkürliche Aufeinanderfolge durch eine notwendige Auseinanderfolge zu ersetzen. Um das zu erreichen muß er bei jedem der drei Prozesse die äußerste Klarheit walten lassen. Sie ergibt sich dabei für ihn als eine Umkehrung des Verhaltens, das der Laie ihnen gegenüber einnimmt. Wenn dieser, seine Ideen durch Vorurteil und Gewöhnung gedanklich vergewaltigend, bei dem ersten Prozeß die Willkür unbewußt und aktiv ausübt, läßt ihn der wissenschaftliche Schriftsteller sich passiv, tendenzlos in seinem Bewußtsein abspielen. Er zwingt sich zur Rolle des Zuschauers bei dem Vorgang, wie sich die Ge-

danken aus seiner Idee formen. Anderseits wird er die beiden folgenden Prozesse mit bewußter Aktivität selbst vollziehen, während sie der Laie passiv der Willkür überläßt, indem er auf die Fassung seiner Gedanken in Worten nicht eben viel Sorgfalt verwendet, da sie sich ihm ja „ganz von allein" anbieten. Der Klarheit des Denkens also, die bei dem ersten Umformungsprozeß wissenschaftlich erfordert wird, hat beim zweiten und dritten die Klarheit des Ausdrucks zu entsprechen. Hier sei nun zunächst als grundlegende Bemerkung vorangeschickt, daß wissenschaftliche und populäre Klarheit des Ausdrucks sehr verschieden, ja in gewissem Sinne gegensätzlich sind. Dieser eigene Stil der Wissenschaft folgt nur ihrer stofflichen Besonderheit. Ihre Aufgabe, die Wahrheit, und nur diese, ans Licht zu bringen, bedeutet einmal für den wissenschaftlichen Schriftsteller die Verpflichtung, das, was er dafür erkannt hat, nun auch wahrhaftig, d. h. eindeutig und zutreffend in Worte zu fassen. Zweitens läßt ihm die subjektive Natur der Wahrheit für diese angestrebte Wirkung vorerst keinen anderen Gesichtspunkt zu, als daß sie für ihn erreicht sei. Die Wirkung auf einen anderen, der die mündliche oder schriftliche Fixierung in ihrer wesentlichen Bestimmung als Mitteilung sonst zunächst Rechnung zu tragen hat, kommt für ihn erst in zweiter Linie in Betracht. Auch bei einer schriftlichen Fixierung will er zunächst nichts als Klarheit vor sich selbst, er will sich selbst zu dem Ausdruck zwingen, der seinen Gedanken absolut gleichwertig ist, absolut wenigstens im Sinne der unendlichen Annäherung. Wie schwer das ist, davon macht sich der Laie keinen Begriff. Der wissenschaftliche Schriftsteller kämpft einen dauernden Kampf mit dem spröden Material der Sprache, das seine Gedanken nicht nur vor anderen sondern vor ihm selbst zu fälschen droht. Denn das Wortisteben, wie wir sahen, seinem Wesen nach nur ein Kleid, d. h. die Möglichkeit einer verborgenen Form. Ist dieser unselbständige Charakter einmal bis zur vieldeutigen Gestaltlosigkeit gediehen, so bleibt das Wort immer bereit, auch demjenigen, der es erst für seinen Gedanken setzte, einen Sinn unterzuschieben, der nicht gemeint war. Im Verlaufe seiner Untersuchung sieht er sich dann auf einmal vor Konsequenzen, die wohl aus seinen Worten hervorgehen, nicht aber ursprünglich in seinen Gedanken, geschweige denn seinen Ideen enthalten sind. „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren." Es ist darum nur ein Gebot der Selbsterhaltung, wenn der Gelehrte jede sonst übliche Stilrücksicht opfert zugunsten einer streng sachlichen Eindeutigkeit und wenn er, um diese zu entscheiden, kein anderes Forum anerkennt, als seine Selbstverantwortung. Diese Forderung in ihrer doppelten, subjektiv-objektiven Bedingtheit, verleiht dem wissenschaftlichen Stil sein Gepräge: ihr entspringt der ästhetisch ungefüge, rein logisch orientierte Aufbau mit seiner pedantischen Schachtelung in endlose Abhängigkeiten, die vorsichtige Beschreibung oder auch Umschreibung eines Wortes, seine Zergliederung bis in die letzten abstrakten Elemente oder seine allseitige Erleuchtung durch entlegene Vergleiche und Antithesen, alles Eigentümlichkeiten, die der Laie als die sprichwörtliche „schriftliche

Geschwätzigkeit des Gelehrten" brandmarkt. In Wahrheit ist es das Gegenteil. Der Gelehrte sagt lieber zu wenig als zu viel. Er legt sich fortwährend die äußerste Beschränkung auf dessen, was er sagt, kann dies aber nur auf Kosten der reichsten Verschwendung dessen, wie er es sagt. Alle seine Zusätze sind eigentlich Wegsätze, welche die bei jedem Wort üppig aufschießenden Mißverständnisse beschneiden sollen, welche die vielverzweigten und auseinanderlaufenden Bächlein der Bedeutungen in den einen einzigen Strom des Sinnes zurückleiten sollen. Solche straffe und unbeirrte Gedankenführung nötigt ihn auch, um Wiederholungen nach Möglichkeit zu vermeiden, zum äußersten Ausbau der Periode, die dem Laien besonders verhaßt ist. Im Interesse der Einheitlichkeit des Gedankens zwingt sie nämlich den Leser, will er den Faden nicht verlieren, zu gespanntester Aufmerksamkeit auf den durchgehenden Gedankenzug, verriegelt ihm nacheinander alle Hinterpförtchen, durch die seine schweifenden Hintergedanken auf die blumigen Wiesen der eigenen, phantastischen Nebenvorstellungen entschlüpfen könnten, und gönnt ihm nicht eher einen Ruhepunkt, als bis wenigstens dieser eine, den ganzen Satz beherrschende Gedanke folgerichtig zu Ende gedacht ist. Wie unvollkommen trotzdem in den so sukzessiv vorgebrachten, einzelnen Gedankenzügen die ursprüngliche Einheit der wiederum in ihnen wirksamen, allgemeinen Idee zum Ausdruck kommt, davon gibt sich auch Schopenhauer Rechenschaft in der sehr lesenswerten Vorrede zur ersten Auflage seines Werkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung", wenn er sagt: „Was durch dasselbe mitgeteilt werden soll, ist ein einziger Gedanke.*) Dennoch konnte ich keinen kürzeren Weg, ihn mitzuteilen, finden als dieses ganze Buch. Ein einziger Gedanke muß die vollkommenste Einheit bewahren. Läßt er dennoch, zum Behufe seiner Mitteilung, sich in Teile zerlegen, so muß doch wieder der Zusammenhang dieser Teile ein organischer, d. h. ein solcher sein, wo jeder Teil ebenso sehr das Ganze erhält, als er vom Ganzen gehalten wird, und auch der kleinste Teil nicht völlig verstanden werden kann, ohne daß schon das Ganze vorher verstanden sei. Ein Buch muß inzwischen eine erste und eine letzte Zeile haben: folglich werden Form und Stoff hier im Widerspruch stehen."

So ist es nur Hingabe an die Sache, ein Durchdrungensein von der Unzulänglichkeit seiner Ausdrucksmittel, wenn der Gelehrte sich seinen eigenen Stil schafft, der ihm die höchst erreichbare Klarheit verwirklicht. Ebenso wie dieser Stil dem Laien inhaltlich verworren und formal nüchtern erscheint, wimmeln dem Gelehrten gerade die nach gangbarer Ansicht deutlich und verständlich geschriebenen Bücher von Unklarheiten, weil in ihnen die vieldeutigsten Worte und die komplexesten Begriffe mit einer Miene vorgetragen werden, als handle es sich um die einfachste Sache von der Welt, die gar keiner Erklärung bedürfe. Er verzichtet grundsätzlich auf die Deutlichkeit, um die Eindeutigkeit zu gewinnen.

*) In meiner Terminologie: Idee.

In der besonderen Anwendung auf den zweiten Umformungsprozeß des Gedankens in das Wort besteht die wissenschaftliche Klarheit darin, daß der Gedanke unverfälscht in seiner lautlichen Bezeichnung stecke, ohne daß ihm diese etwas Fremdes hinzutue oder ein Eigenes verkümmere. In dem Ringen danach bieten sich nun die Fremdwörter als sehr wertvolle Bundesgenossen an.

Schon äußerlich bedeuten sie durch die numerische Bereicherung der Sprache eine Vermehrung der Ausdrucksmöglichkeiten. Gerade mit ihrer Hilfe lassen sich Spielarten der im deutschen Wort enthaltenen allgemeinen Bedeutung sprachlich fixieren, die bisher in dieser latent schlummerten und darum nicht zu fassen waren. Es vollzieht sich so der Prozeß der Erweiterung des Sprachschatzes im Sinne einer fortschreitenden Differenzierung der Bedeutungen. „Die Sprache um ein Wort ärmer machen," sagt Schopenhauer*), „heißt das Denken der Nation um einen Begriff ärmer machen." Nun muß allerdings nicht mit E. Engel**) meinen, jedes existierende oder neu erfundene Fremdwort bestehe als ein zweites Zeichen für denselben Sinn, wie ihn ein deutsches Wort bereits zureichend ausdrückt, und könne beliebig mit ihm ausgetauscht werden. „Distinguo" ist die Devise des Gelehrten. Zunächst halten die schon erwähnten Lücken seines Reallexikons ständig das Bedürfnis nach neuen Namen wach. Wissenschaftlich noch wichtiger ist natürlich die namentliche Spaltung von Bedeutungen, deren Divergenz nicht auf real trennbare Objekte zurückführt, sondern nur der engeren Auslegung eines abstrakten Begriffs dient, den ein reiferes Bewußtsein als zusammengesetzt empfindet. Denn die Terminologie ist der Zentralbahnhof der Wissenschaft, der das Schicksal seines realen Gegenstückes teilt, daß er sich ständig als zu klein erweist. Es liegt in der wissenschaftlich rohen Vergangenheit der Volkssprache, daß sie nur die Hauptlinien angelegt hat, die ein wachsendes Bedürfnis Gleis um Gleis ausbauen muß. In demselben Maße wie dieser Begriffsschematismus immer feinere Spitzen treibt, werden nun die Ausdrücke einer primitiveren Denkweise wissenschaftlich vieldeutig. Aber nicht nur quantitativ umspannen sie einen weiten Spielraum wichtiger Unterbegriffe, auch qualitativ erkennt eine strengere Auffassung von der Objektivität der Wissenschaft in ihrer Bedeutung Elemente, die diesem objektiven Charakter widersprechen. Das Wort Kunst z. B. ist für uns weniger ein Begriff, der im Denken seinen Unterbegriffen übergeordnet ist, als ein Inbegriff, der seinen realen Erscheinungen als praktischer Imperativ gegenübersteht. Wenn also hier in die quantitative Ableitung des Gedachten ein qualitativer Gegensatz des Existenten hineingetragen erscheint, so ist die Wissenschaft, die nur logisch quantitative Unterschiede kennt, in diesem Wort, wenn nicht beseitigt, so doch gehemmt.

Damit berühren wir bereits die zweite Forderung des wissenschaftlichen Stils; dem quantitativ Eindeutigen muß sich das qualitativ Reindeutige ver-

*) „Die Welt als Wille und Vorstellung", Buch I, Kap. 12. Vgl. auch „Parerga und Paralipomena", Bd. II § 291 und 308.

**) a. a. O.

binden oder, was dasselbe heißt, die eine Bedeutung in sich soll qualitätslos sein. Indem wir nun diese Qualitätslosigkeit allen Umgangswörtern wesentlich aberkennen, gelangen wir erst zu dem entscheidenden Punkt unserer Ausführungen: der qualitativen Überlegenheit des Fremdworts. Solange es die Sprache nur erweitert, konnte es noch ein notwendiges Übel sein. Es war nicht einzusehen, warum nicht ein deutsches Wort ebensogut dafür eintreten sollte, möglichst sachlich auf seine Bestimmung zugeschnitten*) und ihr durch Übereinkunft**) verbunden. Daß das Fremdwort die wissenschaftliche Sprache verbessert, muß erst eine Anwendung zeigen, wo nicht eine quantitative, sondern eine qualitative Abspaltung der neuen Bedeutung in Frage kommt, d. h. wo ein Neuwort, wie z. B. das von Engel beanstandete Egoïtät, nicht neben, sondern statt eines Umgangswortes wie Egoismus tritt. Was ist nun dabei der Gewinn für den Erfinder? Er arbeitet reinlich. Ich meine, er macht mit der sprachlichen Neuschöpfung des Begriffs, den er behandeln will, reinen Tisch für den Aufbau seines Gedankengebäudes; es klebt an seinem Material nicht der Schweiß der von Hand zu Hand gehenden Scheidemünze mit der Ansteckungsgefahr durch Bazillenübertragung. Und diese Gefahr ist mehr als das Phantom einer übertriebenen Ängstlichkeit. Es liegt eine kluge Beobachtung in dem Distichon von „der gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt." Nur daß dasselbe, was hier dichterisch noch keinen Wert entscheidet, wissenschaftlich bereits eine entscheidende Wertlosigkeit bedeutet. Die Wörter führen in der Tat ein Eigenleben. Sie, die den Gedanken einsargen sollen, daß er dem ewigen Fluß alles Lebendigen entrückt sei, entwickeln plötzlich in unserem Kopfe eine unheimliche Beweglichkeit und nehmen den Gedanken mit auf ihren eigenwilligen Wegen.

Wie das? Infolge seiner wechselnden Einstellung auf den bunten Hintergrund des Lebens wird das Wort in dem Laienverstande, der nicht begrifflich scheidet, sondern phantastisch kombiniert, mit Assoziationen gesättigt, d. h. sein Gedankengehalt wird mit Vorstellungen unlöslich verbunden, die ihm scheinbar denknotwendig anhängen. Indem diese je nach Bildungsgang, Alter usw. verschiedenen Assoziationen dem, der ein solches Wort verwendet, im Augenblick durch den Kopf gehen, drängen sie ihn um so mehr von dem reinen Wortsinn ab, je populärer sie gebildet sind, d. h. je weniger sie mit dem Gedankeninhalt in einem logischen Zusammenhang stehen. Denn wenn sie auch zunächst nur seine mögliche, psychologische Folge sind, so werden sie doch allmählich in der spontanen Auffassung des Wortes zur Hauptsache erhoben vermöge der wesentlich dichterischen Natur des naiven Bewußtseins, das seine schmückende Tendenz mit Vorliebe dem Nebensächlichen zuwendet. Es ist dieselbe Gefahr, der Schopen-

*) Wie sehr die formale Bildung dieser „deutschen" Wörter dabei von dem klassischen Vorgang der Fremdwörter abhängig bleibt, darauf macht aufmerksam Paul Cauer in seiner „Grammatica militans" S. 14.

**) Über die sich dabei ergebenden Schwierigkeiten vgl. jedoch S. 67, Anmerkung.

hauer in seiner schon erwähnten Vorrede folgendermaßen Ausdruck verleiht: „Es (nämlich „Faßlichkeit und Deutlichkeit") könnte sogar in gewissem Grade gelungen sein, wenn nicht der Leser, was sehr natürlich ist, nicht bloß an das jedesmal Gesagte, sondern auch an die möglichen Folgerungen daraus dächte", wodurch „viele anticipierte und imaginäre Widersprüche" entstehen, „sodaß als Mißbilligung sich darstellen muß, was noch bloßes Mißverstehen ist". Der enge Kreis des bürgerlichen Denkens, in dem sich der sogenannte „gesunde Menschenverstand" erschöpft, stellt sich nämlich bildlich als ein vielverschlungenes Netz von Gedankenbahnen dar, die sich, je öfter sie befahren werden, um so tiefer und unverrückbarer in das Gehirn eingraben. Gerät daher ein Wort, das auf mehreren Rädern der Bedeutung hin- und herschwankt, mit irgendeinem Rad in so ein durch tägliche Gewohnheit ausgefahrenes Geleise, so ist in der Regel kein Halten mehr, es rollt und rollt weiter in der bequemen Bahn, bis es gründlich im Labyrinth der bürgerlich-banalen Konfusion festgefahren ist. Nun soll aber der wissenschaftlich brauchbare Gedanke eine neue, mindestens unabhängige Gehirnfurche ziehen. Solche Unabhängigkeit kann deshalb nur ein seltenes Wort bewahren, das mit einer ausgesprochenen Eigenrichtung fährt. Gerade bei dem Wort Egoismus sieht man so ein ausgefahrenes Geleise, dem die Umgangswörter verfallen. Gemäß der herrschenden Note der Lust-Unlustgefühle für den naiven, sozusagen animalischen Willen unterscheidet der Laie überall und zuerst nach gut oder schlecht, worunter er bald die Nützlichkeits-, bald die moralische Alternative, meist ohne deutliche Trennung der beiden, versteht. „Und was die Einbildung phantastisch schleppt in diesen dunklen Namen, das bürdet sie den Sachen auf und Wesen." Im Verlaufe seiner Einreihung in die Umgangssprache erfuhr daher Egoismus, der, wie jeder wissenschaftliche Terminus, ursprünglich auch in seiner moralischen Anwendung jenseits von wert—unwert*) aufgefaßt wurde, eine Sinnverschiebung, die in der Richtung von Selbstigkeit auf Selbstsucht liegt. So hört fast überall das geschärfte Ohr des Gelehrten den leise mitschwingenden Unterton eines selbstverständlich eingeschlossenen Werturteils. Man kann es ihm darum nicht verdenken, wenn er, der notwendig anaxiotisch sich ausdrücken muß, Wörter bevorzugt, die diesem Einfluß entzogen sind und deshalb eine objektivere Fassung der Bedeutung gestatten, gereinigt von den Schlacken des Alltags und seinem ichsetzenden Interessenstandpunkt. Daraus, daß auch „Egoismus" für die wissenschaftliche Sprache nicht mehr taugt, erkennt man, wie wenig dafür der Gegensatz von Fremdwort und Mutterwort maßgeblich ist, sondern allein der Gegensatz von Feiertags- und Alltagswort, so daß Engel, jedoch in einem ganz anderen Sinne, als er meint, recht behält, wenn er die Vermeidung des Wortes Egoismus darauf zurückführt, daß „es auch von Nichtprofessoren sehr oft angewandt wird".

*) Diesen Begriff erlaube ich mir mit „anaxiotisch" auszudrücken, da es in der geschilderten Eigenart der Volkssprache liegt, daß sie ihn, ebenso wie sie ihn praktisch nicht kennt, theoretisch nicht bezeichnen kann.

Der Nachdruck ist eben weniger auf die Nichtprofessoren als auf das „sehr oft" zu legen. In der Regel wird Fremdwort und Feiertagswort jedoch zusammenfallen, so daß ich im folgenden schlechthin vom Fremdwort reden werde, den Leser aber sich gegenwärtig zu halten bitte, daß ich immer den stillen Vorbehalt seines feiertäglichen Charakters mache.

Könnte da nicht denselben Dienst ein ungewöhnliches deutsches Wort leisten, das noch keine Gelegenheit hatte, im Verkehr die Bazillen der populären Ideenanknüpfungen aufzusammeln, also im vorliegenden Falle etwa das von Engel vorgeschlagene: Ichsinn*)? Wenn nun aber einmal von Eitelkeit die Rede ist, so muß ich doch sagen, Ichsinn klingt mir mindestens ebenso affektiert wie Egoität. Wenn dies das eitle Selbstlob enthalten soll: „Seht, was für ein gescheiter Kerl muß ich sein, daß ich auf lateinisch neue Wörter entdecke", so liegt in jenem neben derselben Erfindereitelkeit noch die stille Pose des Aufklärungshelden: „Seht mich an: ich breche mit allen Vorurteilen und schneide ab alle Zöpfe der Schulgelehrten." Aber, wie gesagt, dieser ganze Gesichtspunkt ist sehr kindlich.

Davon also abgesehen, unterliegt aber das deutsche Neuwort dem zureichenden sachlichen Einwand, daß es durch seinen Anklang an bekannte Wortstämme einer nachträglichen populären Assoziation immer geneigt bleibt.

Stellen wir von diesem Gesichtspunkt aus einmal Ichsinn und Egoität gegenüber. Was ist da Ichsinn? Ich-sinn: also der auf mein Ich gerichtete Sinn. Was ist Egoität? Ego-itas: also die Summe derjenigen Beziehungen, die sich in „ego" denken lassen. Und was ist ego? Ist ego = ich? Ja und nein. Es ist nicht = ich, sofern wir es, wie oben bei Ichsinn, mit „mein Ich" interpretieren; es ist = ich, sofern wir darunter das Ich schlechthin verstehen. Diese Aseität, d. h. Schlechtsinnigkeit des Sinnes, eignet allein einem Wort, das lebens„fremd" geblieben ist. Si duo faciunt idem, non est idem. Das gilt besonders auch in der Sprache. Wie kam ich aber oben bei Zerlegung des Wortes Ichsinn dazu, „ich" mit „mein Ich" zu identifizieren? Es war nichts als der blitzschnelle, reflexartige Niederschlag dessen, woran ich denke, sobald ich das Wort Ichsinn nach seinem Gedankengehalt erfassen will. Denn das Wort „ich" wird täglich unzählige Male ausschließlich gehört oder gesprochen als das Subjekt derjenigen Sätze, die von einer nur durch den Gebrauch des bürgerlichen Lebens praktisch erforderten und wesentlich durch ihre äußerlichen und zufälligen Beziehungen zu diesem praktischen Leben qualifizierten sogenannten „Person" ausgehen. So ist der Begriff „Ich", als der selbstverständliche Brennpunkt dieser Beziehungen, für alle Sätze der Profansprache zum eingestandenen oder stillschweigenden Subjekt geworden. Das macht eben die Alltagssprache wissenschaftlich verdächtig, daß sie auf das Subjekt ihrer Sätze, indem dieses direkt oder indirekt immer in das persönliche Element einmündet, von selbst dessen praktisches Interesse überträgt. Demgegenüber ist in dem wissenschaftlichen

*) a. a. O.

Satz das Subjekt und damit der Schwerpunkt des Interesses der Sache eingeräumt. Indem sich also hier das „Ich" in die objektive Satzaussage zurückgezogen hat als die bloße Form, die dem toten Inhalt des Sachsubjekts gegeben sein muß, wird in diesem Sinne die Objektivität zum Kennzeichen der Wissenschaft, derselben Wissenschaft, als deren Aufgabe wir die subjektive Wahrheit bezeichneten. Es ist eben damit nur ausgesprochen, daß ebenso, wie das Interesse der Kunst nur der Form gilt, die im Stoff realisiert wird, so das der Wissenschaft nur dem Objekt gilt, das im Subjekt realisiert wird. Der Laie, der daraus ewig nur das Paradoxe hört, sollte es sich darum siebenmal siebenmal überlegen, bevor er über Kunst oder Wissenschaft zu urteilen unternimmt. So ruft Schiller „einem Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete", die Warnung zu:

„Bist du bereitet und reif, das Heiligtum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n?
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegenzugehn?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?"

In diesem großartig entworfenen Bilde der Wissenschaft und ihrer besonderen Anforderungen liegt für unser Thema die Anerkennung der Tatsache, daß die Wissenschaft eine eigene Sphäre hat, die von der des täglichen Lebens sehr verschieden, und daß eine Vermengung dieser Sphären für den Laien die stete Gefahr bildet. Es ist darum nur konsequent und sozusagen stilvoll gehandelt, wenn das Fremdwort die Sphäre dieses Profanlebens von der Wissenschaft ebenso inhaltlich fernhält, wie dies äußerlich schon durch den bei wissenschaftlichen Werken üblichen lateinischen Druck geschieht. Der Hauch der Jungfräulichkeit, der über das Fremdwort gebreitet liegt, steht nicht nur der Wissenschaft moralisch und ästhetisch an, sondern fördert sie auch indirekt in dem Eingehen auf ihre wesentlich irreale Natur.

Dieses Moment wird uns besonders eindringlich, wenn es sich um die letzten Fragen der Wissenschaft, um „Wahrheiten" handelt. Es liegt hier in der jahrhundertelangen, wissenschaftlichen Tradition des Fremdworts, daß es, als Aussage einer Wahrheit diese schlicht, d. h. mit dem ohne weiteres eingeschlossenen Vorbehalte ihrer relativen Geltung vorträgt, während die Wörter der Umgangssprache mit dem lauten Anspruch auf apodiktische Gewißheit auftreten. Welche Verwirrung haben da nicht schon in Laienköpfen Wörter wie „Gesetz" hervorgerufen. Wissenschaftlich ist es nichts als eine Regel des Verstandes selbst, auf ein Tatsachengebiet angewendet, um das gemeinsame Wesen dieser Tatsachen auf den knappesten logischen Ausdruck zu bringen. Nun bleibt aber ebenso inhaltlich das gemeinsame „Wesen" der Tatsachen an den jeweiligen Stand der Erfahrung gebunden, wie formal das Bedürfnis nach einer wesentlichen Gemeinsamkeit nur im Denken besteht. Die Realität der Erscheinung ist

damit also nicht bewiesen, geschweige denn erklärt. Demgegenüber hat aber Gesetz, nach populärem Sprachgebrauch mit Befehl und Realgewalt assoziiert, die selbstverständliche Bedeutung eines Zwanges, der innerlich oder äußerlich der realen Tatsache selbst auferlegt ist. Aus diesem Mißverständnis folgt dann der beliebte, haltlose Hohn über die „ewigen" Naturgesetze der superklugen Herren Gelehrten, und den fragwürdigen Wert ihrer ganzen mühselig gewonnenen Ergebnisse überhaupt, die jeden Tag von einer neuen „Tatsache" über den Haufen gerannt und ad acta der Geschichte des menschlichen Irrtums gelegt werden können. Es ist eben den Menschen, die scheinbar so „bescheiden" über die Unzulänglichkeit unserer Erkenntnis die Augen verdrehen, eine bare Unmöglichkeit, daraus die Konsequenz zu ziehen und sich mit der Entwicklungsfähigkeit der notwendig relativen Wahrheit und ihrer subjektiven Geltung nun wirklich zu „bescheiden". Sie vermögen nicht, einen Gedanken auf die Dauer in der Schwebe zu lassen auf dem Indifferenzpunkt derjenigen Beziehungslinien, bei denen sie sich ihrer robusten, derb zupackenden Natur nach sofort für die Plus- oder Minusseite entscheiden zu müssen glauben. Und zu den Beziehungslinien gehört gerade bei denen, die so gern ein wenig den Gelehrten spielen wollen, zu allererst die wissenschaftlich gar nicht existierende Linie der Wahrheit oder Falschheit, wohlverstanden der absoluten Wahrheit oder Falschheit, womit zugleich über dem Gedanken in der Wert-Unwertlinie mit naiver Selbstverständlichkeit der Stab gebrochen wird. Gegenüber dem Umgangswort, das, beständig diesen Ausflüssen ausgesetzt, die Plus-Minustendenz stillschweigend angenommen hat, behauptet das Fremdwort ungezwungen und überall die unabhängige, leidenschaftslose Sachlichkeit einer vox media. Es ist das „mystische Wort", von dem Schiller sagt*), daß es „den heiligen Sinn hütet". Darin liegt ein doppelter Anspruch eingeschlossen. Eine Überlieferung durch das Wort soll sein, die zeitlos über dem Wandel des Lebens steht, dann aber auch ein Überliefertes in dem Wort, das, weil es von Anbeginn einen gleichgestimmten Inhalt trägt, zum natürlichen Ausgangspunkt einer solchen Überlieferung werden konnte. Nur auf einem artverwandten Stamme gedeiht das veredelte Reis einer subtilen, wissenschaftlichen Kultur. Es ist darum mehr als Pietät, wenn die Wissenschaft allgemein und nicht nur bei den „ohne sprachliches Ehrgefühl" **) ausgestatteten Deutschen als Grundlagen ihrer Terminologie Fremdwörter lateinischer und griechischer Kreszenz verwendet, die nicht nur einer „toten", „aus der Zeitflut weggerissenen" Sprache angehören, sondern noch dazu in beiden Fällen einer Sprache, die im Verlaufe der Geschichte des Ringens nach dem wissenschaftlichen Ausdruck bahnbrechend und auch für heute noch vorbildlich gewirkt hat***).

*) „Das Genie".

**) Engel, a. a. O.

***) Diese traditionelle Berechtigung des Fremdwortes vertritt auch Schopenhauer in dem schon zitierten zwölften Kapitel des ersten Buches seiner „W. a. W. u. V.". Wenn seine Thesen

Während die Rechtfertigung des Fremdwortes, die im Vorstehenden aus den eigentümlichen Verhältnissen des zweiten Umformungsprozesses entwickelt wurde, auch von einsichtsvollen „Alldeutschen" im großen und ganzen anerkannt wird, entgehen anderseits gewöhnlich der öffentlichen Aufmerksamkeit völlig die Dienste, die das Fremdwort bei dem dritten Umformungsprozeß des Wortes in sein Schriftzeichen zu leisten berufen scheint. Hier gilt die Gefahr der Sinnverschiebung offenbar nicht mehr für den Schriftsteller selbst, der, bevor er das Schriftzeichen für das Wort setzte, erst das Wort haben mußte und dieses unwillkürlich, indem er es ganz gedanklich erfüllte, in der ursprünglichen Form des gesprochenen Wortes erfaßte. Ihm also steht das Schriftzeichen unmittelbar für das Wort. Aber nicht so dem Leser. Er ist nicht nur zunächst zur Erfassung des Gedankens auf das Schriftzeichen angewiesen, sondern er läßt sich auch bei der modernen Zeitteuerung meist ausschließlich an diesem Mit-den-Augen-lesen genügen, ohne sich den lautlichen Charakter der Wörter zu vergegenwärtigen und damit zu deren eigensten Sinn vorzudringen. Durch diese Überspringung eines der Anlage nach geforderten Mittelgliedes setzt er sich der Gefahr aus, von der Bedeutung des Gelesenen einen anderen Eindruck davonzutragen, als der Schriftsteller bei der Niederschrift beabsichtigte. Es ist also hier der Punkt, wo der wissenschaftliche Schriftsteller bei der Fixierung seiner Ideen über die, wie gesagt, ihm hauptsächlich und zunächst auferlegte Forderung, die Klarheit des Ausdrucks für sich zu erreichen, hinausgehen und dieselbe Wirkung auch bei dem Leser zu erreichen versuchen muß, wenn anders ihm überhaupt daran gelegen ist, seine Ideen unter die Leute zu bringen. Dazu muß er sich in erster Linie klar werden darüber, was dem geschriebenen Wort die eigentümliche Wirkung des „Formelhaften" verleiht, wie wir sie bereits bei Gelegenheit der Beschreibung des dritten Prozesses definierten. Er wird dabei wieder auf die Erscheinung stoßen, daß sie eine Errungenschaft, oder vielmehr ein Verlust ist, der in der Folge der allzu häufigen Benutzung des

auch ohne Begründung und tieferen Zusammenhang bleiben, so zeigen sie doch mit unseren Ausführungen teilweise eine bemerkenswerte Übereinstimmung. Während er z. B. die Verdeutschungen ablehnt, weil sie „sich von der übrigen Sprache nicht scharf absondernde Worte" sind, rühmt er „den Vorzug, daß die lateinischen und griechischen Fremdwörter den wissenschaftlichen Begriff als einen solchen stempeln und ihn aussondern aus den Worten des gemeinen Verkehrs und den diesen anklebenden Ideenassociationen".

Außerdem und zwar hauptsächlich gibt er aber praktische Gründe für die Beibehaltung der Fremdwörter, von denen wir in unserer theoretischen Untersuchung absehen mußten. Er führt da besonders drei solcher Gründe an:

1. die Erleichterung des Verkehrs der internationalen Wissenschaft durch eine einheitliche Terminologie;
2. die Kakophonie der Verdeutschungen, die sich schlecht einprägen;
3. der Zwang, die alten Sprachen zu erlernen, deren Geist er den „Nordstern für jedes litterarische Streben" nennt.

Über den Nutzen der Erlernung fremder Sprachen überhaupt vgl. auch „Parerga und Paralipomena", § 309.

Wortes eintritt. Es ist nicht zu leugnen: die Wörter nutzen sich ab. Sie sind auch darin wie die Münzen, die von Hand zu Hand gehen. Sie verlieren dabei allmählich ihr ursprünglich scharfes Gepräge, ihr Bild verwischt sich mehr und mehr, bis sie zuletzt bloß noch auf dem Wege gedankenloser Gewöhnung als das gelten, was sie unmittelbar aus sich selbst vorstellen sollten. Hatten wir bisher den Vulgarisationsprozeß als einen solchen kennen gelernt, der die davon betroffenen Wörter inhaltlich erweiterte, so tritt er uns hier als ein Zerstörer ihrer formalen Werte entgegen. Der formale Wert eines Wortes besteht nun darin, daß es schlagkräftig wirkt, daß es den in ihm enthaltenen Gedanken zwingend und lebhaft ausdrückt. Erreicht es das durch das Mittel direkter sinnlicher Vorstellbarkeit, so daß wir den Gedanken mit Händen zu greifen meinen, dann sagen wir wohl auch noch: das Wort ist sinnfällig. Ursprünglich ist nun jedes Wort, wie wir annehmen können, seinem lautlichen Charakter nach schlagkräftig gewesen. Aber mit zunehmender Entfernung von seinem Ursprung ist durch sprachliche Wandlungsprozesse die Mehrzahl dieser lebendigen Beziehungen für uns Spätgeborene verloren gegangen. Trotzdem besitzt noch ein großer Teil unseres Wortschatzes der Anlage nach schlagkräftige Wirkung. Abgesehen von den reinen und abgeleiteten onomatopoetischen Wörtern, in deren lautlichem Charakter sich auch für uns noch die Bedeutung mit elementarer Gewalt offenbart, tritt ihre schlagkräftige Wirkung aber erst in die Erscheinung, wenn wir nachdrücklich den eigentlichen, anschaulichen Sinn aufspüren. Dazu wird aber eine Selbstbesinnung erfordert, die beim Lesen unmöglich ist. Hier tritt immer das flüchtige Erfassen des allgemeinen Wortsinns an die Stelle des sinnlichen Nach- und Mitempfindens seines lautlichen Eigenwertes. Psychologisch erklärt sich das aus der fortschreitenden Mechanisierung psychischer Vorgänge, deren ursprünglich willkürlicher Vollzug durch Übung allmählich so sehr der Kontrolle des Bewußtseins entzogen wird, daß sie zuletzt reflexartig auftreten. Wie durch Ziehen der Kubikwurzel aus einer dreidimensionalen eine lineare Größe gewonnen wird, so erleidet das Lautwort eine gleiche Entkörperung, wenn generationenlange Gewöhnung aus ihm die bloße Sinnformel gezogen hat.

In wie großem Umfange dieser Prozeß unter unseren Umgangswörtern eingetreten ist, davon geben wir uns selten Rechenschaft. Im einzelnen erfolgt er gewöhnlich in der Richtung, daß er den aktiven, konkreten Lautsinn mehr und mehr zu einem passiven und abstrakten Zeichensinn macht. Wir empfinden in dem Wort nicht mehr frisch und unmittelbar das innere Sichauswirken des Vorgestellten, sondern wir begnügen uns mit einem mittelbaren, äußerlichen Erfassen der Vorstellung nach ihrem hauptsächlichen Gedankengehalt. Es ist das Skelett stehen geblieben statt des früher lebenstrotzenden Organismus. Zum Beispiel wer empfindet noch in der „Ansicht" eine Blickrichtung, in der „Gerechtigkeit" ein Lotrecht-gerichtet-sein, in dem „Besetzen" die ganze massive Wucht der Deponierung eines zum Sitzen bestimmten Körperteils? Wer sieht heute

das Wort „wirklich“ anders als eine flüchtig aufblitzende Gedankenbahn, die sich etwa in der Richtung von „existierend“ über „tatsächlich“, „echt“ auf „wahr“*) bewegt und von jeder Station, über die sie hingleitet, ein neues, unruhiges Licht empfängt? Aber der „wirkliche“ Sinn des Wortes, der auf „wirken“ zurückgeht und zu der abstrakten Bedeutung, auf die wir ihn reduziert haben, den starken, konkreten Zug des „Wirksamen“ fügt, dieser ist sogut wie untergegangen. So konnte ich nicht an die Stelle des „formelhaft“ oben das seinem Lautsinne nach viel zutreffendere „unwirklich“ setzen, da es seine Schlagkraft, zumal beim Lesen, nicht bewährt hätte. Beim mündlichen Vortrag des Wortes könnte man noch eher durch langsame, ausdrucksvolle Betonung der Stammsilbe die Aufmerksamkeit auf das Wort lenken und den Hörer, den das bei einem so geläufigen Wort befremden müßte, veranlassen, seinem innersten Sinne nachzuspüren. So ein „befremdendes“ Moment, das also erst die Schlagkraft auslöst, ist uns nun in dem „Fremd“wort automatisch wirksam gegeben. Schon äußerlich durch sein fremdartiges Gebaren leistet es dem Leser, der überall nur die Sinnwurzel zu ziehen sucht, einen gewissen, natürlichen Widerstand. Es trägt gleichsam eine offene Warnungstafel: „Achtung! Hier wird scharf geschossen!“ Unwillkürlich zwingt es dadurch den Leser zu einem kurzen Halt; er stutzt, er übersetzt es blitzschnell zurück, wenn es zusammengesetzt ist, stückweise zurück in seine buchstäbliche Bedeutung und erschöpft damit an der Quelle des ursprünglichen Klangbildes die formale Bewegtheit seines Eigenlebens. Natürlich vollzieht sich dieser Rückübertragungsprozeß nicht mit der bewußt gegenüberstellenden Trägheit der schulmäßigen Übersetzung, die erst aus dem fremden Ausdruck den internationalen, vorsprachlichen Sinn und aus diesem den deutschen Ausdruck entwickelt, sondern bei intimer Kenntnis der fremden Sprache**) besteht er allein aus dem spontanen und plastisch scharfen Erfassen des internationalen Sinnes. Es haftet dem Wort darum in der schließlichen Wirkung nur noch das Schlagkräftige an ohne den Eindruck, daß das Nachspüren danach hier auf Umwegen ging. Immerhin trägt der Übertragungsprozeß aber wesentlich so sehr das Gepräge des Logischen, der mittelbar konstruierten Anschauung, daß der dadurch gewonnene, wie wir ihn nannten: internationale Sinn sich zu dem unmittelbar

*) Wenn diese Worte auch den Anschein erwecken, als zielten sie auf eine inhaltliche Abwandlung des Wortes, so ist doch eine solche damit nicht gemeint. Es scheint unmöglich, eine Formänderung anders zu beschreiben als symbolisch, d. h. indem man sie an dem gleichzeitigen Wechsel eines irgendwie qualifizierten Inhalts deutlich macht.

**) Diese intime Kenntnis der Sprache, aus der das Fremdwort stammt, ist allerdings conditio sine qua non für seine gerechte Würdigung. Es macht denn auch den Eindruck, als handelte es sich in dem Kampf gegen das wissenschaftliche Fremdwort nicht um sachliche Gegner, die ihm theoretisch den Nutzen absprechen, als um persönliche Feinde, die sich ihm praktisch nicht gewachsen fühlen und ihre eigene Beschränkung auf das Fremdwort abwälzen möchten. Diese praktische Seite des Problems lasse ich hier ebenso auf sich beruhen, wie ich oben (Seite 67, Anmerkung) den von Schopenhauer in den Vordergrund gerückten praktischen Nutzen des Fremdworts nur der Vollständigkeit wegen anführte.

erlebten Sinn eines deutschen Schlagkräftigen verhält wie die platonische Idee zur Erscheinung. So sehr diese Entrealisierung der Form zu der oben skizzierten Sphäre der Wissenschaft paßt, so wenig eignet sie sich natürlich für die Kunst, die überall eine einzige und zwar unmittelbar realistische Anschaulichkeit fordert. Ich begegne damit von vornherein dem Einwand, daß in Konsequenz meiner Theorie des Schlagkräftigen dem Dichter, der auf dieses Moment seines Ausdrucks vor allem fortgesetzt bedacht sein muß, weil er von innen nach außen wirkt, doch unmöglich zugemutet werden kann, er solle sein Heil in Fremdwörtern suchen. Gewiß nicht! Selbst in Schillers philosophischen Gedichten geht doch das dichterische Forminteresse so sehr jedem anderen vor, daß wir Fremdwörter in ihnen nur in dem zuerst dargelegten Sinne als unveräußerliche Bestandteile der Terminologie finden, nicht in dem formgebenden Sinne, der hier in Frage steht. Als inhaltlich lauterste Repräsentanten des philosophischen Elements sind sie hier zugleich mit diesem Element für die tragenden Pfeiler des Gedankengebäudes ebenso gefordert, wie sie sich direkt schädlich an den „nur" ausschmückenden, formgebenden Bestandteilen erweisen würden, die in einem Gedicht um so ausschließlicher den künstlerischen Formgesetzen der Realanschauung unterworfen sind, je reiner sich das eigentlich künstlerische Interesse des Dichters darin offenbart, daß er diese inhaltlich „unbedeutenden" Bestandteile in den Vordergrund rückt.

Es sei bei der Gelegenheit darauf hingewiesen, durch welche Mittel sich der Dichter die Schlagkraft des Ausdrucks erhalten kann. Halbwegs entgegen kommt ihm dabei ein stillschweigendes Übereinkommen, nach dem der poetische Leser alle vorkommenden, auch die scheinbar durchsichtigsten Wörter so körperlich, wie ihm nur irgend möglich aufzufassen sich anheischig macht. Auch äußerlich wird von verständigen Verlegern die poetische Grundstimmung des Lesers durch Verwendung einer künstlerischen Drucktype befestigt, die ihn zum intensiven Genuß der formalen Sprachschätze einlädt, indem sie sich durch ihre ungewohnten Charaktere der flüchtigen Lektüre widersetzt. Nun braucht der Dichter auch nur seinerseits der Vertragspflicht zu genügen und jedes Wort in seiner eigensten, konkreten Bedeutung anzuwenden, indem er nicht mehr und nicht weniger hineinlegt, als es unmittelbar ausdrückt. Um die von dem Leser halb und halb schon von vornherein geschenkte, reine Empfänglichkeit für den Lautsinn auch bei den Wörtern wachzuerhalten, bei denen er durch den Staub des Alltags blind geworden ist, wendet er den alten Kunstgriff an: er überrascht. Er haucht die unscheinbare Münze an mit dem Odem des Schöpfers und im Nu strahlt sie in dem Glanz, den sie hatte, als sie eben aus dem Stempel hervorging. D. h. er setzt das Wort zu seiner Umgebung mit naiver Selbstverständlichkeit auf einmal so in Beziehung, daß seine scheinbar entlegene, ihm aber lautlich allein natürliche Bedeutung in das hellste Licht tritt. Daß also einem solchen Wort, dessen Form für gewöhnlich das Körperliche abgestreift hat, eine neue, schlagkräftige Form nur zugleich durch eine inhaltliche Neu-

wendung gegeben werden kann, braucht den Dichter, dem das Inhaltliche stets Nebensache ist, nicht bedenklich zu machen. Bei Licht besehen beruht das ganze sprachschöpferische Genie des Dichters, ein Instinkt wie der Spürsinn des Jagdhundes, weniger darin, daß er neue Quellen aus dem Felsen schlägt, als daß er die alten, verschütteten Brunnen der lebendigen Sprache freilegt. Unvergeßlich ist mir in der Beziehung der starke Eindruck geblieben, den ich hatte, als ich zum erstenmale im Wallenstein las:

„Die Freiheit reizte mich und das Vermögen."

„Vermögen"? Ja, allerdings, aber nicht in dem hausbackenen Sinne, auf den wir das Wort festgelegt haben, sondern: die Macht haben. Diese ureigenste Bedeutung kommt hier plötzlich und zwingend zutage. Wie hätte dafür jeder Nicht-Dichter gesagt? Er hätte sich überlegt: was will ich denn „im Grunde" sagen? und hätte dabei unwillkürlich seinen Gedanken so abstrakt wie möglich gefaßt, also etwa:

„Durch Freiheit ließ ich mich und Möglichkeit
Verlocken."

Hier läßt uns der Eindruck ganz kühl, weil alle Worte nur an unseren Verstandesmechanismus rühren. Darum ist das Faktische vielleicht psychologisch „richtiger" gegeben, aber das psychische Erlebnis bleibt aus.

Im grundlegenden Gegensatz zu dieser „Aufdeckung" des Faktischen, strebt der Dichter beständig nach seiner pantomimischen Verkleidung. Er geht deshalb davon aus: „wie kann ich mir das äußerlich wirksam machen, was ich mir denke," und gelangt damit von selbst dazu, die abstrakte, passive Möglichkeit, die er „im Grunde" natürlich ebenso meint, in der durch den Artikel und die aktive Satzwendung leibhaftig gewordenen Freiheit auszudrücken, die er, da sie ihm immer noch zu sehr „von des Gedanken Bläße angekränkelt" erschien, zur vollen Abrundung ihrer Bildhaftigkeit durch das stark farbige „Vermögen" ergänzte. Gewiß ist der Ausdruck „Vermögen" dabei kühn, aber er empfängt sein Licht von der voranstehenden Freiheit, ebenso wie er auf sie Kraft und Leben spendend zurückstrahlt. Beide zusammen bilden ein großartiges Hendiadyoin, das, indem es den Anreiz zur Tat sowohl in den äußeren Machtverhältnissen, der „Freiheit", wie in dem inneren Machtbewußtsein, dem „Vermögen", sieht und auch wirklich sichtbar zu machen versteht, uns die tragische Gebundenheit des Helden blitzartig erhellt.

Ja, könnte man da nun fragen, vermag denn nicht jeder aus diesen verschütteten Brunnen zu schöpfen? Das ist aber nicht möglich. Es liegt eben in der dichterischen Sphäre, deren nähere Untersuchung wir uns hier versagen müssen, eine gewisse Suggestion, die dem Dürstenden die Frische des Quells in demselben Wasser zu kosten gibt, das dem Satten nur fade und abgestanden schmeckt. Es ist nur vereinzelt, daß wir auch in der prosaischen Sphäre diese Suggestion für uns erreichen können, und dann immer noch ungewiß, ob sie auch für andere wirksam ist. Auf diese Ungewißheit kann sich aber zu allerletzt

die Wissenschaft einlassen. Außerdem beruht die Möglichkeit einer solchen Suggestion letzten Endes auf einem zweiten Gesicht des Wortes, dessen Eindeutigkeit sie grundsätzlich fordern muß. Ihr bleibt da eben wirklich nur übrig, das Schlagkräftige in der eigentümlichen, oben geschilderten Wirkung des Fremdwortes zu suchen, dem diese Form spontan, ohne den Umweg einer inhaltlichen Neuwendung zukommt.

Weshalb denn aber überhaupt das Konkret-Schlagkräftige des Ausdrucks für die abstrakte Wissenschaft? Läuft es ihrer Sphäre nicht direkt zuwider? Keineswegs. Ihrem Inhalte nach ist die wissenschaftliche Sphäre allerdings ganz abstrakt. Aber es soll auch nicht der Inhalt des Wortes, das, was in ihm zu denken ist, durch seinen schlagkräftigen Ausdruck irgendwie beeinflußt, gefärbt werden, sondern nur die Form, wie der Inhalt in uns gedacht wird. Bei einem schlagkräftigen Wort ist diese Form eben nicht ein verschwommener, mittelbarer Eindruck eines verborgenen Inhaltes, wie ihn ein formelhaftes Wort vermittelt, sondern ein lebhaftes, unmittelbares Erfassen, gleichsam ein körperliches Erfühlen desselben Inhalts mit dem vollen Bewußtsein seiner ganzen quantitativen und qualitativen Ausdehnung, scharf gesondert von allem bloß Ähnlichen. Dieses Formal-Konkrete, oder besser, da es nicht direkte Anschauung zu sein braucht, die plastische Konsistenz des Ausdrucks verträgt sich nicht nur mit dem Inhaltlich-Abstrakten, sondern ist dessen notwendige Kompensation. Gerade der spröde, abstrakte Inhalt der Wissenschaft, das Schattenreich der Begriffe, verleitet leicht dazu, sich durch Verwendung formelhaft-blasser Worte in inhaltlich leere Gehirngespinste zu verlieren: „Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein." Demgegenüber ist es die schlagkräftige Form der Worte allein, die, indem sie ihren Inhalt stets scharf zu erfassen zwingt, diesen zur höchsten Klarheit erhebt. Sie kommt dabei besonders für die Satzbestandteile in Frage, die nicht den beherrschenden Gedanken selbst, sondern nur seine objektive Aussage enthalten. Eine Unklarheit, eine leere Formel hier würde sofort rückwirkend auch die Kontur dieses Subjektgedankens verwischen, der ja nie an sich selbst klar ist, sondern erst klar werden soll, in dem, was von ihm ausgesagt wird. Also gerade da, wo das problematische Satzsubjekt sich objektiv manifestiert, wo sich der Gedanke aus dem Nebel seiner beziehungslosen Einzigkeit in den festen Aggregatzustand der Tatäußerung niederschlägt, wird eine Ausdrucksform von höchstem Werte sein, die diesen Niederschlag mit der vollen kantigen Schärfe und kristallenen Durchsichtigkeit vor Augen stellt. Anderseits darf uns davor niemals das Bewußtsein verlassen, daß es eben nur ein Niederschlag ist, eine erstarrte Form des schlechthin Unstarren. In der idealen, wissenschaftlichen Ausdrucksweise muß sich beides vereinigen: eine vertraut bildhafte Vermittlung des Inhaltes und gleichzeitig seine Abhebung von allem Banal-Vertrauten in die Sphäre des Reindeutigen. Diesen scheinbar widersprechenden Forderungen wird allein das Fremdwort ausreichend gerecht. Wenn so das Abstrakte eine Form annimmt,

durch die es bei voller Wahrung seiner inhaltlichen Distanz wieder mit starken Ketten an den Kreis des sinnlichen Lebens angeschmiedet wird, aus dem es eben „abstrahiert" wurde, so vermag auch diese Kompensation allein den Leser, der nur mühsam seine Gedanken in der Region der reinen Begriffe schwebend erhält, dauernd zu fesseln und an der Sache zu interessieren. Das Fremdwort fügt dazu noch das feine, pädagogische Kunstmittel, durch den beschriebenen Übertragungsprozeß den Leser aktiv an der Erfüllung der Form zu beteiligen. Er sieht sich dadurch verhindert, in die bequeme Trägheit seiner Alltagslektüre zurückzufallen, wo er mit Worten gefüttert wird, deren ihm nur zu geläufiger, formelhafter Sinn selbst allen Zusammenhang mit der „wohlgegründeten Erde" verloren hat und ihn darum hilflos in die seligen Gefilde der Zerstreutheit aufsteigen läßt.

Um diese, also spezifisch wissenschaftlich-formgebende Seite des Fremdwortes zu illustrieren, vergleichen wir einmal vorurteilslos deutsche Ausdrücke, wie: Richtung, verhältnismäßig, genau, richtig, berühren mit Tendenz, relativ, exakt, korrekt, tangieren und man wird selbst einsehen, auf welcher Seite das Schlagfertige, d. h. der zwingende Ausdruck des Gedankens liegt. Dabei muß man noch in Betracht ziehen, daß die deutschen Wörter ihren formelhaften Sinn erst ganz im fortlaufenden, flüchtig überlesenen Text geltend machen, während sie oben, einzeln aneinander gereiht, mehr auf sich selbst gestellt sind und damit den Leser soweit „befremden", daß er veranlaßt wird, ihrem Lautsinn nachzugehen. Ebenso ist es umgekehrt gerade ein für die schlagkräftige Wirkung der Fremdwörter nicht unwesentlicher Faktor, daß sie im fortlaufenden, deutschen Text schon von selbst wie in Gänsefüßchen stehen und die Aufmerksamkeit auf ihre Eigenform lenken. Daß auch hier wieder nicht eigentlich der Begriff der nationalen, sondern der der sozialen Fremdheit maßgebend ist, ergibt sich daraus, daß sich eine prägnante Formgebung auch durch neue deutsche, stark sinnfällig gebildete Wörter erreichen läßt. Als Beispiel dafür darf ich vielleicht das Wort „schlagkräftig" selbst anführen. Das Überraschende des Eindrucks ist dabei aber immer das entscheidende Moment, so daß sie ihre Schlagkraft nur bewähren, solange sie der bürgerlichen Sprache relativ fern bleiben. Darum kann anderseits ein ursprünglich schlagkräftiges Fremdwort durch und in seiner alltäglichen Anwendung eine zweite, abgeblaßte Form annehmen, mit der dann ebenso eine inhaltliche Verschiebung verbunden sein wird, wie umgekehrt ein formelhaftes Umgangswort seine formale Kraft in der poetischen Suggestion nur durch einen Bedeutungswechsel wiedergewinnen konnte. So hat z. B. ein Wort wie „ordinär" in dem wissenschaftlichen Sinne von: regelmäßig seine Schlagkraft und damit auch inhaltliche Tauglichkeit durch Übergang in die Umgangssprache verloren, wo es, abweichend von dem Lautsinn, nach bekanntem Muster axiotische Färbung angenommen hat.

Wir sind am Ende. Wir haben versucht, das vielangefeindete Fremdwort wissenschaftlich in doppelter Beziehung zu rehabilitieren: einmal in seiner inhalt-

gebenden Bedeutung als Bestandteil der Terminologie, und dann in seiner formgebenden Bedeutung als Belebungsmittel des Ausdrucks. Daß es in der wissenschaftlichen Sprache auch hie und da angewandt wird, wo es offenbar keine dieser Aufgaben erfüllt, oder wenigstens ein Mutterwort dieselben Dienste geleistet hätte, soll zugegeben werden. In diesem Falle sei man aber gerecht genug, die „Fremdwörterei" als eine Berufskrankheit des Gelehrten gelten zu lassen, ebenso wie der Mime wohl aus Gewöhnung die große tragische Geste ins bürgerliche Leben verpflanzt. Das ist aber eine Schwäche, die wir ihm gerne nachsehen, dafern er auf den Brettern, die seine Welt bedeuten, die Berechtigung dazu mit Ehren erworben hat.

Die Engländer in Indien

Von Nadir

Als bei dem glänzenden Krönungsdurbar in Delhi König Georg von England, der neugekrönte „Kaiser-i-Hind", die Verlegung der Residenz des indischen Reiches von Kalkutta nach Delhi verkündete, da bereitete er selbst den meisten Engländern eine große Überraschung. In Kalkutta war die Mißstimmung so groß, daß ihretwegen der Besuch König Eduards in der alten Hauptstadt fast unterblieben wäre. Schließlich bequemte man sich aber doch zu einer sauersüßen Festmiene.

In Deutschland werden wohl die Gründe für diese Neuerung nicht überall verstanden worden sein. Man wird sich fragen: wozu eine solche Maßregel treffen, die auf der einen Seite große pekuniäre Verluste verursacht, von denen in der Hauptsache nicht Eingeborene, sondern Engländer betroffen werden, und auf der anderen Seite neue riesige Ausgaben erfordert? Denn die alte Burg der Großmoguln, deren gewaltige Ringmauern und feenhafte Marmorsäle sich im Zentrum Delhis erheben, ist nicht für eine moderne vizekönigliche Residenz geeignet. Alle die Bureaus, Säle und Paläste, deren das Zentrum der Regierung des Riesenreiches bedarf, müssen neu erbaut werden; für das Heer von Beamten mit seiner zahllosen Dienerschaft muß Unterkunft geschaffen, für den mannigfachen Sport, ohne den der Engländer in Indien nicht leben kann, müssen Spielplätze angelegt, aus der baumlosen sonnendurchglühten Ebene, die Delhi umgibt, müssen Gärten und Parks hervorgezaubert werden. Eine ganz neue Stadt muß dort entstehen. Viel Wasser wird noch die Dschumna herunterlaufen, bis sie fertig dasteht. Wenn aber das große Werk vollendet sein wird,

dann dürfte Kalkutta, „die Stadt der Paläste", die jetzt schon allsommerlich fast ausgestorben schien, für immer veröden. Die lange Reihe der Dampfer, die jetzt die Kais des Huglhi säumen, werden die Sandbänke des tückischen Flusses, die gefürchtete Bai von Bengalen mit ihren Wirbelstürmen und Nebeln meiden und sich lieber nach Bombay wenden. Denn dort öffnet der einzige wirklich gute Hafen Indiens sein weites Becken; dort gibt es keine fieberschwangeren Sümpfe, wie im Gangesdelta, sondern stets umschmeichelt eine frische Seebrise den Malabarhill, wo das prunkvolle Governementshouse, die Paläste englischer Handelsherren und millionenschwerer Parsis sich erheben und die düstern Türme des Schweigens aus einem Wald von Palmen auf den blauen Ozean hinausschauen. Aller Verkehr von und zur Hauptstadt wird sich von nun ab dort konzentrieren. Das schon jetzt fast achthunderttausend Einwohner zählende Bombay wird der Hafen Delhis und wahrscheinlich die volkreichste Stadt Indiens werden.

Warum wird nun dieser gewaltsame und wirtschaftlich so folgenschwere Eingriff in die Entwicklung des Landes unternommen?

Der äußeren Gründe ließen sich manche anführen: Delhi hat im Gegensatz zu Kalkutta ein gesundes, trockenes Klima. Die fast 2000 Kilometer lange Reise, die der Hof und die gesamte Zentralregierung jeden Sommer von Kalkutta nach Simla und zurück unternehmen mußten, wird auf etwa 240 Kilometer verkürzt: also Verbesserung der sanitären Verhältnisse und eine nicht unbedeutende Herabsetzung der jährlichen Verwaltungsauslagen. Das hätte aber doch nicht genügt, um den Entschluß der englischen Regierung zu rechtfertigen. Was den Ausschlag gab, das waren Erwägungen von höchster politischer Bedeutung, und um diese recht zu verstehen, sei der Leser freundlichst eingeladen, mir zu einem Ausflug in die Geschichte der englisch-indischen Beziehungen zu folgen.

* * *

Als die ersten Engländer Indien betraten, kamen sie als bescheidene Kaufleute. Gleich den Portugiesen, den Holländern, den Franzosen und den Dänen schickten sie ihre Gesandten an den Hof der mächtigen Großmugeln. Oft hieß es dort lange und geduldig warten*) und mannigfache Geschenke und Bestechungen aufwenden, bis man die ersehnte Konzession schließlich in der Tasche hatte. Unter großen Mühen und großer Selbstverleugnung entstanden an der indischen

*) Im Jahre 1690 trafen zwei englische Abgesandte, George Weldon und Abraham Navaar, in Delhi ein, um nach einem ungünstig verlaufenen Kampf bei Bombay gegen die Truppen des Großmoguls Auranzib um Frieden und Erneuerung der Handelskonzession zu bitten. Über die Behandlung, die diesen Gesandten zuteil wurde, schreibt u. a. ein Franzose: „Man führte die Gesandten mit auf dem Rücken gebundenen Händen vor den Kaiser und zwang sie, sich vor ihm auf den Boden zu werfen." (S. Barchou de Penhoen, „L'Inde sous la domination anglaise". Paris 1844, Band 1, Seite 8.) Ein Bild, welches diese Szene darstellt, habe ich selbst bei einem indischen Händler in Delhi gesehen. Er zeigte es aber erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich kein Engländer war.

Küste die ersten englischen Handelsfaktoreien wie Surat (1611), Madras (1626), Bombay (1661) und Kalkutta (1686).

Auf Eroberungen hatte man es bei diesen Gründungen nicht abgesehen. Die Leiter des ganzen Unternehmens, „the court of directors", waren Londoner Kaufleute, und dieses Kollegium konnte recht unangenehm werden, wenn die Einkünfte der Faktoreien mager ausfielen oder gar infolge kostspieliger Kriegszüge Zuzahlungen aus der Tasche der Aktionäre erforderten. So schrieb im Jahre 1616 der Agent der Kompagnie am Hof zu Delhi, Sir Thomas Roe, an seine Londoner Auftraggeber: „Selbst wenn der Kaiser mir zehn Forts zur Verfügung stellen wollte, ich würde nicht eins annehmen. Wenn Sie zu verdienen wünschen, suchen Sie den Gewinn zur See und im friedlichen Handel*)."

Erst der den Engländern von den Franzosen aufgedrängte Entscheidungskampf um Indien zeigte der Welt, daß die Londoner Handelsherren, wenn es not tat, auch nach höheren Gesichtspunkten handeln konnten, und daß in ihnen ein besserer Kern steckte als in den Pariser Krämerseelen. Durch den Sieg bei Plassey**) (am 23. Juni 1756) gewann der geniale Clive der englisch-ostindischen Kompagnie die Provinz Bengalen und tat so den ersten Schritt auf dem langen Wege, der vom demütigen, an der Küste kaum geduldeten Kaufmann zum stolzen Beherrscher Indiens führte.

Nun sind fünfundfünfzig Jahre vergangen seit den Kämpfen der mutiny, den letzten Zuckungen des sich gegen die Fremdherrschaft auflehnenden Riesenreiches. Kein Wunder, daß man nun auch die Zeit für gekommen hält, um den letzten Schein zu verwischen, als ruhe Englands Herrschaft nur auf seinen Schiffen und auf der Tragweite ihrer Kanonen.

Wie in grauer Vorzeit, so sieht noch heute das indische Volk Delhi als die einzige rechtmäßige Hauptstadt des Landes an. Jeder der vielen Eroberer, die seit Mohamed von Ghor aus den afghanischen Bergen hervorbrachen, um die Herrschaft über die reichen Ebenen an sich zu reißen, beeilte sich stets, seine Hand auf Delhi zu legen. Wurde erst in den dortigen Moscheen das Freitagsgebet für ihn gesprochen, so konnte er seine Herrschaft meist als gesichert betrachten. In den Augen des stark an äußeren Formen und äußerem Prunk hängenden Volkes kann also das Ansehen der Engländer nur wachsen, wenn der englische Vizekönig in aller Form von dem verwaisten Kaiserthron Besitz ergreift, wenn in der Ebene an der Dschumna, die schon manche Dynastie

*) In demselben Bericht macht der Gesandte eine für die Zustände im Reiche des Großmoguls recht charakteristische Bemerkung: „Half my pay shall corrupt all this court to be your slaves."

**) Der Ort heißt eigentlich Palési. Clive schlug hier mit einem Heer von nur dreitausend Mann, darunter nur tausend Engländern, ein dreißigtausend Mann starkes Heer des Nawabs Suradsch-e-Dauleh von Bengalen und dessen französische Hilfstruppen. Allerdings hatte Clive diesen Erfolg durch ein ganzes System von Bestechungen und Intrigen vorbereitet.

steigen und fallen sah, die auf viele Kilometer mit den Trümmern versunkener Städte und Paläste bedeckt ist, eine neue glänzende Residenz entsteht.

Ob sie länger dauern wird wie ihre Vorgänger? Diese Frage könnte nachdenklich stimmen, wenn man hört, daß noch ein anderer wichtiger Grund bei der Verlegung der Residenz mitgesprochen hat. Dieser zweite Grund paßte schlecht in die Feststimmung des Krönungsdurbars; man hat seiner daher auch möglichst wenig Erwähnung getan. Trotzdem konnte es kein Geheimnis bleiben, daß der Zentralregierung der Boden in dem unruhigen Bengalen recht heiß geworden war. Wer kann schließlich in dem Menschengewimmel der Pettah (Eingeborenenstadt) Kalkuttas alle die politischen Fanatiker überwachen, welche die revolutionäre Propaganda Bengalens hervorbringt? Daß es bisher der Polizei gelungen ist, auf den Eisenbahnlinien, die sich gerade in der Nähe Kalkuttas auf lange Strecken durch Sumpf, Busch und Wald hinziehen, Attentate auf den vizeköniglichen Zug zu verhüten, kann man fast als einen glücklichen Zufall bezeichnen. Die Gelegenheit, unter einem verständlichen Vorwande nach dem loyaleren Delhi überzusiedeln, mag daher Lord Hardinge gar nicht so unwillkommen sein.

Dem Fernerstehenden könnte diese Entwicklung der Dinge in Bengalen fast widersinnig erscheinen. Gerade die Provinz, die am längsten unter englischer Herrschaft steht, bereitet jetzt der Verwaltung die größten Schwierigkeiten; gerade die Bengalis, die sich fast widerstandslos der englischen Invasion fügten, die fast sprichwörtlich geworden waren für ihre Unterwürfigkeit und Energielosigkeit, sind jetzt das unruhigste und widersetzlichste Element im indischen Völkerchaos. Die kriegsfrohen Sikhs aber, die stolzen Feudalherren Radschputanas, die erst nach einem Verzweiflungskampf ihren Nacken dem fremden Joch beugten, halfen in den dunklen Tagen der „mutiny“ die englische Herrschaft retten und können heute loyale Untertanen von oft erprobter Treue genannt werden. Fast könnte man daraus den Schluß ziehen: nicht trotzdem, sondern weil das Volk solange unter europäischer Herrschaft gestanden hat, lehnt es sich gegen seine Herren auf. Das wären keine angenehmen Aussichten für die heutigen Kolonialmächte.

Ich entsinne mich, vor mehreren Jahren in einer der großen französischen Zeitschriften einen Artikel gelesen zu haben, in dem ein Franzose diese Erscheinung an der Hand seiner in Tonking gesammelten Erfahrungen besprach. Der Verfasser meinte: je länger ein asiatisches Volk unter europäischer Herrschaft stehe, um so mehr verlöre es angesichts der Fehler und Mißgriffe der fremden Regierungen alle Illusionen. Die ehrlichen und guten Elemente zögen sich bald entmutigt und abgestoßen zurück; die anderen aber, welche die Sprache der Eroberer gelernt hätten, welche mit den Fremden verkehrten, mit ihnen Geschäfte trieben und in ihre Dienste träten, also scheinbar der fremden Zivilisation freundlich gegenüber ständen, seien gerade die allergefährlichsten; nur die schlechtesten Elemente gäben sich dazu her. Da sie im eigenen Volke kein Ansehen genössen,

verleugneten sie ihr Volkstum und suchten das ihnen Fehlende durch erborgten Flitter zu ersetzen. Nach rein äußerlicher Annahme der fremden Kultur dünkten sie sich den Europäern gleich und trügen sich nur mit einem Gedanken: sich ihrer unbequemen Lehrmeister so schnell wie möglich zu entledigen. Nach allem, was man hört, scheint diese Kritik für tonkinesische Verhältnisse nicht ganz unberechtigt zu sein. In Indien liegt das Problem aber doch wesentlich anders.

Ein ausgezeichneter Beobachter der englischen Verwaltung in Indien, der Baron Barchou de Penhoen, schreibt im Jahre 1844: Hätte man den geschicktesten Schriftstellern und Staatsmännern des achtzehnten Jahrhunderts die Preisaufgabe gestellt: „Wie läßt sich in Indien eine europäische Verwaltung einrichten?" so hätte doch keiner von ihnen die Lösung voraus geahnt, welche wir heute als fertige Tatsache vor uns sehen. (Bd. 1 S. 299.)

Man muß zugeben, daß es in der ganzen Weltgeschichte noch nie etwas gegeben hat, was sich mit der Aufrichtung der englischen Herrschaft über Indien vergleichen ließe: ein ungeheures Land, das sich von den tropischen Meeren bis in das Herz Asiens erstreckt, bevölkert von Hunderten von Millionen, eine Stätte uralter hoher Kultur und fabelhafter Reichtümer, wird erobert und unterworfen von einem „Barbarenvolke", das einige kleine Inseln in der fernen Nordsee bewohnt. Und das alles ist nicht etwa das Ergebnis eines wohlüberlegten Planes, der vereinigten Anstrengungen eines ganzen Volkes, sondern das unbeabsichtigte Werk einer Handvoll Kaufleute und Abenteurer, die selbst erstaunt sind über die unerwartete Tragweite ihrer Handlungen.

In seinem Werke „Essai sur l'inégalité des rasses humaines" gibt Graf Gobineau eine gute psychologische Erklärung für diese koloniale Expansion. Er nennt die Engländer ein Volk voll demokratischer Ideen, das aber trotzdem allen natürlichen Tendenzen anderer Demokratien abhold ist, und fährt dann fort: Sie sind ein Generalstab ohne Truppen, Leute die zum Herrschen geboren sind, die aber unter ihresgleichen von dieser ihrer Eigenschaft keinen Gebrauch machen können und daher nach einer Gelegenheit suchen, sie Fremden gegenüber anzuwenden. . . . Sie sind, um es kurz zu sagen, ein Volk von Thronanwärtern, ausgestattet mit dem erforderlichen Scharfsinn, um ihre Ansprüche vor der Welt zu rechtfertigen.

Leute, die zum Herrschen geboren sind, die zu Hause keine Untertanen finden, daher erobernd in die Welt hinaus gehen und genügend Scharfsinn besitzen, um ihre Taten vor der Welt zu rechtfertigen: damit hat man in der Tat alle Hauptzüge beieinander, welche diese typische Klasse von Menschen, den englischen „empirebuilder", auszeichnen. Im Besitz eines solchen Materials war England die koloniale Expansion geradezu vorgeschrieben, wenn äußere Umstände eintraten, die einer solchen Entwicklung günstig waren. Eine derartige Konstellation trat aber tatsächlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein. Ohne die Verdienste der englischen Kolonialhelden herabzusetzen, kann man ein gutes Teil der beispiellosen Erfolge Englands dem glücklichen Umstande

zuschreiben, daß das Aufsteigen der britischen Seemacht gerade mit dem Niedergang des einst so mächtigen Großmogulreiches zusammentraf.

Als Clive im Jahre 1744 den Boden Indiens betrat, da fand er das Land in einer Verfassung, die lebhaft an die derzeitigen Zustände im heiligen römischen Reiche erinnerten. Hier wie dort bestand eine Zentralgewalt, die zwar auf eine lange ruhmreiche Vergangenheit zurückblickte, deren innerer Verfall aber nur noch mühsam durch die glänzende äußere Hülle verdeckt wurde. Lange blutige Kriege hatten in beiden Reichen die Hilfsquellen der Zentralregierung erschöpft. Die immer mächtiger gewordenen Feudalherren nannten sich zwar noch Vasallen des Reiches, trugen indessen nie Bedenken, sich gegenseitig zu bekriegen oder gar sich mit den Reichsfeinden gegen ihr Oberhaupt zu verbinden. Viele Parallelen ließen sich hier ziehen. Die ewigen Kriege zwischen den Maharadschahs von Maisor und Arkot, den Maharatten, dem Nyzam von Hyderabad und anderen gleichen fast vollständig den innerdeutschen Wirren des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Während deutsche Fürsten sich mit Franzosen und Schweden verbanden, um die kaiserliche Gewalt zu schwächen, halfen die Sikhs und die Fürsten von Radschputhana dem Perser Nadir-Schah und dem Afghanen Ahmed-Schah Durani bei ihren Einfällen nach Indien. 1789 eroberten die Maharatten sogar Delhi und blendeten den Großmogul Schah Elam, so daß der Nachkomme des großen Kaisers Akbar zu einem Spielball in den Händen seiner Vasallen herabsank.

Das alte Deutsche Reich war aber wenigstens von einer einheitlichen Nation bewohnt; überall sprach man dieselbe Sprache und betrachtete sich trotz allen äußeren Gegensätzen immer als ein Volk von Brüdern. In Indien dagegen sprach man — und spricht man noch heute — gegen dreihundertundfünfzig verschiedene Sprachen und Dialekte. Die Mannigfaltigkeit der Rassen, der Sprachen und der Religionen schafft dort so schroffe Gegensätze, daß Europa im Vergleich dazu fast wie ein einheitliches Ganzes erscheint. Tatsächlich ist auch Indien vor der englischen Invasion nie ganz in einer Hand vereinigt gewesen. Gelang es einmal einer starken Dynastie, wie den Guptas und Babers, große Teile des Landes unter ihrem Zepter zu vereinigen und die inneren Streitigkeiten zu unterdrücken, so folgte doch bald unweigerlich eine Periode des Niedergangs und des Zerfalls, die meist erst mit dem Erscheinen eines neuen fremden Eroberers ihr Ende fand.

Die Geschichte Indiens ist die Geschichte seiner Eroberung durch Fremde. Derselbe Drang, der die Germanen der Völkerwanderung und die deutschen Kaiser des Mittelalters zum sonnigen Süden und zur ewigen Stadt zog, der lockte die kriegerischen Stämme Zentralasiens aus ihren wilden Gebirgen, von ihren rauhen Hochplateaus hinab in die fruchtbare Ebene Indiens. Dort wohnte zwar ein Volk, dessen Kopfzahl in die vielen Millionen ging, aber entnervt durch das Klima, erdrückt durch die Sorge ums tägliche Brot, ahnte die Mehrzahl nicht, welche unwiderstehliche Gewalt in ihrer vereinigten Masse

schlummerte. War erst der Herrscher mit seinem Heer geschlagen, so unterwarf sich das niedere Volk meist widerstandslos und gehorchte jeder Laune des neuen Tyrannen. Eine schlechte Regierung bedeutete für den indischen Bauern eine ebenso unabänderliche Schickung des Himmels, wie eine Hungersnot infolge Ausbleibens des Monsuns.

* * *

Man begreift, daß unter solchen Umständen selbst eine kleine Zahl entschlossener Eroberer in Indien leichtes Spiel hatte. War doch Clive selbst erstaunt, als nach seinem Siege bei Plassey (1757) die ganze Provinz Bengalen zu seinen Füßen lag; als die hohen Würdenträger des Landes sich nicht scheuten, ihren bisherigen Herrn zu ermorden, um dem neu aufgegangenen Stern zu gefallen; als sich Schatzkammern voll fabelhafter Reichtümer auftaten, um die Gunst des Siegers zu erkaufen. Doch schnell fand man sich in die ungewohnte Rolle hinein.

Vom Kaufmann zum Eroberer hatte man fast hundertundfünfzig Jahre gebraucht. Der Schritt vom Verwalter einer Provinz und Vasallen des Großmoguls zum Schiedsrichter und Herren des ganzen Landes vollzog sich schon fast automatisch. Bald gab es in ganz Indien keine Frage mehr, die nicht britische „Interessen" berührt hätte. Allerdings unterlag England dabei nur einem immer wiederkehrenden Naturgesetz. Jeder geordnete Staat, der an unorganisierte Staatengebilde angrenzt, ist gezwungen, entweder seine Grenzen durch ausgedehnte Verteidigungslinien gegen die periodischen Einfälle seiner Nachbarn zu sichern, wie es die Römer und Chinesen versucht haben, oder er muß, wie die Russen in Turkestan und die Franzosen in Nordafrika, die unruhigen Nachbarländer unterwerfen und dem eigenen Verwaltungssystem einverleiben. Das Prinzip der Chinesen konnte für die Engländer nicht in Frage kommen. Ihr Prestige, auf dem angesichts ihrer numerischen Schwäche allein ihre Herrschaft beruhte, hätte durch eine solche passive Politik zu sehr gelitten. Die Macht der Verhältnisse zwang sie also auf den Weg der Eroberungen.

Oft hat man inzwischen Versuche gemacht, auf diesem Wege einzuhalten. Noch 1767 verkündete Clive das Prinzip, man müsse das „Königreich Audh" (einen unabhängig gewordenen Vasallenstaat der Großmoguln mit der Hauptstadt Lucknow) als Pufferstaat gegen das Großmogulreich erhalten. Siebenunddreißig Jahre später war der Großmogul bereits englischer Vasall. Der Sadletsch sollte von nun ab die Westgrenze der Kolonie bilden. Aber das Reich der Sikhs, an den man eine feste Grenze gefunden zu haben glaubte, zerfiel 1839 nach dem Tode des großen Randschit Singh, des „Löwen des Pendschab". Die unablässigen inneren Wirren zwangen die Engländer schließlich zum Einschreiten und zur Eroberung des Pendschab. Nun glaubte man im Indus eine „natürliche Grenze" gefunden zu haben (1846). Aber bald darauf standen die englischen Vorposten bereits auf den Pässen der indischen Rand-

gebirge. Man nannte das damals Indien seine „wissenschaftlichen Grenzen" geben, wie denn England überhaupt nie um einen schönklingenden Namen für seine politischen Gewaltstreiche verlegen gewesen ist. Seitdem hat man diese wissenschaftlichen Grenzen längst überschritten und ist weiter und weiter in das dahinter liegende Land vorgedrungen. Nachdem einmal der erste Schritt getan war, ist eben die Macht der Tatsachen stärker gewesen, wie alle Prinzipien. So sind auch noch heute die Grenzen des englisch-indischen Reiches an vielen Punkten so wenig dauerhaft, daß man täglich auf neue Veränderungen gefaßt sein kann; und darum werden auch heute noch die Engländer unwillkürlich in jede Frage, die auf dem asiatischen Kontinent auftaucht, in jeden Streit, der sich dort erhebt, hineingezogen. Darum sind sie gezwungen immer von neuem mit diplomatischen Interventionen, kriegerischen Expeditionen und anderen Mitteln einzugreifen, so daß sie — selbst gegen ihren Willen — immer weiter in das Innere des gewaltigen Kontinents hineingetrieben werden.

Viele Engländer neigen nun dazu, in diesen Eroberungen eine ununterbrochene Kette von ruhmvollen und gerechten Taten zu sehen. Sogar Macaulay schreibt, nachdem er die allzu offenkundigen Intrigen Clives bei der Eroberung Bengalens verurteilt hat: Die gesamte Geschichte Britisch-Indiens ist eine Bestätigung der großen Wahrheit, daß es nicht weise ist, Treulosigkeit mit Treulosigkeit zu vergelten und daß die beste Waffe gegen die Lüge die Wahrheit ist. (Macaulay, critical and historical essays Bd. 4 S. 309.)

Es ist verständlich, daß ein Engländer, der sein Vaterland lieb hat, die Geschichte seines Volkes gern in diesem Lichte sieht; aber mit der Wahrheit stimmt solche Auffassung nicht überein. Wenn man in neuerer Zeit nur selten zu den krummen Wegen Clives seine Zuflucht nahm, so lag das einfach daran, daß durch den Sieg bei Plassey England die stärkste Militärmacht in Indien geworden war. Meist genügte daher der gerade Weg, — eine bloße Drohung oder die Anwendung von Gewalt, um den gewünschten Zweck zu erreichen. Waren aber einmal die englischen Machtmittel den gegnerischen Kräften unterlegen, so hat die Regierung der Kolonie nie Bedenken getragen, ihre Zuflucht zu Bestechungen und Intrigen aller Art zu nehmen. Nur ein Beispiel: Während des ersten Sikhkrieges in der Schlacht bei Firozschah (21. und 22. Dezember 1844) wurde der Sturm der Engländer auf das befestigte feindliche Lager unter schweren Verlusten für den Angreifer abgeschlagen. Das englische Heer wäre damals vernichtet worden, wenn nicht ein General der Sikhs, namens Gulab Singh, aus heute noch nicht aufgeklärten Gründen mit den ihm unterstellten Truppen völlig untätig geblieben wäre. Als am nächsten Tage die Schlacht erneuert wurde, ließ Gulab Singh sogar die Brücke über den Sadletsch im Rücken seiner eigenen Armee abbrechen und führte so direkt die Niederlage seines Volkes herbei. Der glückliche Sieger verstand es damals, fürstlich zu belohnen. Im Vertrag von Lahore (1846) erhielt Gulab Singh das ganze Fürstentum Kaschmir. Dort sitzen seine Nachkommen noch heute als — Pen-

sionäre der Engländer. Aber nicht nur den Eingeborenen gegenüber gingen die heutigen Herren Indiens oft mit der größten Rücksichtslosigkeit vor. Auch Holländer und Franzosen wurden mitten im Frieden angefallen und ihre Niederlassungen zerstört.*) Wenn es galt, einen bestimmten Zweck zu erreichen, einen unbequemen Konkurrenten los zu werden, war den Engländern eben jedes Mittel recht**). Nach der Zerstörung der französischen Niederlassung Chandernagor schrieb der Kommandant dieses Platzes einen Brief voll Entrüstung an seine Direktoren nach Paris. Er sagte darin: „Wir glauben, daß ihre (der Engländer) Doppelzüngigkeit viel dazu beitragen wird, unsere Regierung mit ihrem wahren Charakter vertraut zu machen und daß sie es bald mit Zinsen heimgezahlt bekommen werden, wenn wir ein anderes Mal die Stärkeren sind. (Lettre de Renault, Chimsurah 29. mars 1767, Archives coloniales, Paris.)

Diese Erkenntnis kam damals für Frankreich zu spät. Von dem Schlage, der ihm sein ganzes Kolonialreich kostete, hat es sich nie wieder völlig erholt.

Natürlich wird anderseits niemand leugnen, daß die Geschichte der Eroberung Indiens durch die Engländer an wirklich großen Zügen, an Heldentaten einzelner Männer und ganzer Truppenteile reich ist, wie kaum eine zweite. Wellington und Roberts, welche beide ihre ersten Lorbeeren in Indien erwarben, gehören ja der europäischen Geschichte an. Aber auch Eyere Coot, Nicholson, Havelok und viele andere würden bei uns wohlbekannte Namen sein, wenn sie, anstatt in fernen Landen für ihres Vaterlandes Größe zu kämpfen und zu sterben, auf europäischen Schlachtfeldern mitgefochten hätten. Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß erst durch die englischen Kriegstaten in Indien das gewaltige Prestige, das der Europäer heute in Asien besitzt, geschaffen worden ist. Seit Clive in der Bresche von Arcot alle Aufforderungen zur Übergabe mit dem einfachen Argument zurückwies, daß es Engländer wären, die den Platz verteidigten, sah man in ganz Indien und bald weit über Indien hinaus mit fast abergläubischer Scheu auf den Europäer, dessen Waffen scheinbar niemand widerstehen konnte. Die späteren Phasen der Eroberung Indiens waren nur geeignet, diesen Glauben noch zu verstärken. Selbst die Ereignisse der mutiny haben ihn nicht erschüttern können. Im Gegenteil! Als in jenen kritischen Tagen das Schicksal der Engländer in Indien allein an dem Besitz von Lucknow zu hängen schien, da haben dort hinter den brökeligen Lehmmauern der „residency" vierzehnhundertundfünfzig Mann, — darunter nur neunhundert Engländer —, vierundeinhalb Monate

*) Siehe die Geschichte der Eroberung der holländischen Faktorei Chimsurah und des französischen Forts Chandanagor durch Clive.

**) Die Einziehung des Fürstentums Tenjou (1799) verteidigte Wellington u. a. mit folgenden Worten: Für Groß-Britannien gab es nur eine Pflicht: „Dem Gesetz der Selbsterhaltung zu folgen", und daher erübrigten sich alle gelehrten und gewissenhaften Erörterungen zur Rechtfertigung seines Verhaltens.

lang einer Belagerungsarmee standgehalten, die zuletzt bis auf hunderttausend Mann angewachsen war und zum größten Teil aus Sepoys, — also europäisch gedrillten Soldaten bestand. So gestärkt ging das Ansehen der Engländer aus dieser furchtbaren Krise hervor, daß seitdem fünfundfünzig Jahre vergangen sind, ohne daß eine nennenswerte Meuterei indischer Soldaten mehr vorgekommen wäre. Die wildesten und kriegerischsten Völker des Landes — die Gurkhas, die Sikhs und sogar die „Pathans“*) haben sich seitdem in das englische Heer einreihen lassen und haben unter Führung ihrer englischen Offiziere Taten verrichtet, zu denen sie unter ihren heimischen Führern nie fähig gewesen wären. Zwar war es keine englische Entdeckung, daß der Inder unter europäischer Disziplin ein ganz vorzügliches Soldatenmaterial abgibt. Der geniale Franzose Dupleix formierte vielmehr die ersten Sepoytruppen. Aber die Engländer haben dieses System zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet. Die wenig leistungsfähigen, schwierig zu behandelnden Bengalis, welche vor 1857 den Hauptbestandteil der Armee bildeten, sind heute völlig ausgemerzt. Den Kern des Heeres bilden jetzt die stolzen, tapferen Söhne der Berge, die mit Verachtung auf das elende Volk der Ebene herabsehen und kaum daran denken würden, mit diesem gegen die Engländer gemeinsame Sache zu machen. Richtig behandelt wollen diese Leute allerdings sein. Mehr als ein englischer Offizier hat es mit dem Leben bezahlen müssen, daß er, — vielleicht ohne es zu ahnen, — dem Ehrgefühl oder dem religiösen Empfinden eines seiner Untergebenen zu nahe getreten war**). Das Gros der englischen Offiziere versteht es aber ausgezeichnet, sich der Eigenart dieser Leute anzupassen; meist hat es nach kurzer Zeit ihr Herz gewonnen und kann sich dann unbedingt auf sie verlassen.

*) Pathan ist eine Art Sammelname für die Afghanen und alle in dem englisch-afghanischen Grenzgebiet sitzenden mehr oder weniger unabhängigen Stämme.

**) Dies bezieht sich vor allem auf die Chaiberrifles (und die diesen verwandten Truppen), die den gleichnamigen Paß decken, jenes berühmte Einfalltor nach Indien, durch das einst Alexander der Große, Timur Lenk und manche andere gezogen sind. Früher wurde der Paß von englischen Soldaten bewacht; da aber diese landfremden Truppen dauernden Angriffen der Bergbewohner ausgesetzt waren und hierbei ganz unverhältnismäßig hohe Verluste erlitten, entschloß man sich schließlich, die Besatzungstruppen des Passes aus den Bergstämmen selbst zu rekrutieren. Das gewagte Experiment gelang überraschend gut. Man entdeckte, daß die Pathans ein vorzügliches Soldatenmaterial abgeben, welches sich sogar zum Kampf gegen die eigenen Stammesgenossen verwenden läßt. Während der Expedition gegen den Stamm der Zakkakhels im Jahre 1908 erhielt z. B. eine Pathankompagnie den Befehl, ein verlassenes Dorf der Aufständischen niederzubrennen. Die Leute zögerten, dem Befehl nachzukommen. Schließlich trat ein Mann vor und bat, der Auftrag möchte doch einem anderen Truppenteil gegeben werden. Es sei nämlich gerade ihr eigenes Dorf. Daß das Dorf überhaupt niedergebrannt wurde, war ihnen also egal; sie wollten es bloß nicht selbst getan haben. Ein zweiter nicht zu unterschätzender Vorteil, der sich aus der Bildung der Pathantruppen ergibt, liegt darin, daß jeder Mann, der nach Beendigung seiner Dienstzeit mit seiner Pension in sein Dorf zurückkehrt, unwillkürlich zu einer Stütze der englischen Regierung wird, da ja die Zahlung der Pension (für dortige Verhältnisse eine sehr bedeutende Summe) stets von seiner loyalen Haltung abhängig bleibt.

Eine weitere Garantie gegen gefährliche Aufstände liegt in dem Umstand, daß die gesamte Artillerie des Heeres aus Engländern besteht, daß das Verhältnis zwischen englischen und eingeborenen Truppen 1 : 2 (statt 1 : 6 bis 7 vor dem Aufstand des Jahres 1857) ist und daß alle wertvollen Magazine, alle strategisch wichtigen Punkte von weißen Truppen besetzt sind. Dank den von Lord Kitchener eingeführten Reformen ist ferner das Heer überall in größeren Garnisonen an den wichtigen Eisenbahnknoten vereinigt und kann mit Hilfe des vorzüglichen Bahnnetzes jederzeit schnell nach jeder beliebigen Richtung geworfen werden, sei es zur Niederschlagung eines Aufstandes, sei es zur Abwehr eines äußeren Feindes. Diese letztere Möglichkeit, die Gefahr einer russischen Invasion (die angesichts der trennenden Wüsten und Gebirge eigentlich immer eine Chimäre war und erst nach Ausbau des persischen Bahnnetzes in den Bereich der Möglichkeit gerückt wurde), verursacht seit dem russisch-japanischen Kriege den Londoner Politikern keine schlaflosen Nächte mehr.

Wohin man also blickt, überall ein großartiger Aufschwung der englischen Macht in Asien, ein genialer Ausbau seiner militärischen und politischen Hilfsmittel.

„Wir haben das Land erobert, als wir noch geschwächt und behindert waren durch den Konkurrenzkampf mit unseren europäischen Nachbarn, als uns noch eine monatelange beschwerliche Seefahrt von Indien trennte. Wie kann dieser unser Besitz jetzt gefährdet werden, jetzt, wo sechsundsiebzigtausend unserer Landsleute dort zur Verteidigung unserer Herrschaft bereit stehen, wo in wenigen Wochen ganze Armeen aus England, aus Afrika und Australien dahin herübergeworfen werden können? Mit dem Schwerte haben wir es erworben, mit dem Schwerte werden wir es zu behaupten wissen!“ Wer kann es dem englischen Offizier verdenken, wenn er allen Gerüchten über die bevorstehende Losreißung Indiens mit diesem Argument entgegentritt. Fester denn je scheint Englands Hand auf Indien zu liegen. Aber, ... seit den russischen Niederlagen in Ostasien hat der Asiate gelernt den Europäer mit anderen Augen anzusehen. Es ist schwer, die Tragweite eines geschichtlichen Ereignisses aus der Nähe richtig zu würdigen. Meist ist ein gewisser Abstand zur Gewinnung der richtigen Perspektive erforderlich. Wenn aber nicht alles trügt, bedeutet Plassey den Anfang und Mukden den Abschluß einer weltgeschichtlichen Epoche, deren Hauptmerkmal die Vorherrschaft des Europäers über die anderen Völker der Erde ist. Indien ist das Land, wo die von Japan ausgehende neue Strömung sich vielleicht am frühesten fühlbar machte. Innerlich wirkt diese daher dort schon stärker, als in anderen asiatischen Ländern, wo sie äußerlich sichtbare Umwälzungen hervorrief.

Der König von Sachalin

Ein ruſſiſches Verbrecherſchickſal

Von Otto Goebel

Rußland iſt ein Land vieler merkwürdiger Schickſale. Es hängt das ebenſowohl mit den ſozialen und politiſchen Verhältniſſen zuſammen, als mit der Eigenart der Bewohner, die teils auf Raſſeneigenſchaften und Raſſenmiſchung, teils auf die geſchichtliche Entwicklung zurückgeht, endlich aber zu einem weſentlichen Teil ein ſich immer wiederholendes Erzeugnis der Natur des Landes iſt, das mit ſeiner uferloſen Ausdehnung ganz andere Begriffe von Zeit und Raum hervorruft und mit ſeiner Eintönigkeit eine melancholiſche Grundſtimmung auslöſt, die wie von vulkaniſchen Strömen durchbrochen wird von Anfällen des Sichauslebenwollens und vom Hunger nach neuem Geſchehen.

Es war vor einigen Jahren, als ich eine Reiſe nach Sibirien vorbereitete, die mich bis auf Sachalin, die Inſel der Verbannten, führen ſollte. Ich ſuchte Petersburg nach Einführungsſchreiben und Empfehlungen für Sibirien ab und hatte mich zu dieſem Zweck unter anderem mit dem Vertreter eines großen Handelshauſes Ruſſiſch Oſtaſiens in Verbindung geſetzt. Herr Stürgens ließ mich bereitwillig bitten, ihn einen Abend auf ſeiner Datſche zu einer Rückſprache über meine Reiſe aufzuſuchen.

Es war Abend, aber noch tageshell, als ich hinausfuhr. Die Sonne machte tief über dem Horizont ihre Bahn. Petersburg ſtand im Zeichen der weißen Nächte, die der rauhen Stadt ein paar Wochen lang einen faſt ſüdlichen Glanz verleihen. Eine eigenartige Beleuchtung liegt in dieſen Nächten über Stadt und Landſchaft, etwa vergleichbar der, die wir kurz vor Sonnenuntergang kennen. Der Schein der ſinkenden Sonne fällt voll auf alle Flächen, die ſenkrecht zur Erde errichtet ſind, während die der Erdoberfläche gleichlaufenden in mattem Licht liegen. Golden blinken die Fenſter, es glänzen die im Tageslicht toten Farben der gelb und rot geſtrichenen Hauswände. Es leuchtet alles, was ſonſt matt iſt.

Der Newski wimmelte von Menſchen; unzählige kleine Droſchken belebten die Rieſenbreite der Straße. Mehr als ſonſt hatte der Strom des Verkehrs die Richtung Newawärts auf die ſpitze Turmnadel der Admiralität

zu. Die geputzten Mädchen, die Offiziere, Beamten und Studenten, mit den verwegen in den Nacken geschobenen Uniformmützen, eilten auf die Inseln, zwischen denen hindurch der Newastrom in viele Arme geteilt seinen Weg in den Finnischen Meerbusen sucht. Bei den hölzernen Datschen, die truppweise hier und da auf den Inseln stehen, unter den Bäumen der Parks und Wälder tummelt sich in den weißen Nächten ein reges Leben. Alles was zur Gesellschaft zählt oder an ihrem Leben Anteil nimmt, liebt die Inseln in dieser Jahreszeit, nur der breiten Masse des kleinen Mannes begegnet man hier nicht. Das Volk in Rußland hat noch nicht wie in anderen Ländern die Vergnügungen der oberen Klassen zu den seinen gemacht.

Herr Stürgens saß auf dem Balkon seiner Datsche. Wenige Meter vor dem windschiefen Blockhäuschen vorbei flutete der Menschen- und Wagenstrom in der Richtung zu der Brücke, die von der Krestowski- zur Jelagininsel führt.

Ich saß bald neben meinem Wirt, und während wir Schritt für Schritt meine geplante Reise durchsprachen, blickten wir hinaus auf das Leben und Treiben in der nordischen Sommernacht. Nach längerer Unterhaltung war gerade eine Pause in unserem Gespräch eingetreten und draußen eine der plötzlichen Unterbrechungen in dem Verkehr, die auch die lebhaftesten Wege vorübergehend in tiefe Stille tauchen kann. Deutlich klang in diesem Moment eine wilde Zigeunerweise aus dem unweit gelegenen Krestowskigarten zu uns herüber. Herr Stürgens lauschte eine Weile in Gedanken versunken, bis der neu einsetzende Wagen- und Menschenstrom die Töne verschlang, und sagte dann: „Da hätte ich beinahe etwas vergessen! Kommen Sie auch nach Sachalin?“ Ich erwiderte ihm, daß ich die Absicht hätte. Wenn auch seit dem russisch-japanischen Krieg die Insel ihren ausschließlichen Charakter als Verbannungsort verloren habe, so hoffte ich doch auch jetzt noch Einblicke in die wirtschaftlichen Bedingungen tun zu können, unter denen die Verbrecheransiedelungen gestanden hatten, und es interessierten mich auch die Kohlen- und Petroleumfunde auf der Insel.

„Dann müßte ich Sie eigentlich mit Pawel Feodorowitsch bekannt machen, dem König von Sachalin, wenn Sie — setzte er nach einer fast unmerklichen Pause hinzu — die Bekanntschaft eines Doppelmörders nicht scheuen!“ „Durchaus nicht,“ erwiderte ich, „ich würde eine solche Bekanntschaft im Rahmen meiner Studien sogar begrüßen.“ „Er ist übrigens ein hochgebildeter Mann, früherer Gardeingenieur-Offizier. Ich habe ihn schon als jungen Menschen kurz vor seiner Katastrophe kennen gelernt, durch Zufall an einem Abend drüben im Krestowskigarten — es mögen nun fünfundzwanzig Jahre her sein; wir dachten damals wohl beide nicht, daß wir uns einmal auf Sachalin wiedersehen würden.“

„Erzählen Sie doch,“ bat ich.

„Na meinethalben. Erwarten Sie aber nicht viel. Zu guter Letzt ist nichts Absonderliches an der Geschichte; es gibt ähnliche Fälle in Menge. Also gut, ich war damals noch jung und frisch nach Petersburg gekommen.

Man hatte mir vier Jahre lang im Kontor in Bremen das kaufmännische Einmaleins nicht gerade bequem auf den Buckel geschrieben. Es fing in meiner Lehre, weiß Gott, der Morgen noch mit dem heute sagenhaft gewordenen Ofenheizen an, und es herrschte ein recht barscher Autoritätston im Geschäft. Sie können sich denken, wie mir zu Mute war, als ich mich eines Tages wegen meiner Kenntnisse in der Abschätzung von Rohbaumwolle mit 200 Rubel Monatsgehalt nach Petersburg engagiert sah. Damals war hier sowieso jeder, der einen westeuropäischen Rock auf dem Leibe hatte, ein großer Herr, ein Barin, und gar, wenn man soviel Geld hatte, wie ich damals. In unserer Pension in der Rassesschaja bei einer Polin etwas zweifelhafter Vergangenheit kosteten Wohnung und Essen ganze 50 Rubel im Monat, und eine lange Arbeitszeit verhinderte mich und einige Kameraden, in der Woche viel auszugehen. Um so lustiger gings dafür an den Sonnabend Abenden und an den vielen Feiertagen zu. Da kam es auf einige Zehnrubelscheine nicht an. Bei einer solchen Gelegenheit habe ich Pawel Feodorowitsch kennen gelernt.

Aber ich langweile Sie sicherlich!"

Ich merkte, daß Herr Stürgens in der lauen Nacht dazu aufgelegt war, weiter zu erzählen, bot ihm eine Uppmann, um ihn in gute Laune zu versetzen, und bat ihn dringend, fortzufahren.

„Wenn Sie wollen. Am Ende ist es weniger mein persönliches Erlebnis, als ein Bild aus dem alten Petersburger Leben, das wohl bald verschwinden wird, — schade eigentlich; es ging urwüchsig und manchmal wüst her, aber gemütlich und eigenartig. Was tue ich mit Petersburg und Moskau, wenn es moderne Städte werden!

Natürlich fing es mit einer Weibergeschichte an. In der Pension bei der alten Polin erschien eines Tages eine verteufelt hübsche junge Polin, die im Krestowskigarten auftrat.

Sie brachte Leben an unseren manchmal stumpfsinnigen Mittagstisch, und wir waren alle mehr oder weniger in sie verliebt. Was war natürlicher, als daß wir möglichst oft auf die Inseln hinausfuhren, um sie singen zu hören. Sie kam nach ihrem Auftreten auf der Bühne oft an unseren Tisch. Sie wissen, daß es in den hiesigen Variétés Brauch ist, sogar verlangt wird, daß die Dämchen sich unter die Gäste mischen. Natürlich kam sie nur für kurze Zeit zu uns; sehr bald pflegte einer der Kellner zu kommen, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern, woraufhin sie an den Tisch irgendeines alten Würdenträgers übersiedelte, der ihr das Handtäschchen voll Geldscheine stopfte und sie mit Sekt und Kaviar fütterte, oder an den Tisch junger Offiziere, wo das Geld etwas weniger rollte, aber wo es dafür um so lauter und lustiger zuging.

Es ist Ihnen bekannt, wie es viele der jungen Offiziere hier treiben."

Ich wußte es in der Tat. Wie zur Bestätigung jagten draußen gerade einige Gespanne vorüber, in denen lärmende Marineoffiziere saßen mit zweifel-

haften Schönen neben sich, während erst wenige Wochen vorher die Wogen von Tsushima über der russischen Flotte zusammengeschlagen waren.

Wir saßen eine Weile stumm und gedachten der Zuckungen, die das Riesenreich erschütterten, in denen die Haltlosigkeit der einzelnen Menschen nur ein Ausfluß der Verworrenheit des Ganzen war.

„Der Tollsten einer war damals," fuhr Herr Stürgens fort, „Pawel Feodorowitsch. Ein mittelgroßer fester Kerl mit einem Kopf, dem man eine wilde Willenskraft ansah. Die Kameraden fürchteten ihn, für Weiber war er unwiderstehlich. Er hatte schon oft mit unserer Anna angebändelt und schickte ihr auch an jenem Abend eine Botschaft über die andere, an seinen Tisch zu kommen, wo er mit einigen Kameraden saß. Aber sie wollte heute nicht, weil einer von uns, der ‚schöne Beust', seinen Abschied aus Rußland feierte. Pawel Feodorowitsch blieb nichts übrig, als uns alle miteinzuladen. Wir hatten nichts gegen einen lustigen Abend einzuwenden. Es dauerte nicht lange, da saßen wir verstärkt durch ein halb Dutzend anderer Mädchen und zwei Moskauer Fabrikantensöhne in einem Kabinett. Durch eine vorgezogene Portiere drang die Musik aus dem Saal zu uns herein. Wein, Sekt, Liköre zusammen mit allem, was die raffinierteste russische Küche bieten kann, brachten uns in Stimmung. Pawel mußte gerade gut bei Kasse sein. Er und die beiden Moskauer überboten sich im Geldhinauswerfen.

Eine der Chansonetten von Krestowski nach der anderen ließen wir in unserem Kabinett auftreten, Zigeunerchöre mußten vor uns singen, Zigeuner uns zum Tanz aufspielen. Zum Schluß wurde es uns Deutschen zu wüst; die aus Rand und Band geratenen Russen zogen die Mädchen halb aus, und die beiden Moskauer fingen an mit Champagnerflaschen die Spiegelscheiben des Kabinetts einzuwerfen.

Sie können sich denken, daß dabei Wirt und Kellner keine Miene verzogen; ein besseres Geschäft gibt es ja nicht. Die Kellner schleppten die Hälfte der Flaschen überhaupt unaufgekorkt wieder hinaus, Pawel und die Moskauer bezahlten nur noch mit Hundertrubelscheinen.

An dem Abend hatte die schöne Anna ihr Herz an Pawel verloren, sie zog bei uns aus, ich sah sie seitdem noch ein paarmal im eigenen Wagen fahren, einmal mit Pawel Feodorowitsch, dann verlor ich beide ganz aus den Augen.

Ein paar Jahre später erst kamen sie mir wieder in Erinnerung. Alle Zeitungen waren voll von einem großen Mordprozeß. Der traurige Held war Pawel Feodorowitsch. Die Gerichtsverhandlungen entrollten die Geschichte in aller Breite. Pawel hatte sich für die schöne Anna im Galopp ruiniert. Als alle Geldquellen erschöpft waren, hatte er bei einem besonders gefährlichen Wucherer große Summen bekommen. Dieser war merkwürdigerweise mit ihm verwandt, so einer von den hier nicht ganz seltenen Wucherern aus bester Gesellschaft. Ganz klar ist mir die Sache nicht geworden; war es wegen der Verwandtschaft

oder gefiel dem alten Wucherer der junge Teufelskerl, kurz und gut, er pumpte zu guter Letzt anscheinend nicht mehr als Wucherer, sondern aus Anteilnahme; man hat das nach seinem Tode erfahren.

Eines Tages aber wollte er nicht mehr. Es muß schon damals eine heftige Szene gegeben haben, bei der beide ihren Starrkopf aufsetzten. In der Wut verstand Pawel falsch, was ihm der Alte noch die Treppe hinunter nachrief: ‚Keinen Kopeken bekommst du mehr, aber du wirst vor deiner Hochzeit von mir hören!‘ Er nahm es für Androhung von Rache. Die Sache war nämlich die, daß Pawel ein Mädchen gefunden hatte, dessen Geld ihn wieder auf die Füße setzen konnte. Die Eltern des Mädchens waren angesehene, etwas genaue Leute, und wenn sie ja wohl auch im Petersburger Milieu gegen eine Liebschaft ein Auge zugedrückt hätten, so glaubte Pawel doch nicht, sein ganzes wüstes Leben und seine Riesenverschuldung eingestehen zu dürfen, ohne das Zustandekommen der Heirat zu gefährden. Er sah seine ganze Zukunft bedroht. Wo anders Geld zu bekommen, war unmöglich. Er ging, um bis zur Hochzeit durchhalten zu können, nochmal zu seinem Wucheronkel. Es ist nicht ganz festgestellt worden, ob er ihn durch Bitten erweichen, ihn zwingen, oder sich seine Wechsel mit Gewalt zurückholen wollte, das Ende war jedenfalls, daß er den Alten niederschlug. Auf einen letzten Aufschrei des Herrn hin, lief das Dienstmädchen hinzu. Die starke Person muß furchtbar mit dem Mörder gerungen haben, man hat nachher die halb heruntergerissene Uniform bei Pawel gefunden. An ihr und an einem durchgebissenen Finger hat man ihn überführt. Im Geldschrank des Wucherers fand man die Wechsel in einem an Pawel adressierten Kuvert mit einem Zettel: ‚Ich schenke Dir Deine Schulden zur Hochzeit.‘

* * *

Wie gesagt, auf Sachalin sahen wir uns wieder. Meine Firma hatte mich damals hinausgesandt, weil mit der Zuchthausverwaltung für die Ausrüstung der Kohlengruben allerhand größere Geschäfte zu machen waren.

Sie werden ja selbst sehen, ganz so teuflisch, wie man sich einen Verbannungsort für Mörder vorstellt, ist die Insel nicht. Ich kenne mehrere Beamte, die ein halbes Leben auf Sachalin zugebracht haben, sich bester Gesundheit erfreuen und gar nicht den Wunsch haben, fortzukommen.

An einem schönen Sommertag langsam am Strand von Posten-Alexandrowsk nach der Schlucht von Duëh zu wandern, an deren Ausgang ins Meer sich die berühmtesten Kohlenlager finden, ist gar nicht übel. An den drei Felsenpyramiden im Meer, an denen man Posten-Alexandrowsk schon von weitem erkennt, steht eine prächtige Brandung, und auf der Landseite stürzen Felswände und Waldschluchten von einem ansehnlichen Gebirge zum schmalen Sandstreifen an der Küste herunter. Natürlich bei näherem Zusehen ist die Insel doch anders als an einem schönen Sommertag. Richtig warm

wird es auf der Insel nur an ganz wenigen Tagen, und Sturm, Regen, Schnee herrschen fast das ganze Jahr. Der Grund für die meisten Beamten, sich auf der Insel wohl zu fühlen, ist unabhängig von der Natur der Insel. Er liegt in dem beneidenswerten Abstand von Vorgesetzten und in einem faulen und ungenierten Leben.

An einem der ersten Tage schlenderte ich langsam nach Duèh hinaus, um einige erste Eindrücke von der Insel zu gewinnen. Kurz vor meinem Ziel rief mich ein Posten an, der mit aufgepflanztem Seitengewehr fünfzig Meter über mir am Hang stand: ich solle mich vor Steinschlag in acht nehmen. Ich sah hinauf. Hoch oben am Absturz stehend hackten einige Dutzend Zwangsarbeiter Kohlen aus einem zutage tretenden Flöz, der wie ein schwarzes Band im grauen Uferrand lag. Die Stücke ließen die Leute an den Strand hinunter rollen. Unten häuften ein paar andere Sträflinge die Kohlen auf. Als ich an einer Gruppe von ihnen vorbeikam, richtete sich gerade ein stämmiger Kerl vor mir auf; wir schauten uns an, es war Pawel Feodorowitsch.

Er reichte mir beneidenswert unbefangen die Hand, und ich war schon Sibirier genug, den Händedruck des Mörders ruhig zu erwidern. Erst als ich den krummgebliebenen Finger, in den ihn damals das Dienstmädchen gebissen hatte, fühlte, zog ich unwillkürlich etwas zurück. Er merkte es, und in sein Auge trat für einen Moment der scheue Blick, der die Mörder zu kennzeichnen pflegt.

Ich schickte dem Posten eine Handvoll Zigaretten hinauf und setzte mich mit Pawel Feodorowitsch zu einem Schwätzchen auf einen in die Brandung hinausragenden Felsen.

Er saß zuerst in Gedanken, so daß ich ihn betrachten konnte. Er war doch ein eiserner Kerl, wie er alles überstanden hatte! Der Transport nach Sibirien und die erste Zeit sind für keinen eine Kleinigkeit; da sind Erleichterungen kaum möglich, auch für die, die über viel Geld verfügen, kaum. Ich wunderte mich aber, daß er noch immer schaufeln und karren mußte, wo er doch schon ein bis zwei Jahre auf der Insel war. Er hatte, scheint es, meine Gedanken erraten, denn er sagte gleich darauf: ‚Sie sehen, Karl Karlowitsch, wie es geht, wenn man hier kein Geld hat. Meine Verwandten lassen mich gänzlich im Stich, hol' sie der Teufel! In vierzehn Tagen ist Schluß mit dem Sommer; hier im Winter Kohlen schaufeln, ist ein verdammtes Geschäft; hol' der Satan alle Weiber bei lebendigem Leibe! Ihre schöne Anna hat mir für die vielen tausend Rubel, um die sie mich geprellt hat, auch nicht eine Kopeke geschickt.

Nein, lassen Sie,' sagte er weiter, als ich nach der Brieftasche griff, ‚ich finde schon eines Tages einen Weg heraus aus der Patsche, verlassen Sie sich darauf.'

Auf dem eisernen Gesicht stand nichts von Reue, nur ein ungebrochener Wille zum Leben.

‚Aber besuchen darf ich Sie wohl mal, wenn die Wache mich herausläßt,‘ sagte er dann, ‚man muß doch mal mit einem gebildeten Menschen reden; alles schwarzes Volk hier herum!‘

Einige Monate später kam der erwartete Glücksumstand, der Pawel Feodorowitsch vom Schlimmsten befreite. Die ersten Herbststürme hatten die Landungsbrücke für die Dampfkutter am Strand von Posten-Alexandrowsk schon wieder einmal davongeführt, und der bauleitende Beamte der Zuchthausverwaltung hatte eine mächtige Nase aus Petersburg bekommen, die ziemlich deutlich durchblicken ließ, daß er wohl ein wenig zu viel am Bau verdient habe. Die nächste Brücke mußte halten, sonst konnte es ihm an den Kragen gehen; da er aber nichts vom Bauwesen verstand, fiel ihm eines Tages ein, daß Pawel Feodorowitsch Ingenieuroffizier war. Er holte sich ihn also heran. Pawel war auch nicht nur Ingenieuroffizier, was ja in Rußland wenig beweist, sondern verstand auch tatsächlich etwas vom Bauen. Als die Zuchthausverwaltung das merkte, hatte er gewonnenes Spiel. Er war kaltblütig genug, es darauf ankommen zu lassen und seine Bedingungen zu stellen. So kam die Tollheit zustande, daß der Zwangsarbeiter und Doppelmörder ein eigenes kleines Häuschen eingeräumt bekam, daß man ihm ein Taschengeld aussetzte und ihm zwei andere Zuchthausinsassen als Knecht und Magd gab.

Seine Lage war bald keine andere, als die eines der Beamten, abgesehen vielleicht von der größeren Abhängigkeit von der Gnade des obersten Chefs der Insel. Da Pawel aber auch ein guter Gesellschafter war und es verstand, im Kartenspiel an die Maßgebenden zu verlieren und nur die Unmaßgeblichen zu rupfen, so erfreute er sich bald großer Beliebtheit. Er gewann auch Privatkundschaft. Er war tatsächlich der einzige, der auf der Insel etwas vom Bauen verstand, daher ließ meine Firma auch ihre Lagerschuppen von ihm errichten. Die Zuchthausverwaltung legte Werkstätten an, er bestimmte die nötigen Maschinen und wußte es schon so einzurichten, daß er von den Lieferanten Provisionen bekam, kurz und gut, er kam langsam zu Geld und fing schon damals an, in einige Unternehmungen entlassener Sträflinge als stiller Teilhaber einzutreten. Als ich nach einigen Jahren die Insel wieder verließ, war er schon unter zwei teilweise Begnadigungen gefallen, so daß er auch offiziell der leichtesten Gruppe der Sträflinge zugeschrieben war, die zwar lebenslänglich auf der Insel bleiben müssen, sich im übrigen aber frei bewegen und ihren Geschäften nachgehen dürfen.

Er heiratete die Tochter eines mittleren Beamten der Zuchthausverwaltung. Damit schien sein Geschick die mögliche Ausgestaltung erreicht zu haben. Aber er hatte besonderes Glück.

Der russisch-japanische Krieg kam, und eines Tages erschienen, wie Sie wissen, die Japaner vor Sachalin. Es entstand ein großes Durcheinander. Man wußte auf russischer Seite nicht recht, sollte man sich kampflos ergeben, da zweifellos doch nichts zu machen war, oder sollte man Widerstand leisten.

Die russische Tapferkeit entschied für das letztere, aber wie es nun einmal geht, dem tapferen Entschluß fehlte die tatkräftige Durchführung. Jeder hatte eine andere Meinung, und keiner setzte die seine durch. Einer kam auf den schlauen Gedanken, die Zuchthäuser aufzumachen, damit man aus den zahlreichen Verbrechern Freiwilligenkorps errichten könne. Kaum hatten sich die Palissadenzäune den Verbrechern geöffnet, da hatten die meisten nichts eiligeres zu tun, als sich fürchterlich zu betrinken, die Zuchthäuser niederzureißen und anzustecken und sich auf und davon zu machen. Viele Zuchthäusler versuchten, das Festland zu gewinnen, andere fingen an, auf der Insel zu morden und zu plündern. Nur der Energie Pawel Feodorowitschs gelang es, einige Hundert Verbrecher zu einem fliegenden Korps zusammenzufassen. Der verwegene Pawel wollte sich im Hauptort selbst verteidigen, der Kommandant der Sachaliner Garnison aber beschloß, einen der Pässe über das Engyspalgebirge nach dem Innern der Insel zu halten. Pawel mußte unter diesen Umständen vor dem ersten energischen Landungsversuch der Japaner zurückweichen und besetzte einen anderen der Pässe. Unterdessen hatten die Japaner die Küste der Insel genommen und räumten fürchterlich unter den vagabundierenden Verbrechern auf. Sie sollen absichtlich möglichst viel Branntwein auf die Insel geschafft und die widersetzlichen Betrunkenen an die Bäume gestellt und schonungslos niedergeknallt haben. Wahrscheinlich rechneten sie damals damit, die ganze Insel zu bekommen, und wollten nicht gezwungen sein, die Verbrecherkolonie mit zu übernehmen. Die Russen auf den Pässen warteten einige Tage vergeblich auf den Feind, bis er endlich von hinten angriff. Die Japaner hatten sich durch einen als unpassierbar geltenden Sumpf einen Weg über das Gebirge gebahnt und die Dörfer im Innern besetzt. Da gab man auf russischer Seite den Widerstand auf.

Man war aber in Petersburg trotzdem gerührt über den Versuch, die Insel zu verteidigen. Allen Verbrechern, die sich in das Freiwilligenkorps hatten einreihen lassen, gewährte man volle Begnadigung. Pawel erhielt Adel und Titel zurück und hat sogar das Georgskreuz für Tapferkeit bekommen.

Im Besitz der vollen Freiheit hat er eine Zeitlang geschwankt, ob er nach Petersburg zurückkehren solle, hat sich aber doch für Sachalin entschieden. Einige Reisen nach Europa werden ihm gezeigt haben, daß es so besser für ihn sei. Er trägt sich aber jetzt mit großen Plänen für die Insel: Holzgewinnung, Fischerei, Kohlenbergbau schweben ihm vor. Augenblicklich ist er in Petersburg. Man hat ihn zum Agenten der Freiwilligen-Flotte gemacht, und er hatte als solcher dieser Tage sogar eine Audienz beim Handelsminister. Er wohnt im Europäischen Hof; wenn Sie ihn kennen lernen wollen, ich melde Sie bei ihm an. Jedenfalls ein Mensch mit außergewöhnlicher Energie, dieser Pawel Feodorowitsch. Er ist noch in den besten Jahren. Er kann es noch weit bringen." Herr Stürgens schloß und blickte gedankenvoll ins Weite. — — —

Es war Mitternacht geworden; eine leichte Dämmerung legte sich über die Erde. Ungeschwächt flutete draußen das Leben der weißen Nacht vorüber.

Ich erhob mich und fuhr zurück in die Stickluft der inneren Stadt, in der die Fieberdünste und der Modergeruch ihres Untergrundes mit dem Staub der Straßen vermischt wie ein übelriechender graubrauner Nebel lagen.

Einige Tage darauf sah ich Pawel Feodorowitsch. Er entsprach dem Bild, das mir Herr Stürgens gemacht hatte. Er freute sich offenbar jeder Bekanntschaft die ihn als vollberechtigtes Mitglied der Gesellschaft zu betrachten schien. „Den ganzen nächsten Sommer bin ich auf Sachalin, Sie werden alles haben, was Ihnen die Insel bieten kann. Ein Telegramm von Nikolajewsk oder Wladiwostok genügt, ich hole Sie vom Dampfer ab.“ — — —

Ein Jahr später wachte ich eines Morgens vor Posten-Alexandrowsk auf. Auf der Reede schaukelte der kleine norwegische Dampfer, der den Russen den Postdienst besorgte. Eben verzogen sich die Nebel und vor uns lag die stolze Kette des Gebirges, das die Insel in ihrer ganzen Länge durchzieht. Vor dem Anstieg der Berge dehnte sich das schmale Vorland und auf ihm eingebettet zwischen Vorbergen ein weites graues Dorf, überragt von einigen Kirchen mit grün glänzenden Dächern und Kuppeln. Der Dampfkutter kam längsseits. Der Agent der Freiwilligen-Flotte kletterte an Bord, ich wollte ihn begrüßen, da sah ich, es war nicht Pawel Feodorowitsch, sondern ein junger Herr. Er erzählte mir auf meine Frage: Pawel war tot. Er war nie von Petersburg zurückgekehrt.

Später hörte ich das Ende von Pawels Lebensgeschichte. Was ihn auf Sachalin kaum jemals gestört hatte, in Petersburg hatte er es peinlich empfunden, daß jeder, der seine Vergangenheit kannte, und das waren die meisten, die mit ihm zu tun hatten, unwillkürlich zurückwich, wenn er beim Händedruck den krummen Mordfinger fühlte. Pawel Feodorowitsch ging zu einem berühmten Chirurgen, der ihm den Finger gerade operierte. In das noch nicht ganz verheilte Glied stieß er sich eines Tages eine Stahlfeder; es trat Blutvergiftung ein und der Tod. Das Schicksal hatte Pawel Feodorowitsch nicht begnadigt. — — —

Kurt Münzer

Von Dr. Hachtmann in Dessau

Kurt? Hieß er denn nicht Thomas? Mancher mag so beim ersten Blick fragen. Nein, es handelt sich nicht um jenen Schwarmgeist und Bilderstürmer: Kurt Münzer ist ein junger Dichter unserer Tage. (Geboren 1879 in Gleiwitz.) Aber fast möchte man meinen, daß er aus jenes Münzer Blute stammt: auch er ist ein Schwärmer und Bilderstürmer. Nicht von seltsamen geistlichen Offenbarungen schwärmt er: er ist durchaus ungeistlich, seine alleinige Gottheit ist die

Schönheit der Welt, und sein Gottesdienst ist — Reisen; er schwärmt von der drängenden Sehnsuchtsfülle der Tage des Föhns, von dem süßen Lied der Nachtigallen in den Boboligärten in Florenz, von dem betäubenden Duft der italienischen Faulbäume und Kastanien in lauen Frühlingsnächten, von Jugendseligkeit, von Liebeswonne und Liebestod. Auch er, wie jener, reißt wirkliche Bilder aus wirklichen Rahmen, aber nicht, um sie zu zerstören, sondern um sie lebendig zu machen, so daß sie nun als Menschen von Fleisch und Blut eingreifen in das Leben seiner Gestalten und sie in das ihrige. Eingreifen? Nein, einzugreifen scheinen! „Lächerlicher Unterschied" sagt uns Münzer wieder und wieder. „Traum oder Wirklichkeit, das eine ist so hinfällig wie das andere. Die Wahrheit ist jenseits deiner Erkenntnis. Frage nicht. Das Leben der Träume ist nicht weniger wirklich als das, was du Leben nennst. Über das geheimnisvolle und schöne Wort Traum kommst du nie hinaus." So spricht in den „Abenteuern der Seele" (1908), einer Novellensammlung von starker Eigenart, ein Mädchen zu dem erlebenden, nein dem träumenden, nein dem wirklich erlebenden Erzähler. Dieses Mädchen ist auch ein solches Münzersches Zwittergeschöpf aus Traum und Wirklichkeit. Sie war in früheren Existenzen eine Straßendirne, die große Sängerin Giuditta, eine Wolke, eine Schwalbe. Jetzt ist sie eigentlich ein altes Gretchenkleid in einem altertümlichen Kleiderschrank, aber ein Kleid, das sich von Nacht zu Nacht zum zitternden Entzücken des Erzählers voller und straffer mit süßen, weiblichen Formen füllt. Schlägt die Uhr Eins, ist sie wieder ein altes Kleid, das schlaff im Schranke hängt. Das klingt grotesk, wenn man nur den Inhalt hört. Es wird aber höchst fesselnd, wenn man Münzers zauberisch süße, von Weltwonne und Weltleid durchzitterte Sprache auf sich wirken läßt. Auf der Lagune Venedigs, nachlässig in einer schwarzen Gondel bei Vollmondschimmer ausgestreckt, mußte man sich diese unwirklichen und doch so wirklich scheinenden Erzählungen von einer leisen Frauenstimme sagen lassen. Der Literarhistoriker wird hier an E. Th. A. Hoffmann erinnern. Stofflicher Anklang gewiß, aber nicht mehr: Hoffmann ist weit nüchterner.

Münzer ist im tiefsten Grunde Italiener wie der Goethe der „Römischen Elegieen". Fast alle seine Gestalten leben in Venedig oder Florenz oder sie sind doch dort geboren oder auf der Reise dahin, und wenn sie lesen wollen, greifen sie zu Poggio oder Lionardo. Mindestens haben sie italienische Vornamen. In seinem letzten Roman wird sogar stellenweise Italienisch gesprochen!

Deutschland, ach! Das ist das Land des Nebels und der Unschönheit! In seinem letzten Roman „Kinder der Stadt" und im „Gefühlvollen Bädeker",*) einer Art moderner „Reisebilder", die Lotische Melancholie und Heinesche Ironie in pikanter Weise mischen, hat Münzer freilich meisterhafte flammengrelle Bilder

*) Auch ein Handbuch für Reisende durch Deutschland, Italien, die Schweiz und Tirol. Mit Originalradierungen, zwölf Faksimilewiedergaben nach Radierungen und Zeichnungen von Hermann Struck nebst zwei Bildtafeln. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

des nächtlichen Lasterberlins gemalt, die geradezu an Verhaerens halluzinatorische Art erinnern, aber man fühlt, es ist ihm nicht wohl dabei. Er müßte im schwarzsamtenen Hofkleid mit weichem Federbarett im schattigen Park eines Renaissancehofes im Kreise edler Florentinerinnen und Venetianerinnen erzählen, wie die Erzähler des Decamerone. Denn wenn auch seine Sinne in der zeitlosen Naturschönheit Italiens schwelgen, von dem modernen Italien sieht er nichts. Seine Seele lebt in der Zeit Peruginos, Raffaels, Lionardos, Michelangelos und Giorgiones, seine Schilderungen alter italienischer Stadtviertel sind einzigartig in ihrer verträumten Melancholie. Man könnte ihn den Rodenbach Italiens nennen. Ein Körper würde seiner Cinquecentistenseele behagen: der des Vasari, jenes Malers und Malerfreundes. Mit eben diesem führt er ein langes Kunstgespräch im nächtlichen Florenz.

Das ist etwa die Atmosphäre der Münzerschen Novellen, eine weiche, gelegentlich ungesunde Atmosphäre. Seine Menschen sind Luxusgeschöpfe, reich, schön, skrupellos, reine Ästheten, gänzlich amoralisch, nahe verwandt den gleichmütig-schönen Jünglingen und Mädchen der Ricarda Huch. Als Musterbeispiel für Münzers raffinierte Erzählungstechnik wähle ich aus den „Abenteuern der Seele" „Die Madonna des Großherzogs". Ein Bild ist die Hauptperson, eben die Madonna del Granduca von Raffael im Palazzo Pitti in Florenz. Ein junger Maler liebt sie seit Jahren. Nun will er sie kopieren und dann auf seinen Globetrotterfahrten mit sich führen. Das schreibt er seinem reichen Freunde Jacob Leyden und bittet ihn, nachzukommen. Dieser liest den Brief, als er todmüde von einem Feste heimkehrt. Am nächsten Tage treffen sie sich in Verona. Im Luxuszug nach Rom, ihr zweijähriges Kind auf dem Arm, steht am Fenster eine schöne stille Frau. Der Maler erkennt sie sofort: sie ist es, die Madonna del Granduca. Seine Sehnsucht hat sie aus dem Rahmen gelockt! Er spricht sie an, sie ist freundlich zu ihm, aber das Kind stört ihn. Ein Eisenbahnunfall wirft sie ihm in die Arme. In Florenz verläßt er den Freund auf ein paar Stunden. Strahlend kehrt er zurück: „Ich habe in ihrem Hause in der Via Ricasoli drei Stunden bei ihr gelegen und alle Wonne des Himmels genossen!" „Und das Kind?" schreit der Freund. „Ich habe es getötet, damit es nicht zusähe." Dann schneidet er sich die Pulsader auf. Das Blut strömt über des Freundes Arm, aber es ist nicht warm. Es ist — Wasser! Jacob hat die Wasserkaraffe umgeworfen, die auf seinem Schreibtisch steht. Er ist beim Lesen des Briefes eingeschlafen. Alles war ein Traum! Man atmet auf. Aber es geht weiter. Am nächsten Tage fährt er dem Freunde wirklich nach. Bei Bologna sieht er Trümmer von Eisenbahnwagen. Der Schaffner erzählt ihm auf seine Frage nichts Neues: er hat es ja miterlebt! Im Traum? Wer will das jetzt noch sagen? In Florenz eilt er ahnungsbang in die Pittigalerie. Das Bild ist fort! Es wird restauriert und befindet sich in der Via Ricasoli. Dieser Name! Daher kam ja der Freund glückstrahlend. Jacob stürmt in dessen Hotel. Er ist nicht da. Bei einem deutschen Arzt liegt er

schwerkrank. Dieser erzählt ihm nun alles: der Freund hat sich zu dem Bilde gewaltsam Zugang verschafft, hat dem Jesuskinde die Augen ausgestochen und hat seine heißbegehrte Madonna in wilder Brunst geliebt wie ein irdisches Weib. „Geschlechtlicher Wahnsinn", schließt der Arzt. Eine Nervenkur wird ihn wiederherstellen. Jacob weiß es besser: er ist ja tot. Sein Traum war Miterleben der Wirklichkeit. Also Telepathie? Gewiß! Nur ist bei Münzer keine Spur pseudowissenschaftlichen Anstriches. Der Stoff ist ja sicherlich häßlich, grotesk, pervers, aber die Darstellung ist voll edlen Anstandes und ungesuchter Wirkung.

Die „Abenteuer der Seele" würden genügen, Münzer in die erste Reihe unter den heutigen Erzählern zu stellen. Er hat seitdem auf dem Gebiete der Erzählung neben einer ganz unmünzerisch anmutenden burschikos-frischen, aber jäh ins Tragische umschlagenden Novelle „Der Strandläufer" drei Romane veröffentlicht: „Der Weg nach Zion", „Schweigende Bettler" und „Kinder der Stadt". Den ersten habe ich mir nicht verschaffen können, da er in Deutschland verboten ist. So viel ich weiß, behandelt er das Thema der Geschwisterliebe: Münzer würde hier also auf den Pfaden des ihm geistesverwandten Gabriele d'Annunzio gehen; im zweiten ist er im Satirischen von Thomas Mann, in der allgemeinen Atmosphäre von Ricarda Huch stark beeinflußt; der dritte enthält die überaus herrliche Schilderung der menschenfremden verträumten Seele eines kleinen Mädchens, köstliche Satiren auf spießbürgerliche Beschränktheit, wahrhaft unheimlich virtuose impressionistische Bilder Berlins, ist überhaupt ein geistfunkelndes Buch; es fehlt ihm aber die geniale künstlerische Naivetät jenes ersten Meisterwurfes; er bringt zu viel ästhetische Debatten, ist überhaupt zu sehr Thesenroman. Die These ist: Kunstschaffen, zumal in der überhitzten Atmosphäre der Großstadt, tötet die natürliche Menschlichkeit. Dies wird an einer Reihe von Malern und Malerinnen demonstriert, wenn auch oft mit tiefen, offenbar ganz persönlich empfundenen Tönen der Verzweiflung. Der Zweifel an der Realität der Erlebnisse, der sich in den „Abenteuern der Seele" auf das bezog, was dem Erzähler von außenher begegnete, ist jetzt ins Innere der Menschen verlegt, die Alternative Traum oder Wirklichkeit erscheint vertieft zu der anderen: Kunst oder Leben. So angesehen, mag das letzte Werk Münzers nach seinem Ideengehalt höher gestellt werden als jenes erste Novellenbuch. Künstlerisch ist dieses überlegen.

Münzer hat auch Dramen geschrieben, ja deren ersten Band sogar vor den Erzählungen veröffentlicht. „Das verlorene Lied" (vier Einakter, 1907) kontrastiert in wenig erquicklicher Weise weichliche Träumerei mit stark dem Perversen zuneigenden erotischen Motiven gegen grelle Realitäten. Wie der Tod in der Gestalt eines verliebten alten Lebemannes in eine Kaffeegesellschaft junger Demi-Vierges eindringt und eine von ihnen tötet, ist freilich glänzend geschildert. Die 1910 veröffentlichte Tragikomödie „Ruhm" verficht dieselbe These wie die „Kinder der Stadt". Nur ist es hier ein alternder Schauspieler, an dem der

unheilvolle Einfluß der Kunst auf das natürliche Gefühl deutlich gemacht wird. Trotz köstlicher Einzelheiten hat das Werk etwas seltsam Unreifes. Es ist mehr Groteske als Tragikomödie.

Zum Schluß ein Kuriosum: Dieser Münzer, der ein Gestalter und Fabulierer höchsten Ranges ist, er hat als Theoretiker angefangen. 1905 erschien als sein erstes Werk „Die Kunst des Künstlers. Prolegomena zu einer praktischen Ästhetik". Hier sucht er an der Hand von Künstlerausſprüchen aller Zeiten, besonders von Dürer, Sandrart und seinen geliebten Italienern, festzustellen, „wie aus Natureindrücken ein Kunstgebilde wird", und betont vor allem den subjektiven Faktor des Schaffens. Die Abhandlung macht durchaus den Eindruck einer mittelmäßigen Doktorandenarbeit. Sie erstickt in der Fülle der Zitate und Wiederholungen. Von der Kunst des Wortes ist darin überraschenderweise so gut wie gar nicht die Rede: unter Künstler versteht Münzer durchweg den bildenden, insbesondere den Maler. Insofern ist das an sich unbedeutende Werk bezeichnend für Münzers Art: er sieht die Welt tatsächlich mit dem Blicke des Malers, wie denn auch sehr viele seiner Gestalten Maler sind, und seine besten Erzählungen fesseln vor allem durch ihre malerischen Qualitäten: fein abgestuftes Kolorit und elegante Sicherheit der Konturen.

Alles in allem: Münzer ist durch und durch Novellist. Zu großen Formen ist sein Genius nicht geschaffen. Ein Klassiker, d. h. ein Volkserzieher großen Stils wird dieser verträumte, weich-sinnliche Ästhet nie werden: dazu hat er zu wenig ethischen Tiefgang — was er selbst, wie die „Kinder der Stadt" und „Ruhm" zeigen, schmerzlich, wenn auch nicht ohne eine gewisse Koketterie zu empfinden scheint —, aber als ein Erzähler von bestrickendem Reiz der Erfindung, zumal im Phantastischen, und von vollendeter Sprachmeisterschaft, besonders in der suggestionskräftigen Schilderung von Landschaften und Städten, verdient er höchste Bewunderung. Unter Berücksichtigung dieser Vorzüge wird man sich nicht daran stoßen, daß das erotische Moment bei Münzer beinahe immer anklingt und mitschwingt, ja gelegentlich ans Krankhafte grenzende Formen annimmt, um so mehr als es ihm durchaus nicht daran liegt, schwül oder gar unsauber zu wirken; die heißen Farben ergeben sich vielmehr mit einer gewissen Selbstverständlichkeit aus der lebensdurstigen und lebensfreudigen Künstlernatur Münzers. . . . „Ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt . . ." ist das Motto seiner Bücher überhaupt. Er hat es dem „Gefühlvollen Bädeker" auf den Weg gegeben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Genealogie

Ein Artikel des „Semigotha", auf den noch des näheren eingegangen werden muß, weil man daran die „genealogische Phantasie" der Verfasser besonders deutlich erkennen kann, ist derjenige über die Grafen **von Oriola** in der zweiten Abteilung (Grafenklasse). Ich mußte mir die Unterlagen zur Beurteilung erst beschaffen und mit einiger Mühe durcharbeiten. — Für weitere Kreise ist die Abstammung dieses ursprünglich portugiesischen Geschlechtes aber deshalb von besonderem Interesse, weil eine Tochter dieses Hauses, die Gräfin **Luise von Oriola**, geboren 1824, gestorben 1899, eine langjährige Vertraute und Palastdame der Kaiserin und Königin Augusta, der Gemahlin Kaiser Wilhelms des Ersten, gewesen ist und sich auch bei diesem Kaiser selbst einer besonderen Wertschätzung erfreute. Der „Semigotha" schreibt über dieses Geschlecht zunächst in der Überschrift: „(Lobo da Silveira) Oriola stammen von Leviten (Sephardims), Lobo = althebräisch Löw., d. h. der Stammname Lobo ist sicherlich das portugiesische verballhornte Lewi (Löwy)." Dann heißt es im Text: „Rühmen sich selbst ihres jüdischen Ursprungs und der Abstammung von König David, also palästinischer Uradel. Kath. Konvertiert ca. Anfg. 17. Jahrh." Nun folgen einige Bemerkungen über die Standeserhebungen und das Wappen und dann lautet der Text weiter: „Oriola port. = gold. Amschel. Sind ähnlicher Entstehung wie die südtiroler uradl. Gfn. Khuen(burg) laut eigner Familientradition einst rabbinische Gelehrte in Spanien, die über Holland nach Deutschland kamen. Sie scheinen an das in Portugal bestandene Ricochombre-Geschlecht der Marquezes d'Alvito, Conde-Barao's d'Oriola »angeknüpft« zu haben usw." Soweit also der „Semigotha". Dazu ist nun gleich vorweg mancherlei zu bemerken. Erstens, daß ich für das Geschlecht **Khuen** die völlige Unhaltbarkeit der diesbezüglichen Ausführungen des „Semigotha" in dieser Zeitschrift schon nachgewiesen habe. Zweitens, daß es eine begriffliche Unmöglichkeit ist, von „palästinischem Uradel" zu sprechen. Drittens, daß die Mitglieder des Geschlechtes Oriola, ganz im Gegenteil, eine jüdische Abstammung ihres Stammes auf das Entschiedenste in Abrede stellen. Ebenso das Vorhandensein einer dahingehenden „Familientradition". Viertens, und das ist besonders beachtenswert, daß „Lobo" ein portugiesisches Wort ist und kein „althebräisches", und daß es nicht „Löwe" bedeutet, sondern „Wolf" (lateinisch: lupus, französisch: loup!), worüber das Wappen, das u. a. fünf Wölfe zeigt, die „Gelehrten" des „Semigotha" schon hätte aufklären müssen. Daß die Grafen von Oriola aus dem Geschlechte der „Lobo da Silveira" stammen, ist im übrigen richtig, aber mit der vorstehenden Feststellung ist der ganzen Schlußfolgerung, die der „Semigotha" über die angeblich jüdische Abstammung anstellt, schon der Boden entzogen! Welches ist nun in Wirklichkeit die Abstammung?

König Alfonso der Dritte von Portugal, geboren 1210, König 1245, gestorben 1279, genannt: „Der Wiederhersteller" (El Restaurador), der erste König von Portugal, der sich auch „König von Algarbien" (Algarve) nennen konnte, war zweimal vermählt. Das erstemal mit Mathilde de Dammartin Comtesse de Boulogne, die er 1253 verstieß, das zweitemal mit Beatrix de Guzman, einer natürlichen Tochter des Königs Alfonso des Zehnten von Castilien und Leon, die ihn überlebte. Außer einem Sohn erster Ehe und vielen Kindern zweiter Ehe hat er eine ganze Anzahl natürlicher Nachkommen gehabt. Unter letzteren befand sich ein Sohn, von seinem königlichen Vater in dessen Testament ausdrücklich als „filius meus" bezeichnet, der Martim Alfonso **Chicorro** hieß. Chicorro vermählte sich mit Donna Ignez Lourenço de Sousa, der Erbtochter des Hauses Sousa. Sein Sohn **Martim Alfonso** (II.) und sein Enkel **Martim Alfonso** (III.) nannten sich deshalb „de Sousa Chicorro", wie das den althergebrachten portugiesischen Adelsgepflogenheiten entspricht. Martim Alfonso (III.) hatte einen Sohn mit Namen **Alfonso Martins** und einen Enkel (Sohn nämlich des letzteren)

Fernando Alfonso, der Jurist wurde. Fernando Alfonso heiratete **Catharina Texeira**, Oberhofmeisterin einer portugiesischen Infantin, und nahm den Namen: „da Silveira" an. In welchem Zusammenhang er dieses tat, ist vorläufig nicht klar. Aus seiner Ehe mit der Texeira stammte **Joao Fernandez da Silveira**, Großsiegelbewahrer usw. des Königs Alfonso des Fünften, der erste Baron de Alvito (1475, April 27), der Ahnherr der Lobo da Silveira. Dieser erste Baron de Alvito war nämlich in zweiter Ehe vermählt mit Maria de Sousa Lobo (aus dem Stamme der Lobo, ihre Mutter war eine Maria de Sousa!), der Erbtochter des Hauses Lobo. Der älteste Sohn aus dieser Ehe, Diogo, zweiter Baron de Alvito, führte die Namen von Vater und Mutter verbunden: „Lobo da Silveira". Man sieht also hieraus ganz genau, wie der Name: „Lobo da Silveira" entstanden ist. Dem Blute nach sind die „Lobo da Silveira" „Chicorros", der Abstammung nach, im Mannesstamme, einfach Sprossen des Königs Alfonso des Dritten, von jüdischem Stamm ist gar nicht die Rede und die Lobo-, Lewi-, Löw-Geschichte des „Semigotha" ist dreiste Erfindung! Ich höre nun schon diejenigen, die überall in Portugal, selbst bei dem vornehmsten Adel, jüdische Abstammungen wittern, hier den Einwand machen, dann müsse eben unbedingt die Mutter des Martim Alfonso Chicorro, des Sohnes König Alfonso des Dritten, eine Jüdin gewesen sein. Diese Behauptung wäre aber auch unhaltbar, denn diejenigen Geschichtschreiber, die über die Persönlichkeit dieser Frau überhaupt sprechen, sagen, sie sei eine Maurin gewesen, und geben zum Teil sogar genau an: Tochter des Aloandro, eines der Alkalden von Faro, die der König kennen gelernt hatte, als er im Jahre 1250 die Stadt Faro einnahm!

Joao Fernando da Silveira, erster Baron de Alvito, erhielt am 6. Oktober 1482 vom Könige den Titel: „Dom". Sein Nachkomme Dom Luiz Lobo da Silveira, VII. Barao de Silveira, Gouverneur und Generalkapitän von Tanger, wurde am 16. September 1653 zum „Conde de Oriola" erhoben. Er stammte übrigens mütterlicherseits aus dem Hause Braganza, worauf ich jedoch hier nicht näher eingehen kann. Von ihm (der Markgrafentitel ist an einige seiner Nachkommen nur persönlich gelangt!) stammen die Grafen von Oriola in Preußen alle ab, deren Ahnherr Graf Joaquim von Oriola, geboren 1772 zu Alvito, gestorben 1846 zu Reuden in der Mark, gewesen ist. Auf das Leben dieses Diplomaten und wie er dazu gekommen ist, sich schließlich dauernd in den brandenburg-preußischen Staaten niederzulassen, ist hier nicht weiter einzugehen. Das Dargelegte genügt jedenfalls zum Beweise, daß die Grafen von Oriola vornehmster portugiesischer Herkunft sind.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz
in Berlin-Lichterfelde

Pädagogik

Wetekamp: „Selbsttätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht." B. G. Teubner, Leipzig. Dritte, stark vermehrte Auflage. **Karl Muthesius: „Schule und soziale Erziehung."** Oskar Beck, München.

Das Zeitalter, in dem wir leben, ist eine Übergangszeit. Infolge der gewaltigen Fortschritte des geistigen und wirtschaftlichen Lebens ist die alte Ordnung der Dinge in vieler Beziehung innerlich überwunden, und so arbeiten denn tausend Köpfe und Hände daran, das Gebäude des Staates und der Gesellschaft dem Geiste der Zeit gemäß auch äußerlich umzubauen. Auf allen Gebieten regt es sich, überall bestehen scharfe Gegensätze und starke Spannungen und streben nach Ausgleich, damit ein gemeinsames Arbeiten an der großen Aufgabe möglich werde. Ein Abbild dieses gewaltigen Getriebes in den engen Grenzen einer kleinen Gemeinschaft gibt der Kampf um die Schule. Auch hier ist der alte Zustand anerkanntermaßen unhaltbar geworden. Infolgedessen ist auch von seiten der staatlichen Behörden bereits eine Fülle von Reformen durchgeführt worden, die jedoch bisher mehr formaler Natur waren und an dem eigentlichen Geiste der Schule nicht viel geändert haben, wenn nicht vielleicht der vielfach mißverstandene Extemporale-Erlaß darauf hinweisen sollte, daß man auch hier Hand anlegen will. Wie man sich eine Reform inhaltlicher Natur etwa zu denken hat, das zeigen die beiden oben genannten Bücher von Wete-

kamp und Muthesius. Beide haben den Vorzug, daß die in ihnen vorgetragenen Ideen nicht mehr bloß theoretisch geblieben, sondern soweit das möglich war, bereits in die Praxis umgesetzt sind und sich trefflich bewährt haben.

Wetekamp, der sein Buch zum drittenmal erscheinen läßt, sieht den größten Mangel des herrschenden Schulsystems darin, daß es den Menschen unselbständig macht, während doch der von Tag zu Tag schwieriger werdende Kampf ums Dasein vor allem Selbstvertrauen und Kraftbewußtsein erfordert. Das ist nicht etwa eine Übertreibung! Man vergleiche nur einmal einen Abiturienten einer höheren Lehranstalt mit einem jungen Mann gleichen Alters, der die Schule mit dem Abschlußexamen verlassen und schon drei Jahre im Leben gestanden hat. Der mit Wissen vollgepfropfte Abiturient steht im allgemeinen trotz des Reifezeugnisses an Reife, d. h. an Selbstsicherheit und Freiheit des Benehmens, weit hinter dem weniger gelehrten Kaufmann oder Leutnant zurück, ja selbst der gleichaltrige Arbeiter ist ihm überlegen! Die Ursache dieser bedauerlichen Tatsache findet Wetekamp in der völlig verkehrten Arbeitsmethode, der er infolgedessen den Krieg erklärt.

Die Schulerziehung legt immer noch das Hauptgewicht auf das Wissen, und zwar auf ein Wissen, das der Schüler zum größten Teil aus dem Munde des Lehrers oder aus Büchern gutgläubig hinnehmen und sich gedächtnismäßig einprägen muß. Er ist dabei vorwiegend passiv und rezeptiv. Solch ein Wissen aber ist ein bloßes Schulwissen und bleibt unfruchtbar. Lebendiges Wissen kann niemals überliefert, sondern nur erarbeitet werden, durch Selbsttätigkeit, durch eigene Beobachtung und Erfahrung. Dazu aber gehören Menschen mit scharfen Sinnen und schneller Auffassungsfähigkeit; sonst werden sie sich über die Dinge täuschen und falsche Urteile fällen. Man gebe also den Kindern von der Wiege an Gelegenheit, Erfahrungen zu machen, und lasse sie nicht durch beständiges Beaufsichtigtsein verkrüppeln. Ebenso lasse man in der Schule zunächst nicht das Wort und den Begriff, sondern die Sache und die Anschauung herrschen und beginne mit dem Formalen erst, wenn genügend Inhalte gewonnen sind. Man verlange von den Kindern, die vom Bewegungs- und Spieltrieb erfüllt sind, nicht die Seßhaftigkeit und Ernsthaftigkeit eines Gelehrten, man gebe ihren Händen zu tun und zu schaffen! Man zwinge Kinder nicht zum Schweigen; denn ein Kind hat ein starkes Frage- und Mitteilungsbedürfnis. Gibt man den natürlichen Trieben nicht Raum, so nimmt man ihnen überhaupt Lust und Liebe zur Arbeit! Wetekamp hat auf Grund dieser Erwägungen in der Vorschule des von ihm geleiteten Werner-Siemens-Realgymnasiums bekanntlich den Werkunterricht eingeführt und seiner Schrift einen Anhang beigegeben, in dem der Vorschullehrer Paul Borchert den durch dies Prinzip bedingten Lehrgang während der ersten drei Schuljahre ausführlich darstellt. Der Bericht ist überaus lehrreich und beweist, daß die Arbeitsschule kein Phantom ist, sondern ein lebenskräftiges Ding, dem man nur weiteste Verbreitung, vor allem auch für die eigentlichen Gymnasialklassen, wünschen kann. Einige mitabgedruckte Gutachten beweisen, daß auch die Eltern den Segen dieser Erziehungsmethode dankbar anerkennen. Das Buch kann nur jedem Lehrer zur Lektüre empfohlen werden; denn es schärft die Gewissen!

Denselben Dienst leistet noch in verstärktem Maße die Schrift von Muthesius. Es ist ein pädagogisches Buch großen Stils, das sich nicht scheut, die tiefsten Schäden unseres Schulsystems aufzudecken und das Kind beim rechten Namen zu nennen. Daß die Schule so wenig wirkliche Erziehungserfolge zu verzeichnen hat, liegt daran, daß ein unsozialer Geist in ihr herrscht. Der deutlichste Beweis dafür ist die Kluft, welche die Volksschule und die höheren Lehranstalten voneinander trennt. Während doch über die Zugehörigkeit zu einer höheren Schule gerechterweise Befähigung und Bildungstrieb entscheiden sollten, entscheidet in Wahrheit der Besitz, so daß man geradezu von einer Proletarierschule im Gegensatz zu einer Schule der bevorrechteten Stände sprechen kann. Dementsprechend gibt es auch eine doppelte Bildung, Volksschulbildung und Gymnasialbildung, während doch vernünftigerweise der Begriff Schulbildung eindeutig sein müßte. Und diese Unterscheidung überträgt sich von den Instituten auf die Menschen. Gymnasiasten und Oberlehrer glauben eine grund-

sätzlich höhergeartete Bildung zu besitzen, als Volksschüler und ihre Lehrer, und die sozialen Gegensätze werden dadurch in verhängnisvoller Weise verschärft, statt daß die Schule alles tun sollte, um sozial ausgleichend zu wirken. Hier hat der Staat eine große Aufgabe ernster Natur zu erfüllen, um erst einmal die Grundlage zu schaffen, auf der allererst eine wirksame soziale Erziehung möglich wird. Alles, was innerhalb des Rahmens der jetzigen Schule getan werden kann, bleibt bloßes Stückwerk. Dennoch gibt Muthesius, nachdem er diese Gedanken entwickelt hat, einige „Mittel der sozialen Schulerziehung" an und berührt sich dabei in seiner ersten Forderung mit den Gedanken Wetekamps und der Verfechter des Prinzips der Arbeitsschule: die Schule muß mehr Fühlung mit dem Leben der Gegenwart suchen, Schule und Leben dürfen keine Gegensätze mehr sein. Das gilt in bezug auf die Stoffauswahl und Arbeitsmethode für den Unterricht in allen Fächern, auch der deutsche Unterricht muß die Gegenwartspoesie mehr berücksichtigen. Sodann sollte die Berufsbildung mehr gepflegt werden; denn durch den Beruf ist jeder einzelne an die Gemeinschaft gekettet. Endlich muß die Schuldisziplin eine andere werden: der erzwungene Gehorsam soll in freien Gehorsam übergehen, der mit dem klaren Bewußtsein seiner Notwendigkeit geübt wird. Zu diesem Zweck muß durch eine begrenzte Selbstverwaltung und Selbstregierung das Gemeinschaftsgefühl und Verantwortlichkeitsbewußtsein geweckt werden. Dadurch läßt sich manches erreichen, besonders wenn auch bei der Ausbildung der Lehrer auf diese Dinge ein entscheidendes Gewicht gelegt würde. — So kritisch Muthesius auch die bestehenden Verhältnisse betrachtet, so ist doch seine ganze Auseinandersetzung von einem hoffnungsstarken Idealismus und dem festen Glauben an den guten Willen aller Beteiligten getragen, zumal er in der vom Minister angeregten Jugendpflege einen bedeutenden Fortschritt in der angedeuteten Richtung erkennen zu können meint.

Dr. Eduard Havenstein in Lübben

Der erste Sprachunterricht im Rahmen der Lebenserziehung. Von D. Dr. **Friedrich Zimmer.** Berlin-Zehlendorf, Mathilde Zimmer-Haus. M. 2.40.

Auf Seite 7 dieses Büchleins finden wir folgenden Satz: „Wir können nicht gegen den Wind fahren; aber wenn wir den günstigen Wind in unseren Segeln auffangen, dann gibt es eine schnelle und ruhige Fahrt." Dies soll ein Bild sein dafür, daß der Erzieher niemand wirklich erziehen kann, der nicht von ihm erzogen werden will. In dem Bilde vom Segeln zeigt sich die Unklarheit dieser Behauptung noch deutlicher, als in dem pädagogischen Satze, der dadurch veranschaulicht werden soll; denn wir können schon seit mehr als 1000 Jahren gegen den Wind kreuzen, und ein modernes Segelboot fährt besser gegen, als mit vollem Hinterwind, weil der die Steuerung erschwert. Und die Ruhe der Fahrt hängt nicht so sehr von der Windrichtung, als von der Windstärke und Stetigkeit ab. So falsch wie das Bild, ist der Grundsatz: denn schon mancher ist zum Guten und zum Schlechten erzogen worden, ohne daß er erzogen werden wollte. Der Verfasser will aber darauf hinaus, daß das Kind sich frei zur Persönlichkeit, zu dem, was in ihm steckt, entwickeln soll. Und das geben wir ihm unbedingt zu; nur ist es ein Gemeinplatz, mit dem wir heute nichts mehr machen können. Wie wir längst gelernt haben, den widrigen Wind durch Schwert und Kiel, Segelstellung und Steuerruder zu überlisten, sodaß er uns vorwärts treiben muß, wenn er uns zurückhaben möchte, so hat die theoretische und praktische Pädagogik schon längst die Mittel gefunden, Kinder gegen ihren Willen zu erziehen, d. h. die Kräfte des Kindes gegen und ohne seinen Willen für seine Erziehung nutzbar zu machen. Manchmal möchte man sagen: Leider!

So unhaltbar Sache und Vergleich in diesem Falle sind, so unhaltbar ist die Behauptung, auf die sich der von Zimmer gelehrte neue Sprachunterricht aufbaut: „Für das Lesen besteht bei den Kindern noch gar kein inneres Bedürfnis, und deshalb ist es so schwer, bei den Kindern dafür Interesse zu erwecken." Nichts ist nach meiner Erfahrung verkehrter. Die Kinder, die rings um sich herum Schriftzeichen sehen, haben ein brennendes Interesse an der Bedeutung dieser Zeichen; dreijährige Kinder, die Eltern oder große Geschwister schreiben sehen, nehmen ein

Stück Papier und eine Bleifeder und malen allerlei Zeichen und lesen dann treuherzig vor, was sie geschrieben haben, sie lassen sich von den schulgehenden Geschwistern die ersten Zeichen schon längst vor der Schule beibringen und schwärmen schon von der Zeit, da sie an „Großmütterchen" schreiben wollen usw.

Also die Voraussetzung ist meines Erachtens falsch, und da kann man bei der neuen Methode auch auf allerlei Überraschungen gefaßt sein. Bevor man sie erfährt, mache man sich klar, daß Basedow Buchstaben in Brotteig formen ließ, und daß ernstzunehmende heutige Pädagogen unter Mißbrauch des von Kerschensteiner zu Höherem geweihten Begriffs „Arbeitsschule" allerlei Mätzchen mit Stäbchenlegen und Setzkästen und dergleichen machen, um den Kindern den Übergang zur Schreibarbeit zu erleichtern. Zimmer hat aber noch eine ganz besondere Feinheit herausgefunden: der erste Schreibunterricht muß dem biogenetischen Grundgesetz entsprechen, daß nämlich das Individuum im kleinen die ganze Entwicklung des Stammes wieder durchzumachen hat. Da aber unsere Buchstabenschrift aus der Bilderschrift der Ägypter entstanden ist (übrigens nach dem heutigen Stande der Wissenschaft mehr als fraglich), so muß die „erste Schrift nicht Schreiben, sondern Bildzeichnen sein". Es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß Zimmer hier doch wenigstens einen Kompromiß macht und dem Kinde einen Teil der Entwicklungsreproduktion seines Stammes erspart. Er fängt also mit den großen gedruckten lateinischen Buchstaben an: I, L, T, E usw. Zu diesen wird nun eine Geschichte erfunden, in der ein mit J, L, T oder E beginnendes Wesen graphisch in irgendeiner Situation als I, L, T, E usw. dargestellt werden kann. Da ist die kleine Illa, die sich aber Ila nennt, und sich auf die Spitzen stellt, um auf den Gartentisch zu sehen und dann ganz langgestreckt aussieht wie eine Stange und vor Neugierde immer „i" sagt. Die Stange wird gemalt und siehe da: die Stange Ila sieht aus wie ein I. Ein kleiner Bube, der glatt auf dem Boden sitzt mit dem Rücken gegen die Wand und, weil er noch nicht reden kann, immer IIII ... macht, bedeutet L. Das E ist der Esel, der auf den Hinterbeinen sitzt und die Vorderbeine geradeaus in die Luft steckt. Das Mittelstäbchen aber ist — der Sattel! Der wird ihm wohl auf den Bauch gerutscht sein. Aber auch dann ließe er sich schwerlich als Strich darstellen.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu.

Sie ist aber meines Wissens noch niemals mit solchem Ungeschick und solcher Welt- und Schulfremdheit vorgetragen. — Was Schreiben bedeutet, wissen alle Kinder; um es ihnen zum Bedürfnis zu machen, gibt es ein einfacheres Mittel. Wenn der Lehrer sagt: „Ihr sollt jetzt einen Brief an Eure Großmutter zum Geburtstag schreiben lernen. Wie wollt ihr anfangen?" so werden, die meisten Kinder sagen: „Ich gratuliere dir von Herzen" oder ähnlich; mit „ich" wollen jedenfalls die meisten anfangen und da hat der Lehrer das „i" ohne lange und gezwungene Erzählung; und wenn er nun nicht mit ch, sondern mit n, m, n usw. fortfährt, so hat er die Kinder zwar überlistet, wie der Segler den Wind überlistet, aber mühelos auf die Fahrt gebracht. —

Es darf nicht geleugnet werden, daß sich in der allgemeinen Einleitung von Zimmer sehr gute Gedanken finden; aber die ganze dilettantische Verirrung muß gerade von reformfreundlichen Pädagogen aufs schärfste verurteilt werden, weil derartige Neuerungen von Uneingeweihten zu leicht auf unser Konto gesetzt werden und es dann mit Recht heißt: da seht die Überreformer, die alles auf den Kopf stellen müssen!

Fritz Tychow in Einbeck

Schöne Literatur

Zwei Seelen, Erzählung von **Wilhelm Speck**, sechzehntes bis zwanzigstes Tausend, Berlin, Verlag Martin Warneck.

Wenn ein Buch ohne Ausrufungszeichen und Gedankenstriche, ohne Telegrammstil und ohne halb unterdrückte Sätze in kurzer Zeit unter den dreißigtausend Bänden, die alljährlich in Deutschland gedruckt werden, so viele Leser gefunden hat, dann muß etwas an ihm sein, das es über den Zeitgeschmack erhebt.

Das ist auch bei Specks Buch der Fall. Zunächst ist die Erzählung rein sprachlich ein Beispiel für alle Vorzüge der alten Schreibweise. Ruhig und gleichmäßig, sich allen Stimmungen anschmiegend, fließt die Sprache dahin; stellenweise, insbesondere in den Schlußkapiteln, erhebt sie sich zu vollendeter Schönheit.

Und wie die Sprache im Fortschreiten der Erzählung zu immer reineren Höhen ansteigt, so auch das, was den eigentlichen Inhalt des Buches ausmacht, der alte Glaube an einen persönlichen Gott, der jedes einzelnen Menschen, auch des Verbrechers, Schicksal führt, der Glaube vom Leben als einer Erziehung zu einem Dasein jenseits der Erde.

Der Verbrecher, dessen Lebensgang Speck schildert, kann keine Anklage gegen die Gesellschaft erheben, die ihm im Gegenteil mit einer nicht immer glaubhaften Milde entgegentritt, er sinkt am Widerstreit seiner zwei Seelen hinunter, bis die bessere Seele die Oberhand gewinnt und er sich zum Schluß der Erzählung zu einem Menschen von fast wunderbarer Reinheit entwickelt.

Ein wenig wie ein Märchen hat mich das Buch angemutet. Die dunklen Tiefen des Lebens, durch die es führt, sie wollen nicht ganz so schrecken, wie sie es möchten; schon im ersten Ton klingt das gute Ende an. Ein fröhlicher Glaube an alles Gute und Schöne steht über dem dunklen Inhalt des Buches, wie der Weihnachtsbaum doppelt hell in der Winternacht strahlt.

Otto Goebel in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Ein neues Heilverfahren.

Der bekannte Arzt, Herr Dr. med. Walser, Cannstatt, veröffentlichte in den Kneippblättern (Zeitschrift für arzneilose Heilmethode und naturgemäße Lebensweise) eine Abhandlung über: „Die Bedeutung des Sauerstoffs", die mit den Worten schloß: „Die Palme aber gebührt der Sauerstoffbehandlung."

Die Erkenntnis, daß der Sauerstoff ein vorzügliches und durchaus naturgemäßes Heilmittel sein müsse, ist zwar so alt wie die Kenntnis vom Sauerstoff selbst. Mehr als hundert Jahre vergingen jedoch, ehe man imstande war, in nennenswerter Weise die Nutzanwendung aus dieser Erkenntnis zu ziehen. Erst in neuerer Zeit ist es gelungen, Heilerfolge durch die Sauerstoffbehandlung zu erzielen, die in vielen Fällen als geradezu verblüffend bezeichnet werden müssen. Daß dem Sauerstoff eine große Heilkraft innewohnen müsse, wird auch dem Laien sehr leicht begreiflich sein, wenn er sich vergegenwärtigt, daß Sauerstoff für den Fortbestand des Lebens unerläßlich ist und daß der Mensch ihn nicht einmal einige Minuten zu entbehren vermag. Ohne Sauerstoff ist die Grundfunktion alles Lebens, nämlich der Stoffwechsel in unserem Organismus, undenkbar. — Unsere Kultur, die uns immer weiter von einer natürlichen Lebensweise entfernt, bringt es aber mit sich, daß unserem Blute auf dem Wege der Atmung zu wenig Sauerstoff zugeht. Es entwickelt sich somit eine gewisse Verarmung des Blutes an Sauerstoff, welche nur allzuoft mit einer Überernährung in bezug auf unsere tägliche Kost Hand in Hand geht. Es ist leicht verständlich, daß dadurch das Gleichgewicht im Haushalt des menschlichen Organismus bedenklich gestört werden muß. Die Störungen äußern sich in der Bildung und Ansammlung von Stoffwechselgiften, insbesondere von Harnsäure, die wiederum das große Heer der sogenannten Stoffwechselkrankheiten zur Folge haben. Wie durch eine rationelle Sauerstoffkur das gestörte Gleichgewicht im Organismus hergestellt wird, erläutert in gemeinverständlicher Weise die Broschüre „Die Oxydations-Therapie", die jedem Interessenten vom Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin W. 35/K. 8, kostenlos zugesandt wird.

Politik und Wirtschaft

Ein ereignisreiches und wechselvolles Jahr hat von uns Abschied genommen. Ein Jahr voller Unruhe und schwerer Schickungen, erfüllt von Krieg und zerstörender Umwälzung, ein Jahr, für uns ebenso reich an glänzenden wirtschaftlichen Erfolgen wie an Einbußen und Verlusten; ein Jahr, das uns wenig heitere, aber viele schwere und sorgenumdüsterte Stunden beschert und uns kurz vor seinem Scheiden noch des Steuermannes beraubt hat, dessen feste Hand, so hofften wir, unser Staatsschiff unversehrt durch alle Fährlichkeiten und Klippen lenken sollte. So überschreiten wir die Schwelle des neuen Jahres zwar nicht kleinmütig und verzagt, aber doch in ernster Stimmung, dessen bewußt, daß uns Gefahren umdrohen, und daß wir alle, die Nation im ganzen, wie jeder einzelne für sich, bereit sein müssen, das Höchste zu leisten, wenn die Stunde ruft.

Länger denn vierzig Jahre hat das Deutsche Reich der Welt Beweise über Beweise seiner unerschütterlichen Friedensliebe gegeben. Glänzend ist in Erfüllung gegangen, was Kaiser Wilhelm der Alte in der Geburtsstunde des neuen Reichs für sich und seine Nachfolger an der Kaiserkrone gelobte: „allzeit Mehrer des Reichs sein zu wollen, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ Mächtig ist seit jenem Tag das Deutsche Reich erstarkt. Es hat im Laufe eines Menschenalters einen wirtschaftlichen und politischen Aufschwung genommen, der in der Weltgeschichte ohne Beispiel dasteht. Eine Bevölkerungszunahme von sechzig Prozent, eine Vermehrung des Reichtums und Wohlstandes in so rapidem Wachstum, daß der Unterschied gegen die reichen Nachbarvölker ausgeglichen ist und der jährliche Zuwachs am Nationalvermögen nicht weniger als vier Milliarden Mark beträgt. Dementsprechend eine gesteigerte Lebensführung in allen Klassen, eine Vermehrung der Steuer- und Wehrkraft, mit der andere Nationen nicht Schritt zu halten vermögen. Das sind Erfolge, die eine Nation wohl stolz machen könnten, zumal sie errungen sind lediglich

durch Pflege und Entfaltung innerer Kräfte, und nicht mit der Schärfe des Schwertes den Nachbarn abgerungen werden mußten. Und doch hat diese glänzende Entwicklung unser nationales Dasein nicht sorgenfreier, selbstzufriedener zu gestalten vermocht. Betrachten wir die Ereignisse der letzten Jahre, so will es scheinen, daß gerade mit der Eigenart des modernen wirtschaftlichen Aufschwungs die Gefahr äußerer Reibungen und Konflikte verbunden ist. Und auch im inneren Leben der Nation ist nicht allenthalben Grund zur Selbstzufriedenheit vorhanden. Eine Fülle schwieriger Aufgaben der Gesetzgebung und Verwaltung umdrängt uns, wirtschaftliche Fragen zum Teil ganz neuer und eigenartiger Natur heischen ihre Lösung; Probleme auf dem Gebiete der Sozialpolitik, des Finanzwesens, der inneren Kolonisation, der Bodenpolitik und der Wohnungsfrage erheben sich, deren Zusammenhang mit der neuzeitlichen Gestaltung des Wirtschaftslebens ohne weiteres ersichtlich ist. Und die gärende Zeit gebiert auch Erscheinungen, die sich als unerwünschte und gefährliche Folgewirkungen dieser wirtschaftlichen Verschiebungen darstellen: den wachsenden Materialismus und Egoismus, die Erwerbshast, den Luxus und die steigende Macht der Plutokratie, die Veräußerlichung und Verflachung des Lebens in allen Bevölkerungsklassen. So drängen sich wirtschaftliche Fragen auf allen Gebieten des nationalen Lebens in den Vordergrund. Es ist eine Entwicklung, die nicht künstlich großgezogen ist und auch nicht nach Belieben eingeschränkt oder zurückgedämmt werden kann, sondern eine solche, die im tiefsten Wesen der Zeit wurzelt und sich mit elementarer Macht Bahn bricht. Fragen aber, die derart das innerste Lebensinteresse der Nation berühren, bedürfen einer aufmerksamen Würdigung von seiten aller derjenigen, die sich bewußt sind, daß die Arbeit wie das Tun und Lassen jedes einzelnen sich zusammengefaßt in dem Leben der Nation widerspiegelt und die daher die Notwendigkeit erkennen, das wilde Gewässer so zu lenken und zu regeln, daß es keinen Schaden anstiften, sondern nur Segen verbreiten kann.

Es sind also die Fragen der Volkswirtschaftspolitik, die gegenwärtig und auf absehbare Zeit das Interesse der Nation beherrschen. Diese Fragen sind großenteils außerordentlich schwierig und ungeklärt; ihr Zusammenhang oft dunkel und zweifelhaft. Daher ist auch ein Eingreifen des Staates im Wege der Gesetzgebung und Verwaltung erschwert und in vielen Fällen unmöglich. Häufig aber vermag freiwillig zweckbewußtes Handeln den Strom in das richtige Bett zu leiten. Doch ist die notwendige Voraussetzung, daß das Verständnis und der Zusammenhang wirtschaftlicher Vorgänge ein Gemeingut aller Gebildeten werde.

Woher kommt nun der übermächtige Einfluß, den das Wirtschaftsleben auf die Geschicke der Nation ausübt, ein Einfluß, der stark genug ist, sogar den Volkscharakter in einer kurzen Spanne Zeit umzuwandeln und aus dem Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts einen Typus zu formen, der mit dem Bilde seiner Ahnen kaum eine Ähnlichkeit mehr aufweist?

Sind uns die Gründe dieser Erscheinung klar, so ist uns auch der Schlüssel zum Verständnis mancher Folgewirkung gegeben, die uns sonst rätselhaft anmutet.

Wirtschaftliche Verhältnisse haben freilich von jeher einen bedeutenden Einfluß auf das Leben der Nationen ausgeübt. Es ist eine alte Erfahrung der Geschichte, durch hundertfache Beispiele belegt, daß der wirtschaftliche Aufschwung der politischen Macht folgt. Griechenland nach den Perserkriegen, Rom nach dem punischen Kriege, Holland nach der Befreiung vom spanischen Joch, England und schließlich Deutschland selbst sind Beispiele für die Wahrheit dieses Satzes. Und umgekehrt hat oft der Verlust einer wirtschaftlichen Machtstellung auch den der staatlichen nach sich gezogen: so hat die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien den Levantehandel brachgelegt und Venedig, die alte Königin der Adria, depossediert, zugleich die Blüte des oberdeutschen Handels und die Macht der Hansa geknickt und durch diese wirtschaftliche Zurückdrängung den Verfall des Deutschen Reiches beschleunigt. Aber bei diesen welthistorischen Vorgängen handelt es sich doch um andere Dinge als bei der wirtschaftlichen Machtstellung moderner Staaten. Diese beruht nicht, wie in alter Zeit in erster Linie auf dem Handel, sondern in erster Linie auf der Industrie, der sich der Handel als ein notwendiges und bedeutendes, aber doch dienendes Glied anschließt. Weltumspannend waren auch früher die Beziehungen des Handels, aber eine Weltwirtschaft im heutigen Sinne war früheren Jahrhunderten unbekannt. Sie ist eine Folge des modernen Produktionsprozesses.

Technik und Verkehr haben im Laufe von einem halben Jahrhundert die Grundlagen des Wirtschaftslebens vollständig verschoben. Maschine und Großbetrieb haben diese tiefeingreifende Veränderung bewirkt. Die arbeitsparende Maschine ermöglicht die Massenproduktion. Ihre Verwendung macht aber diese Massenproduktion zugleich zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit, denn die Maschine arbeitet nur billiger, wenn sie Mengen erzeugt. Je höher die Arbeitsleistung, um so geringer die Herstellungskosten. Mit der Maschine trat also der volkswirtschaftliche Grundsatz in das Leben, der fortan das Fundament der modernen Güterproduktion bildet, der aber für die alte Art der handwerklichen Erzeugung keine Gültigkeit hatte: je größer der Umsatz, um so geringer die Kosten. Daraus ergab sich eine vollständige Änderung in den Zwecken und Zielen der Produktion. Die handwerkliche Gütererzeugung dient im wesentlichen nur der unmittelbaren Bedarfsdeckung. Der Schuster fertigt Stiefel für den Bedarf seiner Kunden; er befriedigt eine vorhandene Nachfrage. Die moderne Stiefelfabrik liefert die Stiefel hundert-, tausendweise an einem Tag, sie arbeitet unaufhörlich, oft mit Nachtbetrieb, denn sie kann ihren Betrieb weder einstellen noch ohne schwere Verluste einschränken. Sie folgt dem wirtschaftlichen Gesetz, das sie zur Massenproduktion verurteilt, wenn ihr Betrieb rentabel bleiben soll.

Diese Massenproduktion ist also ein Arbeiten auf Vorrat, eine Produktion von Gütermengen, für die zunächst kein Absatz vorhanden ist, sondern für die

ein Absatz erst am Markte gesucht werden muß. Die Industrie ist mithin darauf angewiesen, diesen Absatz zu fördern, sich neue Absatzquellen zu erschließen, alle Kräfte anzuspannen, um ihre Erzeugnisse an den Mann zu bringen. Das Inland reicht hierzu nicht aus; sie sucht daher das Ausland auf, macht Propaganda, treibt Reklame, sucht, wo ein Bedürfnis nach ihren Waren nicht vorhanden ist, ein solches künstlich groß zu züchten, hierbei unterstützt durch die Billigkeit ihrer Erzeugnisse und deren — oft nur scheinbare — Zweckmäßigkeit. Ein jedes Warenhaus ist ein Beispiel dafür, wie Artikel größerer oder geringerer Wichtigkeit, oft genug ganz wertlose Spielereien, in Massen hergestellt werden, um durch ihre Billigkeit Käufer anzulocken.

Dieses Gesetz gilt aber in gleichem Maße auch für die schwere Industrie; auch sie muß daher den Absatz künstlich und durch besondere Einrichtungen und Organisationen fördern. Auch hier muß das Ausland als Abnehmer heran; jede nur einigermaßen entwickelte Industrie hat alsbald ihren Schwerpunkt im Export. Dieser Export wird nun in großzügigster Weise gefördert. Es werden in fremden Landen Eisenbahnen gebaut, Hafen und Kanäle angelegt, Elektrizitäts- und Gaswerke gegründet, alles um der rastlos produzierenden Industrie Gelegenheit zum Absatz ihrer Produkte zu geben. So hat Deutschland, welches keine Kolonien von Aufnahmefähigkeiten besitzt, und ausschließlich auf Länder unter fremder Oberherrlichkeit angewiesen ist, im Wege dieser friedlichen Durchdringung und wirtschaftlichen Eroberung sich in Südamerika, in Ostasien, vornehmlich aber in den Ländern der Türkei (die anatolische und die Bagdadbahn) dauernde Absatzquellen geschaffen und gewaltige Summen investiert. Es entsteht so in weniger kultivierten Ländern eine Art friedlicher Kolonisation und Exploitierung, welcher dem Industrieland ein gewisses wirtschaftliches und unter Umständen auch politisches Übergewicht verleiht. Damit sind dann aber auch die Keime zu Rivalitäten und politischen Zusammenstößen mit anderen Nationen gegeben. Es braucht nur an unser Verhältnis zu England wegen der türkischen Bahnen, zu Frankreich wegen unserer Interessen in Marokko erinnert zu werden.

Diese ganze Entwicklung der Industrie ist nun nicht möglich, ohne daß eine finanzielle Unterstützung größten Maßstabes ihr zur Seite steht. Hand in Hand mit dem Aufblühen der Industrie geht daher die Ausbildung des Bankwesens. Die Banken haben die Aufgabe, der Industrie die erforderlichen Mittel zur Durchführung ihrer großen Pläne zu liefern. Diese Mittel sind sehr bedeutend. Die Herstellung der industriellen Anlagen selbst, welche mit dem Erlös von Aktien und Obligationen oder Krediten bestritten wird, die Investitionen im Ausland, zu deren Deckung Anleihen übernommen werden oder neue Gesellschaften gegründet werden müssen, stellen an die Leistungsfähigkeit der Banken große Anforderungen. Die Beschaffung des Kapitals durch Emission von Effekten und die Heranziehung von Depositen und Spareinlagen führt zu einer steigenden Mobilisation der Vermögen. Enorme Beträge an

Einlagegeldern werden in die Kassen der Banken und Sparanstalten geleitet. An siebzehn Milliarden betragen die deutschen Spareinlagen, an zehn Milliarden die Bankdepositen, an zwei Milliarden die Einlagen der Genossenschaften. Weitaus größer sind die Beträge, welche in Form von Effekten in den Verkehr gebracht worden sind. Diese Vermehrung der mobilen Kapitalanlage hat zur Vorbedingung wie zur Folge eine leistungsfähige Börse und ein lebhaftes Börsengeschäft; sie führt notwendigerweise zu einer Zunahme der Spekulation und durch das Überhandnehmen der Kredite zur Verteuerung der Zinssätze und zu periodischen Geldkrisen.

Dieser in den einfachsten schematischen Umrissen skizzierte Entwicklungsgang der modernen Industrie macht es leicht verständlich, warum unsere äußere Politik derart von Rücksichtnahme auf wirtschaftliche Interessen beherrscht wird. Die Politik „der offenen Tür" ist ja ein in den letzten Jahren genügend bekanntes Schlagwort, wenn es sich um die Interessen exportierender Länder gegenüber unaufgeschlossenen handelt. Die Regelung der Zölle und die Handelsvertragspolitik sind die wichtigsten Fragen für die exportierende Industrie; sie muß alles daran setzen, daß die Einfuhrzölle fremder Länder vertraglich und auf lange Zeit gebunden werden. Auf der anderen Seite aber schafft die kolonisatorische Tätigkeit in fremden Ländern vielfach Reibungen, wie bereits erwähnt. Mit dem Anwachsen der überseeischen Lebensinteressen ist daher auch eine entsprechende Verstärkung der Seemacht unerläßlich, mag auch diese vermehrte Rüstung selbst wieder, wie in unserem Verhältnis zu England, den möglichen Anlaß zu Konflikten bieten. Die Stellung Deutschlands als ein Staat mit starken weltwirtschaftlichen Interessen ist nun, wie nicht übersehen werden kann, im Vergleich zu anderen Nationen eine ungünstige. Wir haben durchweg nur Interessen in fremden Ländern, in welchen wir zum Schutz derselben nicht unmittelbar politisch eingreifen können. Wir sind für den Bezug von Rohmaterial, vor allem der wichtigen Baumwolle, ganz auf das Ausland angewiesen. Wir liegen ferner nur in einer Ecke am Weltmeer, von diesem durch den Kanal getrennt, den England und Frankreich uns zu sperren vermögen. Selbst die Rheinmündungen, der natürliche Ausfuhrweg für unsere rheinisch-westfälische Industrie, sind in fremden Händen. Wir haben also gegenüber unseren Rivalen bei Verteidigung unserer überseeischen Interessen eine schwierige Position, die zu vorsichtigem Handeln zwingt. Nicht immer wird es leicht sein, ihren Schutz durchzuführen, ohne noch größere und wichtigere zu gefährden. Unser Handel ist daher in weit schwierigerer Lage, als der Englands, der sich auf die reichen Kolonialländer unter englischer Oberhoheit stützt.

Vielfältiger, komplizierter und schwieriger sind die Fragen der inneren Politik, zu denen die Industrialisierung des Landes Anlaß gibt.

Die wichtigste ist die eigentliche Arbeiterfrage, die mit der Bildung eines besonderen Industriearbeiterstandes gegeben ist. Sie hat Deutschland in den Anfängen der Entwicklung große Schwierigkeiten bereitet, weil das Klassen-

bewußtsein der Arbeiter sich bei uns schroffer, doktrinärer äußerte, als in anderen Ländern, und weil das Spielen mit der revolutionären Phrase auf der einen Seite, der unbeugsam festgehaltene Herrenstandpunkt auf der anderen, der Seite der Unternehmer, zu einem unversöhnlichen Gegensatz führte. Nach der Beseitigung des Sozialistengesetzes sind die Verhältnisse besser geworden. Viel haben dazu die verständigen sozialpolitischen Gesetze und Maßnahmen des Reiches, sowohl die eigentliche Arbeiterversicherung, das Ruhmesblatt Deutschlands, als die Schutzvorschriften der Gewerbeordnung gegen Lohndrückerei, Überstunden, Frauen- und Kinderarbeit, die Bestimmungen über Arbeitsordnung und den sanitären Schutz der Arbeiter getan. Noch aber ist eine dauernde Harmonie der Interessen — soweit sie überhaupt möglich ist — nicht gesichert. Die großen Arbeitgeberverbände stehen im großen und ganzen den Gewerkschaften und Verbänden der Arbeiter abhold gegenüber. Eine allgemeine Anerkennung der Tarifverträge oder gar des kollektiven Arbeitsvertrags ist noch ein Postulat der Zukunft.

So wichtig nun auch die Regelung der unmittelbaren wirtschaftlichen Verhältnisse des vierten Standes ist, so reicht doch der Einfluß der Industrie auf die Bevölkerung weiter. Denn die Industrie braucht Hände, viel Hände. Die wachsenden Unternehmungen ziehen Arbeitskräfte an sich, wo sie dieselben finden können. Es entsteht eine völlige Verschiebung in der Zusammensetzung des Volkskörpers, jene Loslösung der Landbevölkerung von der Scholle und Verwandlung der Bauern und Kleinsassen in Industriearbeiter, die eine gewaltige politische Umwälzung bedeutet und von weittragenden Folgen begleitet ist. Auf dem durch den Wegzug der Arbeiter entblößten Lande entsteht die Leutenot, der durch Heranziehung billiger ausländischer Saisonarbeiter nur schlecht und mit schweren Nachteilen abgeholfen werden kann. In den Städten und in den Revieren der Kohlen- und Eisenindustrie drängt sich die Bevölkerung zusammen. Die Städte wachsen mit hypertrophischer Geschwindigkeit auf das Vielfache ihres bisherigen Umfangs. Neben die vier Millionenstadt Groß-Berlin treten fünfzig andere Großstädte, darunter mehr als fünfzehn mit über 250 000 Einwohnern. Während vor dreißig Jahren noch die Hälfte der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig war, ist es heute nur noch ein Viertel; das Problem der inneren Kolonisation tut sich auf. Und in den Städten führt die Zusammenballung der Bevölkerung zu anderen Mißständen und Schwierigkeiten. Steigerung der Bodenrente, Grundstücks- und Bauspekulation schaffen die Wohnungsfrage, deren Lösung eine der dringlichsten Aufgaben ist, wenn nicht die in den Großstädten zusammengepferchte Bevölkerung körperlich und sittlich zugrunde gehen soll. Das gedrängte Wohnen der Bevölkerung schafft noch andere Probleme: es belastet die Gemeinden mit kommunalen Aufgaben bisher unerhörten Umfanges. Die Kommune wird zusehends aus einer öffentlich rechtlichen Körperschaft mit bloßen Verwaltungsbefugnissen umgewandelt in eine solche mit den bedeutendsten und verschiedenartigsten gemeinwirtschaftlichen Zielen. Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke,

Schlachthäuser und Straßenbahnen werden betrieben, Lebensmittel bezogen, Hypothekenkredit gewährt, eine kommunale Bodenpolitik eingeleitet.

Und auch dem Staate als solchem erwachsen aus der Neugestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse besondere Aufgaben. Gegenüber der Erstarkung des Unternehmertums, das durch Zusammenschluß und Kapitalzusammenballung einen Staat im Staate darstellt, gefährlich durch die beinahe unumschränkte wirtschaftliche Macht und die von ihm unzertrennliche plutokratische Tendenz, liegt es ihm ob, das Gemeinwohl durch eine auf den Schutz der Konsumenten bedachte Politik kräftig zu wahren. Auf die wichtige Aufgabe der inneren Kolonisation ist bereits hingewiesen: kein wichtigeres Staatsinteresse, als den entwurzelten und haltlos fluktuierenden städtischen Bevölkerungsmassen wieder einen lebensfähigen, dauernd mit der Scholle und der Heimat verwachsenen Bauernstand gegenüberzustellen. Daran schließt sich an eine zweckmäßige Verteilung des ländlichen Grundbesitzes, wie sie durch die Aufteilung der Domänen bereits in die Wege geleitet ist. Der plutokratischen Entwicklung ist durch ein gerechtes Besitzsteuersystem insbesondere durch die Reichserbschaftssteuer entgegenzuwirken, der möglichen Ausbeutung der Konsumenten durch Privatmonopole, mittels entsprechender Gegenmaßregeln vorzubeugen. Der Monopolisierung des Bergbaus ist der Staat bereits vor einigen Jahren dadurch entgegengetreten, daß er die nicht verliehenen Felder sich reserviert hat; dem Kohlensyndikat hat er die Gefolgschaft gekündigt, als dessen Preispolitik nicht mit den Interessen der Konsumenten übereinstimmte. Das Reichspetroleummonopol bedeutet einen weiteren Schritt auf diesem Wege des Schutzes der verbrauchenden Bevölkerungsklassen. Welche Widerstände bei solcher volkstümlichen Politik zu überwinden sind, zeigt gerade das letztere Beispiel; hat sich doch eine große Anzahl Handelskammern aus prinzipiellen Gründen gegen das Staatsmonopol erklärt. Es wirkt noch immer vielfach die alte, aus der Manchesterschule stammende Scheu gegen das Eingreifen und die Omnipotenz des Staates nach. Und doch ist nichts ungerechtfertigter, als eine solche Auffassung. Der moderne Staat ist solchen wirtschaftlichen Aufgaben durchaus gewachsen; den Befähigungsnachweis hat er in dem Musterbetrieb der Eisenbahnen, der mit Unrecht so oft angegriffenen staatlichen Bergwerke, der Post und der Telegraphie erbracht. In der Stärkung der staatlichen Zentralgewalt liegt die sicherste, ja die einzige Bürgschaft dagegen, daß nicht der moderne Kapitalismus in rücksichtsloser Fortbildung der in ihm wohnenden Tendenzen die Übermacht gewinnt und den Staat zu seinen Zwecken mißbraucht, wie wir dies in den bedenklichen Erscheinungen in den Vereinigten Staaten vor Augen haben.

Die wichtigste Aufgabe freilich wird bleiben, für die körperliche geistige und sittliche Gesundheit des Volkes zu sorgen. Diese Aufgabe kann der Staat allein nicht lösen. Polizei und Strafgesetz reichen dazu nicht aus. Soll die Wehrhaftigkeit der Jugend erhalten, die Lockerung der Sitten vermieden, die Familie, allzeit die sicherste Grundlage des Staates, in ihrer Geschlossenheit und Festigkeit

bewahrt, der drohende Geburtenrückgang aufgehalten werden, so bedarf es dazu des Zusammenwirkens vieler von dem Ernst und der Wichtigkeit des Zieles durchdrungener Männer. Glücklicherweise macht sich gegenüber den destruktiven Tendenzen und den zersetzenden Einflüssen des Radikalismus von selbst eine Reaktion geltend, die aus dem gesunden Kern des Volkes entspringt. Das lebhafte Interesse, das den Leibesübungen und dem Sport entgegengebracht wird, das leidenschaftliche, echt deutsche Bemühen um Vertiefung der Bildung in den Volksmassen, das Suchen nach neuen Idealen gegenüber dem Materialismus der Zeit, die innere Anteilnahme an den tieferen Problemen der Religion und Philosophie sind Anzeichen dafür, daß noch die Kraft und der Wille vorhanden sind, die gefährlichen Symptome der Krankheit zu überwinden.

Hierzu bedarf es der Einsicht in die sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhänge, aus dem allein das Verständnis für die zu bekämpfenden Erscheinungen und ihre Ursachen gewonnen werden kann. Die Grenzboten setzen es sich zur Aufgabe an ihrem Teil mitzuwirken an der Aufklärungsarbeit, die notwendig erscheint, wenn gerade die wertvollen Bevölkerungselemente, die dem wirtschaftlichen Kampfe ferner stehen, zur positiven Mitarbeit an den staatlichen Aufgaben herangezogen werden sollen. Diesem Zweck sind die wirtschaftlichen Übersichten in der Rubrik „Bank, Geld und Wirtschaft" zu dienen bestimmt. Es werden darin nicht Themen für Fachleute behandelt, sondern die wirtschaftlichen Erscheinungen mit Rücksicht auf ihre Wichtigkeit und ihren Zusammenhang mit den allgemeinen politischen Fragen einer Besprechung unterzogen. Möge diese Aufklärungsarbeit, so unvollständig sie nach Lage der Sache sein muß, dem erhofften Interesse begegnen! In der gärenden Zeit, in welcher wir leben, ist es Pflicht jedes Wackeren, in Reih und Glied zu treten und seinen Mann zu stehen.

Spectator

Der deutsche Idealismus in der geistigen Entwicklung Thomas Carlyles

Von Dr. Gerhard Ritter in Kassel

Die Lebensphilosophie Thomas Carlyles ist in der historischen Betrachtung von seiner Persönlichkeit gar nicht abzulösen. Ein immer strebendes Bemühen, das Ringen eines starken Willens um einen sicheren Grund zu persönlicher Lebensbejahung — das ist ihr wesentlicher Inhalt, nicht ein fertiges System wissenschaftlicher Welterkenntnis. Darum liegt der bleibende Gewinn dieser Denkarbeit auch nicht in erster Linie in den fließenden, mehr poetischen Formen

ihrer allgemeinsten philosophischen Weltbetrachtung; ein gleich großes, vielleicht ein größeres Interesse beansprucht der Kampf, in dem sich Carlyle diesen Ideenbesitz erwarb. Es handelt sich dabei um erschütternde seelische Erlebnisse, die freilich in ihrer Besonderheit, wie alles im höchsten Sinne Persönliche, unwiederholbar sind, deren Inhalt aber ethisch-religiöse Probleme von weit überindividueller Bedeutung bilden. Keiner, der es ernst nimmt mit sich selbst und mit der Welt, entgeht diesen höchsten Lebensfragen; in der Auseinandersetzung mit ihnen pflegt sich erst der echte Wert eines jeden Menschen zu zeigen. Nur wenige finden eine dauernd befriedigende Lösung dafür; aber wenn nur der Kampf mit der tiefen Wahrhaftigkeit geführt wird, die Carlyle von seinen „Helden" verlangt, so bleibt das Ergebnis für die Gesamtheit unverloren. Eben in der seltenen Reinheit der Gesinnung, mit der Carlyle diesen Kampf mit sich selbst bis zu Ende durchfocht, liegt das Vorbildliche seiner geistigen Entwicklung.

Gerade in unseren Tagen werden ja im Bewußtsein vieler Menschen die letzten Lebensrätsel wieder lebendig, mit denen der schottische Denker zu ringen hatte. Und wie er sich auf der Wahrheitssuche in die tiefen Brunnen der deutschen Philosophie hinabwagen mußte, um von dort die reinsten und wertvollsten Erkenntnisse heraufzuholen, die fortan sein ganzes Denken befruchteten — so ergeht es auch uns; wie er die materialistisch und empiristisch gerichtete englische Kultur seiner Tage durch die Grundgedanken des deutschen Idealismus geistig zu überwinden suchte, so scheint auch unter uns heutigen Deutschen eine Erneuerung jener hundertjährigen Ideen anzuheben, eine geistige Reaktion gegen die Schwächen und Schäden unseres realistischen Zeitalters. Sicherlich wird es bei solcher Kulturarbeit die schwerste und größte Aufgabe sein, von jenen romantisch-idealistischen Gedankenreihen aus zu einer Durchdringung des verwandelten modernen Kulturinhalts zu gelangen, und damit zu einer Befruchtung auch des praktischen Lebens im Zeitalter des aufsteigenden Imperialismus. Wer aber immer an diesen Aufgaben tätig mitzuschaffen sucht, wird dankbar Thomas Carlyles als eines hervorragenden Vorkämpfers und Mithelfers gedenken. Denn gerade in der praktischen Verwertung der philosophischen Grundgedanken schuf dieser sein eigenstes und bestes: indem sein Geist sich von innen wieder nach außen wandte und nun mit den neugewonnenen Ideen die gewaltige Masse seines praktischen Kulturbesitzes durchleuchtete und gestaltete. Daß er zu dieser Kulturarbeit, vor allem zur Lösung der Probleme des sozialen Lebens, der Hilfe des deutschen Idealismus bedurfte und aus ihr den wertvollsten praktischen Gewinn zog, muß gerade uns Deutsche immer wieder zum Nachdenken über seine geistige Entwicklung anregen.

* * *

Unter allen Bildungseinflüssen, die bei dieser Entwicklung tätig waren, sind zweifellos die Einflüsse des Elternhauses, die Familienerbschaft und die

Eindrücke der ersten Jugendjahre die stärksten gewesen. Aus der geistigen Atmosphäre des schottischen Puritanertums ist Th. Carlyle zeitlebens nicht ganz herausgewachsen. Er selbst hat sich in einem oft zitierten Wort nur als „Fortsetzung und zweiten Band seines Vaters" bezeichnet. Dieser Vater aber war nur ein hervorragender Charakterkopf aus jenem zähen niederschottischen Bauerngeschlecht rein germanischer Abstammung, dem seine Familie seit Jahrhunderten angehörte.

Das Leben dieses seltsamen Volkes war noch ganz von dem größten Ereignis seiner geschichtlichen Vergangenheit überschattet: von der gewaltigen religiösen Bewegung des siebzehnten Jahrhunderts. Zur Zeit von Carlyles Jugend war noch wenig mehr als ein Jahrhundert verflossen, seit die schottischen Dissenters unter dem restaurierten Königtum unerhörte Verfolgungen um ihres Glaubens willen erlitten hatten. Der „Bund Gottes mit seinem Volke", der die puritanischen Vorfahren zu so heroischen Opfern angespornt hatte, lebte noch kräftig in dem Bewußtsein dieser Generation fort. Das religiöse Denken gab dem ganzen Leben seine Weihe und Tatkraft. Für diese Menschen verschwanden alle Ansprüche auf persönliches Glück vor dem Gedanken an die unendliche Entscheidung über Seligkeit und Verdammnis: der Erwählte Gottes hat seine Berufung durch die Tat zu bewähren und strebt mit gewaltigem Ernst danach, durch gewissenhafte Pflichterfüllung in der täglichen Arbeit sich seines Heilsbesitzes zu versichern.

Es war eine harte, entbehrungsvolle Jugend, die der Knabe in dieser Umgebung durchzumachen hatte, kaum gemildert durch die sonnigere, freundlichere Art der Mutter. Auch aus den wirtschaftlichen Sorgen kam die Familie nie recht heraus. Aber doch war offenbar dieses Leben getragen von geistigen Mächten, die weit über die Not des Alltags hinauswiesen; mit wieviel ehrfürchtiger Dankbarkeit erinnerte sich noch der Greis jener Stunden der Andacht in dem ärmlichen ländlichen Gotteshaus zu Ecclefechan, „da noch heilige Flammen loderten, Zeugen echten Feuers vom Himmel, das das beste im Menschen, das noch nicht verloschen ist, zum Brennen brachte!" Als der kaum Vierzehnjährige das Elternhaus verließ, um zur Universität zu ziehen, war er ein stiller, nachdenklicher Junge geworden, dem die harten Notwendigkeiten des Lebens frühzeitig die Seele bedrängten; aber er nahm einen reichen Schatz sittlicher Bildung mit, der ihm in allen geistigen Revolutionen nicht wieder verloren gehen sollte. Er hat das später dankbar anerkannt: „Es kann uns nie zu frühzeitig und zu tief eingeprägt werden, daß in dieser unserer Welt das Wollen nur eine Null ist im Vergleich zum Sollen und zum größten Teil nur ein ungeheuer kleiner Bruchteil im Vergleich zu dem Werden."

An der Edinburgher Universität wehte eine scharfe Luft aufklärerischer Gesinnung. Als Theologe begann hier Carlyle sein Studium; aber schon nach Beendigung des vierjährigen Vorkurses hatte er die Freude an diesem Berufe verloren. Das entscheidende geistige Erlebnis seiner Studienjahre ist der Zu-

sammenbruch seines Kindheitsglaubens unter den Eindrücken des wissenschaftlichen Weltbildes, das er sich nach und nach aus seiner Beschäftigung mit der zeitgenössischen Literatur gewann.

Die philosophischen Grundlagen des englischen Wissenschaftsbetriebes hatten sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zu einer ziemlich geschlossenen Einheit ausgestaltet. Als das wesentlich-gemeinsame Merkmal der englischen Aufklärung (und weiterhin der Aufklärungsphilosophie überhaupt) trat Carlyle die gleichmäßige Anwendung mechanischer Kategorien auf die physische wie auf die seelische und geschichtlich-sittliche Welt entgegen. Wie Newton die mechanischen Gesetze der Körperwelt aus den bewegenden Kräften ihrer einfachsten Gebilde mathematisch berechnete, so war es das gemeinsame Ziel der Psychologen, Ethiker, Nationalökonomen und Historiker, alle Lebensvorgänge aus gesetzlichen Zusammenhängen und mechanischen Bewegungen einfachster Bestandteile zu erklären. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts hatte auf allen Gebieten der rationalistische Empirismus über die älteren theologischen Weltvorstellungen gesiegt. Für Carlyle war die Ausgestaltung dieser Grundsätze in der englischen Moralphilosophie am wichtigsten. Von der aufgeklärten Ethik wurden auch die komplizierten Erscheinungen der Sittlichkeit auf einfachste Elemente, auf die beiden Grundformen des Trieblebens, Lust und Unlust, zurückgeführt. Aus ihnen sollten letzlich alle Wollungen entspringen, nicht nur die egoistisch-naturhaften, sondern ebensogut die „sittlich" genannten, die man ebenfalls aus dem egoistischen Streben nach Lust und der Abneigung gegen Unlust zu erklären versuchte. Demnach führte die Entwicklung der englischen Moralphilosophie immer mehr dahin, daß die individuelle, egoistische Glückseligkeit als höchstes Ziel aller Sittlichkeit dargestellt wurde. Seinen folgerichtigsten Ausdruck fand dieser Utilitarismus durch Bentham, den klassischen Vertreter des englischen Individualismus zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Zum Glück des Individuums gehört nach Bentham notwendig der glückliche Zustand der Gesellschaft; um diesen zu erhalten, muß der einzelne, der sittlich handeln will, dem Wohle des ganzen gewisse Opfer bringen, die aber mittelbar ihm selbst zugute kommen, weil sie ja zum Wohle der Gesellschaft beitragen. Die ethische Forderung läuft demnach im wesentlichen auf eine vorsichtige Berechnung des „wohlverstandenen egoistischen Interesses", auf eine Anweisung zur Gewinnung möglichst großer Lustquanten hinaus. „Das größte Glück der größten Anzahl" ist die oberste Forderung der Sozialethik.

Es ist hier nicht der Ort, die praktische Anwendung dieser Ideen auf das Leben der Gesellschaft im Staate, auf Nationalwirtschaft und Politik, im einzelnen darzulegen. Die nationalökonomischen und politischen Forderungen des Manchestertums wurden folgerichtig aus den obersten Grundsätzen des Rationalismus hergeleitet; der Ruf nach unbegrenzter wirtschaftlicher und politischer Bewegungsfreiheit des einzelnen Staatsbürgers, das politische Schlagwort vom „laisser faire, laisser aller", die Entkleidung des Staates von

allen positiven Kulturaufgaben — alle diese Forderungen ergeben sich notwendig aus der Auflösung des politischen und sozialen Organismus in seine Atome, in die Summe der Einzelindividuen.

So stellte sich schließlich dem englischen Denken das ganze Kulturleben als ein geschlossener großer Naturprozeß dar, der von immanenten Kräften gesetzmäßig vorwärts getrieben wird und für die Einwirkung transzendenter Mächte oder freier Willensentscheidungen des Individuums nirgends Raum bietet. Zwar vermied es die englische Philosophie mit eigentümlicher Inkonsequenz und Selbstbeschränkung, die Summe ihrer Gedanken zu einem abgerundeten System zusammenzuschließen, das ja schließlich zu materialistischen Forderungen hätte führen müssen. Aber darum war ihre tatsächliche Einheitlichkeit doch nicht minder anschaulich und eindrucksvoll für jeden, der imstande war, alle diese Ideen persönlich in einem Bilde zusammenzufassen.

Th. Carlyle drang bald zu dieser Erkenntnis vor. Das Studium Newtons und der Mathematiker, die Lektüre Gibbons und Benthams führten ihn mitten hinein in die Grundgedanken der englischen Aufklärung. Es konnte nicht ausbleiben, daß er sich von hier aus zur Kritik der überkommenen Glaubensvorstellungen wandte. In schmerzlichen, langdauernden Kämpfen vollzog sich in ihm eine gründliche Auseinandersetzung zwischen „Glauben und Wissen". Charakteristisch für die Eigenart des Carlyleschen Geistes ist dabei die unerbittliche Ehrlichkeit und Energie, mit den er den einmal betretenen Weg bis zum Ende verfolgte. Sein ganzes Leben hatte bisher auf den Überzeugungen seines Kindheitsglaubens beruht; als ihm dieser ins Wanken geriet, fand er keine Ruhe, bis er zur völligen Klarheit über sich selbst und die Welt gekommen war. Diese Aufgabe war ihm über alles wichtig: ehe er sie zu Ende gebracht, war er unfähig, an irgendeiner äußeren Tätigkeit Befriedigung zu finden. Noch im Alter sprach er mit innerer Bewegung von diesen Jahren des verzweifelten Suchens: „Und die Stimme kam zu mir und sagte: ‚Steh' auf und löse das Problem deines Lebens' ... Und so ging ich in meine Kammer und schloß die Tür, und um mich erhoben sich endlose Scharen fürchterlicher Gestalten aus den tiefsten Abgründen der Hölle. Zweifel, Furcht, Unglauben, Spott und Hohn waren da; und ich stand auf, rang mit ihnen in Geistesnöten und Geistespein. Ob ich aß, weiß ich nicht; ob ich schlief, weiß ich nicht" ... Unstet umhergetrieben, auch in dauernder materieller Not, bald als Lehrer in Annan, dann in Kirkcaldy, bald wieder in Edinburgh in literarischer Tätigkeit, emsig forschend auf allen ihm erreichbaren Wissensgebieten, aber überall unbefriedigt, so lebte er damals in quälender innerer und äußerer Unruhe. Aber er ersparte sich nichts von den Bitterkeiten, die ihm die neue Erkenntnis zu bringen drohte; ihm war es unmöglich, vor den letzten Geheimnissen des Lebens Halt zu machen, wie es seine englischen Landsleute so oft zu tun pflegten, um Konflikte mit den Grundlehren der Religion zu vermeiden. Da er in der englischen Philosophie nirgends den systematischen Ge-

dankenabschluß fand, den er brauchte, so griff er nach den Systemen der französischen Materialisten. Immer weiter drang er in dieser Richtung, bis es ihm in der Tat zur Überzeugung geworden war, daß „dies Weltall eine tote, enorme, unermeßliche Dampfmaschine" sei, die „in stumpfer Gleichgültigkeit weiterrollt".

* * *

Aber Carlyle litt unsäglich unter der Notwendigkeit dieser Weltbetrachtung. Sein ganzes inneres Leben stand in hellem Widerspruch zu ihren Grundlehren. Er empfand sich durchaus nicht als bloßes willenloses Glied einer unendlichen Kausalkette, als einen bloßen Mechanismus aufgehäufter Sinneseindrücke, von blind waltenden Assoziationsgesetzen und dem eintönigen Wechsel von Lust- und Unlustgefühlen beherrscht. Es bäumte sich etwas in ihm auf gegen diese mechanische Weltvorstellung — ein unbesiegbarer Willenstrieb nach freier sittlicher Betätigung aller seiner Kräfte, deren Möglichkeit doch der Verstand leugnete und durch Naturgesetzlichkeit und egoistische Glückstriebe ersetzen wollte. Darin zeigt sich am deutlichsten die nachhaltige Wirkung der religiösen Erziehung Carlyles: er war gewöhnt, sein Handeln unter einen Pflichtbegriff zu stellen, der mit der Frage nach dem individuellen Glück nicht das mindeste zu tun hatte; mit der Überwindung dieses Ideals schwand für ihn alles Edle, Große, Erstrebenswerte aus dem Leben dahin. Das Leben selbst verlor seinen Wert für ihn; er fand sich einem „ewigen Nein" gegenüber, das ihm den Atem raubte und wie ein „Albdruck" auf der Seele lag. Die Verzweiflung darüber hat ihn — so scheint es — zeitweise bis nahe an den Selbstmord herangetrieben. Aber das Bemerkenswerte ist gerade, daß sie zu keiner Zeit in endgültige Resignation umschlug: er konnte sich doch niemals völlig davon überzeugen, daß alles Streben nach „rein idealen" Zwecken nichts als Wahn und verdeckter Eigennutz sei, und daß alles, „was wir Pflicht nennen, kein göttlicher Führer und Bote, sondern ein falsches, irdisches, aus Begierde und Furcht, Galgen- und Tortureinflüssen zusammengesetztes Phantasiegebilde" darstellt.

Das war der feste Punkt, an dem allein eine innere Umkehr einsetzen konnte. „Wie ist für den Menschen eine freie, sittliche Tat möglich, die ihn über die eigenen sinnlichen Existenzbedingungen hinaushebt?" — so etwa stellte sich für Carlyle das große Welträtsel dar: als ein sittliches Problem. Er war unfähig, aus der eudämonistischen Morallehre die praktischen Konsequenzen zu ziehen; die Aussicht, persönliches Wohlbehagen durch selbstsüchtiges Glücksstreben zu gewinnen, beflügelte nicht seine Tatkraft, sondern lähmte ihn vollends. Obendrein mußte ihm die optimistische Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts, daß alle Tugend schließlich ihren Lohn in vermehrten Lustquanten des Individuums finde, als bitterer Hohn auf sein eigenes Schicksal erscheinen. Hatte er nicht stets gestrebt, das Gute zu tun? Und hatte er etwa seinen gerechten Anteil am Glück von der Welt zurückerhalten? Er, der arme Student und Schulmeister, dem das Leben nach endlosen Jahren fleißigster Studierarbeit

noch ebenso wenig Hoffnung auf einen äußeren Unterhalt bot, wie zuvor, den die anstrengende Geistesarbeit seelisch und körperlich zerrüttete? Nein, mußte er sich selbst antworten: „Wenn das, was du Glück nennst, unser wahres Ziel ist, dann gehen wir alle irre."

So erwacht in ihm zuerst der Trotz gegen das Schicksal —, der wilde, ungebändigte Trotz des schottischen Bauernsohnes, der sich auflehnt gegen ungerechte Zwangsherrschaft. Man hat seinem Lebensroman, dem Sartor Resartus, oft jene Szene von Leith Walk nacherzählt, wo der von bösen Dämonen Verfolgte endlich „den Teufel authentisch bei der Nase nahm", wo sich die geistige Revolution seines Lebens vollzog: „Wovor fürchtest du dich eigentlich? Verächtlicher Zweifüßler! Was ist die Summe des Schlimmsten, das dich treffen kann? Tod? Wohlan, Tod, und sage auch die Qualen des Tophets und alles dessen, was der Mensch oder der Teufel wider dich tun kann und will! — Kannst du nicht alles, was es auch sei, erdulden und also ein Kind der Freiheit, obschon ausgestoßen, Tophet selbst unter die Füße treten, während es dich verzehrt? So laß es denn kommen! Ich will ihm begegnen und Trotz bieten. Und während ich dies dachte, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele, und ich schüttelte die niedrige Furcht auf immer ab. Ich war stark in ungeahnter Stärke, ein Geist, fast ein Gott." Also der Wille zur freien, schöpferischen Tat besiegt in gewaltsamer Explosion den Widerspruch des Verstandes: das Ich empfindet sich als Kraftquelle und verwirft den Gedanken der kausalen Gebundenheit des seelischen Geschehens.

Höchst bezeichnend für Carlyles Denken ist die besondere Art, wie er diese Revolution vollzog. Der Vergleich mit einem ganz ähnlichen Erlebnis, das Fichte als sein eigenes schildert*), zeigt den charakteristischen Unterschied der beiden Denker: dem deutschen Philosophen erwächst sofort ein neues Gedankensystem aus der Grundentscheidung seines Willens; bei Carlyle kommt zunächst nur eine heftige Gemütsbewegung zum Vorschein: ein „grimmiger, feuersprühender Haß" gegen die Welt des toten Mechanismus. Die Absage an das „ewige Nein" führt noch nicht zu einem „ewigen Ja". Der Schaffensdrang des originalen Geistes, bisher gelähmt bis zur Verzweiflung an der eigenen Kraft, verlangt stürmisch nach einer neuen Weltansicht, die ihm Raum lassen soll zu freier Betätigung. Aber vorerst ist nur das Verlangen da; noch immer lehrt der Verstand die Welt als einen großen Mechanismus betrachten; in rätselhaftem Dunkel liegt der Zusammenhang, in dem das Ich der Welt gegenübersteht; vorläufig ist nur der feindliche Gegensatz offenbar geworden. Die Zukunft muß erst an den Tag bringen, ob der neue Wille zur Freiheit auch die geistige Kraft mit sich führt, sich diese Freiheit von der Welt des Verstandes zu erobern, das alte Weltbild durch ein neues zu überwinden.

* * *

*) „Bestimmung des Menschen." Fichtes sämtl. Werke (Berlin 1845) II, 253 und 254.

Carlyle hat später oft anerkannt, daß ihm die deutsche Literatur und Philosophie bei der Ausbildung seiner Weltanschauung ganz unschätzbare Dienste geleistet habe. Ein gewaltig umfassendes Studium hat er ihr gewidmet. Seine zahlreichen Schriften über die deutsche Literatur und Übersetzungen deutscher Dichtungen beweisen, daß er erstaunlich tief in das Verständnis für die fremde Kultur einzudringen vermochte: viel tiefer als irgendeiner seiner Landsleute vor ihm. Und die Vermittlung deutscher Literaturwerke und deutscher Gedanken an die angelsächsische Kultur gilt, wie man weiß, geradezu als sein hervorragendstes literarisches Verdienst.

Über die Bedeutung des deutschen Einflusses für seine eigene geistige Entwicklung sind freilich auch abweichende Urteile laut geworden*). Und in der Tat ist anzuerkennen, daß Carlyle die Grundentscheidung zu einer antimaterialistischen Weltbetrachtung ganz aus eigener Kraft gewann. Seine Empörung gegen den Materialismus ist durchaus original; und auch die spätere Übernahme der deutschen Ideen erfolgte mit größter Selbständigkeit: nur was er für seine Bedürfnisse brauchen konnte, nahm er an; alles andere stieß er unbedenklich ab. Dennoch kann die Bedeutung dieser Beziehungen nach seinen eigenen Bekenntnissen, wie viel er den Deutschen, zumal Goethe, verdanke, schwerlich überschätzt werden.

Schon aus unserer bisherigen Betrachtung ergibt sich, warum Carlyle von den deutschen Dichtern und Denkern so stark angezogen werden mußte, warum die Beschäftigung mit ihnen schon bald viel mehr für ihn bedeutete, als eine bloße Bereicherung seiner literarischen Bildung, er fand ja bei ihnen lebendig, was er selbst erst mühsam erstrebte: eine Weltauffassung, die auf dem Boden des modernen Wissens ruhte und doch weit hinauswies über die Wirklichkeit der Alltagserfahrung; die den Geist als freien Herrn der Natur statt als ihren Sklaven begriff. So wurde der deutsche Idealismus dem Suchenden zum tröstlichen Lichte, das ihm den Weg in der Dunkelheit wies.

Carlyle begann mit der Lektüre der deutschen Dichter, der Klassiker und Romantiker. Erst später trat das Studium einiger philosophischer Schriften hinzu; ein Versuch mit Kants Kritik mißlang allerdings ziemlich bald, dafür wurden aber Herder, Fichtes kleine „populäre" Schriften, auch Schelling mit Eifer, wenn auch ohne tieferes Eindringen, gelesen. In der Hauptsache freilich lernte er die Grundgedanken des Idealismus nicht aus den Philosophen selbst, sondern aus Goethe, Schiller, Novalis und Schlegel kennen. Carlyle war ja nichts weniger als ein systematischer Denker: seine Ideen entwickeln sich durchaus aphoristisch, aus praktischen Anlässen, in halb zufälligen Zusammenhängen. Gewisse Stellen seines Tagebuchs und der Essay „Characteristics" zeigen deutlich seine Geringschätzung der rein theoretischen Spekulation, die er

*) Die folgende Darstellung steht in bewußtem Gegensatz zu der Auffassung Taines und des Franzosen F. F. Yandell (Th. Carlyle, Lille 1906), der die Bedeutung des deutschen Einflusses herabzumindern sucht.

gelegentlich geradezu als fressende Krankheit bezeichnete*). Im letzten Grunde empfand er sich den deutschen Fachphilosophen gegenüber doch immer als den nüchternen Angelsachsen mit den gesunden Wirklichkeitsinstinkten; für ihre komplizierteren Gedankengänge besaß er schwerlich die Aufnahmefähigkeit. Er war geradezu unfähig zur fortgesetzten Abstraktion; begreiflich also, daß er sich lieber an die poetische Wiedergabe der idealistischen Grundgedanken hielt, als an die spröderen Originalwerke der Philosophen, die dem Ausländer ja auch sprachlich ungeheure Schwierigkeiten boten.

Zuerst gewann die Persönlichkeit Schillers sein lebhaftes Interesse: dieser reine, edle Geist, der sich aus mühseligen und verworrenen Anfängen, aus äußeren und inneren Nöten mit siegreicher Kraft durchgerungen hatte zu „sonniger Klarheit". Carlyle fand in diesem Lebensschicksal sein eigenes teilweise wieder und verfolgte mit Bewunderung, wie es Schiller gelungen war, „sich eigene moralische Überzeugungen zu bilden, unabhängig von Glaubensartikeln und Kirchen", und so die Nöte des Irdischen durch den Geist zu überwinden. Aber bald genügte ihm dieses Vorbild nicht mehr; da der Poet aus der Gebundenheit der Natur in das Reich der Ideen und der Freiheit hinüberflüchtete, schien er den Boden der Wirklichkeit gänzlich unter den Füßen zu verlieren. Der Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit blieb unüberbrückt und trat dem Dichter selbst oft schmerzlich vor die Seele. Carlyle aber suchte ja gerade diesen Gegensatz, den er selbst als feindlichen Widerspruch des „Ich" gegen die Welt empfand, in einer höheren Einheit zu überwinden. Die ästhetische Metaphysik, mit der Schiller die Kluft zu überbauen versuchte, die Auflösung des Sinnlichen in die Welt des „schönen Scheins", konnte den starken Wirklichkeitssinn des Schotten nicht befriedigen; für eine rein ästhetische Betrachtung der Welt fehlte ihm überdies jedes Organ.

Tiefer und dauernder war schon der Einfluß, den er von Jean Paul Richter empfing. Hier fand er einen tiefen Sinn für die Mannigfaltigkeit und Schönheit der wirklichen Dinge, für den lebendigen Reiz gerade auch des Kleinen und Kleinsten, überstrahlt und durchleuchtet von einer idealen Auffassung der Welt im Ganzen. Die romantische Ironie, das Bewußtsein des souveränen Geistes von seiner Überlegenheit über die Welt der äußeren Dinge ist bei Jean Paul zu einem warmen Humor verklärt; die großen Nöte und Widersprüche des Lebens werden darin nicht aufgelöst, aber doch für das Gefühl dadurch überwunden, daß sie in ihrer bloßen künstlerischen Kontrastwirkung erfaßt sind. Das Wesen dieses Humors hat Carlyle vollkommen begriffen: „Es ist in der Tat die Blume und der Duft, der reinste Ausfluß einer tiefen, schönen, liebenden Natur, einer Natur, die in Harmonie mit sich selbst ist, ausgesöhnt mit der Welt und ihrer Armseligkeit und ihren Widersprüchen, ja eben in diesen Wider-

*) Yandell häuft solche Zitate, aus denen sich nur die häufige Verstimmung Carlyles über die Dunkelheiten der deutschen Philosophie, aber nichts über den tatsächlich wirksamen Einfluß der deutschen Ideen ergibt.

sprüchen neue Elemente der Schönheit sowohl als der Güte findend." „Selbst in seinem Lächeln liegt vielleicht ein rührendes Pathos verborgen, ein Kummer, der für Tränen viel zu tief ist." Denn dieser Geist „bringt in die verborgensten Kombinationen der Dinge" und „brütet über den Abgründen des Daseins; indem er alle Dinge umfaßt, adelt und belebt er sie alle, selbst die leblose Natur." Eben diese Belebung der ganzen Natur durch den Geist, der „die Unendlichkeit durchschweift", war sicherlich die letzte Ursache für den starken Eindruck, den Carlyle von Jean Pauls Schriften empfing. Hier sah er den Zusammenhang alles Lebendigen nicht als einen toten Mechanismus, sondern als ein unendliches Geheimnis erfaßt; durch die kleinen Geräusche des Alltags klingt es ja bei Jean Paul stets hindurch wie ein wehmutsvoller Ton von der Ewigkeit her. Nach der nüchternen Verständigkeit der englischen Prosa mag diese Lektüre auf Carlyle gewirkt haben wie ein Labetrunk nach langer Wanderung in der Dürre. Und so kam es wohl, daß er bald auch in dem phantastisch umherschweifenden Sprachstil des Romantikers die adäquate Ausdrucksform für seine eigene, unruhig drängende Gedankenwelt zu finden glaubte*).

Aber auch Jean Paul gab Carlyle bei weitem nicht das; was er suchte: nur verschwommene Stimmungen, keine klaren Gedankenzusammenhänge hatte der romantische Poet mitzuteilen. Viel wichtiger und recht eigentlich entscheidend wurde dagegen für den großen Schotten die Bekanntschaft mit Goethe. Nur darf man nicht meinen, daß er gerade die Grundgedanken seiner späteren Weltauffassung bei dem Weisen von Weimar habe finden können; vielmehr stehen diese, wie sich zeigen wird, teilweise in geradem Widerspruch zu den Lieblingsideen Goethes. Aber durch eine Seite des Goetheschen Wesens fühlte sich Carlyle von vornherein angezogen, die er bei vielen der deutschen Idealisten vermißte: durch den ausgeprägten Wirklichkeitssinn des großen Dichters. Das schien ihm vor allem bewunderungswürdig an Goethe, daß dieser die ganze Wirklichkeit der Natur und Geisteswelt mit seinem Geist umfaßte und durchdrang — und dann trotz aller Widersprüche und Negationen des Lebens doch zu einer freudigen Bejahung, einer harmonischen Weltauffassung gelangte. Auch Carlyle war im Grunde ein Realist im Goetheschen Sinne, kein Mann des rein abstrakten Denkens; schon während die philosophischen Grundsätze seiner neuen Weltauffassung in ihm reiften, waren zugleich tausend Fragen des praktischen Kulturlebens in ihm lebendig geworden: ein gärendes Gedankenchaos tat sich auf, für das er sich vergebens um feste Gestaltung mühte. Da wurde ihm Goethe, der große Lebenskenner und Wortkünstler, zum unschätzbaren Helfer. Carlyle empfand, daß die Form der Goetheschen Weltbetrachtung seinen eigenen Gedanken weithin adäquat sei; und so fand er in den Bildern und Gleichnissen des weisen Dichters sein unklares Ahnen oft überraschend greifbar zum Wort gestaltet. Gerade das war aber für ihn von großer Bedeutung. „Erst das

*) Dieser stilistische Einfluß Jean Pauls ist meines Erachtens bisher zu einseitig betont, der sachliche Einfluß dagegen meist beinahe übersehen worden.

Wort entbindet den Gedanken, befreit vom Druck der Unklarheit" — wie ein Carlylekenner treffend bemerkt hat. An der Goetheschen Lebensanschauung rankten sich die Ideen Carlyles gewissermaßen empor.

Dabei war ihm besonders wertvoll, das Leben des großen Dichters zu betrachten: er sah, daß auch dieser reine und tapfere Geist einst gelitten hatte unter dem Mangel einer festen Lebensanschauung — daß er sich dann aber kraftvoll aus dem haltlosen Schwanken der Wertherperiode erhoben hatte zu ruhiger Klarheit über sich selbst und die Welt. In dem zügellosen Subjektivismus, dem egoistischen Selbstgenuß des „Werthertums" erkannte Carlyle die typische Zeitkrankheit wieder, die auch ihn quälte, solange er noch unter der Herrschaft des selbstsüchtigen Glücksverlangens gestanden hatte, das ihm die mechanistische Weltauffassung einreden wollte. Darum schätzte er die Altersschriften Goethes am höchsten: „Wilhelm Meister" vor allem, den Erziehungsroman, in dem der Held aus sinnlicher Triebbestimmtheit und egoistischem Glücksstreben zu entsagender Arbeit für die Gemeinschaft, zu bescheidener, aber fruchtbarer Tätigkeit in bestimmtem Kreise geführt wird. Mit tiefster Ergriffenheit las Carlyle die Stelle in den „Wanderjahren", wo der Wanderer von den Weisen der „pädagogischen Provinz" belehrt wird über die dreierlei Arten von „Ehrfurcht": vor dem, was über uns ist, dem, was uns gleich, und dem, was unter uns ist. Hier glaubte er endlich zu finden, was er unablässig suchte, seit ihm der Glaube seiner Väter versunken war: die neue religiöse Weltauffassung. Seitdem war ihm Goethe unendlich verehrungswürdig als der erste wahrhaft moderne Mensch, der sich seinen Glauben an überindividuelle Mächte, an das sittliche Pflichtgebot und an den Wert der menschlichen Gemeinschaft selbst erobert hat. Es war ihm ein tröstlicher Gedanke, in diesem skeptischen Zeitalter einen solchen Helden zu sehen: einen Mann, der mitten im Leben stand und alle Anregungen seiner Zeit in sich aufzunehmen wußte wie kaum ein zweiter, und der doch nicht gefangen wurde von dem Treiben und der Unruhe seiner Tage, sondern sich selbst in olympischer Ruhe und Überlegenheit zu behaupten wußte, weil sein Geist aus Ewigkeitsgedanken lebte — ein Prophet im höchsten Sinne.

* * *

Dieser gewaltige Eindruck trat gerade im entscheidenden Augenblick in das Leben Carlyles — immer tiefer befestigt durch einen inhaltreichen Briefwechsel, der schon bald den Weimarer Alten mit seinem Verehrer persönlich verband. Er wirkte klärend, festigend auch auf die sittliche Entwicklung Carlyles ein. Solange dieser noch von den Ideen des „Benthamismus" gefangen war, hatte er dem Schicksal gegrollt, weil es seinem Streben hartnäckig den Erfolg versagte. Dann war die Stimmung des Trotzes über ihn gekommen, die bald darauf zu einer stillen Verachtung der Welt verraucht war. In der Stunde seiner geistigen Revolution hatte er alle Furcht vor dem zermalmenden Mechanismus des Weltalls abgeschüttelt, hatte aber auch jede Hoffnung begraben, von dieser Umwelt, die seinem Ich so fremd und feindselig gegenüberstand, jemals persönliches

Glück zu erlangen. Er befand sich nunmehr im „Mittelpunkt der Gleichgültigkeit“: „Sterben oder Leben ist mir gleich, ist mir gleich bedeutungslos.“

Aus dieser stumpfen Resignation hob ihn zuerst Goethe heraus; aus den „Wanderjahren“ holte sich Carlyle die Erkenntnis von der „Heiligkeit des Schmerzes“: daß es gar nicht die Bestimmung des Menschen sei, persönlich glücklich zu werden, sondern tätig zu sein, etwas Menschenwürdiges durch Arbeit hervorzubringen, müßte der einzelne auch darüber zugrunde gehen. Für Carlyle, den Puritanersproß, war das im Grunde ja keine neue Wahrheit; das Bewußtsein von der unbedingten Geltung des Pflichtgebots war ihm niemals ganz verloren gegangen. Aber es war ihm im Laufe seiner Entwicklung zeitweise stark verdunkelt worden, und nun fand er hier bei Goethe den klarsten Ausdruck für das, was er bisher doch nur halb verstanden hatte. Der Dichter zeigte ihm wieder, welche tiefe Wahrheit in den ethischen Grundlehren des Christentums enthalten sei, ja daß diese Lehre „das Letzte darstelle, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte“: „die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen.“*) Carlyle verstand die Tiefe dieses Gedankens vollkommen: „Es gibt im Menschen etwas Höheres, als die Liebe zum Glück. Er kann das Glück entbehren und statt dessen Seligkeit finden ... Die brausenden Wogen der Zeit verschlingen dich nicht, sondern tragen dich hinauf in das Blau der Ewigkeit.“

Damit war also der feste Boden des religiösen Denkens wiedergewonnen — zunächst für die praktische, ethische Seite der Lebensanschauung. Aber gleichzeitig begann sich nun auch das Dunkel zu lichten, das für den erkennenden Verstand die Stellung des Ichs in der Umwelt, in dem metaphysischen Zusammenhang der Erscheinungen, verhüllte. In jenem Akt der Empörung gegen die materialistische Weltauffassung war ja nur der feindliche Gegensatz, die gewaltige Kluft deutlich geworden, die das selbständige freie Ich von dem ungeheuren, mechanischen Weltprozeß trennte. Diese Spannung war auf die Dauer unerträglich. Für Carlyles tatenfrohen Wirklichkeitssinn war eine asketische Verachtung der Sinnenwelt, eine träumerische Zurückziehung in das eigene Innere ganz unmöglich. Er brauchte eine Weltanschauung, die ihn aus der Feindschaft gegen das „Nichtich“ befreite, indem sie ihn die Sinnenwelt als würdigen Gegenstand der sittlichen Betätigung betrachten lehrte**). Eine solche Weltauffassung fand er in der deutschen Dichtung wiedergespiegelt. Hier lernte er,

*) „Wanderjahre“ II, 1.

**) Von hier aus wäre es nicht schwer, der mehr geistreichen als geistvollen Auffassung H. Taines entgegenzutreten, der Carlyles auffallend scharfes Verständnis für die Realitäten des historischen Lebens in scharfen Widerspruch stellt zu seinem „träumerischen deutschen Mystizismus.“

die erfaßbare Wirklichkeit nicht als einen toten Mechanismus, sondern als ein lebendiges Ganzes zu erfassen, in dem sich in fortschreitender Entwicklung ein Göttliches, die Weltvernunft, offenbart. Hier fand er auch den klassischen sprachlichen Ausdruck seiner neu entstehenden Weltvorstellungen: er bezeichnete fortan mit Vorliebe die Welt der Erscheinungen als „das lebendige Kleid der Gottheit", als die sichtbare Darstellung oder das „Symbol" eines transzendenten realen Seins. Dieser platonische Gedanke geht in seiner schwebend-unbestimmten Fassung unmittelbar auf Goethe zurück: auf die Worte des Erdgeistes im „Faust" und auf die Symbolsprache der „pädagogischen Provinz". Aber Goethe wollte mit dem poetischen Bilde vom „lebendigen Kleid der Gottheit" seine pantheistische Vorstellung von der Erscheinungswelt versinnlichen: in der farbenreichen Fülle des konkreten Lebens ahnte er den geheimnisvollen Zusammenhang, die sinnvoll wirkende Naturkraft, die er mit göttlichen Attributen belegte; ihm schwebte die „natura naturans" Spinozas vor, als deren modi die Dinge der Erfahrungswelt erscheinen. Sein Jünger Carlyle faßte den symbolischen Ausdruck ganz anders: er dachte an eine transzendente göttliche Realität, die nicht mit den Kräften des Verstandes, sondern nur in der Intuition des Willens erfaßt werden kann; die Sinnenwelt erscheint dann als bloßer „farbiger Abglanz" der Gottheit, als abgeleitete, nicht ursprüngliche Realität. Gott ist mehr als die Summe alles erfaßbar Wirklichen: alle Dinge sind in Gott, aber Gott selbst ist nicht in allen Dingen restlos enthalten.

Wir verstehen sogleich, warum es für Carlyle unmöglich war, den Grundgedanken im Sinne Goethes pantheistisch auszudrücken: sein Bestreben war ja gerade, über die Schranken des Naturgesetzes, in denen der Pantheismus notwendig gefangen bleibt, hinauszukommen — eine Sphäre der sittlichen Freiheit hinter und über der Sphäre der Naturnotwendigkeit zu finden. Er empfand sein eigenes Streben nicht, wie der großartig naive Genius Goethes, in harmonischer Übereinstimmung mit dem Walten der Naturgesetze, sondern in schärfstem Widerspruch zu ihrem Zwang. Ein Unterschied von gewaltiger Tragweite! Hier liegt die Erklärung dafür, daß Carlyle nur die eine Seite des Goetheschen Wesens vollkommen erfaßte; den sinnenfrohen Künstler, den Meister des ästhetischen Genusses verstand er nicht, weil er selbst der Sinnenwelt ganz anders gegenüberstand, als jener. Und während Goethe sich mit besonderer Liebe in das Verständnis der äußeren Natur und ihrer farbigen Herrlichkeit versenkte, wandte Carlyle sein ganzes Interesse den Erscheinungen der sittlichen Welt, des geschichtlichen und sozialen Daseins zu. Beide suchten die Erscheinung des göttlichen Willens in der Erfahrungswelt zu erkennen — aber Goethe in dem gesetzlichen Zusammenhang des Naturgeschehens, Carlyle in der Freiheit des geschichtlichen Lebens.

Die sittlich-religiösen Wurzeln der Carlyleschen Weltvorstellung liegen offen zutage. Aber von einem einfachen Rückfall in die frühere theologische Weltanschauung kann doch nicht die Rede sein. Carlyle hatte sich inzwischen von der Unanfechtbarkeit der naturwissenschaftlichen Methode durchaus überzeugt;

die mathematische Konstruktion der mechanischen Naturgesetze, die Gültigkeit dieser Gesetze für die Welt der materiellen Erscheinungen zog er nicht in Zweifel. Nicht umsonst hatte er jahrelang mit großem Eifer mathematische Studien getrieben und Newton gelesen. Für seinen Glauben an die Freiheit des sittlichen Selbstbewußtseins fehlte ihm anfangs in der Tat die wissenschaftliche Begründung. In diesem Stadium seiner Gedankenentwicklung kam ihm nunmehr die deutsche Philosophie zu Hilfe. Aus Kant entnahm er den Grundgedanken der „transzendentalen Ästhetik": Raum und Zeit sind nur Anschauungsformen des denkenden Bewußtseins, keine metaphysischen Realitäten; die Körperwelt besteht nicht aus „Dingen an sich", sondern aus bloßen Erscheinungen. Also, folgerte Carlyle, ist der Materialismus und jede Weltbetrachtung, die den Objekten absolute Realität zuspricht und die Selbständigkeit des Geistes im Verhältnis zur Erscheinungswelt bezweifelt, wissenschaftlich widerlegt. Das war ihm die Hauptsache; er verstand, daß die idealistische Weltbetrachtung, die er aus der „höheren deutschen Literatur" kennen gelernt hatte, auf kantischem Boden beruhe; um die philosophischen Argumente im einzelnen kümmerte er sich nicht allzuviel. Die kantische Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft (im engeren Sinne) übernahm er in einer gewissen Vergröberung. Er glaubte mit ihrer Hilfe zu verstehen, warum die mathematisch-mechanische Weltbetrachtung nur die eine Seite der Wirklichkeit erfassen könne. Der Verstand bleibt ewig in die Grenzen der sinnlichen Erfahrung von Raum und Zeit gebannt, die Vernunft aber greift darüber hinaus und erfaßt anschauend die ewigen Wahrheiten: das transzendente Sein Gottes und die substantielle Einheit der Seele. So sind die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis bestimmt, und eine religiöse Weltanschauung ist „für den wissenschaftlich gebildeten Geist wieder möglich und notwendig gemacht". Dieses Ergebnis übernahm Carlyle. In der weiteren Ausgestaltung der Grundgedanken indessen zeigt er sich wesentlich unabhängig von der deutschen Philosophie: sein Gottes- und Seelenbegriff geht weit über das hinaus, was die idealistische Philosophie als „Postulat der praktischen Vernunft" oder als „absoluten Grund" wollte gelten lassen. Wohl ist er sich bewußt, daß unsere Begriffe und Namen dieser höchsten Idee gegenüber versagen, aber in der bildlichen Bezeichnung des höchsten Wesens nähert er sich mit der Zeit immer mehr den alttestamentlichen Vorstellungen seiner Jugend und entfernt sich von der philosophischen Ausdrucksweise.

* * *

Das sind im wesentlichen die Grundgedanken der neuen Weltbetrachtung, zu der die innere Entwicklung Thomas Carlyles schließlich hinführte. Raum und Zeit sind nur die beschränkten Formen unserer Anschauung von der Ewigkeit und Unendlichkeit Gottes. Des Menschen höchstes Glück und höchste Aufgabe ist es, die Ewigkeit im Zeitlichen zu schauen, Gott in seiner Erscheinungswelt zu erkennen. Soweit der Mensch eine gottverwandte Seele hat, soweit er die sinnliche Natur durch den Geist beherrscht, vermag er sich über

Zeit und Raum zu erheben, um in die Ewigkeit hinaufzureichen. Es sind die „Helden" in der Geschichte, deren Geist diese Macht besitzt, einen Schimmer von dem Geheimnis Gottes zu erfassen und der Menschheit in immer neuen, wechselnden Formen zu künden*). Die Menschheit aber lebt davon, daß ihr immer wieder solche Helden erstehen.

Von hier aus war es endlich Carlyle möglich, den schmerzlichen Widerspruch zwischen Willensfreiheit und naturgesetzlicher Notwendigkeit in einer höheren Einheit zu überwinden: nur für die beschränkte Verstandeserkenntnis erscheint ja das Naturgesetz als die einzige und letzte Norm alles Geschehens; die Vernunft erkennt in und über dem natürlichen Zusammenhang der Dinge das Walten des Geistes; so bildet die Sinnenwelt mit ihrer gesetzlichen Bestimmtheit keine lähmende Fessel für unser sittliches, geistiges Wollen, sondern das Feld für seine Betätigung. Unsere sittliche Aufgabe ist es gerade, diese irdische Welt nach den Normen des Geistes frei zu gestalten. Aus der trotzigen Verneinung des Lebens in der Wirklichkeit ist seine höchste Bejahung geworden. Der Mensch als Geist ist Herr über diese Wirklichkeit, die er nach seinen Idealen zu formen hat; Hindernisse sind nicht dazu da, die Menschen einzuengen, sondern überwunden zu werden: „Das Ideal liegt in dir selbst, das Hindernis ebenfalls in dir selbst; deine Lage ist nur das Material, aus dem du dieses dein Ideal formen sollst."

Das sind Worte von starkem, mutigem Klang, die fast an Fichte gemahnen; in der Tat kommen die reifsten ethischen Gedanken der deutschen Philosophie darin zum Ausdruck. Und Carlyle hat nun sein Bestes geleistet, indem er diese sittlichen Ideen anwandte bei seiner Betrachtung der menschlichen Gesellschaft in Geschichte und Gegenwart. Seit er die quälenden Zweifel seiner Kampfesjahre überwunden hatte, begann für ihn die Zeit des tätigen Schaffens — zugleich von sonnigeren äußeren Umständen begleitet. Der Kern seiner ursprünglichen Persönlichkeit kam wieder zum Vorschein; in all den heißen Kämpfen um seine geistige Freiheit war er nur weiter ausgereift. Mit allen Willenskräften drängte nun diese starke Seele hinaus aus der bloßen Selbstbetrachtung in die weite Welt der Wirklichkeit, um sich darin auszuwirken: „Nun konnte auch ich mir sagen: sei nicht länger ein Chaos, sondern eine Welt, wär's auch nur eine kleine Welt. Erzeuge, erzeuge! Wäre es auch nur der erbärmlichste, unendliche Bruch eines Erzeugnisses, bringe es hervor in Gottes Namen! Es ist dieses das Größte und Äußerste, was du in dir hast: wohlan, heraus damit! Auf! Auf! Alles, was deine Hand zu tun findet, tue es mit deiner ganzen Kraft! Wirke, solange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!"

*) Der Inhalt der absoluten Wahrheit wird also niemals in absoluter Erkenntnis, sondern immer nur symbolisch, in historisch bedingter Teilerkenntnis, erfaßt. In dieser historischen Bestimmung der Wahrheit, im Gegensatz zur spekulativen, beruht m. E. der grundlegende Unterschied zwischen Carlyle und den deutschen Idealisten — wie ich an anderer Stelle einmal genauer auszuführen hoffe.

Bevölkerungspolitik und Einkommensteuer

Von Majoratsbesitzer Adolf von Batocki auf Bledau, M. d. H.

Die preußische Regierung hat vor kurzem in berechtigter Sorge um die rückgängige Entwicklung der Geburtenhäufigkeit Mahnungen und Umfragen in die Provinzen ergehen lassen. Ein Ministerialdirektor hat allerdings ausgesprochen, daß der Geburtenrückgang an sich keineswegs etwas Bedenkliches, sondern eher ein Zeichen verfeinerter Kultur sei. Mag dieser letzteren Auffassung theoretisch ein berechtigter Kern zugrunde liegen, so beweist sie praktisch doch nur, daß die tatsächliche Lage Deutschlands, so weit sie das Kräfteverhältnis unter den rivalisierenden Völkern berührt, ungünstiger zu werden droht; denn eine Kultur, die nicht festgehalten und verteidigt werden kann, ist auf Sand gebaut. Gerade unser Vaterland braucht dringend eine Volksvermehrung nicht nur aus wirtschaftlichen und politischen, sondern auch aus kulturellen Gründen. Die Auswanderung, unter Umständen ein Zeichen der Übervölkerung, oder auch einer rückgängigen wirtschaftlichen Entwicklung, hat seit Einführung der Schutzzollpolitik fast ganz aufgehört; umgekehrt werden von der Industrie wie von der Landwirtschaft zur Erzeugung der für unsere Ernährung und wirtschaftliche Entwicklung notwendigen Güter außer den inländischen Arbeitskräften in zunehmendem Maße ausländische Hilfstruppen gebraucht. Arbeitslosigkeit tritt zwar bei örtlichen oder allgemeinen Schwankungen der wirtschaftlichen Konjunktur hier und da ein, ist aber im Durchschnitt auch in erfreulichem Maße zurückgegangen und städtische Arbeitslose würden, wenn sie ländliche Jahresstellen annehmen wollten, fast stets Arbeitsgelegenheit finden. In solcher wirtschaftlichen Lage bietet eine starke Bevölkerungszunahme wahrlich keine wirtschaftliche Gefahr. Die geographische und dadurch bedingte politische Lage Deutschlands und des Deutschtums überhaupt, erfordert aber noch dringender als jemals früher eine Zunahme der Bevölkerung, wenn wir unsere deutsche Kultur gegenüber dem quantitativ wie qualitativ sich rapide entwickelnden Slawentum des nahen Ostens und des Mongolentums im fernen siegreich erhalten wollen. Auch unsere endlich nach jahrzehntelangem Stillstand energisch und zielbewußt erschlossenen und geförderten Kolonien können eine zunehmende Menge deutscher Zuwanderer aufnehmen.

* * *

Die Bevölkerungszunahme wird durch drei Faktoren hauptsächlich beeinflußt: Geburtenhäufigkeit, Sterblichkeit (insbesondere Kindersterblichkeit) und Zu- und Abwanderung. Über Zu- und Abwanderung braucht nach den Hinweisen in der Einleitung in diesen Heften nicht mehr ausführlich gesprochen zu werden. Der Sterblichkeit insbesondere unter den jüngeren Kindern wird neuerdings durch hygienische und andere Maßnahmen, als da sind: hauswirtschaftlicher Unterricht der künftigen Mütter, Schutz der arbeitenden Frauen und Jugendlichen, allgemeine Jugendpflege für Körper und Geist, Wohnungs- und Bodenreform zielbewußt und mit Erfolg vorgebeugt, wenn auch auf allen diesen Gebieten noch außerordentlich viel zu tun übrig bleibt. Die Geburtenhäufigkeit ist derjenige Faktor, bei welchem bisher durch staatliche Maßnahmen am wenigsten erreicht werden konnte. Die schönsten Enqueten werden in dieser Hinsicht auch wenig ändern.

Wirklich Positives kann der Staat in dieser Richtung nur auf dem Gebiete der Besoldungs- und Besteuerungsfragen tun. In beiden Richtungen hat es aber bisher an einem zielbewußten Vorgehen fast ganz gefehlt. Eine Abstufung der Einkünfte der Beamten gleicher Klasse für Unverheiratete, Kinderlose, Kinderarme und Kinderreiche ist ja manchmal versucht, aber in der Regel in den Anfängen der Erwägung steckengeblieben, obgleich sie an sich eine Forderung der gesunden Vernunft ist. Die Erleichterung und Verbilligung der Kindererziehung für diejenigen auf dem Lande und in der Kleinstadt lebenden Beamten, denen nicht zugemutet werden kann, ihren Kindern nur Volksschulbildung angedeihen zu lassen, müßte gleichfalls ins Auge gefaßt werden, und zwar nicht nur vom Standpunkte der Bevölkerungspolitik, sondern auch im Interesse der für das Staatswohl dringend erforderlichen Seßhaftigkeit dieser Beamtenschichten. Mindestens aber müßte zunächst bei jeder Gehaltserhöhung das System der Kinderzulagen, für das sich vorläufig nur bei einzelnen Klassen gering besoldeter Staats- und Kommunalbeamten Anfänge finden, ausgebaut und auch auf die höheren Beamten ausgedehnt werden, wenn man sich zu der vorhin angedeuteten weitergehenden Differenzierung der Besoldung nach dem Familienstande noch nicht entschließen will.

Nicht minder wichtig, aber leider bisher ebensowenig zielbewußt berücksichtigt, ist die Einwirkung der Steuerpolitik auf das Problem der Bevölkerungszunahme. Von Reichs wegen ist dabei wenig zu tun. Es liegt zwar auf der Hand, daß die preissteigernde Wirkung der Schutzzollpolitik die kinderreichen Familien schärfer trifft als die kinderarmen oder kinderlosen. Es ist aber ein Zeichen doktrinärer Verbohrtheit und völliger Unbelehrbarkeit durch die geschichtliche Entwicklung, wenn aus diesem Grunde eine Erschütterung oder gar Beseitigung unserer Wirtschaftspolitik gefordert wird. Niedrige Preise nützen für die Lebenshaltung nichts bei mangelhafter Erwerbsgelegenheit; eine Gefährdung der letzteren durch Aufgabe unserer, für jeden der sehen will und nicht einseitige Handelsinteressen verfolgt, als segensreich erwiesene Wirtschaftspolitik würde also

auch vom bevölkerungspolitischen Standpunkte überaus verhängnisvoll sein. Die erhöhte, wenn auch gegenüber den in ähnlicher wirtschaftlicher Lage befindlichen Nachbarstaaten noch verhältnismäßig recht geringe Besteuerung der Genußmittel durch das Reich, ist vom bevölkerungspolitischen Standpunkte gleichfalls ohne Bedenken.

Ganz anders steht es mit der einzelstaatlichen Einkommensteuerpolitik. Bescheidene Ansätze zu ihrer zielbewußten Ausgestaltung in der hier in Frage stehenden Richtung zeigen sich zwar, aber von einer wirklich energischen Durchführung des Gedankens ist noch keine Rede und scheint auch nach dem bisherigen Ergebnis der Kommissionsverhandlungen über das neue preußische Einkommensteuergesetz kaum ins Auge gefaßt zu werden. Zwei Punkte sind es, auf die es dabei vor allen Dingen ankommt: die Besteuerung des Einkommens der Familienangehörigen und das Kinderprivileg.

Die derzeitige Gesetzgebung ist geeignet, die kinderreichen Familien erheblich zu beeinträchtigen, soweit die arbeitsfähigen Kinder, was vom sozialpolitischen wie ethischen Standpunkt gleich erwünscht ist, im Haushalt der Eltern leben und mitverdienen helfen. Nach dem bestehenden Gesetz ist in solchem Falle in der Regel das Einkommen des Mannes, der Frau und der Kinder zusammenzuzählen und als einheitlich vom Familienvater zu versteuern; das führt insbesondere auf dem Lande, wo diese gemeinsame Arbeitsweise zum Glück noch vielfach vertreten ist, zu ganz unbilligen Konsequenzen. Einige Beispiele mögen das erläutern. Zwei Gutsarbeiter haben als Drescher je zwei Hofgänger zu stellen. Der Mann verdient jährlich 800 Mark, jeder der Hofgänger 600 Mark; bei dem ersten haben die herangewachsenen Kinder Familiensinn, bleiben zu Hause und helfen den Eltern mitverdienen; bei dem anderen sind Kinder nicht vorhanden, der Mann hat dadurch Tausende an Erziehungskosten gespart, muß aber fremde Hofgänger annehmen. Die Ausgaben des Hausvaters für Beköstigung der Hofgänger sind in beiden Fällen gleich groß und auch das bare Geld, das der Vater seinen Kindern für Bekleidung und sonstige Bedürfnisse sowie als Taschengeld geben muß, ist ungefähr gleich dem Lohn, den die fremden Hofgänger des anderen erhalten. Die Einkommensteuer aber trifft die erstere Familie viel härter als die andere, da bei ihr das Einkommen der Eltern und Kinder zusammengerechnet wird. Der Hausvater hat hier von $800 + 2 \times 600$ Mark $= 2000$ Mark, an den Staat jährlich 31 Mark und, wenn die Kommunalsteuern, wie das bei östlichen Landgemeinden sehr häufig ist, 300 Prozent betragen, an die Gemeinde weitere 93 Mark, zusammen 124 Mark, also einen sehr großen Teil gemeinsamen Einkommens zu zahlen, während der andere Mann nebst seinen Hofgängern von der Staatssteuer ganz frei bleibt und nur wenige Mark Kommunalabgaben zu entrichten hat. Genau dasselbe Bild, nur wegen der erhöhten Einkommensätze in noch verstärktem Maße würde sich bei zwei Bauern mit gleichwertigem und gleichverschuldetem Besitz ergeben, von

denen der eine durch seine erwachsenen Kinder unterstützt wird, während der andere fremde Arbeiter hält.

Ähnliches gilt von der bisher vorgeschriebenen Zusammenrechnung des Einkommens von Mann und Frau. Wo die Frau durch Außenarbeit bei Fremden mitverdienen muß, liegt eine schwere Beeinträchtigung ihrer eigentlichen Aufgaben als Hausfrau und Mutter vor, nicht nur in ethischer, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht, was eine milde Steuerveranlagung rechtfertigt. Von einer solchen ist aber nicht die Rede, da das Einkommen von Mann und Frau grundsätzlich dem ersteren angerechnet wird. Auch das neue Gesetz will davon nicht abgehen. Ein Beispiel aus der Praxis: Zwei Arbeiter verdienen je 1200 Mark, der eine ist verheiratet, die Frau arbeitet auswärts und verdient 600 Mark jährlich; der andere lebt mit seiner Wirtin zusammen, welche den gleichen Betrag verdient. Die Staatssteuer beträgt bei ersterem 31 Mark und bei 300 Prozent Kommunalzuschlägen im ganzen 124 Mark, während der andere 12 Mark Staatssteuer und im Höchstfalle etwa 43 Mark Kommunalsteuern für sich und seine Wirtin entrichtet.

Die auch bei den neuerlichen Kommissionsverhandlungen wieder ins Feld geführte Betonung der wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit der Familienmitglieder mag philosophisch und juristisch wohlbegründet sein; ihre schematische Durchführung für die Einkommensteuergesetzgebung bewirkt eine direkt sinnwidrige Schädigung der tüchtigen kinderreichen Familien und keinerlei theoretische Erwägungen sollten die zuständigen Stellen von einer Beseitigung dieser Mißstände abhalten.

Ähnliches gilt von dem sogenannten Kinderprivileg. Der Grundgedanke desselben, daß kinderreiche Familien Steuerermäßigungen erhalten müssen, war schon in dem ersten Miquelschen Einkommensteuergesetz berücksichtigt, freilich in völlig unzureichendem Umfange. Die Novelle von 1906 hat das Prinzip des Kinderprivilegs weiter ausgebaut, aber auch nur in einem den praktischen Bedürfnissen noch lange nicht genügenden Maße. Nachdem nun die letzten Jahre das drohende Gespenst eines akuten Geburtenrückganges auch in Deutschland deutlich haben hervortreten lassen, war es zu erwarten, daß das in der Beratung befindliche neue Gesetz auch auf dem Steuergebiet dieser Gefahr voll Rechnung tragen würde. Das ist leider nicht der Fall und dem Vernehmen nach sind die in der Steuerkommission des Abgeordnetenhauses in dieser Richtung gegebenen weiteren Anregungen bei der Finanzverwaltung auf starken und vorläufig erfolgreichen Widerstand gestoßen. Begründet wird dieser Widerstand damit, daß sich ein zu starker Ausfall an Steuerertrag ergeben würde, und ferner, daß die „Steuerkraft" vieler hochbelasteter Gemeinden empfindlich getroffen werden könnte. Beide Einwendungen erscheinen keineswegs stichhaltig. Das für die Staatsgesamtheit nötige Gesamtsteuersoll muß natürlich erzielt werden. Jede Steuer ist aber um so weniger drückend, je mehr sie sich der Leistungsfähigkeit des einzelnen Steuerzahlers

anpaßt, und diese Leistungsfähigkeit richtet sich keineswegs schematisch nach der Einkommensumme. Ein Junggeselle oder kinderloser Familienvater mit 2000 Mark Einkommen ist steuerlich leistungsfähiger als ein Vater von sechs oder acht nicht erwerbsfähigen Kindern mit einem Einkommen von 3000 Mark. Eine großzügige und weitblickende Einkommensteuerpolitik darf sich nicht auf die mechanische Ermittlung der Einkommenzahlen beschränken, sondern muß sämtliche für die steuerliche Leistungsfähigkeit in Betracht kommenden Momente voll berücksichtigen und die Sätze so bemessen, nötigenfalls unter teilweiser Erhöhung, und so abstufen, daß der Staat zu dem Seinigen kommt, ohne daß der steuerlichen Gerechtigkeit irgendwie Eintrag geschieht. Wer mit Sorgen, Mühen und oft eigener Entbehrung in seinen Kindern eine Schar künftiger, tüchtiger deutscher Soldaten und Hausfrauen dem Vaterlande auferzieht, bringt damit weit höhere Opfer als selbst der beträchtlichste Einkommensteuerbetrag ausmachen würde. Unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen bei der Steuerveranlagung eine durchgreifende Berücksichtigung dieses Umstandes zu versagen, bedeutet eine doppelte und darum ungerechte Heranziehung zu Opfern für den Staat.

Völlig verfehlt erscheint der Hinweis auf die durch eine derartige Verschiebung der Einkommenbesteuerung bewirkte angebliche Schwächung der „Steuerkraft" hochbelasteter Gemeinden. Diese Steuerkraft richtet sich nach der Leistungsfähigkeit bzw. dem Einkommen der Einwohner und nicht nach der staatlichen Besteuerung dieses Einkommens. Würde der Staat seine Einkommensteuern um die Hälfte herabsetzen, so würde dadurch die Steuerkraft der Kommunen, obwohl sie dann für sich höhere Prozente der verringerten Staatssteuer erheben würden, nicht sinken, sondern eher steigen, ebenso wie sie durch die Außerhebungsetzung der früheren staatlichen Realsteuern gestiegen ist. Wäre jene Schlußfolgerung richtig, dann könnte ja der Steuernot so vieler Gemeinden mit einem Federstrich abgeholfen werden. Der Staat brauchte nur seine Einkommensteuersätze zu verdoppeln, dann würden die Gemeinden, die jetzt 300 Prozent Zuschläge erheben, mit 150 Prozent auskommen, also scheinbar eine außerordentliche Stärkung ihrer Steuerkraft erlangen, — wenn eben jene Beweisführung der Finanzverwaltung zutreffend wäre! In Wirklichkeit bedeutet es eine schwere Selbsttäuschung, wenn der Staat den durch eine große Kinderzahl in ihrer Steuerkraft wesentlich beeinträchtigten Bürgern eine angemessene Berücksichtigung dieser Beeinträchtigung verweigert, um so das Steuersoll für sich und für die Kommunen zahlenmäßig höher erscheinen zu lassen. Auf solchem Wege gelangt man wahrlich nicht zu einer richtigen Erfassung des schwierigen und für unsere wirtschaftliche Zukunft entscheidenden Problems einer richtigen Ausgestaltung der Kommunalbesteuerung. Die Mängel auf diesem Gebiete liegen nicht in einem zu niedrigen Gesamtstaatssteuersoll, sie liegen in der außerordentlich großen und ständig zunehmenden Ungleichheit, welche sich in den verschiedenen Gemeinden und Landesteilen zwischen der Entwicklung der Steuerkraft einerseits und des kommunalen Bedarfs anderseits ergibt. Zur Beseitigung dieser Schäden

gehören ganz andere Mittel als die Verweigerung eines wirksamen Kinderprivilegs oder einer gerechten steuerlichen Behandlung des Einkommens der Haushaltsangehörigen. Jede Verquickung dieser Fragen mit der Höhe der Kommunalabgaben muß zu schweren und verhängnisvollen Fehlschlüssen führen. Mögen die zur Entscheidung berufenen Faktoren des Landtages und der Staatsregierung auf allen für eine gesunde Volksvermehrung in Betracht kommenden Gebieten auch auf den der Einkommensteuer rechtzeitig und großzügig das tun, was das Interesse des Vaterlandes erfordert!

Im alten Serail von Stambul

Von Max Larsen in Konstantinopel

Nicht die Bewunderung architektonischer Meisterwerke macht den Besuch des alten Serail von Stambul zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Es ist das Bewußtsein, an Stätten geweilt zu haben, die vierhundert Jahre lang Macht und Glanz berühmter türkischer Herrscher sahen, die noch heute die größten Heiligtümer des Islam bergen, und deren Vorhandensein die Phantasie unablässig mit Bildern verfolgt, die höchstes Glück und bitterste Verzweiflung in bunter Folge bringen.

Gibt es noch einen zweiten Königspalast, dessen Terrassen, Mauern und Zinnen wie ein einziger gewaltiger Märchenthron den blauen Fluten der See entsteigen, dessen Türme und Kuppeln von grüneren Bäumen umrauscht werden, über den ein schönerer Himmel sich spannt? Hat je eine Kaiserburg auf historisch gleich geheiligtem Boden gestanden? Die Akropolis des alten Byzanz!

Ganz trocken berichtet die Chronik, Muhammed der Zweite habe auf den Trümmern des Kaiserpalastes der Byzantiner ein Lustschloß zu bauen begonnen. Dieses wurde schon unter Suleiman dem Ersten die Residenz der Sultane und hat dann fünfundzwanzig Herrscher in seinen Mauern regieren sehen.

Dem innersten Serail vorgelagert sind zwei Höfe, von denen nur der erste, der Janitscharenhof, der Allgemeinheit zugänglich ist. Man betritt ihn, von Santa Sofia kommend, bei dem Kaisertor Bab-i-Humayun. Hier zieht bei festlichen Gelegenheiten der Sultan noch heute in den Serail ein. Aber dasselbe Tor hat auch andere Bilder gesehen. An seinen Pfosten hing man die Köpfe der Westre oder Minister auf, die als Opfer der Eifersucht irgendeines mächtigen Paschas oder unzufriedener Janitscharen gefallen waren. Wenn das Volk des Morgens hier vorüberkam und sein Gebet für den Padischah stammelte, sah es

mit Grauſen die Zeichen ſeiner Macht, und mancher junge Emporkömmling mag nachdenklich weitergegangen ſein.

Der Hof macht einen verwahrloſten Eindruck. Links ſteht die altchriſtliche Irenenkirche, die jetzt als türkiſches Waffenmuſeum dient, mit ſchönen Steinſarkophagen davor, und nicht weit davon ſieht man die denkwürdige Janitſcharenplatane, einen abſterbenden Baum, unter dem die Leibgarde der Sultane, dieſe ſelbſtgezüchtete Geißel, vor einer Empörung ſich zuſammenzurotten pflegte.

Was für ein Treiben muß tagsüber hier im erſten Hof des Serail geherrſcht haben! Am Morgen, wenn die glockenhellen Stimmen der zweiunddreißig Muezzins von allen Minaretts ringsum den nahenden Tag verkündet hatten, zog die Leibwache vorbei, und bald darauf kam das Leben von draußen durch die Tore hereingeſtrömt. Beamte aller Art erſchienen und eilten vorüber: der erſte Ulema, dem die religiöſe Pflege ſeines großen Herrn oblag, der erſte Leibarzt, der ſich nach deſſen Geſundheit erkundigen mußte, Sekretäre, Miniſter, Gerichtsperſonen, Verwalter von Hofgütern, Offiziere, Gelehrte, die im Palaſt unterrichteten, und nicht zu vergeſſen jeden zehnten Tag der Haarſcherer Seiner Majeſtät. Uniformen, Staatsgewänder in allen Farben belebten den Platz, dazwiſchen zogen in langen Reihen Laſttiere nach den Schatzkammern und Warenſpeichern, die die Einnahmen ganzer Provinzen auf ihrem Rücken trugen. Zu Mittag erſchien ein Heer von Köchen und Küchenjungen, um den im Schatten der Bäume gelagerten Janitſcharen ganze Berge von Pillav (eine Art Reis) und gebratenem Fleiſch vorzuſetzen. Des Nachmittags fanden die Auffahrten der fremden Geſandten ſtatt.

Nur zu Fuß durften dieſe hohen Herren den zweiten Hof des Serail betreten. Bei dem Bab-el-ſelam (Tor der Geſundheit), das ſehr gut erhalten iſt und von zwei ſpitzen Türmen flankiert wird, wurden ſie in einen kleinen Raum geführt, in dem die vom Sultan überſandten Gewänder angelegt werden mußten, und ohne die niemand zur Audienz zugelaſſen wurde. Das Tor war ſtets ſcharf bewacht und diente zugleich als Menſchenfalle für alle in Ungnade gefallenen Staatsbeamten. Ein ſolches unglückliches Opfer wurde unter irgendeinem Vorwande nach dem Palaſt gerufen und erhielt eine leichte Verwarnung, die wie eine dunkle Wolke über den Himmel ſeines Glückes zog. Auf ſeinem Wege zurück unter dem Bab-el-ſelam angekommen, ſchloß ſich plötzlich eine Tür unmittelbar hinter ihm und die vordere öffnete ſich nicht. So war der Ärmſte gefangen und wurde ſofort vom Henker gerichtet, der dann auf einem nach dem Serail führenden geheimen Gang verſchwand, um zu melden, daß der Befehl des Padiſchah vollzogen ſei.

Nicht ohne Grauen betritt der Fremde, den von einem Palaſtbeamten ausgeſtellten Erlaubnisbrief in der Hand, dieſen Ort des Schreckens, und vor ihm liegt der zweite Hof des Sultanspalaſtes. Alleen von uralten ſchwarzen Zypreſſen durchziehen den weiten Raum, hundertjährige Platanen und Linden wölben ein breites Dach darüber, durch welches gedämpft das Sonnenlicht

einströmt. An den weißen Steinen halbverfallener Brunnen rankt wilder Efeu, und im Dämmerlicht dieses verwunschenen Gartens wiegen sich schillernde Käfer und bunte Schmetterlinge.

Ringsum laufen Arkaden, von weißen Säulen getragen; dahinter stehen trauernd alte Palastgebäude, die mit ihren vergoldeten Kuppeln und dem reich geschnitzten Holzwerk ihrer Wände die Erinnerung an ihre große Zeit festhalten möchten. Das bedeutendste davon ist die Kubbe Alty, in der jahrhundertelang der türkische Ministerrat seine Sitzungen abhielt. Heute ist der wundervolle Bau ein Bild trostlosen Verfalles, vor dem selbst der spitze weiße Turm darüber, welcher schon von weitem sichtbar ist und lebhaft an einen deutschen Kirchturm erinnert, sich nicht retten kann.

Fünfmal in der Woche tagte hier der Rat der Minister unter dem Vorsitz des Großwesirs. Den weißen Turban auf dem Kopf und mit gleichmütigen Gesichtern saßen diese Großen da und berieten mit tonloser Stimme über das Wohl und Wehe des Reiches. Ein Zug von Furcht ging dann wohl über die Gesichter, wenn oben am goldverzierten Fensterchen in der Nähe des Großwesirs geklopft wurde und der oft anwesende, aber stets unsichtbare Sultan seinem Mißfallen über irgendeine getroffene Entscheidung Ausdruck verlieh. Was würde der nächste Tag diesen vom Schicksal verwöhnten Machthabern bringen?

In den übrigen Gebäuden des zweiten Serailhofes war die kaiserliche Küche untergebracht, ferner eine Werkstatt, wo die kupfernen Kessel verzinnt wurden, eine Seifensiederei für parfümierte Seifen, eine besondere Küche für die Herstellung von Süßigkeiten, Pferdeställe und Wohnungen für die Diener. Aus der Küche mußte die über fünftausend Köpfe zählende Familie des Serail täglich gespeist werden, und bei besonderen Gelegenheiten, wie in den Nächten des Ramasan, kamen zwölftausend hungrige Janitscharen dazu.

Wer an einem stillen Juninachmittag hier im Schatten der Platanen sitzt und in die traumhafte Einsamkeit des Hofes hineinblickt, zu dem das Lärmen der Weltstadt nicht hinaufdringt, wird kaum glauben können, daß dies der Ort ist, von dem aus die Aufrufe zu „heiligen Kriegen" ergingen. Ein runder Stein bezeichnet die Stelle, an der das Banner des Propheten beim Ausbruch eines Krieges gegen eine christliche Macht unter großen Zeremonien aufgepflanzt wurde. Sie liegt unweit des dritten großen Tores, des Bab-i-Seadet (Tor der Glückseligkeit), das den Eingang zum innersten Serail bildet.

Noch andere große Schauspiele, aber von erschütternder Tragik, haben sich an dieser Pforte abgespielt; das sind die Revolten der Janitscharen. Die Leibgarde des Sultans ist wieder einmal unzufrieden. Sie verlangt Absetzung und Tod eines Wesirs, den der Padischah nicht opfern will. Da alle Petitionen nichts helfen, rotten sich in finsterer Nacht ein paar hundert Soldaten zusammen, und beim Schein ihrer Fackeln stürmen sie durch die Serailhöfe nach dem Tor der Glückseligkeit hinunter, von dem die Wache haltenden weißen Eunuchen erschreckt zurückweichen. In ungestümer Wut tragen sie ihre Forderungen vor.

Palastbeamte kommen und suchen sie zu beruhigen; umsonst. Es werden Säcke voll goldener Münzen in den Hof heruntergeschüttet; auch das ist vergebens. Das ganze Heiligtum des Serail wird lebendig. Erschreckte Frauen mit bleichen Gesichtern zeigen sich hinter den holzvergitterten Fenstern des Harems, und zuletzt tritt der Sultan selbst, umgeben von seinen Eunuchen, hinter einer Tür hervor. Er bittet und fleht um das Leben des Unglücklichen; Hohnrufe schallen ihm entgegen. Und als die Meute Anstalten macht, zum Sturm vorzugehen, knickt er gebrochen zusammen. Das Opfer wird ausgeliefert und auf der Stelle in Stücke gerissen. So hat einst Selim der Dritte den ganzen Kreis seiner Minister diesen Bestien preisgegeben. — Bei großen Palastrevolutionen drangen die Janitscharen bis in die Gemächer des Harems vor, alles niedermachend, was sich ihnen in den Weg stellte. Hier töteten sie die Kinder vor den Augen ihrer Mütter, zerrten die sich mit Zähnen und Nägeln wehrenden Frauen auf den Hof hinaus und erdrosselten sie dort. — Sultane haben sie ein- und abgesetzt, und erst im Jahre 1826 ist es Mahmud dem Zweiten gelungen, durch ein furchtbares Massakre diesen Schrecken der Padischahs zu vernichten.

Dem Besucher des innersten Serailhofes fällt die Regellosigkeit in der Anordnung der Gebäude auf; nirgends ist auf eine harmonische Gruppierung derselben Rücksicht genommen worden. Neben reizenden Kiosks stehen plumpe Steinbauten. Man sieht deutlich, daß hier nicht nach einem bestimmten Plan, sondern nach jeweiliger Laune geschaffen wurde. Zum Paradies wurden diese Stätten erst durch die wunderschönen Gärten, die mit ihren breitkronigen Pinien- und dunkelgrünen Orangenhainen sich in Terrassen zum Meer hinunterzogen.

Vom Tor der Glückseligkeit kommend, wird man zunächst in den Thronsaal (Ars-Odassi) geführt, einem kleinen quadratischen Gebäude mit breitem ringsum laufenden Säulengang, das den Saal enthält, in dem der Padischah, auf einem divanartigen Thron zwischen weichen Kissen liegend, die fremden Gesandten und Würdenträger empfing. Der Raum hat einen prachtvollen, mit goldenen Arabesken geschmückten Plafond, an den Wänden leuchten herrliche Fayencen. Hier war es, wo die Leichen der neunzehn Brüder Muhammeds des Dritten vor den Thron gelegt wurden, als 1595 die Kanonen den Tod ihres Vaters verkündeten und den neuen Sultan zur Regierung riefen.

Neben dem Thronsaal steht die Bibliothek des Serail, die mehr als dreitausend arabische, persische und türkische Handschriften enthält. Auch zahlreiche alte griechische und lateinische Manuskripte sollen hier zu finden sein.

Eine der Hauptsehenswürdigkeiten des Serail ist das kaiserliche Schatzhaus, in dessen drei, übrigens recht ärmlichen und schlecht beleuchteten Sälen, alle Kostbarkeiten von vier Jahrhunderten aufgestellt sind, die als Kriegsbeute, Geschenk oder als schuldiger Tribut nach Konstantinopel wanderten. Was hier an edlen Steinen, kostbaren Metallen und wertvollen Stoffen aller Art zusammengetragen worden ist, übertrifft die kühnsten Vorstellungen. Es ist nur schade, daß hin und wieder zwischen Gegenständen von unschätzbarem Wert ganz wert-

lose Dinge sich finden, wie Musikdosen oder Standuhren, die einem die Illusion, im Märchenlande zu sein, gründlich zerstören können.

Besonders interessant sind die historisch denkwürdigen Stücke dieses Schatzes, wie z. B. ein massiv goldener Thron, der ganz mit Edelsteinen und Perlen übersät ist, das Beutestück Selims des Ersten, das er 1514 aus einem Krieg gegen Persien heimbrachte, ferner Harnische und Waffenstücke berühmter Sultane, und nicht zu vergessen die Staatsgewänder aller Herrscher, von Muhammed dem Zweiten bis zu Mahmud dem Zweiten, aus den kostbarsten Brokat- und Seidenstoffen gefertigt, jedes mit Gürtel, Dolch und diamantner Aigrette.

Der dem Schatzhaus gegenüberliegende „Saal des heiligen Gewandes" wird dem Besucher des Serail nicht geöffnet. Er birgt die größten Heiligtümer des Islam: einen Mantel des Propheten, das heilige Banner, seinen Bart und einen Zahn. Einmal im Jahr, am fünfzehnten Tag des Fastenmonats Ramasan, kommt der Sultan nach dem alten Serai, um den heiligen Mantel zu küssen, eine Handlung, die mit großer Feierlichkeit vor sich geht.

Wer das Schatzhaus verläßt, folgt einem der führenden Beamten durch schöne Gärten mit kühlenden Fontänen nach einem von Abd-ul-Medschid im modernen Stil erbauten Marmorkiosk, von dessen Terrasse die großartigste Rundsicht sich auftut: Zu Füßen drei gewaltige Meeresstraßen, die Marmara, der Bosporus und das Goldene Horn, auf welchen die großen Schiffe wie winziges Spielzeug sich hin- und herbewegen, in der Ferne die bunten Küsten von Asien und am Horizont des Olymps weiße Firnen. Was ist schließlich alles Menschenwerk gegen solche Wunder? Und wenn es selbst der Bagdadkiosk wäre!

Dieses schönste Schmuckstück des Serail liegt, von den übrigen Gebäuden getrennt, in einer lauschigen Ecke des großen Gartens. Zu dem kleinen in Form eines Achtecks gebauten Lustschloß führen breite Marmorstufen empor. Murad der Vierte ließ es zum Andenken an den Feldzug gegen Bagdad errichten und schuf damit ein Meisterstück orientalischer Kunst.

Der durch eine Galerie geschützte Kuppelbau enthält im Innern einen großen Raum, dessen gedämpftes Licht durch die bunten Scheiben der hohen Fenster hereinflutet. Die Kuppel ist mit Malereien — auf Gazellenhaut aufgetragen — bedeckt. Alle Wände leuchten im Schmuck herrlicher Fayencen, Türen und Nischen bestehen aus kostbarem Holz mit Perlmutter- und Elfenbeineinlagen, und den Boden decken schwellende Teppiche. Im verschwiegensten Winkel dieses Saales müßte man auf einem Diwan hocken und den Erzählungen aus Tausend und einer Nacht lauschen, dann würden sie erst leben! — Von der Galerie des Bagdadkiosk sieht man auf einen einsamen Garten hinunter, in dem die sogenannte Gotensäule steht, die wahrscheinlich Theodosius der Große zum Andenken an den Sieg über die Goten bei Nisch aufstellen ließ und als das älteste Denkmal Konstantinopels gilt.

Und die Harems des Kaiserpalastes? Die Baulichkeiten, die heute als solche bezeichnet werden, wecken Gefühle des Mitleids für deren Bewohner, „die wie in einem großen Kloster lebten, wo das Vergnügen die Religion war und der Sultan Gott". Wieviel mag hier geliebt und gelitten worden sein, wie viele Worte der Leidenschaft, des Hasses und der bittersten Klage müssen diese Mauern erstickt haben!

Aber war die große Familie des Sultans nicht glücklich? Hatte sie nicht alles, wonach ihr Trachten stand? Gewiß. Aber die Zeiten waren damals nicht weniger wandelbar als heute. — Hier in diesem weißen Kiosk wohnt eine der Lieblingsfrauen des Padischah. Sie hat ihr kleines Reich für sich, und darin geht es immer fröhlich zu, vom ersten Lachen der spielenden Kinder drunten im Blumengarten bis zur abendlichen Iftar-Mahlzeit mit ihrer Freundin, der kleinen Kaukasierin. Als „Taschengeld" bezieht sie die Einnahmen einer ganzen Provinz, wodurch ihr die Möglichkeit wird, sich alle Wünsche zu erfüllen. So kann ihr Glück nie ein Ende haben.

Da ist eine Jüdin, die mit kaiserlicher Erlaubnis im Serail Juwelen zum Verkauf anbieten darf. Sie bringt kostbare Steine, und — oft auch Nachrichten aus der großen Welt jenseit der Haremsmauern. Da gibt es also auch noch Männer? Und was für welche; kluge, mächtige Paschas! Das kleine Herz schlägt stürmisch, und eines Tages — die Jüdin war wieder da gewesen — ist auch ein Brieflein gekommen. — Daß es nur geheim bliebe! Ach, diese Angst! Weiß der Gebieter davon, ahnt er's vielleicht? Heute war er nicht wie sonst. — Ich bin ihm nichts mehr! — Allah ist gerecht; die kleine Kaukasierin!

Selbst die Politik hat sich Eingang in die Harems zu verschaffen gewußt. Die Küsse einer Roxalana brachten zwei Großwesiren den Tod, Frauenmacht sandte Tausende von Janitscharen in Krieg und Verderben, und zuzeiten hat der ganze Ministerrat eines Sultans dem Frauengebot sich gefügt.

Beim Verlassen des alten Serail drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf: Wie haben hier Jahrhunderte hindurch Verbrechen auf Verbrechen gehäuft werden können ohne ausgleichende Vergeltung? Und die Frage bleibt ungelöst. Aber etwas wie Gerechtigkeit muß es auch an dieser Stätte gegeben haben. Denn die, die ungestraft freveln durften, „regierten mit dem Schwert, aber das Schwert diktierte ihnen das Gesetz".

Grundsätze moderner Ringinszenierung

Von Dr. Fritz Reck-Malleczewen in München

Es ist merkwürdig: Bayreuth steht heute fester als je in einem Jahrzehnte vorher. Und doch mehren sich die Stimmen derer, die eine Abkehr von Wagner beobachten wollen. Eine Abkehr, die der neu aufblühenden Mozart- und Bachkultur zugute kommen soll. Die hier an Wagners Werk zweifeln, glauben fast alle ein Zeichen der neuen Zeit zu sehen. Eine Abkehr der neuen Generation von dem Naturalismus Wagners. So spricht sich Friedrich Huch, der im übrigen Wagner durchaus gerecht wird, in seinem musikalischen Roman „Enzio" aus. Und fast dieselben Gedanken äußerte neulich Emil Ludwig in einer Arbeit über die neue Jugend.

Es ist heute nicht meine Aufgabe zu untersuchen, ob diese Abkehr von Wagner wirklich besteht und ob sie mit der auf allen Lebensgebieten immer stärker werdenden Sinnesänderung der jungen Generation zusammenhängt. Ich glaube, daß man froh im Strom seiner Zeitgenossen (die ja dem Naturalismus im weitesten Wortsinne immer fremder werden) schwimmen und doch in Wagners Werk einen der größten Schätze deutschen Lebens sehen kann.

Ich glaube aber auch, daß an diesem Zweifel etwas Wahres und Berechtigtes ist. Etwas, das aufs engste mit meinem Gegenstand verbunden ist.

Ludwig sagt wörtlich: „Es soll hier nicht die Rede sein von dem beispiellos glänzenden Versuch Wagners des Deutschen, die Kultur seines Volkes zu orientalisieren. Er ist nicht populär geworden und nicht exklusiv geblieben, aber er ist nun höchst legitim, und dies auf eine peinliche, umfassende, denkmalenthüllende Art. Er wurde eine Art konstitutioneller Klassiker. Die Besten haben ihn vergessen. Das Volk kennt ihn nicht, aber die Volksvertretung. Der alte Zauberer hat nur eine Generation verführt! Ein Menschenalter nach seinem Tode betet die Jugend die alten Götter an und preist Meister, die von jenem lernten und ihn dennoch umgehen." Das sind zum Teil gewiß ungerechte Worte. Und doch, es ist etwas Wahres daran, wenn Ludwig (wie Friedrich Huch) von einem Zauber spricht. Und eben diesen Zauber, den ich für einen störenden, teilweise auch unedlen Bestandteil in Wagners Lebenswerk halte, diesen Zauber auszumerzen, ist eine der Aufgaben der modernen Wagnerregie.

Wer das Lebenswerk großer Männer im Innersten kennt, weiß, wie oft es über die Menschlichkeit seines Schöpfers hinauswächst. Wie oft die Triebfedern kleinlich, gar unsympathisch sind. Wie oft Kleines erstrebt, und Großes erreicht wurde. Kolumbus sucht einen neuen Handelsweg nach dem anderen Ende der alten Welt und findet eine neue. Das ist symbolisch. Auf viele Großtaten der Menschheit kann man es anwenden. Und auf Wagner besonders.

Aus philologischen Studien über die Mythologie der Germanen erwächst der Plan zum Ring, und schafft ein Werk, das nicht nationalistische, sondern kosmische Bedeutung hat.

Von diesem Satz aus läßt sich schon der Schritt tun ins Gebiet der Inszenierung.

Soll das Werk heute frei sein von allen Schlacken, die Ludwig meint, so muß das Gewand, in das man es kleidet, frei sein von jenen nationalistischen Zutaten, die ihm wie kleine Fremdkörper anhaften.

Zunächst muß ich mich nach dieser These mit denen auseinandersetzen, die des Ringes Bedeutung gerade in dem spezifisch Germanischen sehen, etwa als vorweggenommene symbolische Krönung der Reichsgründung wie das unschöne Denkmal auf dem Niederwald. Zugegeben: Wagner selbst, der von dem germanischen Mythos ausgegangen war, hat sein Werk zu einem Teile ähnlich aufgefaßt. Seine szenischen Bemerkungen, noch mehr aber die ersten, nach seinen Angaben hergestellten Dekorationen zum Ring beweisen es.

Und in eben diesem Verquicken der großen Tragödie mit Germanizismen liegt für uns etwas Ungenießbares. Ich glaube, Ludwigs Antipathie gegen Wagner liegt zum Teil auf diesem Felde. Er ist darin durchaus Repräsentant der jungen Generation. Der liegt die Göttertragödie näher, als ihr germanisches Beiwerk. Sie sucht das rein Ästhetische und empfindet alle nationalistischen Nebengedanken als störend. Schon aus Opposition zu Wagners Zeitgenossen, zu denen sie ja heute auf allen Kulturgebieten in schärfstem Kontrast steht. Wagners Zeit ist dieselbe, wie die Jahre, in denen man unter dem Hurra der Reichsgründung allen alten Kulturbesitz für Talmi dahingab. Die Zeit der politischen Höhe ist der Beginn zu Deutschlands kultureller Baisse. Und unsere Jugend, die heute die Sünden der Väter auf diesem Gebiete bitter empfindet, mag nichts sehen und hören, was sie an diese Verluste erinnert.

Sie hat Recht darin. Nicht nur aus diesen subjektiven Gründen, sondern auch sachlich.

Erstens: die Beziehungen des Ringes zur Germanenmythologie sind rein formal. Gewiß, es ist die germanische Götterwelt, die hier untergeht und ganze Akte hindurch ist die Szene am Rhein. Aber die Tragödie selbst ist von Wagner aus tausend menschlichen Irrungen und Wirrungen aufgebaut, von denen die Germanensagen nichts wissen. Und eben diese Irrungen und Wirrungen sind ihre wesentlichen Bestandteile und nicht die Tatsache, daß Germanengötter untergehen. Vor der gewaltigen Wucht dieser menschlichen

Konflikte, vor ihrem Jubel und Jauchzen und Jammer verblaßt der Glanz des Nationalistischen. Wagner selbst hat das nicht, oder wenigstens nicht genügend erkannt und war auf diese Weise kleiner als sein Werk.

Versteht mich im folgenden recht. Ich will nicht an den Fundamenten von Wagners Werken rütteln, das mir die größte Bereicherung dünkt, die deutsches Leben seit acht Jahrzehnten erfahren hat. Im Gegenteil: ich will mithelfen, es seinen innersten Werten näherzubringen. Und dazu gehört auch die Kritik, wo sie vonnöten ist.

Deshalb muß es heute ehrlich bekannt werden, daß Wagner mit seinen szenischen Bemerkungen (denen manche wunderbare Schönheit nicht abzusprechen ist) nicht nur im Mythologischen steckenblieb, sondern oft auch im Kleinlichen.

Man nehme einmal die szenische Vorschrift zum ersten Walkürenakt: eine das Dach stützende Esche mit zahlreichem, sich in den Erdboden verlierenden Wurzelwerk. Wände aus rohbehauenem Holzwerk, hier und da mit Decken behangen. Ein Herd, ein Rauchfang, ein Vorratsspeicher mit tausend Kleinigkeiten, eine Treppe, die hinaufführt. Eine Eingangstür mit nota bene schlichtem Holzriegel. Eine zweite Tür. Ein Tisch mit breiter Bank an der Wand und hölzernen Schemeln usw.

Führt man das alles mit Maß und Geschmack genau aus (die Originalvorschrift ist noch viel komplizierter), so erhält man ein Gemach, das voller verwirrender Einzelheiten ist. Ein Zimmer, das den Wandtafeln gleicht, an denen wir als Schüler uns eine Vorstellung von germanischem Hausrat machen sollten. Dessen Wände aber doch tiefsten menschlichen Jammer und jubelndes Jauchzen widertönen sollen.

Es kann aber noch schlimmer werden. Pointiert man gar auf das Bieder-Deutsche, auf das (auch von Wagner oft unterstrichene) „Rohgezimmerte", auf das Zottige und Rauhbeinige, so langt man mit dem Bühnenbilde ungefähr bei der altdeutschen Bierstube der achtziger Jahre an, in der die vorige Generation sich ihren beträchtlichen Leibesumfang antrank. Und das sind Wirkungen, die Wagner nicht beabsichtigte, und mit denen sein Werk nichts zu schaffen hat.

Wir haben nicht nur ein künstlerisches Recht darauf, uns von den szenischen Bemerkungen Wagners zu emanzipieren: es gibt auch schließlich keine historisch-philologischen Waffen gegen diese Bestrebungen. Denn von den Dingen, mit denen sich die Germanenwelt umgab, von Wohnung, Hausrat und Kleidung ist uns so gut wie nichts Zuverlässiges überkommen.

Aber wir kommen auch ohne dies letzte Argument aus: Wir haben das gute Recht, eine Tragödie, in der wir mehr das Menschliche als das Mythologische sehen, nach den allgemeinen Gesichtspunkten des Schönen zu gestalten und erst in der letzten Linie das Nationalistische vorsichtig anzudeuten.

Damit ist die erste Grundlage geschaffen für die moderne Inszenierung des Ringes. Was wir heute in jedem Drama beginnen, das uns nicht in das

intime Zimmer des Gegenwartmenschen führt, können wir hier bis zu den letzten Konsequenzen durchführen. Die heißen: jedes für die Handlung nicht absolut unentbehrliche Ding bleibt fort. Was aber dableibt, tritt, soweit es klein und unbedeutend ist, so in den Hintergrund, wird so zart angedeutet, daß es nicht ablenkt. Soweit es aber groß ist und das Bühnenbild beherrscht, ist es möglichst einfach in Umriß und Fläche. Große, ruhige Massen mit möglichst ununterbrochenem Kolorit. Vor dieser Szenerie stürzt eine Götterwelt majestätischer zusammen, als inmitten eines unwahren Kleinkrams.

Ich höre einen neuen Einwand. Herr Dr. Alexander Dillmann, der sich neulich über reaktionäre Bestrebungen in der Bayreuther Ringinszenierung beklagte, sagt in seiner Revue der letzten Festspiele: „Das Arbeiten mit moderner Regie im Ring ist freilich eine Sache, die mit äußerster Vorsicht angefaßt werden muß. Der Ring ist so naturalistisch gedacht, daß zumal jeder Versuch einer Stilisierung, wie sie den modernen Regiebearbeitungen eines Werkes immer naheliegt, als aussichtslos gelten muß. Ich sage das, weil angesichts der außerordentlichen Schwierigkeiten, die eine Inszenierung des Ringes bietet, verschiedentlich schon das Projekt auftaucht, den Ring in einer stilisierten Szene zu fassen, und damit szenische Vereinfachungen zu erreichen. Damit ist es nichts."

So habe ich es nicht gemeint. Ohne Zweifel, naturalistisch will der Ring inszeniert sein. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß man sich sklavisch an die kleinste Weisung Wagners halten muß, wie das heute noch Bayreuth tut. Es ist nicht zu leugnen, daß Wagner in der Komposition seiner Bühnenbilder (manche, wie das Schlußbild des „Rheingold", sind von wunderbarer Schönheit) oft unglücklich war, die Massen schlecht verteilte, einen relativ kleinen Raum der Bühne (nicht nur dekorativ sondern auch dramatisch), wie den Felsengipfel im dritten Walkürenakt, überlud, einen anderen leer und tot ließ. Dazu kommt eine nur selten unterdrückte Vorliebe für eine Legion von Einzelheiten, Grotten, Felszacken, Baumstümpfen usw., die heute ruhig auszumerzen sind, ohne daß man bei der Stilisierung anlangt. Das mag sehr selbstverständlich klingen. Ist es aber gar nicht. Denn „man" macht es eben nicht so. Am wenigsten Bayreuth. Dort ist der Trust der Hyperkonservativen noch lange nicht gesprengt. Bayreuth, dem im übrigen alles gelassen werden soll, was es besitzt, ist auf diesem Felde von dem Prinzregententheater überholt. Siegfried Wagner, der so fortschrittlich als Regisseur die „Meistersinger" behandelte, kann im Ring von den Anschauungen nicht loskommen, nach denen an den persönlichen Anordnungen Wagners überhaupt nichts geändert werden darf. Das ist bedauerlich und schadet auf die Dauer in seiner falsch angebrachten Pietät dem Werke des Meisters in seinem eigenen Reich, das schließlich nicht zu einem Museum seiner Person werden darf.

Das Prinzregententheater nähert sich heute mit seiner Ringinszenierung den Grundsätzen, die ich aussprach. Es hat einige wundervolle Bühnenbilder. Die

zweite Rheingoldszene: der burggekrönte Felsenzug im Hintergrund, ruhig und unnahbar. Rechts stürzt der Wiesenhang steil ab, und inmitten seines blumigen Grundes (nicht im Grunde, wie Wagner vorschreibt, sondern auf dem Hang) liegt schlafend der Herrscher der Welt des Lichtes. Ein wundervolles Bild. Die ruhende, vom Konflikt noch ungeminderte Größe des schlafenden Gottes in dieser mächtigen Natur. Aus dem nebelverhüllten Tal links, das den größeren Teil des Bühnengrundes einnehmen kann, steigen dann die Riesen, tauchen aus dem Gewölk hervor, das zur Erde gehört. Vom Hange hinunter steigen Donner und Froh, diese homerischen Göttermenschen.

Das sind Bilder und Anordnungen, die sehr einfach erscheinen, die aber doch mehr Mittel voraussetzen, als man glaubt. Mittel zumal, die schon im Bau der Bühne liegen. Gerade die großartigsten Ringszenen (wie die Erda-Wotanszene oder die letzte des Rheingoldes) setzen außerordentliche Höhenwirkungen voraus. Die kann man wohl durch ein seitliches Verengen der Bühnenfront mit Schiebetüren oder Vorhängen (ich schlage sogar ein Einengen bis zum schmalen Hochformat in mancher Szene vor) unterstützen, wie man etwa in der Photographie eines untersetzten Menschen durch dasselbe schmale Hochformat den Eindruck der schlanken Größe erwecken kann. Aber diese Wirkungen sind begrenzt. Und nur Bühnen, die an und für sich hoch sind und ihre volle Bühnengröße auszunützen vermögen (d. h. den Deckoorhang oben weglassen können, ohne daß man von den vorderen Parkettsitzen in den Schnürboden sieht), nur so glücklich konstruierte Bühnen werden diese gewaltige Natur glaubhaft entstehen lassen können. Und eben diese Möglichkeiten besitzt die Bayreuther Bühne mehr als alle anderen.

Das skrupellose, vor der Stilisierung wohl behütete Streben nach Vereinfachung der Bühnenbilder führt zu einem anderen Vorteil: zu der großen Vereinfachung des Requisitenapparates und seiner Verwendung. Das bedeutet mehr als man denkt: auf diese Weise wickelt sich die ganze maschinelle Arbeit kürzer, einfacher und billiger ab. Man erspart manche Verwandlung und kommt, wenn man z. B. den letzten Walkürenakt, Wagners schwächste Bildkomposition, radikal behandelt, um so heikle Dinge, wie um den Walkürenritt (bei dem Bayreuth noch immer Holzpferdchen galoppieren läßt) herum. So kann das ganze maschinelle Vermögen auf Szenen konzentriert werden, deren technische Probleme noch ungelöst sind. Auf solche, wie die letzte der Götterdämmerung, an deren Großartigkeit nicht gerüttelt werden darf.

Im Spiel selbst ist die Gefahr der Stilisierung ungleich schwerer zu vermeiden, als bei der Reform der Inszenierung, und doch gibt es auch im Ring in dieser Richtung große Gebiete, die der Befruchtung durch moderne Bestrebungen harren. Der Regisseur von heute will nicht mehr sein Werk mit dem Abwickeln der Proben, dem Vorbereiten der Inszenierung vollendet sein lassen. Er strebt nach einer Emanzipation von seiner scheinbaren Belanglosigkeit während des Spieles, ähnlich wie sich im neunzehnten Jahrhundert der Orchester-

dirigent von der Metronomtätigkeit des Taktschlägers emanzipiert hat. Er hat sich seit Reinhardt (dessen größtes Verdienst vielleicht auf diesem Felde liegt) das Recht erworben, auch während des Spiels in ständigem Konnex mit seinen Spielern zu bleiben, sie gewissermaßen zu dirigieren. Durch bestimmte Handbewegungen des in der Seitengasse stehenden Leiters wird heute der Rhythmus geregelt, in dem sich im Faust die Begleiterinnen der Helena niederlegen. Die Verse, mit denen Euphorion und der Chor einander ablösen, besonders bei dem eigenartigen Rhythmus der Ikarus-Episode, sind der dynamischen und rhythmischen Leitung so erschlossen, wie nur irgendein Konzertieren eines Soloinstruments mit dem Orchester. Das Beispiel allerdings zeigt schon die Schranken dieser Dirigententätigkeit des Regisseurs. Sie muß, abgesehen von den stilistischen Grenzen, die der Stoff um sie zieht, sich auf die Leitung von Chören und Massen beschränken und vor dem Spiel des Solisten Halt machen — wenigstens während der Aufführung.

Wohl aber kann bei den Wagnerschen Musikdramen, bei denen die Spieler und ihr Handeln auf der Bühne so eng mit der Motivkonstruktion des Werkes verbunden sind, ihre Bewegung im Rhythmus der Musik noch sehr erweitert werden. Ich werde nie eine Erda-Wotanszene vergessen, die ich auf der Weimarer Bühne erlebte. Bei den Worten:

„Doch wenn ich schlafe,
Wachen Nornen,
Sie weben das Seil usw."

hob Erda langsam, ganz unbewußt, im aufsteigenden Rhythmus des im Orchester erklingenden Naturmotives den Arm. Der weite, weiße Ärmel fiel zurück, und je mehr sich das Motiv zu seiner Höhe hob, desto mehr schien dieses Weib zur Riesengröße der Weltenmutter zu erwachsen. So, daß Wotan, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend, wie in leisem Grauen die Worte sang:

„. . . . sie können nichts wenden noch wandeln.
Doch deiner Weisheit
Dankt' ich den Rat wohl,
Wie zu hemmen ein rollendes Rad?"

Das sind freilich Einzelheiten. Und nicht jedes Motiv erlaubt die Bewegung im Rhythmus so sehr, wie dieses. Aber ganz gewiß sind die Anregungen auf diesem Gebiete (das Mottl vom Dirigentenpulte aus in den Proben sehr pflegte und auf dem er äußerst unnachsichtlich war) noch viel zu wenig beobachtet.

Noch einmal muß ich auf die Dinge zurückkommen, von denen ich bei den Bühnenbildern sprach. Was in ihnen von Unwahrem und Posierendem ist, verstärkt sich in den Vorschriften für das Spiel, für Beleuchtungen usw. in noch peinlicherer Weise. Es ist merkwürdig, wie oft er, der doch seine Götter in ihrem Lachen und Leiden menschlich sein ließ, plötzlich in kleinen Einzelheiten immer wieder einen Sprung ins Theatralisch-Übersinnliche macht. Es scheint

mir in einem peinlichen Kontraſt zu dem inneren Gehalt des Ringes zu ſtehen, wenn in der Kampfſzene zwiſchen Hunding und Siegmund Brünhild plötzlich ſchwebend über den Kämpfenden erſcheint. Dazu kommt eine merkwürdige Vorliebe für ein Gewirr von Feuerwerkeffekten. Erda erſcheint nie anders als in irgendeinem bengaliſchen Lichte. Irgendwo donnert, leuchtet, blitzt es faſt immer. Und ſtört auf dieſe Weiſe das ernſte, einfache Spiel, in dem eine Götterwelt zugrunde geht.

Das ſind gewiß Kleinigkeiten, und doch lehnen wir heute entſchieden viel von der Geſamtwirkung ab, wenn man dieſe Fremdkörper nicht überall beſeitigt, wo ſie nicht abſolut notwendig ſind. Sie ſind in dem großen Werke ſelbſt ſo ſtörend, wie manche unſympathiſche Epiſode in dem Leben ſeines Schöpfers. Nur kleinen Seelen wird dadurch das Bild eines ſolchen verzerrt. Zumal wir nichts an der Tatſache ändern können, daß ein Größter unſerer Zeit unangenehme Kleinheiten zeigte.

Hier aber können wir Schwächen tilgen, können ſein Werk veredeln, das er uns nicht zur Mumifizierung hinterließ, ſondern zum ewigen Fortleben.

Und dazu gehört ein immerwährendes Mühen und Weiterbauen.

Wünſche an Herrn von Jagow

Schneller, als nach Lage der Dinge und infolge vieler bei ſolchem Anlaß zu erledigender formaler Geſchäfte zu erwarten war, hat ſich in der Perſon des bisherigen Botſchafters zu Rom, Gottlieb von Jagow, der Nachfolger für den plötzlich dahingerafften Staatsſekretär von Kiderlen gefunden. Den neuen Herrn kennen wir nicht und die Tageszeitungen, die mit ſpaltenlangen Artikeln über ihn aufwarteten, haben nichts gebracht, was unſere Haltung irgendwie beeinfluſſen könnte. Somit entzieht es ſich auch vorläufig unſerer Kenntnis, was Herr von Jagow als Chef des Auswärtigen Amts und als techniſcher Mitarbeiter des gegenwärtig amtierenden Reichskanzlers wird leiſten können.

Um so unbefangener kann daher ausgesprochen werden, was wir gerade in diesem Augenblick von einem Chef des Auswärtigen Amts wünschen. Dabei wird weniger an die Aufgaben der großen Politik gedacht, die durch das Einverständnis des Kaisers mit dem Herrn Reichskanzler und dem bisherigen Staatssekretär festgelegt sind, als an die der Verwaltungspolitik des Auswärtigen Amts.

An der Art, wie der neue Staatssekretär die Organisationen des auswärtigen Dienstes in ihrer Gesamtheit sowohl wie in ihren Einzelheiten benutzt, wie und woher er sich seine Mitarbeiter heranbildet und wählt, werden wir seine Auffassungen erkennen und wir werden weiterhin danach beurteilen können, von welchen allgemeinen Anschauungen er sich bei der Leitung der Geschäfte tragen läßt.

Zu den umstrittensten Gebieten im Machtbereich eines Staatssekretärs des deutschen Auswärtigen Amts gehört die Frage des Ersatzes und der Ausbildung der Diplomaten. Die Art des rein diplomatischen Geschäfts beruht so vorwiegend auf persönlichen Eigenschaften, auf instinktiver Betätigung, daß es stets als etwas Eigenartiges und Besonderes dastehen wird, losgelöst von allem Bureaukratischen und Herkömmlichen. Vielleicht nur im Künstler und Feldherrn muß sich die Individualität des Menschen so ausleben können, wie in der Diplomatie in allen ihren zahlreichen Abstufungen. Daran vermag keine Demokratisierung etwas zu ändern, aber auch keine noch soweit gehende Komplizierung der diplomatischen Geschäfte. Auf der anderen Seite wird die Bedeutung der Diplomaten für die politische Welt durch die unbestrittene Tatsache gehoben, daß trotz aller Siege der Demokratie in allen Ländern, für die Beziehungen der Völker untereinander in ihrem täglichen Wettstreit das Verhältnis einzelner Männer zueinander den Ausschlag gibt und nicht das der Massen. Und wenn auch Gelehrte, Dichter und Gewerbetreibende, sowie die Führer gewisser Parteien stets einen großen Einfluß auf die Volksstimmung ausüben werden, so werden sich die Wärme- oder Kältepole in erster Linie doch dort bilden und von dorther wirken, wo die Vertreter der staatlichen Macht, also die Vertreter der Summe alles Könnens und Wollens der Nationen zusammentreffen; diese Vertreter aber sind die von ihren Regierungen bestellten Diplomaten. Dementsprechend fordern wir von unseren führenden Diplomaten neben höchster Individualität auch das umfassendste Verständnis für alle Regungen und Äußerungen des Völkerlebens.

Diese Feststellung führt uns mitten hinein in das Problem, wie es sich in Deutschland darstellt: die führenden Diplomaten, Botschafter und Gesandten werden vom Kaiser persönlich bestimmt, aber jeder Berufsstand sieht die Summe des Könnens und Wollens der deutschen Nation anders an, und somit macht sich auch jeder ein anderes Bild von seinem Idealdiplomaten zurecht. Der Kampf um die Neuordnung des Diplomatenersatzes ist somit auch ein Widerschein der wirtschaftlichen Bestrebungen und innerpolitischen Kämpfe der Nation und so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn in ihn die Schlagworte des täglichen Parteikampfes hineingetragen werden, obwohl sie sachlich kaum einen Zusammenhang mit der Frage haben und einer praktischen Lösung nur im Wege stehen.

Der innerste Grund, weshalb gegenwärtig an der Organisation des diplomatischen Dienstes eine so herbe Kritik geübt wird, liegt in dem Erwachen und in der Erstarkung der imperialistischen Strömung, dieser gesunden Regung, die nach Gründung des Reiches mit innerer Notwendigkeit eintreten mußte und deren Vertreter den eisernen Kanzler ebenso bedrängten und ihn ebenso der Schwäche und des Mangels an Verständnis für die Bedürfnisse der Nation ziehen, wie die heutigen Diplomaten. Nun entspringt aber aus dem berechtigten Kern jeder solcher Bewegung neben einer Fülle von Nützlichem für das Volksganze auch eine Menge von Unberechtigtem und für das Volksganze Schädlichem. Der einzelne tüchtige kapitalistische Unternehmer, der auch nur das Zipfelchen einer guten Konjunktur erhascht hat, wird je nach Temperament und Vermögen diese Konjunktur auszunutzen streben und versuchen, sich zu diesem Zweck alle die modernen Hilfsmittel zu unterjochen, die seine Unternehmung fördern mit Einschluß der öffentlichen Meinung und durch sie der Diplomatie.

Der imperialistische Kaufmann, dessen britischer Vetter einst England zwang, Indien zu erobern, der uns das kaufmännische Prinzip in der Verwaltung aufnötigen will, fordert nun nicht nur weitestgehende Berücksichtigung seiner Interessen durch die Organe des auswärtigen Dienstes, er fordert geradezu ihre Unterordnung unter sein Wollen. Naturgemäß kann unter solchen allgemeinen Vorbedingungen der Diplomat, der doch die allgemeinstaatlichen Interessen zu vertreten hat, niemals dem kaufmännischen Idealdiplomaten entsprechen und er wird es sich auch bei größter Vollkommenheit immer gefallen lassen müssen, von einem erheblichen Teil der durch den imperialistischen Kaufmann beherrschten öffentlichen Meinung als rückständig und unfähig hingestellt zu werden. Keine Reform würde an diesem Zustande je etwas ändern, denn immer werden energische und mächtige Unternehmer übrig bleiben, die einen genügenden Einfluß in Presse und Parlament besitzen, um der Öffentlichkeit zu suggerieren, daß durch die angeblich ungenügende Berücksichtigung ihrer speziellen Interessen die Interessen der Gesamtheit geschädigt würden. Infolgedessen wird man genötigt sein, stets alle Klagen über die Mangelhaftigkeit dieses oder jenes Diplomaten daraufhin zu prüfen, woher sie kommen, ehe man den daran geknüpften Forderungen nachkommt. Dementsprechend wird man aber auch alle Forderungen nach einer Reform des auswärtigen Dienstes daraufhin ansehen müssen, ob mit ihr nicht ganz bestimmte Sonderinteressen verknüpft sind. Und selbstverständlich ist, daß es niemals Ziel einer Reform sein dürfte, die obersten Organe des Staates einer einzelnen gewerblichen Schicht auszuliefern, möge sie nun als Handel oder Industrie oder als Landwirtschaft auftreten. Jede von ihnen hat für die Nation eine bestimmte, aber begrenzte Bedeutung, und nur alle zusammen können die Nation stark, lebensfähig und gesund erhalten.

An der prinzipiellen Stellung unserer Diplomaten darf somit nicht geändert werden: sie müssen über den einzelnen Interessengruppen stehen, weil nur die Haltung über den Parteien sie befähigt, die Bedeutung jeder Willensäußerung für die Gesamtheit und das Wohlergehen des Reiches ruhig einzuschätzen, sofern der einzelne Diplomat auch mit den dem Hochstand unserer gewerblichen Entwicklung entsprechenden hohen Maß von Kenntnissen ausgerüstet ist. Aber nicht nur dies:

sie müssen auch umgürtet sein von einer gewissen Kühle gegen Lob und Tadel der vom imperialistischen Kaufmann geleiteten öffentlichen Meinung, und sie werden es um so besser können, je festere Anlehnung sie an der durch die Verfassung bestimmten Spitze des Reichs, an der Person des Kaisers haben.

Nun muß ohne weiteres eingeräumt werden, daß nicht alle unsere führenden Diplomaten den gestellten hohen Anforderungen genügen, und daß oft genug die größten Verlegenheiten eintreten, wenn es einmal gilt, Männer für ganz bestimmte Aufgaben zu finden. Unsere Demokraten führen diese Erscheinung auf das sogenannte Gardeprinzip zurück, d. h. sie behaupten, die Diplomatie rekrutiere sich zu ausschließlich aus dem reichen Adel und ganz besonders aus dem preußischen Landadel, der naturgemäß kein Verständnis für die Bedürfnisse des Kaufmanns habe. Stehe ich auf dem Standpunkt, daß das diplomatische Talent nicht in ausschließliche Erbpacht des alten Adels gekommen ist, daß es sich vielmehr um ein Gnadengeschenk handelt, das wie jedes andere Talent den Menschen ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht zuteil wird, so bin ich ebenso fest davon überzeugt, daß wir noch für eine lange Zeit, um deren Ende wir uns keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchen, einer starken Mitwirkung der alten Adelsfamilien im diplomatischen Geschäft nicht entraten können. Wollten wir heute nach Wien z. B. einen bürgerlichen Botschafter oder auch nur einen von jungem Adel senden, so würde er die erforderlichen Beziehungen zu den politisch wichtigsten Kreisen Österreich-Ungarns wahrscheinlich nicht so leicht finden, wie der Mann aus altadligem Hause, den Jahrhunderte oder Jahrzehnte lang gepflegte Familienbeziehungen mit dem dortigen Adel verbinden. Und solche Rücksichten auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in den ausländischen Hauptstädten lassen sich nun einmal nicht über Bord werfen. Es liegt somit auch gar nicht im Interesse dieses Bürgertums, ein Gardeprinzip zu konstruieren, wohl aber seinerseits solche Beziehungen im Auslande anzuknüpfen und zu pflegen, die es der Regierung selbst wünschenswert erscheinen lassen würden, die bürgerlichen Familien zur Diplomatie besonders heranzuziehen. Die bisherige Agitation der Demokraten hat im Gegensatz hierzu lediglich den Erfolg gezeitigt, daß mancher junge Bürgersohn, der wohl Neigung und Mittel zur diplomatischen Karriere hat, von einem Eintritt in den auswärtigen Dienst Abstand nimmt, weil er, eben durch jene Agitation irre geleitet, fürchtet, durch die „Gardediplomatie" zurückgesetzt und schlecht behandelt zu werden.

Diese Konzession an ein teilweises Adelsprivileg bedeutet aber noch nicht die Billigung einer einseitigen, lediglich auf die soziale Schicht zugeschnittene Ausbildung. Im Gegenteil: gerade den gesellschaftlich hochstehenden Herren sollte es füglich auch möglich gemacht werden, durch besonders eingehende Sachkenntnis und durch besonders gute Diplomatenqualitäten ihre anderen Kollegen zu überragen. In der Klasse der dritten und zweiten Sekretäre mag das Kriterium „netter Kerl" noch seine Rolle spielen; für die ersten Sekretäre aber sollte durchgehends nur das Kriterium „hervorragender Diplomat" gelten.

Wenn es heute tatsächlich an „hervorragenden Diplomaten" fehlt, so trägt daran wohl weniger die Qualität des zur Verfügung stehenden Materials, als die Regelung des Ausbildungsganges die Schuld. Was hauptsächlich fehlt, ist trotz

mancher Besserung in den letzten zwei Jahrzehnten die Möglichkeit, sich intimere Kenntnisse der wirtschaftlichen Zusammenhänge zu beschaffen, die die Weltpolitik wenn nicht regieren, so doch außerordentlich stark beeinflussen. Bei dem gegenwärtigen Gang der Ausbildung lassen solche Kenntnisse sich nur nebenher erwerben und den Diplomaten wird das Lernen nebenher noch ganz besonders erschwert durch die außerordentlich hohen gesellschaftlichen Anforderungen, die an sie gestellt werden. Infolgedessen muß bei einer Neuregelung des Ausbildungsganges dahin gezielt werden, dem Diplomaten etwa zwei bis drei Jahre Zeit zu schaffen, in denen er sich (selbstverständlich auf dem Wege des praktischen Dienstes) den notwendigen Überblick aneignen könnte.

Auf den ersten Blick erscheint die Aufgabenstellung schwieriger als sie tatsächlich ist. Sie kann gelöst werden ohne nennenswerte oder durchgreifende Änderungen an den bisherigen Organisationen und wohl auch ohne erhebliche Kosten. Bisher ist es wohl vorgekommen, daß volkswirtschaftlich durchgebildete Herren aus dem Konsulatsdienste zu Hilfsarbeitern und Vortragenden Räten der politischen (diplomatischen) Abteilung ernannt wurden, aber ich kenne keinen Fall, in dem ein Diplomat auch nur vorübergehend in die entsprechende Stellung der handelspolitischen Abteilung kommandiert worden wäre. Die jungen Attachés aber, die einige Monate Dienst in dieser Abteilung tun, würden zweifellos weit größeren Nutzen davon haben, wenn sie mit entsprechender theoretischer Vorbereitung antreten könnten.

Wenn wir den Standpunkt anerkennen, daß Diplomatie und Weltwirtschaft zusammengehören — und das tut die deutsche Regierung —, so ist es unlogisch, die Organe der Wirtschaftspolitik im Auslande ängstlich von denen der reinen Politik zu trennen.

Wie bekannt hat man die volkswirtschaftlichen Kenntnisse der Konsulate durch die Schaffung von Sachverständigenposten zu ergänzen und zu heben versucht. Der Erfolg ist geringer ausgefallen, wie man gehofft hatte, weil diese Sachverständigen sich bisher nicht organisch dem Betrieb einfügen, sondern neben ihm als selbständige Wirtschaftsforscher einhergehen. Die Konsuln und Diplomaten hatten und haben von den heutigen Sachverständigen kaum mehr, als ein fleißiger Leser vom Studium dicker Bücher hat. Dieser geringe Nutzen aber steht mit den dafür aufgewendeten Kosten in keinem rechten Verhältnis. Die Aufgabe war in zu großer Nachgiebigkeit gegen die drängenden wirtschaftlichen Organisationen falsch gestellt. Weder die Diplomaten noch die Konsuln brauchen Sachverständige, wenn man sie selbst zu Sachverständigen machen wollte. Das aber wird — vom Universitätsstudium abgesehen — erreicht durch vorläufige Ergänzung der in Frage kommenden Konsulate durch volkswirtschaftliche Sekretäre, die nach Weisung des Auswärtigen Amts die aktuellen Themen ebenso studieren und bearbeiten, wie es im Inlande die Sekretäre der Handelskammern tun. Durch diese Parallelstellung wird auch das Reservoir angegeben, woher sich die volkswirtschaftlichen Sekretäre bei den Konsulaten zu rekrutieren hätten und wohin sie wieder abfließen könnten, soweit sie nicht in die Konsulatskarriere und vielleicht darüber hinaus in die Diplomatie übernommen werden.

Nun wird mir gesagt werden: die Ergänzung der Konsulate durch volkswirtschaftliche Sekretäre würde an der Ausbildung der Diplomaten selbst nichts

ändern. Freilich, so lange die scharfe Absonderung von politischer Mission und Konsulat bestehen bleibt, wie bisher, wäre der Einwand berechtigt; aber auch hier gilt es eine alte Einrichtung der heutigen Entwicklung anzupassen, vielleicht gar unter einigen Ersparnissen: es handelt sich um die Trennung des reinen Konsulatsbetriebes, wie Matrikelführung, Standesamt, Gerichtsbarkeit, Paßwesen usw. von den handelspolitischen Arbeiten und deren Verschmelzung mit den politischen Arbeiten der diplomatischen Missionen, an den großen Plätzen, wo politische Missionen und Konsulate nebeneinander bestehen. In den Städten Paris, London, Petersburg, Wien, Konstantinopel usw. sollte die Wirtschaftspolitik, die gegenwärtig von den entsprechenden Generalkonsulaten vorbereitet und betrieben wird, in Zukunft von einer eigens dazu geschaffenen Abteilung der betreffenden Botschaft usw. betrieben werden und an die Spitze dieser Abteilung müßte, dem jetzigen ersten Sekretär der Botschaft usw. koordiniert, ein Herr aus der Konsulatskarriere treten, der neben hervorragenden wirtschaftlichen Kenntnissen ein hohes Maß von diplomatischen Fähigkeiten offenbart hat. Eine solche Verbindung müßte naturgemäß auch die gesellschaftlichen Konsequenzen nach sich ziehen, d. h. auch den jüngeren Herren des wirtschaftlichen Dienstes müßte der Eintritt in die gesellschaftlichen Kreise ermöglicht werden, die schon heute nur den Herren des politischen Dienstes offen stehen. Dann hätten wir die erstrebenswerte organische Verbindung von Diplomatie und Wirtschaftspolitik und zugleich eine Verdoppelung der Zahl der Anwärter auf die höchsten diplomatischen Posten, bei einer außerordentlichen Erweiterung des Kreises für die Rekrutierung unserer führenden Diplomaten.

Wie schon hervorgehoben, würde die Beachtung meiner Vorschläge nennenswerte Kosten nicht verursachen. Aber soll die Reorganisation wirklich wirksame Erfolge zeitigen, so müßte eine Mauer beseitigt werden, die den diplomatischen Dienst umgibt und vielen geeigneten Kandidaten den Weg zu ihr verlegt: das Vermögensprivileg. Wie bekannt, muß jeder Anwärter zum diplomatischen Dienst ein Einkommen von mindestens 25 000 Mark nachweisen, was nur sehr wenigen jungen Leuten möglich ist. Die Aufhebung des Vermögensprivilegs würde eine entsprechende Erhöhung der staatlichen Einkommen der jungen Diplomaten notwendig machen und es sei darum auf dahin zielende Vorschläge des Reichstagsabgeordneten Legationsrat Freiherrn von Richthofen hingewiesen. Richthofen hat auf Grund zahlenmäßiger Zusammenstellungen nachgewiesen, daß die Beschränkung des diplomatischen Nachwuchses in allererster Linie bewirkt wird durch die Forderung eines recht hohen Einkommens bei völlig unzureichender Besoldung in den unteren Stellen. Richthofen fordert für die Klasse der Legationssekretäre einen Mehraufwand von rund 380 000 Mark im Jahr und gibt auch in einem sorgfältig durchgearbeiteten Verteilungsplan an, wie die einzelnen Posten bedacht werden müßten. So fordert er für Petersburg eine stärkere Erhöhung (44 000 Mark) als z. B. für Paris (19 000 Mark) in richtiger Erkenntnis, daß sich die Bezüge der Diplomaten den Lebensbedingungen an den verschiedenen Plätzen anpassen müssen, damit für ihre Besetzung Rücksichten pekuniärer Art nicht mehr den Ausschlag geben. Doch diese Wünsche richten sich mehr an den Reichstag wie an den neuen Staatssekretär und gehören deshalb nur als Ergänzung an

diese Stelle.*) Kommt der Reichstag mit neuen Forderungen an den diplomatischen Dienst, so wird er auch in den sauern Apfel von Geldbewilligungen beißen müssen.

G. Cleinow

---

*)

			Jetz. Gehalt	Erhöhung auf		Mehr
Athen		Legationssekretär	7200	12000		4800
Belgrad		"	6000	12000		6000
Bern	1.	"	7200	12000	4800	8800
"	2.	"	6000	10000	4000	
Brüssel	1.	"	9000	12000	3000	7000
"	2.	"	6000	10000	4000	
Buenos Aires		"	18500	24000		10500
Bukarest		"	9000	15000		6000
Cairo	Leg.-Sek. b.	Kaiserl. Generalkonsulat	8000	18000		10000
Caracas		Legationssekretär	9000	15000		6000
Christiania		"	6000	10000		4000
Constantinopel	1.	Botschaftssekretär	15000	24000	9000	17500
"	2.	"	7500	16000	8500	
Guatemala		Legationssekretär	10500	15000		4500
Haag	1.	"	9000	15000	6000	12000
"	2.	"	6000	12000	6000	
Kopenhagen		"	6000	12000		6000
Lissabon		"	7200	12000		4800
London	1.	"	17400	30000	12600	30500
"	2.	"	7500	18000	10500	
"	3.	"	6600	14000	7400	
Madrid	1.	"	17000	18000	6000	10800
"	2.	"	7200	12000	4800	
Mexiko		"	10000	18000		8000
Paris	1.	Botschaftssekretär	16500	24000	7500	19000
"	2.	"	7500	15000	7500	
"	3.	"	6000	10000	4000	
Peking	1.	Legationssekretär	13000	20000	7000	13000
"	2.	"	9000	15000	6000	
St. Petersburg	1.	Botschaftssekretär	16500	36000	19500	44000
"	2.	"	7500	22000	14500	
"	3.	"	6000	16000	10000	
Rio de Janeiro		Legationssekretär	11500	20000		8500
Rom	1.	Botschaftssekretär	12000	20000	8000	18800
"	2.	"	7200	14000	6800	
"	3.	"	6000	10000	4000	
Santiago		Legationssekretär	10000	16000		6000
Sofia		"	7200	12000		4800
Stockholm		"	6000	12000		6000
Tanger		"	8500	13000		4500
Teheran		"	10000	18000		8000
Tokio	1.	Botschaftssekretär	13200	24000	10800	14800
"	2.	"	11000	15000	4000	
Washington	1.	"	16500	36000	19500	48500
"	2.	"	7500	24000	16500	
"	3.	"	7500	20000	12500	
Wien	1.	"	16500	26000	9500	28000
"	2.	"	7500	18000	10500	
"	3.	"	6000	14000	8000	
						331100
Beihilfen für Attachés						70000
						451100
Ev. Abzug der Gehälter für dritte Sekretäre bei den Botschaften und zweite Sekretäre bei den Gesandtschaften						116000
						Mark 335100

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Heimatkunde

„Die Entdeckung Deutschlands für die Deutschen" — diese bizarr klingende Aufgabe hat der Verlag für Kunstwissenschaft in Berlin sich gestellt. Wer aber die letzterschienenen Bände der Sammlung „Durch ganz Deutschland, Kunst und Landschaft in Bildern" (Preis 3 M) durchblättert, der wird zu seinem Erstaunen sehen, wie unendlich viel „unentdeckte" Schönheiten es noch in Deutschland gibt und wird durch die prächtigen Aufnahmen sich locken lassen, statt der berühmten italienischen Reise, zu der jeder gebildete Deutsche sich beinahe verpflichtet fühlt, einmal auf Entdeckungsfahrten ins deutsche Land auszuziehen, in alle jene von der großen Heerstraße abgelegenen stillen Städte und Dörfer, die eine ebenso ergreifende und ebenso tiefe Schönheit haben, sich ebenso harmonisch in die großen Linien der Landschaft fügen, wie die weltberühmten Städte und Städtchen Italiens.

Die größte Überraschung wird wohl der Band „Aus stillen Städten der Mark Brandenburg" dem bereiten, der die an ehrwürdigen Denkmalen der großen deutschen Vergangenheit überreichen Landstriche Süd- und Westdeutschlands kennt, und mit einem gewissen Mitleid sich den armen, aller Spuren alter Kultur baren Sandboden der Mark vorzustellen gewohnt ist und nun den ernsten und linienklaren Stil sieht, der in einem schwerarbeitenden, herben Volksstamm unter der Führung einer energischen, zielbewußten Dynastie entstanden ist.

Mit feinem Verständnis betonen die den Bildern vorangehenden Einleitungsworte von Lothar Brieger, daß die Kunst der Mark nicht an fremden Maßstäben gemessen werden sollte, sondern als ein Stück Stein gewordene Landesgeschichte, als das natürliche Produkt der kargen Bodenschätze, eben in ihrer sachlichen Schlichtheit und Wahrheit ihren höchsten Wert besitze. Die meisten Aufnahmen zeigen Tangermünde, das berühmte und doch so selten besuchte „norddeutsche Rothenburg" mit seiner stolzen Lage am hügeligen Ufer der Elbe, seinen trotzigen Türmen und Toren, malerischen Straßenbildern und seinem schönsten Denkmal aus den Kaisertagen Karls des Vierten, dem spätgotischen Rathaus. Die Backsteinkunst Tangermündes herrscht auch in dem benachbarten Stendal und Salzwedel, während die alte Bischofsstadt Brandenburg mit ihren ragenden Kirchen und Rathäusern ein ganz eigenes Gesicht hat und schon wegen ihren prächtigen, hier leider nicht abgebildeten Schätzen an kirchlichen Geräten und Gewändern weit bekannter sein sollte, als sie es heute noch ist. Aber auch die stattlichen Reste von kirchlichen und Wehrbauten in ganz kleinen märkischen Städtchen wie Gransee, Havelberg, Königsberg, Prenzlau, besonders Zinna und Chorin, die beiden Perlen mönchischer Baukunst, geben ein eindrucksvolles Bild von germanischer Kulturarbeit auf slawischem Kolonialboden. Bauten wie das Renaissanceschloß Wiesenburg leiten zu den Tagen hinüber, wo fürstliche statt privater Bauherren der brandenburgischen Kunst das Zeichen ihres Geistes aufdrückten; das Barockschloß Köpenick, das Hochzeitsgeschenk des Großen Kurfürsten an seinen Sohn, Oranienburg und vor allem Rheinsberg zeigen, wie die fremde, in den märkischen Boden verpflanzte Kunst Blüten von seltener Schönheit trieb, deren herrlichste, Potsdam, nicht mehr in diesen Band aufgenommen worden ist, sondern einen zweiten „Potsdam mit den königlichen Schlössern und Gärten" allein füllt, der als natürliche Fortsetzung des ersten die Reihe märkischer Bilder abschließt. Noch weit stärker als etwa in Schloß Oranienburg ist in Potsdam der einheitliche Wille spürbar, der hinter den Barockbauten Friedrich des Ersten und den Schöpfungen Friedrich des Großen steht. Hier hat eine Persönlichkeit von höchster Kraft des künstlerischen Erlebens einer ganzen Stadt unauslöschlich ihren Stempel aufgeprägt, sei es in den Schloßanlagen des Stadtschlosses, Sanssoucis, des neuen Palais, den Triumphbogen gleichenden Stadttoren, oder in den nach königlicher Vorschrift gebauten Bürgerhäusern, die mit ihren ruhigen Flächen und wagerechten Dachlinien der landschaftlichen Stimmung harmonisch sich anpassen und zugleich die wirkungsvollste Folie für die fürstlichen Bauten,

Schlösser und Kirchen, abgeben. Dieser Band will nicht kunstgeschichtlichen Anschauungsstoff, sondern ein möglichst geschlossenes Stimmungsbild geben und diesem Zweck paßt sich der einleitende Text von Dr. Cohn-Wiener ebenso an, wie die in die Abbildungen aufgenommenen Reproduktionen nach Laucret, Watteau, Pesne und Menzel; daß die Bauten der Schinkel-Zeit vielleicht nicht ganz auf die Kosten kommen, ist begreiflich, wenn es auch zu bedauern ist, daß in diesen beiden Bänden die märkischen Bauten aus Zopf-, Empire- und Biedermeierzeit wenig vertreten sind; Schloß Freienwalde, Schloß Paretz, Schloß Tegel, die unter Schinkels Einfluß entstandenen Wohnhäuser in Kottbus z. B., fehlen. Aber vielleicht bleibt dies einem weiteren Bande vorbehalten und die Fülle des Gebotenen ist in den beiden vorliegenden schon so groß, daß ein Mehr vielleicht verwirrend wirken würde.

Der billige Preis der sehr schön ausgestatteten Sammlung ermöglicht eine große Verbreitung und man kann einem Unternehmen, das in so vornehmer Weise bemüht ist, dem Deutschen sein Vaterland besser kennen zu lehren und seine Liebe zur Heimat dadurch zu vertiefen, nur den besten Erfolg wünschen. Dr. D. Meyer in Berlin

Kulturgeschichte

Das Zeitalter der Renaissance. I. Serie Band IV: Alfonso der Erste, Ferrante der Erste von Neapel. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

Die Zeit der italienischen Renaissance gehört bei uns heute zu den beliebtesten Epochen der Geschichte, aber leider ist die Anschauung von ihr, wie von dem meisten, was populär wird, reichlich oberflächlich und, ähnlich wie vor Jahrzehnten die Verehrung für die Antike, zu einem verschwommenen Sammelsurium von Heldenverehrung, Kunstbegeisterung und Heiterkeitsapostelei geworden. In diesen Brei unklarer Schwärmerei wuchtet schwer wie eine eherne Bildsäule, die zur Warnung dienen mag, die in vorliegendem Bande veröffentlichte schwermütige Schrift Tristano Caracciolos „Vom Wechsel des Schicksals". Zwar kann ich die Bewunderung für den Schriftsteller als solchen, mag er auch über seine Zeitgenossen hinausragen, nicht teilen, es ist nicht eben schwer, das Gegenteil des allgemein Angenommenen zu beweisen, aber wie bedeutsam wird diese Schrift als Dokument für die Kehrseite des heiteren Glanzes, der zusammengehaltenen Lebensfreude der Renaissance, welch ein Knäuel von Leidenschaft, Tragik und widrigen Verhältnissen! Wie spielerisch nimmt sich dagegen die graziöse Anekdotensammlung Ant. Beccadellis „Aus dem Leben Alfonsos des Ersten" aus. Beide Schriften geben in der Tat das seltsame Nebeneinander von hellem Licht und düsterem Schatten, das die italienische Renaissance zeigt, vortrefflich wieder. Gleichsam eine detaillierte Ausführung von Caracciolos Schrift ist dann die dritte des Neapel gewidmeten Bandes Camillo Porzios, stilistisch allerdings nicht gerade glänzende, hauptsächlich des stofflichen Interesses wegen aufgenommene „Verschwörung der Barone gegen Ferrante den Ersten", während Caracciolos kurze Abhandlung über König Ferdinand von Aragon und seine Nachkommen gewissermaßen vortrefflich an ihrem Platze steht. Die Einführung des Übersetzers Hermann Hefele, die eine gedrängte Darstellung der Geschichte Neapels unter den Anjous und Aragonesen, sowie kurze Ausführungen über den Humanismus in Neapel und die literargeschichtliche Stellung der drei Autoren gibt, ist ausgezeichnet, die Übersetzung, abgesehen von manchen steifen Wendungen in der dritten, allerdings schwierig zu verbessernden Schrift gut und lesbar zu nennen. S.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Die hamburgiſche Univerſitätsvorlage

Von Profeſſor Dr. Karl Stählin in Heidelberg

Die ſoeben veröffentlichte Denkſchrift: „Errichtung einer Univerſität in Hamburg, Antrag des Senats an die Bürgerſchaft vom 20. Dezember 1912 betreffend Ausbau des Kolonialinſtituts und des Allgemeinen Vorleſungsweſens zu einer Univerſität“ (Hamburg 1912), iſt eine Publikation, die alle gebildeten Kreiſe Deutſchlands aufs höchſte intereſſieren muß.

Schon im Jahre 1847 war der Plan aufgetaucht, durch Ausgeſtaltung des ſeit 1613 beſtehenden Akademiſchen Gymnaſiums, das in ſeiner Blütezeit eine Mittelſtellung zwiſchen Gymnaſium und Univerſität eingenommen hatte, eine Univerſität ins Leben zu rufen. Er wurde einige Jahrzehnte ſpäter durch das Projekt einer Akademie abgelöſt. Doch weder das eine noch das andere kam zur Ausführung, und das Akademiſche Gymnaſium wurde als in ſeiner damaligen Geſtalt nicht mehr exiſtenzberechtigt 1883 einfach aufgehoben. Dem längſt ſchon beſtehenden Komplex hervorragender wiſſenſchaftlicher Inſtitute, Muſeen und Sammlungen war damit der Kern ausgebrochen. Aber gar bald ſetzte, wie das der damalige Bürgermeiſter Kirchenpauer mit untrüglichem Blick vorherſah, eine Neubildung auf dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ein, der die Zukunft gehören ſollte. Ihr Kriſtalliſationspunkt wurde das mit dem alten Akademiſchen Gymnaſium verknüpfte und ſeit 1895 reorganiſierte Allgemeine Vorleſungsweſen: „eine den lokalen Bedürfniſſen Hamburgs tunlichſt angepaßte höhere Bildungsſtätte für Erwachſene, die mehr und mehr einen Hauptfaktor im geiſtigen Leben unſerer Stadt bildet und wohl eine Hochſchule im weiteren, allgemeinen Sinn genannt werden darf“ (Verhandlungen zwiſchen Senat und Bürgerſchaft 1899). Und Jahr für Jahr ging es in der neueſten

Zeit aufwärts: 1906 brachte im Zusammenhang mit dem Anwachsen der Fortbildungskurse für bestimmte Berufszweige die Begründung ständiger Professuren und die Einrichtung von Seminaren. 1907 wurde von einer Anzahl patriotischer und weitblickender Hamburger die sogenannte Wissenschaftliche Stiftung ins Leben gerufen. 1908 wurde das Kolonialinstitut eingerichtet, in dem sich nach Vereinbarung mit dem Reichskolonialamt „alle wissenschaftlichen und wirtschaftlichen kolonialen Bestrebungen konzentrieren sollen", und dem Allgemeinen Vorlesungswesen angegliedert.

Das alles erfuhr in der Folge unter der genialen Leitung des Senators Dr. von Melle seinen weiteren Ausbau und erhielt auch in dem von Edmund Siemers dem hamburgischen Staate geschenkten Vorlesungsgebäude seine würdige, zentrale Heimstätte. Mit solchen hochsinnigen Stiftungen und Legaten einzelner Mäzene vereinigten sich die reichen Bewilligungen, die Senat und Bürgerschaft Jahr für Jahr der Wissenschaft zuteil werden ließen. Aus großzügiger Anlage war alles organisch fortgewachsen.

Der natürliche Abschluß dieser ganzen Entwicklung ist nichts anderes als die Ausgestaltung zur Universität. Aber gerade diese Wiederaufnahme alter Bestrebungen auf ganz neuer Grundlage stieß, wie jene zu ihrer Zeit, auf gewisse zähe Widerstände innerhalb des hamburgischen Gemeinwesens, und nichts ist interessanter, als das letzte Stadium dieses harten Kampfes zu verfolgen und die jetzt noch bestehende verschiedene Auffassung des großen Endzieles aus einem Vergleich des bürgerschaftlichen Ausschußberichtes mit dem Senatsantrag zu rekonstruieren. Auch jener Ausschuß hatte bereits 1910 die Notwendigkeit der Gewinnung studentischer Hörer für eine ersprießliche weitere Tätigkeit der hamburgischen Professoren anerkannt. Aber er hat es dabei nur auf Studenten älterer Semester abgesehen und im wesentlichen lediglich die Ausgestaltung des Kolonialinstituts, d. h. die fast ausschließliche Pflege der „kolonialen Wissenschaften" im Auge. Der Senat dagegen weist Punkt für Punkt diese Auffassung als eine ideell wie materiell unhaltbare zurück. Er spricht mit überzeugender Kraft von dem Widersinn einer prinzipiellen Scheidung der Studentenschaft in ältere und jüngere Semester wie einer grundsätzlichen Zerreißung des wissenschaftlichen Gesamtgebietes in koloniale und allgemeine Disziplinen. Er weist auf den zugrunde liegenden Irrtum hin, daß Hamburg ohne Hinterland sei und deshalb bei der Unmöglichkeit, im hamburgischen Staat eine größere Anzahl akademisch Gebildeter anzustellen, nur junge Semester ohne Examensabsichten die neue Universität besuchen würden; er bekämpft die geheime Sorge, daß umgekehrt der geborene Hamburger damit nur um so stärker an seine heimatliche Scholle gefesselt und so geistig vom übrigen Deutschland nur desto schärfer abgetrennt werde. Er bringt unwiderleglich — auf Grund seiner Verhandlungen mit der preußischen Regierung — zum Bewußtsein, daß die von den Gegnern angestrebte Kolonialakademie oder Überseehochschule eine bloße Fachschule wäre, daß ihren Besuchern in den übrigen Bundesstaaten keine Semester angerechnet

würden und auch die in Hamburg erworbene Doktorwürde bei ihnen keine Anerkennung fände, und daß infolge von alledem eine Anstalt, die nicht vollen Universitätscharakter besitze, überhaupt keine Studenten herbeiziehen würde.

Sein Projekt ist demgemäß die Schaffung einer Universität ohne theologische und medizinische, dafür mit einer kolonialwissenschaftlichen Fakultät als eigentlichem Kern, um den sich die beiden anderen, die philosophisch-naturwissenschaftliche und die juristische, zu lagern hätten. Zu den Aufgaben dieser Universität soll auch die Fortführung der Lehrtätigkeit des bisherigen Allgemeinen Vorlesungswesens, seiner Fortbildungskurse für Kaufleute, Juristen, Lehrer und Lehrerinnen, Ärzte, Theologen und seiner jedermann zugänglichen allgemein bildenden Vorlesungskurse gehören. Und nicht etwa nur starke Fundamente sind hier für einen beabsichtigten großartigen Neubau bereits gelegt; vielmehr fehlen einem in seinen einzelnen Stockwerken und Gemächern schon weitgediehenen und zum Teil schon einzigartig ausgestatteten Hause nur noch die Anbauten und die Bekrönung.

Was aber jene inneren Gegensätze in bezug auf die Ausführung des Abschlusses betrifft, so stehen wir vor einem Kampf mit unendlich weiterem als dem lokalen Hintergrund. Es sind geradezu zwei Geistesströmungen unseres Zeitalters, die hier ihre Kräfte messen: der kaufmännisch-praktische Sinn der Neuzeit, der, wenn auch in seiner edelsten und bedeutendsten Verkörperung und bei aller wahrhaft idealen Opferwilligkeit auch von seiner Seite, doch allzu leicht geneigt ist, die Wissenschaft nur soweit in Anspruch zu nehmen, als sie für das reale Leben der Gegenwart einen mit Händen greifbaren Gewinn abzuwerfen scheint, der aber in durchaus erklärlicher, etwas laienhafter Verkennung der Dinge gerade dabei Gefahr läuft, zu unpraktischen Resultaten zu gelangen, und auf der anderen Seite eine idealistische Anschauung im eigentlichen Sinne des Wortes. Daß diese, so tief sie im Alten, in den innersten historischen Zusammenhängen unseres ganzen Geistes- und Bildungslebens verwurzelt ist, dennoch des offenen Blickes für die modernsten Forderungen nicht ermangelt, daß sie evolutionistischer Art ist, das zeigt die Betonung nicht nur jener Lehrtätigkeiten allgemeiner Natur, in denen Hamburg richtungweisend allen deutschen Städten voranschritt, sondern ganz besonders die Gründung und die nunmehr projektierte Eingliederung des Kolonialinstituts in die Universität als deren Eckstein. In der Tat wird damit der neuen Anstalt ein ganz besonderer Charakter aufgeprägt. Aber zur vollen Entfaltung vermag er wiederum nur zu kommen in der Verbindung mit der alten Eigenart unseres gesamten Universitätswesens. Mit ihm im Bunde kann die neue Gründung Unermeßliches leisten: von der alten Quelle unserer innersten Geisteskraft, um die uns das Ausland je und je beneidet hat, fortdauernd getränkt, nimmt sie zugleich neue, vor einem Menschenalter noch kaum geahnte Ziele auf, die wiederum ihre belebende Rückwirkuug auf die alten Gebiete nicht verfehlen werden, wie Seewind und Wellenschlag das Blut des Binnenländers um so kräftiger durch alle Adern treiben.

In einem Moment, der nach der gesamten Konstellation für unsere weltwirtschaftliche, unsere koloniale Zukunft ein zweifellos hochbedeutsamer ist, schreitet Hamburg, das alte Kulturzentrum unseres niedersächsischen Nordwestens, unsere erste und einzigartige Handelsstadt mit ihren weltweiten Verbindungen, zur Gründung seiner Universität mit ihrem aus hochbewährtem Alten und frisch sprossendem Neuen verheißungsvoll gepaarten Wesen. Ganz Deutschland harrt des glücklichen Ausgangs, der Vollendung des wahrhaft großen Planes als einer nationalen Angelegenheit von weittragender kultureller und politischer Bedeutung.

Deutschland und die Erschließung Chinas

Von Dr. rer. pol. Max Linde in Berlin

Man muß Werte opfern, um Kräfte zu erzeugen. Liszt.

Wer um 1900 herum sich in einer Buchhandlung eine Karte von China vorlegen ließ, fand unter den ihm präsentierten eine, in die der Kartenzeichner eine Anzahl blauer, roter, grüner Bänder eingezeichnet hatte, die teils von Ost nach West, teils von Nord nach Süd liefen und das ganze Reich der Mitte in sechs breite Streifen zerlegten. Die Bemerkung in einer Ecke der Karte klärte den Beschauer dahin auf, daß die sechs Landstreifen die englische, französische, deutsche, amerikanische, russische und japanische „Interessensphäre" darstellen sollten. Die Grundzüge einer Aufteilung Chinas waren kartographisch demnach festgelegt; es fehlte indessen nicht mehr und nicht weniger als das Übereinkommen der Mächte, an dessen Anerkennung durch die chinesische Regierung und die Chinesen ernstliche Zweifel kaum berechtigt erschienen. — Die erwartete Aufteilung ist nicht gekommen, und seit jenen Jahren, in denen sie nicht nur bei uns sondern in allen weltwirtschaftlich interessierten Staaten erörtert wurde, ist mehr als ein Jahrzehnt ins Land gegangen. Heute erscheint uns jene Aufteilungsidee wie ein Märchen, das gleich allen Märchen in seinem „Es war einmal . . ." den Gegensatz zu den tatsächlichen Verhältnissen ausdrückt. Und doch! Wird China staatsrechtlich und territorial bleiben, was es heute noch ist? Wird das neue Regime sich durchsetzen und wird es ihm gelingen wenigstens das eigentliche China, seine achtzehn Provinzen, zusammenzuhalten?

China erstreckt sich durch sechsundzwanzig Breitengrade, womit gesagt ist, daß starke klimatische und folgeweise auch ausgeprägte völkische Gegensätze

zwischen seinem Norden und Süden gegeben sind. Unter dem harten oft rauhen Klima des Nordens lebt ein Menschenschlag, in dessen Adern das Blut ruhiger fließt, der sich langsamer entwickelt, dem Fortschritt weniger zugänglich ist, mit großer Zähigkeit an dem Alten festhält, während die Chinesen des wärmeren Süden geistig regsam und von leichter Auffassungsgabe, wirtschaftlich strebsam, Neuerungen nicht abgeneigt und von leicht beeinflußbarem Temperamente sind. Diese völkischen Gegensätze zwischen Nord und Süd schienen in den letzten Jahren (wie früher schon oft) mehr als einmal aufeinander stoßen und zu unheilbarem Bruche führen zu sollen. Einstweilen ist es gelungen, sie zu überbrücken. Auf wie lange? Ob auf absehbare Zukunft hinaus? Das neue China ist nicht nur kulturell und wirtschaftlich, es ist auch staatsrechtlich noch im Werden; was aus ihm wird, wissen wir noch nicht.*) — Mehr noch als die Zweifel an der Dauer seiner heutigen staatsrechtlichen Verhältnisse sind die Zweifel an dem Bestande seiner derzeitigen territorialen Ausdehnung berechtigt, wenn wir unter China nicht nur die achtzehn Provinzen sondern auch seine ungeheuren Nebenländer: die Mandschurei, die Mongolei und Dsungarei, Ostturkestan und Tibet verstehen. Zwar die Gefahr einer Aufteilung der achtzehn Provinzen an die erwähnten sechs Großmächte liegt gegenwärtig außerhalb der übersehbaren Möglichkeiten. Aber in den weiten Grenzmarken des chinesischen Reiches, im Norden, Westen und Südwesten, stehen Veränderungen in den Herrschafts- und Einflußverhältnissen bevor, die bereits soweit vorgeschritten sind, daß China, wenn überhaupt, so nur mit äußerster Kraftanstrengung den es bedrohenden Verlust abwenden könnte.

Namentlich in der Mongolei und Mandschurei spielt sich ein erbitterter, wenn auch einstweilen noch ein unblutiger, politischer und wirtschaftlicher Kampf ab, in dem Rußland und Japan mit China um dessen Außenländer ringen. Rußland erstrebt die ausschlaggebende Stellung im Westen und Norden der Mongolei (sogenannte äußere Mongolei), während Japan die Vorherrschaft in der inneren Mongolei und in der Mandschurei zu erlangen sucht.

Rußlands Interesse an der Mongolei, in die Kosakenschwärme bald mit friedlichen, bald mit feindlichen Absichten bereits seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eindrangen, ist nicht mehr jungen Datums. Den amtlichen Stempel erhielt dieses Interesse allerdings erst vor fünfzig bis sechzig Jahren, als Rußland eine Anzahl Chinas Grenzen nahe gelegener Khanate (Chiwa, Buchara usw.) unter seine Botmäßigkeit brachte. Seit jener Zeit hat es nicht aufgehört sich auch mit der Mongolei zu beschäftigen, durch diplomatische Künste, durch Einwirkungen — mit und ohne metallischen Beigeschmack — auf die mongolischen Khane, durch wirtschaftliche und militärische Mittel aller Art in jenen weiten Gebieten Einfluß zu erwerben. Seinen Bemühungen kam und kommt der Umstand zugute, daß die Beziehungen der chinesischen Regierung

*) Vgl. den Aufsatz von Dr. R. Stübe: Geschichtliche Bemerkungen zur chinesischen Revolution; Heft 26 S. 620 ff. des vorigen Jahrganges der Grenzboten.

zu den Khanen der Mongolei, insbesondere auch zu derem Haupte, dem Hutuktu von Urga, seit geraumer Zeit keineswegs sehr freundliche sind. Inwieweit Rußland geholfen hat, diese Beziehungen zu lockern, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls entsprach eine vollständige Loslösung der äußeren Mongolei von China seinen Absichten weit mehr als eine gut organisierte chinesische Oberhoheit über jene Gebiete. Auf die vollständige und definitive Loslösung hat es seit Jahren hingearbeitet, zunächst indem es verstand durch seine Kaufleute und Händler, durch seine an allen größeren und für eine fernere Zukunft wichtigen Plätzen errichteten konsularischen Vertretungen, durch seine Bergwerks- und andere Konzessionen, sich einen großen wirtschaftlichen Einfluß in der Mongolei zu sichern. Allerdings hat China dem nicht stillschweigend zugesehen. Es ist vielmehr bemüht gewesen, zu retten, was zu retten war. Mit einigem Recht glaubte es sein Heil in erster Linie in einer Besiedelung jener Gebiete mit tüchtigen chinesischen Bauern, die ja meistens auch zugleich Händler sind, zu sehen. Soweit bekannt ist, hat es mit seiner Ansiedelungspolitik nennenswerte Erfolge erzielt, auch soll es ihm gelungen sein, dem russischen Handel eine empfindliche Konkurrenz zu bereiten. Für die Richtigkeit dieser Angaben spricht u. a. auch der Bericht der Moskauer Handelsexpedition nach der Mongolei, in dem als Ergebnis der bisher üblichen, vielfach äußerst verwerflichen Handelsmethoden russischer Kaufleute und Händler mitgeteilt wird: „Unsere Lage auf dem mongolischen Markte, wenigstens in der nördlichen Mongolei, ist zweifellos in den letzten Jahren stark erschüttert worden; chinesische Kaufleute, in Massen in diese Gebiete eingedrungen, sind hier inzwischen schon Herren der Lage geworden und haben unseren Handel auf den zweiten Platz gedrängt.“*) So beachtlich diese Bemerkung ist, so muß man sich doch hüten, sie zu überschätzen, da Rußland aufs äußerste bemüht ist, die wirtschaftliche Beeinträchtigung seiner Stellung durch um so intensivere politische Arbeit auszugleichen. Das Ergebnis dieser Arbeit ist der russisch-mongolische Vertrag gewesen, der der Mongolei die Autonomie garantiert und China — um das Gesicht zu wahren — die Souzeränität unter der Bedingung zubilligt, daß es in keinerlei Beziehung in die mongolischen Angelegenheiten hineinredet. China wird im gegenwärtigen Augenblick kaum in der Lage sein, ernsthafte Gegenmaßregeln zu ergreifen; einstweilen wird es mit dem völligen Verlust der Mongolei rechnen müssen.

Nicht viel anders steht es um die Mandschurei. Mit staunenerregender Großzügigkeit hat sich Japan hier eine Interessensphäre im wahrsten Sinne des Wortes geschaffen. Die Japan gehörige südmandschurische Eisenbahn von Tsangschun bis Dairen (Dalny) mit ihren teils fertiggestellten, teils in Angriff genommenen Nebenlinien stellt einen wirtschaftlichen Faktor ersten Ranges dar; nicht minder sind es die reichen Kohlenfelder von Fuschun in der Nähe von Mukden, die es Japan ermöglichen, in wenigen Jahren gegen 2 Millionen

*) Kölnische Zeitung Nr. 1108 vom 4. Oktober 1912.

Tonnen Kohlen jährlich zu fördern; japanische Hotels und japanische Lagerhäuser begleiten seine Bahnlinien; tausende und abertausende von japanischen Händlern sorgen für den Absatz japanischer Erzeugnisse und suchen die fremden Kaufleute aus dem Geschäft zu drängen; in Mukden und Fuschun haben die Japaner weitläufige Stadtanlagen geschaffen; viele Millionen Yen japanischen Kapitals sind in der Mandschurei investiert. Wie lange mag es noch dauern, bis die Japaner, die sich heute schon als die Herren des Landes fühlen, die rechtmäßigen Beherrscher der Mandschurei sein werden? Japan erwartet mit unverhohlener Spannung den Moment, der ihm gestattet, ohne allzu schwerwiegende Verwicklungen befürchten zu müssen, die Südmandschurei seinem Staatsgebiet einzuverleiben. Es hofft dabei auf die Hilfe seines Verbündeten, England. Dieses hat sich zwar im vergangenen Jahr gegenüber einem derartigen Wunsche Japans kühl bis ans Herz hinan gezeigt. Der Grund für dieses Verhalten lag aber nicht in der grundsätzlichen Mißbilligung der japanischen Politik, sondern einzig darin, daß es den Zeitpunkt für ungeeignet hielt. Sofern nur seine eigenen Absichten gefördert werden, wird es zu gegebener Zeit sich der Ambitionen seiner japanischen Freunde zu erinnern wissen und deren Hoffnung nicht enttäuschen.

Englands Wünsche richten sich seit Jahren auf Tibet, auf dessen völlige Loslösung von China es systematisch hingearbeitet hat. Das englische Verhalten hat gewiß nicht dazu beigetragen, die chinesischen Sympathien für das Inselreich zu stärken. Aber welche Mittel stehen China denn zur Verfügung, die Durchführung der englischen Vorsätze zu verhindern? So gut wie keine! Um so weniger, da es England gebraucht und in vielfacher Beziehung von ihm abhängig ist. Auch diesem Gegner gegenüber wird China sich daher in das Unvermeidliche fügen müssen.

Wie die Dinge liegen, können wir in die Verhältnisse nicht eingreifen. Wir brauchen es aber auch meines Erachtens nicht. Denn ich bezweifle, daß diese Gebiete im Augenblick oder auch nur in absehbarer Zeit ein nennenswertes politisches oder wirtschaftliches Interesse für uns haben werden. Ganz anders müssen wir jedoch den chinesischen Kernlanden, den achtzehn Provinzen, gegenüberstehen.

China hat, wie einst Japan, seit Jahren erkannt, daß seine wenn auch auf einer alten, so doch stagnierten Kultur beruhende Stellung in der Welt unhaltbar geworden war. Es sah nur zwei Möglichkeiten vor sich: entweder mehr noch als bisher schon ein willenloses Objekt der Interessen westeuropäisch-amerikanischer Staaten zu werden oder aber als willenbegabtes Subjekt in das politische und wirtschaftliche Getriebe der Welt einzugreifen. Angespornt durch das Beispiel des benachbarten vor wenigen Jahrzehnten noch fast unbeachteten, dann zur Weltmacht gewordenen Inselreiches entschied es sich für das letztere und damit für den Bruch mit der chinesischen Kultur. An die Stelle der über Bord geworfenen Vergangenheit will es eine neue Zukunft setzen, deren Fundament

nur in der westeuropäisch-amerikanischen, der abendländischen Kultur ruhen kann und soll. Daß es in diesem Zeichen siegen werde, hofft China heute wie es vor ihm Japan getan hat. Diese Hoffnung, die die intellektuellen Kreise des Reiches beseelt, hat ihren typischen Ausdruck gefunden in den Worten, die vor einer Reihe von Jahren ein hoher chinesischer Würdenträger einem Vertreter dieses Kulturkreises zurief: „Helfen Sie uns bei der Reorganisation unseres Landes."

Haben die Staaten, an die diese Worte gerichtet waren, ein Interesse daran, diesem Rufe zu folgen und dem Reiche der Mitte die erbetene Unterstützung bei seinen Reformen angedeihen zu lassen? Auf diese Frage kann es meines Erachtens sowohl vom ideellen wie vom materiellen, das will sagen vom kulturellen und wirtschaftlichen Standpunkt aus nur ein bedingungsloses „Ja" geben. Dieses „Ja" haben andere Staaten, allen voran die amerikanische Union und Großbritannien, in kluger Erkenntnis der oben wiedergegebenen Worte unseres Friedrich List längst ausgesprochen und sich demgemäß betätigt. Wir Deutschen haben zwar auch den Ruf vernommen, aber er war uns zunächst nur ein Schall; erst allmählich und zögernd begreifen wir, daß er auch an uns gerichtet war.

Zwar ist es deutsche Art, abzuwarten und nicht allzu viel auf's Spiel zu setzen, wenn nicht mit einiger Sicherheit auf einen entsprechenden Gewinn gerechnet werden kann. Aber ich glaube, wir haben in bezug auf China genug überlegt und gezögert. Die Zeit ist gekommen, um zur Tat zu schreiten. Bedenken wir doch, daß es sich darum handelt, ein Land, dessen Boden unermeßliche Schätze birgt und von mehr als 400 Millionen Menschen bevölkert ist, deutscher Zivilisation zugänglich zu machen. Ein großes reiches Gebiet, von einer Geschlossenheit und einer Siedelungsintensität wie kein anderes der Erde, bietet sich der kulturellen und damit zugleich der wirtschaftlichen Erschließung dar. Die Früchte, die eine Betätigung auf diesem ungeheuren Arbeitsfelde in Aussicht stellt, dürfen wir nicht allein denen überlassen, die zwar früher als wir, aber mit keinem größeren Recht als wir, begonnen haben, in China Fuß zu fassen. Die deutsche Kultur steht der anglo-amerikanischen zum mindesten ebenbürtig zur Seite, und an ihrer Ausbreitung haben wir ein gleich großes Interesse wie die Engländer und Amerikaner an der Erweiterung der Einflußsphäre ihrer Art. Aber das ist ja nur die eine Seite des Problems. Von entscheidender Bedeutung sollte doch für uns die Erwägung sein, daß China das größte und wahrscheinlich auch in absehbarer Zeit das aufnahmefähigste Absatzgebiet der Erde sein wird. In einer Zeit, in der in Europa und Amerika, ja selbst im Osten (Japan) die Staaten sich mehr und mehr mit hohen Zollschutzmauern umgeben und die Wettbewerbsfähigkeit landfremder Industrien zu mindern trachten, hat jeder auf den Fabrikatenexport angewiesene Industriestaat das größte Interesse an der Erschließung neuer Absatzgebiete. Dieser allgemeine Satz gilt in erster Linie auch für Deutschland. Aus diesem

Grunde allein sollte China ein überragendes Interesse für uns haben, denn China bietet uns, was wir brauchen: Ersatz für manchen verlorenen Absatzmarkt und, viel mehr noch als das, ganz eminente Exportmöglichkeiten. Freilich wird uns der chinesische Markt nicht mühelos in die Hände fallen, da wir Mitbewerber haben, die früher aufgestanden sind als wir und sich daher einen weit größeren kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Einfluß im Osten verschaffen konnten. Sich dieser Tatsache zu verschließen wäre unsinnig; nur dürfen wir sie nicht als schlechthin unabänderlich hinnehmen, sondern uns bemühen, den anglo-amerikanischen Einfluß durch eine um so intensivere Tätigkeit möglichst einzuholen.

II.

Anerkennt man grundsätzlich die wirtschaftliche Bedeutung Chinas für Deutschland und die Notwendigkeit einer weitgehenden Teilnahme Deutschlands an der Erschließung Chinas, so bleibt die Frage zu erörtern, durch welche Mittel wir uns den uns gebührenden Anteil an dieser Erschließung sichern.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß es durchaus falsch wäre, etwa allein auf die Staatshilfe zu bauen und alles von der Reichsregierung zu erwarten. Ganz unzweifelhaft hat die Reichsregierung die Pflicht, der Entwicklung der chinesischen Verhältnisse die weitestgehende Aufmerksamkeit zu widmen und alles vorzukehren, was geeignet ist, Deutschlands Ansehen und Stellung in China nach jeder Richtung hin, d. h. in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Beziehung zu stärken. Daraus erwachsen für sie eine Reihe von Aufgaben, die nur durch sie erfüllt werden können. Aber neben der Staatshilfe muß die Selbsthilfe, die Initiative und zielbewußte freie Arbeit aller an der Zukunft Chinas interessierten deutschen Kreise stehen. Nur durch eine gegenseitige Unterstützung und Ergänzung von Staatshilfe und Selbsthilfe wird es uns möglich sein, die großen Aufgaben, die uns in China obliegen, zu erfüllen und uns unseren Mitbewerbern gegenüber durchzusetzen.

Vor allem muß es sich für uns zunächst darum handeln, entscheidenden Einfluß auf die von der chinesischen Regierung eingeleiteten oder beabsichtigten Reformen des Schulwesens, des Justizwesens, des Verkehrswesens, des Finanzwesens usw. zu gewinnen.

Unter diesen Reformen steht an erster Stelle die Reorganisation des verknöcherten, in einem öden Formalismus und Schematismus erstickten chinesischen Schulwesens. Alle Kenner des fernen Ostens stimmen darin überein, daß die zukünftige Stellung der fremden Staaten in China vor allem davon abhängig sein wird, inwieweit es ihnen gelingt, Einfluß auf die Gestaltung des chinesischen Unterrichtswesens zu gewinnen. Diese Überzeugung hat sich in England und Amerika seit langem durchgesetzt und zur Folge gehabt, daß diese Staaten seit geraumer Zeit mit öffentlichen und privaten, mit persönlichen und sachlichen Mitteln nicht gekargt haben, um das anglo-amerikanische Missions- und Schulwesen in China auszubauen. Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Aufsatzes

im einzelnen auch nur auf die englisch-amerikanischen Schulen höherer Grade einzugehen, geschweige auf diejenigen niederer Grade. Nur einige Angaben, die die Sachlage illustrieren, seien gemacht. Nach dem „China Mission Year Book" sind allein gegen drei Dutzend fast ausschließlich von Amerikanern und Engländern unterhaltene „Colleges" und „Universities" über China verstreut, von denen die Mehrzahl der Verbreitung der allgemeinen Geisteswissenschaften, eine kleinere Anzahl besonderen Disziplinen, wie z. B. der Medizin, dient. Unter diesen Anstalten sei insbesondere auf die anglo-amerikanische „Union University" hingewiesen, für die Herr Rockefeller allein auf zehn Jahre 150000 Dollar jährlich zur Verfügung stellte, deren Arbeitsgebiet vor allem die Provinz Schantung ist. In nächster Zeit sollen die Anstalten und Einrichtungen der Universität in Tsinanfu zentralisiert werden, um den Betrieb in großzügiger Weise durchzuführen. Außer dieser Universität sind zwei weitere Hochschulen in Hongkong und Hankow im Entstehen, die, losgelöst von irgendwelchen Missionsbestrebungen, wissenschaftliche Anstalten ersten Ranges werden sollen und zu werden versprechen. Das gilt namentlich von der Universität Hankow, die von einem Oxforder und Cambridger Komitee unter der Leitung des Lord William Cecil organisiert werden soll und für die bereits mehrere Millionen zur Verfügung stehen. Es besteht die Absicht, die hervorragendsten Kräfte für diese Universität zu gewinnen und sie mit den denkbar besten Lehrmitteln auszustatten.

Wenngleich Deutschland auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in China nicht untätig gewesen ist, so kann doch das bisher von uns Geleistete mit den Leistungen der Engländer und Amerikaner nicht in Parallele gestellt werden. Wir besitzen heute außer den Elementarschulen in Kiautschou und den Missionselementar- und Mittelschulen im übrigen China folgende höheren Unterrichtsanstalten: 1. die Deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau; 2. die Werftschule (technische Schule) in Tsingtau; 3. die Deutsch-chinesische Mädchenschule in Tsingtau; 4. die Medizinschule in Schanghai; 5. die Technische Hochschule in Schanghai; 6. die Sprachenschule in Schanghai; 7. eine Schule in Kanton; 8. eine Schule in Tsinanfu. Ganz gewiß sind diese deutschen Schöpfungen sehr beachtlich, aber wir müssen uns bemühen, das Geschaffene auszubauen und Neues hinzuzutun. Nach Rohrbach hat ein amerikanischer Geschäftsmann, der für seine Person keinerlei kirchliche Bedürfnisse hatte, einmal gesagt: „Jeder amerikanische Missionar ist mir geschäftlich tausend Dollar wert — warum soll ich ihm nicht ein Prozent Provision bezahlen?"*) Derartigen Gedankengängen sollten wir uns nicht verschließen und sollten bedenken, daß jeder durch die deutsche Schule gegangene Chinese eine deutsche Kapitalanlage darstellt, die Zinsen trägt.

*) Vgl. die Ausführungen Rohrbachs über „Deutsch-chinesische Kulturpolitik" in seiner „Deutschen Kolonialwirtschaft", Hilfe-Verlag 1909.

Der Möglichkeiten, unsere Stellung im Schulwesen Chinas zu stärken, gibt es viele. — In erster Linie kommt natürlich die Errichtung neuer Schulen in Betracht. So kostspielig gerade die Erfüllung dieser Forderung ist, so wenig dürfen wir es uns verdrießen lassen, ihr zu entsprechen. Wir gebrauchen neben neuen Mittel- und höheren Schulen insbesondere neue deutsche Fachschulen: Handels-, Gewerbe- und Industrieschulen, denen Schulmuseen anzugliedern sind, die den Chinesen die deutsche Leistungsfähigkeit unmittelbar vor die Augen führen. Wie kaum auf einem anderen Tätigkeitsgebiete, können sich auf diesem Staats- und Selbsthilfe ergänzen. Soweit mir bekannt, ist in neuester Zeit durch private Sammelarbeit eine erhebliche Summe für deutsche Schulzwecke in China zusammengebracht worden. Es wäre erfreulich, wenn sich die Reichsregierung entschließen könnte, im nächsten Etat die Bewilligung einer ähnlich hohen Summe (etwa $1^1/_2$ Millionen Mark) beim Parlamente nachzusuchen. Ich glaube, der Reichstag würde ihre Forderung nicht zurückweisen, denn, wenn nicht alle Zeichen trügen, gewinnt im Reichsparlament die Überzeugung mehr und mehr an Boden, daß Deutschland in China große Aufgaben zu erfüllen hat, wenn es aus dessen wirtschaftlicher Erschließung materielle Vorteile ziehen will. — Mit neuen Lehranstalten ist es jedoch nicht getan, wir bedürfen auch einer Vergrößerung der Zahl der deutschen Lehrer in China: einerseits an den dortigen deutschen Unterrichtsanstalten, anderseits an den chinesischen Staatsschulen. Die Zahl der deutschen Lehrer an den Regierungsschulen ist lächerlich gering, während englische und amerikanische Lehrer und Studenten in großer Zahl an ihnen wirken. Würde es uns gelingen, die deutsche Lehrerschaft Chinas wesentlich zu vervollständigen, so wäre ohne die Aufwendung allzu hoher Kosten vieles gewonnen. Die jetzige Regierung Chinas, die dem Schulwesen das größte Interesse entgegenbringt, würde es zweifellos mit Dank begrüßen, wenn sich ihr deutsche Lehrer zur Verfügung stellen würden. Leider ist die Zahl derer, die in die chinesischen Schuldienste treten möchten, bei uns, im Gegensatz zu England und Amerika, gering. Aber ich bin überzeugt, daß sich auch bei uns eine größere Zahl von Lehrkräften fände, sofern nur Mittel geschaffen würden, um den hinausreisenden Lehrern die Ausstattungs- und Reisekosten zu erstatten und um ihnen eine jährliche Funktionszulage zu zahlen. — Weit weniger kostspielig als die Durchführung dieser Vorschläge ist die Errichtung und die Ergänzung deutscher Schulmuseen. Jeder deutschen Schule in China sollte ein Schulmuseum angegliedert sein, dessen Ausstattung die Sorge der industriellen und kaufmännischen Kreise Deutschlands sein müßte. Die Bedeutung derartiger Museen wird noch längst nicht hinreichend gewürdigt. Das beweist das nach den Angaben seines Leiters äußerst dürftig ausgestattete deutsche Schulmuseum zu Tsinanfu, dessen Ergänzung durch Modelle, Muster, Bilder usw. in einem Aufrufe erbeten wurde. Leider ist dieser Aufruf in den industriellen Kreisen Deutschlands fast ungehört verhallt — ein bezeichnendes Symptom für unser unzureichendes Interesse für die deutsche Arbeit in China. Es ist dringend

nötig, daß die Wünsche von Männern, die bestrebt sind, unsere Beziehungen zu China enger zu knüpfen, auf einen aufnahmefähigeren Boden fallen, und daß ihnen ihre nicht leichte Arbeit in jeder Weise erleichtert wird. Die Errichtung von Schulmuseen erfordert keine nennenswerten materiellen Aufwendungen und ist dabei doch ein ausgezeichnetes Mittel, die deutsche Leistungsfähigkeit zu veranschaulichen. — Außerordentlich beachtliche Bestrebungen gehen im Augenblick auf Anregung der Deutsch-Asiatischen Bank vom Börsenverein der deutschen Buchhändler zu Leipzig aus. Vielfache Beobachtungen haben ergeben, daß die deutschen Lehr- und Lernmittel trotz ihrer anerkannten Überlegenheit über die englischen und amerikanischen, in China nur in sehr geringem Umfang Eingang gefunden haben, während anglo-amerikanische Bücher, Karten usw. bis tief ins Land hinein verbreitet sind. „Wie dringend nötig hier durchgreifende Reformen sind, beweisen die Angaben in dem Mellschen Aufsatz ‚Das Schulwesen der Provinz Kuang-Tung' (erschienen im Juliheft der Ostasiatischen Lehrerzeitung). Durch persönliche Nachfrage in allen Buchhandlungen Kantons hat Mell festgestellt, daß dort an fremdsprachlichen Werken vorrätig waren: 173 englische, 11 französische und 3 (!) deutsche Bücher. Die allermeisten dieser Bücher stammten aus der Commercial Preß in Schanghai. Der Katalog dieser äußerst rührigen Firma verzeichnet beispielsweise: 72 mathematische, 79 naturwissenschaftliche Bücher und Hefte und 24 englische Klassiker" *). Der Grund für diese unbefriedigenden Zustände liegt unzweifelhaft zu einem erheblichen Teile an der intensiven Lehrtätigkeit, die englisch-amerikanische Missionare und Lehrer in China entfalten; aber ebenso zweifellos trägt auch unsere bisherige Untätigkeit, die Chinesen von der Überlegenheit der deutschen Lehrmittel zu überzeugen, an ihnen die Schuld. Wenn der Börsenverein es sich nun angelegen sein läßt, eine Vereinigung zu schaffen, um den Lehrmittelexport nach China zu organisieren, so ist das eine Tat, die die weitestgehende Unterstützung der amtlichen und privaten Kreise Deutschlands heischt. Es ist zu wünschen, daß die Bestrebungen des Börsenvereins von Erfolg gekrönt sein mögen, da das, was hier beabsichtigt wird, durch ein englisches Konsortium, an dessen Spitze die bekannte Buchhändlerfirma Macmillian u. Co. in London steht, und durch ein amerikanisches Konsortium, an dessen Spitze die American Book Co. steht, längst besorgt wird.

Nur zur Ergänzung sei endlich noch auf einen Punkt hingewiesen, der nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem bisher Gesagten steht: wir müssen Mittel und Wege finden, chinesische Studenten und Studienkommissionen nach Deutschland zu ziehen. Selbstverständlich hat der planmäßige Ausbau des englisch-amerikanischen Schulwesens in China zur Folge gehabt, daß englisch-amerikanische Art, Sprache, Bildung usw. von allen fremdländischen Kulturen den meisten Boden in China gewonnen haben und daß sich das Ausland schlecht-

*) Aus der Denkschrift des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

hin für viele gebildete Chinesen in England und Amerika verkörpert. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, wenn viele Chinesen, die die anglo-amerikanischen Schulen in ihrem Heimatlande besuchten und die englische Sprache erlernten, sich nach Amerika oder England wenden, um dort ihren Studien obzuliegen oder sie dort zu beendigen. Die Union hat den Chinesen das Studium auf amerikanischem Boden und das Kennenlernen ihrer Einrichtungen ganz besonders noch dadurch erleichtert, als es auf die von China zu leistende Entschädigung aus dem Boxeraufstand verzichtet hat, diese Mittel aber dazu verwendet, chinesische Studenten in die Lage zu versetzen, die amerikanischen Einrichtungen und Leistungen an Ort und Stelle kennen zu lernen. Erwägt man, daß China in den nächsten Jahren und Jahrzehnten ungeheure Aufgaben zu bewältigen haben wird, um seine Verwaltung, seine Justiz, sein Heer, sein Verkehrswesen, seine Finanzen usw. zu reformieren, und daß bei diesen Reformen den im Ausland ausgebildeten, mit den zu adoptierenden fremden Einrichtungen und Anschauungen vertrauten Chinesen heute schon und in Zukunft noch viel mehr eine leitende Rolle zufällt, so ist es verständlich, wenn Amerika und England Wert darauf legen, intelligente Chinesen zu Studienzwecken bei sich zu sehen. In die Hände seiner „Auslandsschüler" wird China mehr und mehr eine große Zahl seiner wichtigsten Staatsämter legen, sie werden die Regierung des Staates sein. Es versteht sich von selbst, daß es uns nicht gleichgültig sein kann, wenn sich in dieser chinesischen Regierung einzig anglo-amerikanische Einflüsse breit machen. Daher müssen wir auch nach dieser Richtung hin England und Amerika nacheifern und diejenigen Mittel aufbringen, die erforderlich sind, um alljährlich eine Anzahl der tüchtigsten Schüler unserer Chinesenschulen nach Deutschland zu ziehen, damit sie hier ihre Ausbildung vollenden und die deutschen Verhältnisse an der Quelle kennen lernen können.

III.

Neben einer Reorganisation des Schulwesens nimmt heute die durchgreifende Reform des Finanzwesens die größte Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung in Anspruch. Man denkt an eine Reform des Salzmonopols, das heute infolge einer mangelhaften Organisation und der offenbar vorkommenden außerordentlich großen Unterschleife und Betrügereien nicht die Einnahmen bringt, die es bringen könnte; man denkt an die Aufhebung der Handel und Verkehr außerordentlich belastenden Inlandszölle (Likins) in Verbindung mit einer Reform der Ein- und Ausfuhrzölle; man denkt an eine Reform des völlig veralteten Grundsteuer- und des Stempelsteuersystems und dergleichen mehr. Auf diese Weise hofft man einige hundert Millionen Taels Mehreinnahmen zu erzielen, die sich noch um ein Beträchtliches vermehren würden, sobald es gelingen sollte, das heute viel zu große, teils aus recht zweifelhaften Elementen bestehende Heer zu verkleinern. So wohltätig alle diese Reformen auf das chinesische Budget wirken werden, so kann doch davon keine Rede sein, daß sie China vom Auslande

finanziell unabhängig machen werden. Die großen Ausgaben, die China für die Reform seines Unterrichtswesens, seiner Verwaltung und Justiz, für eine fundamentale Umgestaltung seines völlig verworrenen Münzwesens, insbesondere aber für den dringend nötigen Ausbau seines Verkehrswesens in Zukunft bevorstehen, kann es unter keinen Umständen aus den regelmäßigen Einnahmen, auch nicht aus im eigenen Lande aufgenommenen Anleihen, sondern allein mit Hilfe großer ausländischer Anleihen decken. Bei den reichen natürlichen Hilfsmitteln Chinas liegt darin an und für sich keine Gefahr, sofern nur für eine vernünftige, die Entwicklung Chinas fördernde Verwendung Garantien geboten werden. Da es nicht genügt, daß diese Garantien auf dem Papier stehen, China aber im übrigen mit dem geliehenen Kapital macht, was ihm beliebt, so wird sich eine Kontrolle über die Verwendung der Anleihen nicht umgehen lassen. Angeblich ist die von China beabsichtigte große Anleihe beim Sechs-Mächte-Syndikat wegen der von ihm in bezug auf die Kontrolle über die Verwendung gestellten Forderungen gescheitert. Es ist möglich, daß das zutrifft, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß auch noch andere gewichtige Gründe vorlagen, die zu dem Abbruch der Verhandlungen mit dem Syndikate und zum Abschluß einer kleineren Anleihe mit einer englischen Finanzgruppe führten. Es ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß China, nachdem die große Anleihe nicht zustande kam, nun versuchen werde, eine Reihe kleinerer Anleihen unterzubringen. Die erste dieser kleinen Anleihen, die sogenannte Crisp-Anleihe, sei in England aufgenommen; es bestehe die Gefahr, China werde auch seine weiteren kleinen Anleihen in England oder Amerika aufnehmen, so daß schließlich diese beiden Staaten die chinesischen Anleihen monopolisieren würden. Ob diese Kombination zutrifft, mag dahingestellt bleiben, nur das muß betont werden, daß sie, falls sie sich verwirklichen sollte, unseren Interessen ganz entschieden widersprechen würde. Jede in England und Amerika aufgenommene Anleihe stärkt den politischen und wirtschaftlichen Einfluß dieser Länder und beeinträchtigt unsere Stellung in China. Wir haben daher das lebhafteste Interesse daran, daß Deutschland an den chinesischen Anleihen nach Möglichkeit beteiligt werde, als eines der Mittel, die geeignet sind, unsere wirtschaftlichen Beziehungen zum Reich der Mitte zu festigen und auszudehnen. Schon wiederholt sind englische, amerikanische, deutsche und französische Bankgruppen als Verbündete aufgetreten, sobald es sich um die Befriedigung der finanziellen Bedürfnisse Chinas handelte. Ein derartiges Vier-Mächte-Syndikat entspricht den Verhältnissen in weit höherem Grade als ein Sechs-Mächte-Syndikat, in dem außer den eben genannten auch noch russische und japanische Finanzgruppen vertreten sind. Rußland und Japan verfolgen in China, wie eingangs erwähnt, politische Sonderinteressen, die mit den Interessen Chinas unvereinbar sind, und die Annahme liegt nahe, daß diese beiden Staaten — die übrigens wahrscheinlich die ganze Summe, die sie bereit sind, China zu leihen, selbst erst durch Auslandsanleihen aufbringen müßten — eine Beteiligung an den chinesischen Anleihen nur deshalb erstreben,

um Bedingungen zu stellen, die ihre politische Expansion fördern, daher aber für China nicht annehmbar sind. Das Sechs-Mächte-Syndikat hat sich nach dem Abbruch der Verhandlungen im Herbst dieses Jahres nicht aufgelöst, sondern besteht fort und inzwischen sind neue Verhandlungen zwischen ihm und der chinesischen Regierung eingeleitet worden. Es bleibt abzuwarten, ob sie zu dem im Interesse Chinas erwünschten positiven Ergebnis führen. Jedenfalls ist es Aufgabe unserer Diplomatie, die Gestaltung der finanziellen Verhältnisse Chinas mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und Deutschland in dieser Richtung diejenige Stellung zu sichern, die ihm gebührt. (Schluß folgt)

Die Bevölkerung Europas

Von Dr. Ditzel in Hannover

Zu den wichtigsten und zugleich am schwierigsten durchführbaren volkswirtschaftlichen Aufgaben gehört die statistische Erfassung der Volkszahl eines Landes. Noch schwieriger wegen der Ungleichmäßigkeit des zur Verfügung stehenden Zahlenmaterials ist die Festlegung der Volkszahl eines Erdteils oder eines von verschiedenen Staaten eingenommenen natürlichen Ländergebiets größerer Ausdehnung. Handelt es sich um Gebietsteile, deren Bevölkerung noch nicht kultiviert ist, dann sind wir auf Schätzungen von sehr zweifelhaftem Wert angewiesen. Meist wird es sich dann darum handeln für ein engbegrenztes Gebiet die Bevölkerung zu zählen und unter Benutzung der gefundenen Volksdichte für einen größeren Flächenraum, für den die Besiedlungsbedingungen dieselben sind, die Zahl der Bewohner zu berechnen. In Ländern, die eben erst der Kultur erschlossen werden, bedeutet es schon einen Fortschritt, wenn Familienzählungen vorgenommen werden. Die Volkszahl ergibt sich dann angenähert durch Multiplikation der Familienzahl mit der durchschnittlichen Kopfstärke der Familien. So ist in China im Jahre 1910 zum erstenmal eine derartige Familienzählung durchgeführt worden, die unter Zugrundelegung einer durchschnittlichen Stärke der Familien von fünf Personen statt der bisher geschätzten 360 Millionen Bewohner nur 301 Millionen ergab. Schwierigkeiten ergeben sich in Staaten, in denen die Frau sich in ungeachteter Stellung befindet, wie in den mohammedanischen Ländern, da dort vielfach nur die männliche Bevölkerung gezählt wird. So besitzen wir von der europäischen Türkei und den Balkanstaaten aus den siebziger Jahren nur Angaben über die männliche Bevölkerung. Ungenauigkeiten bei der Volkszählung werden bedingt durch das Vorhandensein mehrerer, sich vielleicht bekämpfender Nationalitäten in ein und demselben Staatengebiet.

So sind die Volkszählungsergebnisse der Donaumonarchie in ihrer Genauigkeit nicht zu vergleichen etwa mit denen des Deutschen Reiches. Jede Nationalität wird alle Hebel in Bewegung setzen — und hat es sicherlich getan —, um aus politischem Machtinteresse stärker zu erscheinen als die anderen.

Nun ist das Zahlenmaterial, das für Europa zur Verfügung steht, wohl ziemlich gleichmäßig, aber trotzdem ist es nicht möglich, eine hinreichend genaue Zahl für die Bevölkerung des Erdteils zu einem bestimmten Zeitpunkt anzugeben, weil die Zeiten, in denen die Zählungen innerhalb der einzelnen Länder ausgeführt werden, die Einheitlichkeit vermissen lassen: der eine Staat läßt am Anfang, der andere am Ende des Jahres zählen, der eine alle fünf, der andere alle zehn Jahre, dieser in den Jahren 1890, 1895, 1900 usw., jener in den Jahren 1889, 1894, 1899. Will man daher für die Bevölkerung Europas zu einem gewissen Zeitpunkt einen annähernd richtigen Wert angeben, so kann dies nur dadurch erreicht werden, daß für eine Reihe von Ländern mit Hilfe der durch Rechnung gefundenen durchschnittlichen jährlichen Volksvermehrung Zahlenwerte errechnet und eingesetzt (interpoliert) werden, die mehr oder weniger genau sind. Das ist auch in folgender Übersicht geschehen, deren Zahlen für Ende 1910 gelten und denen zum Vergleich entsprechende Zahlen für die Zeit um 1880 beigefügt sind. Dabei sind die weniger genauen Werte durch * angedeutet.

Die Bevölkerung Europas Ende 1910:

Europäisches Rußland . .	117 800 000*	81 599 000 (Ende 1879)
Deutsches Reich	64 926 000	45 234 000 (Ende 1880)
Österreich-Ungarn . . .	51 304 000†)	39 196 000 (Ende 1880)
Großbritannien und Irland	45 217 000	35 247 000 (Anf. 1881)
Frankreich	39 601 000	37 321 000 (Ende 1881)
Italien	34 583 000	28 453 000 (Ende 1881)
Spanien	19 503 000	16 334 000 (Ende 1877)
Belgien	7 424 000	5 537 000 (Ende 1879)
Rumänien	7 148 000	5 376 000*
Europäische Türkei . . .	6 130 000*	
Niederlande	5 940 000	4 061 000 (Ende 1880)
Portugal	5 763 000*	4 160 000 (Anf. 1878)
Schweden	5 522 000	4 566 000 (Ende 1880)
Bulgarien	4 329 000	
Schweiz	3 765 000	2 846 000 (Ende 1880)
Serbien	2 912 000	1 700 000 (Anf. 1880)
Dänemark	2 757 000	1 969 000 (Anf. 1880)
Finnland	2 748 000	2 028 000 (Ende 1879)
Griechenland	2 685 000	1 979 000 (1879/1881)
Norwegen	2 358 000	1 914 000 (Ende 1880)
Luxemburg	260 000	210 000 (Ende 1880)
Montenegro	250 000*	236 000*
Dazu noch	989 000	
	Summa 433 914 000	Summa rund 327 700 000

†) mit Bosnien und Herzegowina.

Die Bevölkerung der europäischen Türkei und Bulgariens ist für das Jahr 1880 nicht in die Tabelle eingefügt, weil damals die Bevölkerung Ostrumeliens noch nicht zur Bevölkerung Bulgariens gezählt wurde. Es betrug 1880 die Bevölkerung der europäischen Türkei einschließlich der Ostrumeliens schätzungsweise 5 306 000, diejenige Bulgariens Anfang 1881 1 999 000.

Volksdichte

Belgien	255	Serbien	60
Niederlande	177	Rumänien	54
Großbritannien und Irland	146	Bulgarien	45
Italien	120	Griechenland	42
Deutsches Reich	112	Spanien	40
Luxemburg	100	Türkei	36
Schweiz	91	Montenegro	27
Österreich-Ungarn	76	Rußland	23
Frankreich	74	Schweden	12
Dänemark	71	Norwegen	8
Portugal	62		

Da Europa eine Fläche von rund 9896800 Quadratkilometern einnimmt, so kommen auf einen Quadratkilometer durchschnittlich 44 Personen. Im einzelnen schwankt dagegen die Volksdichte zwischen 255 (Belgien) und nicht ganz 8 (Norwegen).

Die Bevölkerung Europas, die im Jahre 1809 auf 180 Millionen, 1880 auf 328 Millionen, 1890 auf 360 Millionen und 1900 auf 392 Millionen geschätzt wurde, hat in den letzten drei Jahrzehnten um rund 32 Prozent zugenommen. Der Durchschnittswert der Volksdichte ist in derselben Zeit von 33 im Jahre 1880 auf 36,5 im Jahre 1890 auf 44 im Jahre 1910 in die Höhe gegangen. Da die Bevölkerung der Erde zu rund 1570 Millionen angenommen werden darf, so beträgt der Anteil der Bevölkerung Europas etwas mehr als 27 Prozent, also über ein Viertel. Was die Volksdichte betrifft, so wird Europa von keinem anderen Erdteil auch nur annähernd erreicht, denn diese beträgt für Australien 0,8, für Amerika 4, für Afrika 5 und Asien 19.

Die Ergebnisse der deutschen Volkszählung vom 1. Dezember 1910 haben zu allerhand pessimistischen Betrachtungen hinsichtlich der deutschen Volksvermehrung Veranlassung gegeben, die sich insbesondere auf den Rückgang der Geburten und auf die geringere absolute Volksvermehrung gegenüber dem vorhergehenden Jahrfünft stützen. Um diesen Dingen auf den Grund zu gehen, lohnt es sich, einen Vergleich zu ziehen zwischen der Volksvermehrung in Deutschland und in den übrigen europäischen Staaten.

Auf 1000 Einwohner kamen in Deutschland im Jahresdurchschnitt:

	Geborene	mehr Geborene als Gestorbene
1871/1875	43,45	12,07
1875/1880	42,88	13,15
1880/1885	40,44	11,48
1885/1890	39,76	12,35
1890/1895	39,41	13,38

	Geborene	mehr Geborene als Gestorbene
1895/1900	38,90	14,95
1900/1905	37,08	14,75
1905	33,00	13,20
1910	29,80	13,60

Es zeigt sich also eine stetige Abnahme der Geburten von 43,45 ‰ im Jahresdurchschnitt 1871/75 auf 29,8 ‰ im Jahre 1910. Das Ansteigen des Geburtenüberschusses von 1880/85 an ist nur zurückzuführen auf die beträchtliche Verringerung der Sterblichkeit. Nun muß aber berücksichtigt werden, daß sich dieselbe Erscheinung des Geburtenrückganges bei fast allen Staaten Europas verfolgen läßt. So ging die Zahl der Geborenen, berechnet vom Tausend der Einwohner, im Jahrfünft 1905/10 in Österreich zurück von 35,4 auf 32,4, in Ungarn von 35,7 auf 35,6, in Rußland von 44,4 auf 44,2, in Finnland von 31,8 auf 30,2, in Serbien von 39,8 auf 39,0, in Belgien von 27,1 auf 23,7, in England und Wales von 27,2 auf 24,8. Nur in zwei europäischen Staaten ist eine Zunahme der Geburten wahrzunehmen, in Italien und in Luxemburg. In Italien stieg die Geburtenzahl von 1904/10 von 32,6 auf 32,9 und in Luxemburg von 1905/06 von 30,1 auf 30,2. Die Frage des Geburtenrückgangs ist demnach nicht eine deutsche, sondern eine europäische Frage, die durch einseitige Betonung die Bevölkerungsvorgänge in Deutschland in schiefem Lichte erscheinen läßt. Als besonders erwähnenswert bleibt jedoch die Tatsache bestehen, daß der Rückgang der Geburten in Deutschland verhältnismäßig am deutlichsten in Erscheinung tritt. Er beträgt von 1905 bis 1910 3,2 ‰ (von 33,0 ‰ auf 29,8 ‰). Größer ist dieser Abfall in Europa nur noch in Belgien, wo er 3,4 ‰ beträgt. In diesem Zusammenhang beansprucht in der Tat der auffällige Geburtenrückgang in Deutschland das dauernde Interesse der Staatsmänner und Volkswirtschaftler, sei es nun, daß der Rückgang seine Ursachen in wirtschaftlichen oder sozialethischen Erscheinungen hat.

In der folgenden Übersicht sind die Geborenen, die Gestorbenen und der Geburtenüberschuß in den europäischen Staaten in Vergleich gesetzt.

	Auf 1000 Einwohner				Auf 1000 Einwohner		
	Geborene	Gestorbene	Geburtenüberschuß		Geborene	Gestorbene	Geburtenüberschuß
Rußland	44,2	30,5	13,7	Deutsches Reich .	29,8	16,2	13,6
Bulgarien . . .	40,3	26,4	13,9	Niederlande . . .	28,6	13,6	15,1
Rumänien . . .	39,8	25,2	14,6	Dänemark . . .	27,5	12,9	14,7
Serbien	39,0	22,4	16,6	Norwegen . . .	26,1	13,5	12,5
Ungarn	35,6	23,5	12,1	Schottland . . .	25,2	14,7	10,5
Spanien	33,1	23,3	9,8	Schweiz	25,0	15,1	9,9
Italien	32,9	19,6	13,3	Schweden . . .	24,8	14,0	10,8
Österreich . . .	32,4	21,1	11,3	England u. Wales	24,8	13,4	11,4
Portugal	30,7	19,4	11,4	Belgien	23,7	15,8	7,9
Finnland . . .	30,2	16,6	13,6	Irland	23,3	17,1	6,2
Luxemburg . . .	30,2	19,5	10,7	Frankreich . . .	19,7	17,9	1,8

Die europäischen Staaten nach dem Geburtenüberschuß auf 1000 Einwohner geordnet:

	um 1910	um 1905		um 1910	um 1905
Serbien	16,6	19,1	Portugal	11,4	18,0
Niederlande	15,1	15,5	England und Wales	11,4	12,0
Dänemark	14,7	13,8	Österreich	11,8	11,7
Rumänien	14,6	15,7	Schweden	10,8	10,0
Bulgarien	13,9	13,8	Luxemburg	10,7	10,5
Rußland	13,7	13,0	Schottland	10,5	12,2
Deutschland	13,6	13,2	Schweiz	9,9	9,5
Finnland	13,6	14,1	Spanien	9,8	8,6
Italien	13,3	11,7	Belgien	7,9	10,3
Norwegen	12,5	12,5	Irland	6,2	6,3
Ungarn	12,1	7,9	Frankreich	1,8	0,9

Geordnet ist die Tabelle auf S. 170, deren Zahlen sich fast durchweg auf das Jahr 1910 beziehen, nach der Geburtenhäufigkeit. Es lassen sich drei Gruppen von Staaten unterscheiden: Staaten mit hoher, mittlerer und niedriger Geburtenziffer. Hohe Geburtenziffer weisen die osteuropäischen Staaten auf und Spanien, das hinsichtlich seiner Geburtenziffer gerade an der Grenze steht, aber bereits der südeuropäischen Ländergruppe angehört. Eine mittlere Geburtenziffer zeigen die mittel- und südeuropäischen Staaten, niedrige Geburtenziffer die nordeuropäischen. Frankreich gehört als Ausnahmeerscheinung dieser Gruppe an. Aus der Übersicht geht ferner hervor, daß, von Ausnahmen abgesehen, in den Staaten mit hoher Geburtenziffer auch die Sterblichkeit sehr groß ist, daß dagegen die Staaten mit mittlerer Geburtenziffer zuweilen eine sehr niedrige Sterblichkeit aufweisen. Die Sterblichkeit erreicht ihre höchsten Werte in Rußland, Bulgarien und Rumänien mit 30,5 bzw. 26,4 und 25,2 ‰, die niedrigsten Werte dagegen in Dänemark, England nebst Wales, Norwegen und den Niederlanden, wo die Zahl der Gestorbenen auf 12,9 bzw. 13,4, 13,5 und 13,6 herabsinkt, also Werte erreicht, die noch niedriger sind als die Hälfte der russischen Sterblichkeitsziffer. So erklärt es sich, daß die Reihenfolge der europäischen Staaten, nach dem die Volksvermehrung allein bestimmenden Geburtenüberschuß, eine von der Anordnung nach der Geburtenziffer abweichende wird (siehe obige Tabelle). Z. B. stehen die Niederlande, die in der ersten Übersicht an dreizehnter Stelle stehen, in der zweiten an zweiter Stelle, Deutschland rückt von der zwölften an die siebente Stelle, Dänemark von der vierzehnten an die dritte Stelle. Von den europäischen Großmächten steht Rußland an erster Stelle mit 13,7 ‰ Geburtenüberschuß, es folgen Deutschland mit 13,6 ‰, Italien mit 13,3 ‰, Österreich-Ungarn, Großbritannien und an letzter Stelle Frankreich mit 1,8 ‰.

Ordnet man die europäischen Staaten nach der absoluten Zahl des jährlichen Geburtenüberschusses für die Zeit um 1910, so ergibt sich folgende Übersicht:

Staat	Jährlicher Geburtenüberschuß	Staat	Jährlicher Geburtenüberschuß
Rußland mit Finnland .	1 450 000*)	Italien	461 000
Deutsches Reich . . .	879 000	Spanien	191 000
Österreich-Ungarn . .	574 000	Rumänien	100 000
Großbritannien und		Niederlande	89 000
Irland	498 000	Frankreich	71 000

An erster Stelle steht Rußland, es folgen die germanisch-angelsächsischen Staaten, unter ihnen an erster Stelle Deutschland, dann die südeuropäischen Staaten und — an letzter Stelle unter den europäischen Großstaaten — Frankreich, dessen Bevölkerungsvorgänge für uns von besonderem Interesse sind.

In den siebziger Jahren wurde die Volkszahl Frankreichs von Deutschland überholt, später von Österreich-Ungarn und Großbritannien. Nicht lange mehr wird es dauern und Italien beherbergt mehr Einwohner als Frankreich, und schließlich wird Frankreich von den Balkanstaaten und Spanien überholt werden. Es wird seine Rolle als Großmacht in den nächsten Jahrzehnten ausgespielt haben, wenn es ihm nicht gelingt, seine Macht durch einen entsprechend großen Bevölkerungszuwachs zu stärken.

Briefe aus Trebeldorf

Von Karl Krickeberg

Trebeldorf, den 20. September 19 . .

Lieber Cunz,

da habe ich aber doch hell auflachen müssen, als mir gestern auf der Straße der Herr Stadtsekretär mit geheimnisreicher Miene entgegentrat, vielsagend lächelnd in seinen heiligen Busen griff und den Brief hervorzog, den Du an das hiesige „Einwohner-Meldeamt" gerichtet hast.

Einwohner-Meldeamt!

„Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege."

Einwohner-Meldeamt! Da sieht man, welch eine Vorstellung der Großstädter von Trebeldorf hat. So was gibt es hier nicht. Das Rathaus ist alles in allem, und der gewichtigste Mann ist der Herr Stadtsekretär.

*) Diese Zahl gilt für 1905.

Trotzdem ist mir Deine Anfrage begreiflich.

Seit nahezu drei Wochen hause ich in diesem Rattenloch, und noch habe ich Dir mit keiner Silbe von meinem Aufstehen und Schlafengehen und von dem Tageslauf dazwischen eine Kunde gegeben.

Das ist eine Perfidie, eine Nichtsnutzigkeit, eine Miserabilität ist das, um so mehr, da ich damit zugleich Deine beiden Karten ohne Antwort gelassen habe, die inzwischen in meine Hände geflogen sind.

Du durftest mich also für verschollen halten.

Deine Erkundigung nach mir bei der Behörde hat mir nun aber einen Ruck gegeben.

Du siehst, lieber Cunz, ich bin gewiß und leibhaftig hier. Dafür, daß ich ein wortbrüchiger Mensch geworden bin, erflehe ich Deine Vergebung.

Was würdest Du vernommen haben, wenn ich mein Wort gehalten hätte? Klagelieder, nichts als Klagelieder. — Die wollte ihr Dir nicht in die Ohren posaunen. Denn der Abstieg in das Melancholische ist Dein Geschmack ganz und gar nicht.

Heute war der erste schöne Herbsttag seit all der Zeit, die ich hier bin. Da trieb es mich des Nachmittags hinaus in den Stadtwald. Das ist ein kleines Gehölz, etwa eine Stunde von Trebeldorf entfernt und in der Hälfte der Zeit bequem nach allen Richtungen zu durchstreifen. Es ist das einzige Holz in meilenweiter Runde. Fast zaghaft lugt es über dem fernen Horizont empor.

Immerhin doch aber etwas.

Das leuchtende Sonnengold durchstrahlte warm und wohlig die reine Luft. Über den schon in allen Farben schillernden Kronen der Bäume ruhte der klare blaue Herbstesschein, und es war etwas wie wehmütige Abschiedsweihe über dem Ganzen in der weltverlorenen Einsamkeit.

Wer weiß, wann solch ein Tag mir wiederkommt! Hier lernt man bescheiden sein und das Seltene auf innigere Weise genießen. — Sollte man am Ende doch hier leben können auf längere Zeit? — Mein Wald läßt es mich hoffen. —

Im übrigen ist das eine gottverfluchte Gegend. Daß sie mit strotzender Romantik nicht würde gesegnet sein, darüber waren wir ja einig, als wir am letzten Abend bei Dir unsere Zukunftspläne spannen und, was vorläufig mich betraf, hinter dem großen Atlas und dem Konversationslexikon in unserer Phantasie ein Bild von Trebeldorf und seiner Umgebung zu entwerfen suchten. So schlimm hatte ich mir die Sache denn aber doch nicht vorgestellt.

Öde und Eintönigkeit nach allen Seiten. Meilenweit ringsum alles Ebene. Nirgends auch nur die allergeringste Erhebung. Dörfer und einzelne Gehöfte spärlich verstreut und schüchtern beinahe in grauer Weite die Dächer erhebend. Zu den beiden Toren hinaus je eine Chaussee. Rechts eine Baumreihe, links eine Baumreihe, links Torfmoore, rechts Torfmoore, soweit der Blick trägt. Nur selten dazwischen ein größeres Ackerstück.

Aus den Mooren steigen um diese Jahreszeit schon am Spätnachmittage immer die grauen Nebel auf und hüllen das ganze Städtchen mit seinen Bewohnern in einen undurchdringlichen Schleier.

Unser schmales Flüßchen trägt nur vereinzelte Torf- und Ziegelkähne. Eine Eisenbahn ist erst im Bau.

Man ist also abgeschnitten von der großen Welt und muß versuchen zu leben unter den Dreitausend, so gut es eben gehen will.

Ob mir's gelingt? Gar oft hast Du mein Anpassungsvermögen gerühmt, Ob aber in diesem Ort nicht alle natürliche Anlage und jeder gute Wille verloren ist, muß sich noch ausweisen.

Bisher sind mir von den wenigen Seelen nicht gar viele bekannt geworden, und es will mir gefährlich erscheinen, sich mit dem einen oder dem anderen voreilig zu befreunden. Das ganze Nest ist gespalten in mindestens zwei große Parteien. Wer des einen Freund ist, ist glattweg des anderen Gegner. Auf Herz, Nieren und Gehirn wird nicht erst lange geprüft.

Himmel, Herrgott Sakra! — Da soll der Mensch nicht sentimental werden!

Daß ich Dir's nur gestehe! Ich weiß nicht, ob's nur ein ganz ordinäres Heimweh ist, aber ich sehne mich zurück nach meiner Großstadt. Ich sehne mich nach Dir. Ich sehne mich nach dem Theater und nach allen Genüssen der Kunst, an die wir beide unsere Seelen hingegeben haben in herrlichen Stunden. Ich sehne mich nach der offenen, weiten, leuchtenden See.

Da hast Du's nun. Ich wollte von meiner Stimmung nichts verraten. Jetzt steht es doch da. —

Nimm es für eine augenblickliche Wallung. — Nun ist es heraus, und von jetzt ab will ich Dir oft schreiben. —

Wenn nur meine Bücher endlich ankämen! Ich begreife die Trödelei nicht. Seit drei Wochen sind sie mit den übrigen Sachen unterwegs. Meine Wohnung ist noch so hohl und öde. Des Abends ziehe ich in die Kneipe, in das Hotel. Es gibt hier natürlich nur ein einziges.

So, lieber Cunz, da weißt Du vorläufig das Nötigste. Gleich acht Uhr. — Ich habe mit dem jungen Apotheker eine Partie Billard verabredet. — Sonderbares Instrument übrigens, dieses Billard! Wenn ich darauf fertig ausgebildet bin, zähle ich zu den größten Künstlern der Welt.

Leb wohl. Ich grüße Dich in Treuen,

Dein

Edward.

Trebeldorf, den 1. Oktober 19 . .

Lieber Cunz,

allen heißen Dank für Deinen Trostbrief und vor allem für die Bücherssendung, in der ich zu großer Freude auch meinen geliebten Theodor Storm mit einem Bande vertreten finde.

Inzwischen sind auch meine Kisten angekommen. Ich habe mich behaglich eingerichtet, und nun bin ich der Zuversicht: es wird, denn es muß werden.

Heute ist Gehaltstag. Da habe ich, der Herr Konrektor, zu dem trotz meiner achtundzwanzig Jahre jung und alt mit stummer Ehrfurcht emporblickt, zum erstenmal meinen fürstlichen Lohn, in bar vierhundertfünfundzwanzig Mark ohne Abzug, für das ganze Vierteljahr vorweg eingestrichen.

An diesem Tage war auch der Herr Bürgermeister wieder einmal allem Volke sichtbar. Sonst mauert er sich ein, kümmert sich um die Stadtregierung soviel wie gar nicht, läßt den Stadtsekretär schalten und den ältesten Senator walten.

Wenn er aber am Quartalsersten sich kümmerlich über die holprigen Dämme schleppt und bald diesem, bald jenem ein freundlich Wort gibt, dann ziehen die Leute ihre Mützen tief herab, stoßen sich hinterher heimlich mit den Ellenbogen in die Rippen und raunen sich zu: „Hei is'n goden Kirl, man schad, dat hei süpt."

Er trinkt, das ist wahr. Er gibt ein Königreich für einen, der es mit ihm tut; und doch bedrückt ihn sein Laster schwer.

Als ich ihm neulich meinen Besuch machte, war kein Loskommen von ihm. Er ließ sofort eine Masse Bier anfahren, und ohne Umstände begann des Nachmittags um vier Uhr eine regelrechte Zeche.

Der Alkohol löste ihm bald die Zunge. „Ich liebe ein wenig Sprachwasser," meinte er. Und nun erzählte er mir wie einem alten Bekannten aus seinen guten Tagen.

Da ist er ein schneidiger junger Referendar gewesen, noch ohne jede Ahnung von der Gicht, die ihm allmählich mit Knoten über und über die Glieder besät hat. Die ist ein Erbteil aus dem großen Kriege gegen Frankreich, den er als Leutnant der Reserve mit zum ruhmreichen Abschluß hat bringen helfen. Dazumal war er noch ein Stolzer, ein Schöner, der nur die Hand auszustrecken brauchte, um an jedem Finger ein Mädel hängen zu haben.

Gefreit hat er schließlich die blonde Annemarie vom großen Rittergut dahinten irgendwo. — Das ist gewesen kurz nach seinem Einzug in das Bürgermeisteramt zu Trebeldorf.

„Ein gutes Geschöpf war sie, die Annemarie," sagte er, „aber allzu sehr für die Wirtschaft. — Ich brauchte eine mir geistesverwandte Frau, und das war sie nicht. — Fragen Sie die Trebeldorfer alle. Die werden es bezeugen, das ich ein Mann von Geist bin. — Wer hat ihnen an Sedantagen und bei sonstigen Anlässen je so zündende Reden gehalten wie ich? — Immer nur eine kurze geistige Toilette vorher von fünf bis zehn Minuten, und dann Erzbereitschaft.

Donnerwetternochmal, habe ich die Gesellschaft im Zügel gehabt! Wie Sklaven sind sie umstrickt gewesen im Bann meiner Worte. Ströme von Tränen haben sie vergossen. Selbst der langbeinige, vierschrötige Müller

Sternbein draußen hat sich immer mit einem blanken Taschentuch ausgerüstet, wenn er wußte, ich würde reden.

Wenn ich gewollt hätte, ich hätte die ganze Bande anzetteln können zu heller Empörung gegen Kaiser und Landrat, und sie wären mit mir gelaufen quer durch alle Torfmoore und wären darin ersoffen."

Er trank erst mal.

„Sie begreifen," fuhr er fort, „daß so einem Manne die Annemarie nichts sein konnte. Fleißig war sie. Das ist gewiß. Den ganzen Tag schwirrte sie in der Küche herum. Sie schabte und scheuerte und putzte vom Morgen bis zum Abend. Ihre Salzfässer und Senfnäpfe waren innen so blank wie außen. Sie war die sauberste Frau in Trebeldorf.

Was hatte ich davon? Es fehlte der geistige Bindfaden zwischen uns, und so gewöhnte ich mich daran Abend für Abend in das Hotel zu wandern. Auf diese Art hat mich der Genius von Trebeldorf, der verfluchte, satanische Genius, der Saufteufel, der hat mich nach und nach in seine Krallen gezwängt und zuletzt mich ausgeschüttet in denselben Strom, in dem sie alle schwimmen.

Hüten Sie sich, lieber Konrektor, hüten Sie sich! — Aber Sie trinken ja nicht? — Prosit!"

Wir stießen an. Er war bei der vierten Flasche. Ich hatte meine Mühe mit der zweiten. Aber hier werd ich's noch lernen.

„Sehen Sie," begann er wieder und strich mit den mageren Gichtfingern durch den elegisch herabhängenden Schnauzbart, „das mit der Annemarie, das war ein Elend. Nach drei Jahren wurde sie krank. Sie bekam die knallroten Flecken im Gesicht, und nach abermals zwei Jahren habe ich sie begraben müssen. — Arme Annemarie! Als ich sie nicht mehr hatte, da merkte ich erst, daß sie mir doch etwas gewesen war. — — Na, prost! Trinken wir mal!"

Dann erzählte er noch von seiner stolzen, schönen, klugen Else — Musch, die sein zweites Weib geworden war. Aber es ging stockend. Der Faden riß ihm des öfteren entzwei. Von Zeit zu Zeit wiederholte er dabei wie im Selbstgespräch verträumt vor sich hinstarrend: „Und Du mochtest so gerne feine, glatte, gelbe Seide, meine Else — Musch!" —

Es war, als hätte er wehmütige Erinnerungen zu verschweigen und suche sorgsam das wenige heraus, was von seinem Leben mit ihr verraten werden dürfe.

Schließlich versiegte der Strom seiner langsam gemächlicher fließenden Beredsamkeit, und als zuletzt das Plapperwerk ganz stille stand, nahm ich Gelegenheit, mich zu empfehlen.

Heute erst am Gehaltstage habe ich unseren Bürgermeister wieder gesehen, und in welchem Zustande!

Er hatte, wie er zu tun pflegt, sein Gehalt selber vom Rathause geholt und war nun mit vollen Taschen im Hotel gestrandet. Dort fand ich ihn, als ich zum Mittagessen eintrat. Er saß in einem Kreise von acht bis zehn Männern im alten Ecksofa am runden Tisch mit glasigen Augen und lallender Zunge.

Die trunkfestesten Zecher von Trebeldorf, der Viehhändler Runge, der Bäckermeister Rehm, der Uhrmacher Jerschkow, der ewig delirierende Spediteur Blunk, der Fuhrmann Kitz, der Hotelwirt Holzberg und andere umgaben ihn, lauter wackere Ehrenmänner und gute Freunde des Bürgermeisters, der heute wieder den großen Spendertag hatte und alle freihielt.

Mit Sekt hatte der Jubelmorgen um zehn Uhr seinen Einzug gehalten, und dann war man auf dem Umweg über Rotwein zu Trebeldorfer Bier gelangt. Seit drei Stunden hatten die Edlen dort ihren tiefen Frühtrunk getan, sich an ihren unsauberen Geschichten ergötzt, eine unbändige Freude verspürt, als der Bürgermeister trunken und trunkener wurde und ihren Ulk mit ihm getrieben.

Es war eben Quartalstag. — Der Viehhändler setzte ihm einen Papierhelm auf den Kopf, der Uhrmacher erhob sein Glas mit dem Rufe: „Hoch unser erlauchtes Oberhaupt, der Herr Stadtkommandant!" Und der Bäckermeister schlug mit der breitflossigen Patsche auf seine Schulter und beteuerte: „Bist doch ein fideles Haus, Bürgermeister." Sie duzen sich alle mit ihm.

Mir war es eine widerliche Szene. Die Einladung zum Mittrinken lehnte ich ab und begab mich in das kleine Speisezimmer nebenan.

Ich aß mit dem jungen Apotheker allein. Das wirre Getöse und die verschiedenen Qualmdüfte, die zu uns hereindrangen, steigerten unser Mißbehagen, und wir beschlossen, den Bürgermeister aus den Klauen dieser Gesellschaft zu befreien.

Wir ließen Mutter Holzberg rufen. Das ist eine kleine runde, appetitliche, immer fleißige, fröhliche und verständige Frau, die Seele des Hotels.

„Wie bekommen wir ohne Aufsehen den Bürgermeister nach Hause?" fragte ich.

„Ach, Herr Konrektor, der geht nicht."

„Das ist doch aber eine Schande, wie die Leute da mit ihm umspringen."

„Ja, du lieber Gott, gewiß, Herr Konrektor, das ist es. Aber was soll man machen? — Ich bring ihn nachher in die Hinterstube, wir legen ihn aufs Sofa, und dann schläft er sich bis vier Uhr wieder nüchtern."

„Und dann?"

„Geht er ins Tanzlokal."

„Ins Tanzlokal?"

„Ja," sagte Mutter Holzberg, „das tut er nun mal nicht anders. Das macht er seit zwölf Jahren an diesem Tage immer."

„Aber ich bitte Sie, was will er denn da? Der Mann mit seinen Gichtbeinchen? Tanzt er?"

„Ne, das nicht. Aber da ist heut Knechtsball. Na, und da müssen alle Knechte und Mägde Sekt trinken. Bezahlt er alles. Und dann stoßen sie mit ihm an und bedanken sich und lassen ihn hochleben. Das mag er gern."

„Gerechter Dudelsack!" sprach ich. „Und das läßt sich auf keine Weise hindern?"

„Sie täten ein Gotteswerk an ihm. — Wissen Sie was? Mir fällt was ein. Fahren Sie mit ihm in den Stadtwald. Senator Schulz läßt gern anspannen. Am Ende fährt er selbst mit."

„Das ist ein Gedanke," meinte der kleine Apotheker.

„Das Bett wäre ihm besser," entgegnete ich.

„Nutzt nichts," erwiderte Mutter Holzberg. „Wenn er aufwacht, klettert er doch wieder raus und geht ins Tanzlokal. Das hat er all schon fertig gekriegt."

„Na, dann also in den Stadtwald!" beschlossen wir. „Können Sie uns das Fuhrwerk besorgen?"

Mutter Holzberg versprach es. Um vier Uhr also geht es hinaus, zur Rettung eines Schiffbrüchigen. — Ich bin gespannt, wie das abläuft. —

Du hast nach Erlebnissen gefragt. Dies ist ein urechtes Trebeldorfer Erlebnis, an dem der Samariter nicht achtlos vorüberzieht, und es gehen ihm die Augen darüber auf, daß der Thron des Lasters überall aufgerichtet steht in der Welt. Ist es denn wahr, daß die Millionenstadt ein schlimmerer Sündenpfuhl ist als das kleinste Nest? Von hier aus möchte ichs bezweifeln.

Es ist eine trübe Atmosphäre hier. Ich möchte reinere Luft atmen.

Vielleicht trägt Dir mein nächster Brief erfreulichere Kunde zu. Noch hoffe ich auf Schöneres. — Ich hoffe es.

Leb wohl unterdessen.

Dein

Edward.

Trebeldorf, den 6. Oktober 19 . .

Mein prächtiger alter Cunz,

Du möchtest also wirklich Trebeldorf kennen lernen mit allem, was drum und dran ist? — Da mußt Du freilich schon selber auf einige Tage kommen und die Herrlichkeit schauen mit eigenen Augen. Also rund heraus: Ich lade Dich ein zu Weihnachten. Da wollen wir beiden Elternlosen zusammen feiern. Bereite mir die große Freude, und ich will einen Juchzer tun, der weit über die Torfmoore widerhallen soll.

Draußen vor den Toren dürfte es dann freilich leicht noch reizloser sein als in diesen Regentagen. Wir werden uns begnügen müssen mit dem Innern der Stadt, das heißt mit meiner Wohnung und dem Hotel.

Schon lese ich seit zwei Wochen andauernd in meinem geliebten Theodor Storm. Ich möchte ihm seine echte Kleinstadtstimmung nachleben und alles mit gleicher Liebe umfassen können wie er. Aber es geht nicht. Bisweilen denke ich: nun hab ichs. Aber dann wieder werde ich gewahr, daß dieses künstlich Erzwungene eben doch nur etwas Gewolltes und nichts Wahres ist. Zudem ist Trebeldorf nach allem, was ich herauslese, eben doch nicht Husum. Auch fehlen mir ja alle die tausend Kindheitserinnerungen, die mich mit starken

Fesseln binden könnten an das Kleine und Allerkleinste, und zu guter Letzt bin ich kein Dichter, sondern ich sehe mit den Augen des Durchschnittsmenschen, und ich rieche mit der Nase des normalen Erdenbürgers.

Komme ich von einem längeren Spaziergange heim, so dringt mir schon eine Viertelmeile vor dem Tor der für Crebeldorf charakteristische Geruch von glimmendem und ausgebranntem Torf in die Nase. Er lagert über den Dächern, er schwimmt durch alle Häuser, er durchströmt die Kleider und Haare der Menschen. — Einen Crebeldorfer kann man buchstäblich riechen.

Du wirst es bestätigt finden, wenn Du kommst. — Die Fahrt hierher ist ein wenig umständlich. Ohne Postkutsche ist immer noch die günstigste Verbindung nicht möglich. — Von der letzten Station ab zwei bis drei Stunden hierher. — Und dann wirst Du alles bewundern können. Das unheimliche Rattern und Ächzen und Quietschen des Postwagens wird Dir genau die Sekunde anzeigen, in der er in das Tor einrollt.

Die Sehnsucht nach Bergen muß in der menschlichen Natur verborgen schlummern. Auch die Crebeldorfer haben sie offenbar im geheimsten Winkel ihres Herzens verspürt. Drum haben sie aus eigener Kraft bei der Anlage ihrer Straßendämme das nachgeholt und ersetzt, was ihnen die Natur versagt hat. Aber auch das hat sein Gutes. Wenn der Himmel seine Wässerlein rinnen läßt, so bilden sich in den Tälern der Dämme weit ausgedehnte Teiche und Seen, und dann ist Jubeltag für die lieben Entlein und Gänslein, die kreuz und quer darin herumschwimmen und ihr lustigstes Geschnatter erheben.

Vergiß auch nicht Deine dickbesohlten Jagdstiefel mitzubringen, denn auch auf den Seitenleisten unmittelbar an den Häusern entlang wandelt man nicht auf gebügelten Ebenen. Zudem könnte es Schnee geben, und gefegt wird hier grundsätzlich nicht.

Auch Deine Laterne vergiß nicht. Wir werden sie nicht entbehren können, da der Kalender für die Weihnachtszeit keinen Mondschein verheißt.

Du siehst, lieber Cunz, ich bin ganz offen und beschönige nichts, aber ich übertreibe auch nichts. Es lassen sich eben zum Preise dieser Stadt keine Jubelhymnen singen. — Im Geiste sehe ich bei dieser nüchternen Schilderung, die Dir getreulich das Stadtbild wiederspiegelt, die mir so wohl bekannte Unmutsfalte auf Deiner Stirn.

Hätte ich klüger getan, mit meiner Einladung bis zum Sommer zu warten? Ich weiß es nicht. Wie mag es um die Zeit hier aussehen, und wo mag man die warmen Abende zubringen? — Die schmucken Vorgärten, von denen meine Phantasie mir vorgegaukelt hatte, gibt es hier nirgends. Überhaupt ist kein Garten im ganzen Ort außer dem des alten Pastors Hacker.

Komm also zu Weihnachten, lieber Cunz! Tue das mir zu Liebe. In meinen vier Wänden ist es gemütlich. Und „wenn in unserem kleinen Zimmer die Lampe wieder traulich brennt", und wir sitzen beieinander behaglich wie in

alter Zeit und plaudern von vergangenen Tagen oder spinnen unsere Träume hinüber in die Zukunft, dann wird das schön sein, mein guter, alter Getreuer, Du.

Also komm! Platz habe ich in Masse. Drei Zimmer bewohne ich selbst, und drei kann ich Dir noch zur Verfügung stellen.

Ich habe die Wohnung meines Amtsvorgängers übernehmen müssen, der verheiratet war. Sie war die einzige. Sollte noch irgend jemand hierher ziehen wollen, so muß erst gebaut werden.

Ich erwarte Deine Zusage und grüße Dich voll Sehnsucht.

Dein

Edward.

(Fortsetzung folgt)

Das Grotesk

Von Moritz Goldstein in Berlin-Friedenau

Es handelt sich nicht um einen schlechten Witz. Die Überschrift, an deren Klang man sich gewöhnen sollte, entspricht Bildungen wie: das Barock, das Rokoko, und bezeichnet einen Stil. Einen, den es noch nicht gibt, der aber entstehen will; einen, der im Begriff ist, Mode zu werden und an dem die preziöse Welt um 2000 sammelnd und nachahmend sich vielleicht ebenso ergötzen wird wie die von heute an Sachen und Sächelchen des Biedermeier.

Wir Philister, die wir die Erschütterungen des Naturalismus und Impressionismus kaum überstanden haben und in einer wieder vernünftig gewordenen Welt ahnungslos in den Tag hineinleben, sehen plötzlich abermals etwas vorgehen. Hier eine Ausstellung von den Verstand verrückenden Bildern; dort eine Zeitschrift mit unmöglichen Gedichten in einer unmöglichen pöbelhaften Sprache; da schon ganze Bücher, die zwischen zwei Buchdeckel das Unerhörteste an gezeichnetem und gedrucktem Wahnsinn einschließen. Wir Philister sehen es mit Staunen und Abscheu. Wir empfinden die Offenbarungen der Allerjüngsten als kompletten Unsinn und haben den Mut, sie offen und mit entrüstetem Pathos so zu nennen. Und diesmal haben wir recht: was da als neue Kunst sein Wesen treibt, ist Unsinn.

Aber leider Gottes: es ist diesmal damit nicht widerlegt. Diese neue Richtung will Unsinn sein, sie ist Aberwitz mit Bewußtsein, systematisch, und wir können die jungen Stürmer nicht besser verstehen und ihre Werke nicht

glänzender rechtfertigen, als wenn wir in ihnen das Gegenteil alles Sinnvollen, Natürlichen, Harmonischen entdecken.

Man wird glauben, ich ironisiere hochmütig. Man mißversteht mich. Zwar weiß ich nicht, ob ein einziges dieser Originalgenies ernst zu nehmen ist; aber daß die Bewegung, deren Führer oder Werkzeug sie sind, ernst genommen werden will, davon bin ich ganz durchdrungen.

Diese Zukünftigen so obenhin abzufertigen, sollte man schon aus einigen äußerlichen Gründen sich hüten. Es gibt zu denken, daß die Bewegung, die beinahe den Eindruck einer Geisteskrankheit macht, gleichzeitig an verschiedenen, weit auseinanderliegenden Orten auftaucht. Noch auffälliger ist, daß sie gleichzeitig in verschiedenen Künsten sich regt; am deutlichsten in der Literatur; aber auch in Zeichnung und Malerei, unter mancherlei Namen und mit anderen Strebungen vermischt. Ihre Vertreter haben den Drang, sich zu geschlossener Phalanx zu gruppieren; sie bilden Schulen, und so werden sie, nach allen früheren Erfahrungen, Schule machen. Diese Symptome, wie gesagt, sollten uns Philister zur Vorsicht mahnen. Es kommt aber noch eine innere Rechtfertigung hinzu. Was da unter uns vorgeht, ist ein tiefes Symbol der Zeit. Und so, als Ausdruck unserer Existenz in Europa am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, können wir nicht umhin, den Unsinn wichtig zu nehmen, es mag uns nun passen oder nicht.

Indem wir darangehen, die allerjüngste Kunst aus den Tiefen der Gegenwart herzuleiten, müssen wir freilich befürchten, Dinge auszusprechen und den Jungen Absichten unterzuschieben, an die ihre Künstlerseelen nie gedacht haben. Aber das schadet nichts. Schrieb doch selbst Goethe an Schiller: „Fahren Sie fort, mich mit meinem eigenen Werke bekannt zu machen." Und wenn die Herren zu ihrer Überraschung sehen werden, wie tief sie sind, so werden sie uns das gewiß nicht übel nehmen.

Nietzsche — der arme Mann, der für so vieles, was sich absurd gebärdet, herhalten muß — Nietzsche also hat in seinem letzten, unvollendet gebliebenen großen Werke „Der Wille zur Macht" eine Krisis vorausgesagt, die er europäischen Nihilismus nennt. Gemeint ist der krankhafte, schmerzende, unerträgliche Zustand von Leere, welcher nach Meinung des Philosophen notwendig eintritt als Folge der fortschreitenden Religionslosigkeit Europas. Indem wir mehr und mehr den persönlichen Gott aus der Welt eliminieren, nehmen wir sozusagen den König aus dem Schachspiel; die Figuren haben keine Beziehung mehr zueinander; die Welt, die sich zweitausend Jahre lang gewöhnt hat, alle ihre Wertungen auf diesen persönlichen Gott zu beziehen, und der noch niemand Ersatz zu bieten wußte, hat ihren Zweck verloren; sie ist sinnlos geworden.

Nietzsches Meinung ist, daß wir durch diesen Zustand einer vollständigen Zweck- und Sinnlosigkeit des Daseins, durch dieses Stadium der Krankheit und Verzweiflung hindurch müßten, um zu einem neuen Sinn und Zweck zu gelangen. Und er scheint richtig prophezeit zu haben: wir sind im europäischen Nihi-

lismus mitten drinnen. Eine Unzahl von Einzel- und Teilzwecken werden mit grandioser Energie verfolgt, mit riesig aufgespeicherten Mitteln und nie erlebtem Können erreicht — aber der Zweck aller dieser Zwecke fehlt. Das Menschengeschlecht müht und plagt sich, arbeitet, erfindet, entdeckt, häuft und sammelt, es setzt die ganze Natur nach seinem Willen in Bewegung, und schließlich weiß doch keiner, wozu. Für den nun, der die letzte Sinn- und Ziellosigkeit des heutigen Europa deutlich empfindet, hat dieser geschäftige Eifer etwas Graufig-Lächerliches. Die Menschheit scheint einen Narrentanz aufzuführen, mit albern übertriebenen Gebärden und sinnlosen Verrenkungen. Zu den vielen Zeichen, daß wir nach einer Erneuerung der Religion als nach einer neuen Rechtfertigung des Daseins lechzen, gehört diese heute weitverbreitete Empfindung des Unsinnigen unseres Lebenszuschnittes.

Das Gefühl des Verkehrten, Unhaltbaren des gegenwärtigen Zustandes hat nun bereits eine solche Stärke gewonnen, daß es nach ästhetischem Ausdruck, nach Objektivierung durch die Kunst verlangt. Die Sinnlosigkeit, ins Ästhetische projiziert, ergibt das Groteske. Grotesk ist die als ästhetisch reizvoll empfundene Ziel- und Zwecklosigkeit. Grotesk ist nicht das Fehlen des Zusammenhangs, sondern sein Vermeiden. Grotesk ist die Schönheit des Unsinns.

Und damit haben wir die Formel gefunden für eine allerjüngste und zukünftige Kunst, die unter mancherlei Namen, und noch nicht ganz ihrer selbst bewußt, hier und da sichtbar wird. Was da in unserer Mitte vorgeht, entspringt dem starken Drange zu stilisieren, aber nicht ins sogenannte Schöne oder Heroische oder Idyllische, sondern ins Bizarre, Wahnsinnige, in die Phantasie des Angsttraumes, der das Alpdrücken begleitet, ins Perverse und Groteske.

Daß es sich — unserem Gefühle zum Trotz — um Kunst handelt, beweist der energische Wille zum Stil, wenn es auch der Stil der Verrücktheit ist. Und daß dieser Wille nicht erklügelter Originalitätssucht entspringt, sondern daß ein bestimmtes und allgemeines Lebensgefühl nach Ausdruck ringt, das wird uns klar, wenn wir bedenken, eine wie große Rolle das Groteske auch sonst und schon längst in unserem Leben spielt.

Der Zusammenhang unserer Kultur oder Unkultur mit dem Variété ist oft bemerkt worden. Und das Variété, in das bis vor kurzem alle Welt lief, ist der System gewordene Unsinn. Mit innigem Behagen haben wir jenen englischen Exzentrikkomikern zugesehen, die im Kostüm eines Verrückten eine halbe Stunde lang mit großem Aufwand von Apparaten absoluten Unsinn produzieren durften. Mit einer Art Wollust betreiben wir die kindischen Vergnügungen, die uns der Lunapark bietet. Die Tänze unserer Eltern werden verdrängt durch neue, die von den vertrackten Bewegungen tanzender Wilder abgeleitet scheinen, nicht etwa aus ethnologischen oder kolonialen Interessen unserer Gesellschaft, sondern aus Freude an der Sinnlosigkeit. Nicht zuletzt auch am Perversen. Das Perverse — im Vertrauen gesagt — spielt nicht nur in Gerichtssälen und Zeitungen, sondern auch in Haltung, Bewegung und Kleidung

ſeine Rolle. Der Kultus des Grauens, von klugen Romanciers eifrig gepflegt, findet ſein Publikum, und man kokettiert mit dem Satanismus. Noch ſei hingewieſen auf die moderne Reklame, die gern durch Unſinn Aufmerkſamkeit erregt, ſowie auf die blöden, durch mechaniſche Zuſammenfügung von Lauten gebildeten Kennwörter. Ja, jener tolle Wirbel und Hexentanz des Lebens, den wir Amerikanismus nennen, mit all dem Lärm, der Geſchmackloſigkeit, dem Kampf, mit der Brutalität und Rückſichtsloſigkeit und zugleich der krampfhaften Luſtigkeit und Lebensgier: iſt er nicht ein Syſtem der Zweckloſigkeit, ein Aufgebot aller Leidenſchaften um — Nichts?

Das alles und noch mehr drängt zum Ausdruck, ringt nach Formen, ſtrebt zum Stil. Eine Kunſt des Wahnſinns, des Grauens, des Abſurden, Bizarren, Perverſen iſt im Werden. Und ihre jungen Prieſter, in ihrer Freude über die Offenbarung, nennen ſie die Kunſt der Zukunft, halten ſie ganz einfach für die Kunſt.

So neu und unfertig die Bewegung noch iſt, ſo fällt von ihr bereits ein helles Licht auf die — nach unſerer Meinung — primitive Kunſt exotiſcher Völker. Wir alle kennen jene unförmigen Götzenbilder, Fetiſche und Dämonen, die in den Muſeen für Völkerkunde aufbewahrt werden. Greuliche Menſchenfratzen auf Tierleibern, Ungeheuer mit zwei Köpfen, ſechs Armen oder vier Beinen. Wir kennen auch die Tempelbauten etwa der Inder, mit endlos aufeinandergeſetzten und in die Höhe gezogenen Dächern, mit Schnörkeln, Kröpfen und Spitzen, die jedes konſtruktive Gefühl, jeden Sinn der Architektur zu verhöhnen ſcheinen. Wir ſahen all das bisher mit einem Gemiſch von Schauder, Ekel und lächelnder Überlegenheit, denn wir hielten dieſe Ausgeburten einer unkultivierten Phantaſie für äſthetiſchen Unſinn, für künſtleriſche Unfähigkeit, ja für das Gegenteil aller Kunſt. Jetzt aber ahnen wir, daß auch jenen Mißgeſtalten eine äſthetiſche Abſicht zugrunde liegt, daß eine Stimmung ausgedrückt werden ſoll und auch ausgedrückt wird, daß wir es alſo mit Kunſtwerken zu tun haben, die wir nur nicht als ſolche erkennen konnten, weil uns das ſeeliſche Erlebnis fremd war, dem ſie ihr Daſein verdanken. Was da ſichtbar werden ſoll, iſt das Grauen des primitiven Menſchen vor der Sinnloſigkeit der noch unerforſchten und unbezwungenen Natur, iſt die Angſt vor der Grauſamkeit und dämoniſchen Furchtbarkeit eines auf Gefahr und täglichen Kampf geſtellten Lebens. In dieſen Fratzen haben Künſtler ihre Wahnvorſtellungen, ihre Angſtträume mitten im Urwald, beim Gewitter, während einer Sonnenverdunkelung feſtgehalten.

Auf hoher Stufe der Kultur, als Reſultat eines jahrtauſende langen ununterbrochenen Nachdenkens über die Rätſel des Lebens kehrt uns plötzlich die Empfindung des Grauens vor der Sinnloſigkeit des Daſeins zurück, und mit dieſer ähnlichen Seelendispoſition gelangen wir zu ähnlichen Ausdrucksformen wie jene primitiveren Menſchen. Wie ſeltſam, daß die Kurve der Entwicklung in ſich zurückzulaufen ſcheint!

Wird nun die abendländische Kunst, die Phidias, Raffael, Rembrandt hervorgebracht hat, zu einer Kunst der Mexikaner zurücksinken, die Architektur, die an griechischen Tempeln, gotischen Domen und italienischen Palästen geschult ist, uns den indischen Pagoden ähnliche Formlosigkeiten bescheren?

Wir wollen das nicht befürchten; und zwar, neben allen anderen Gründen, auch deshalb: mag immerhin die lebendige Kunst, die stets ein Ausdruck ihrer Zeit sein will, sich gedrängt fühlen, unseren Zustand der Sinnlosigkeit, des Nietzscheschen Nihilismus ästhetisch wiederzugeben; diese Kunst des Unsinns — die kein Unsinn der Kunst zu sein braucht — ist kein Ziel, sondern ein Übergang; denn der Zustand, den sie ausdrückt, ist ein Übergang und wird überwunden werden. Wir streben ja gerade aus der Sinnlosigkeit nach einem neuen Sinn, aus der Zwecklosigkeit der Zwecke nach einem letzten Zweck. Das Bedürfnis nach ästhetischer Objektivierung ist selbst ein Zeichen dieses Strebens, ein erster Versuch, die Qual loszuwerden.

Auch ist Kunst der Sinnlosigkeit ein Widerspruch in sich selbst. Höchste Kunst ist Überwindung aller Sinnlosigkeit, ist vollkommener Sinn, Harmonie, Kosmos. Jenen neuen Stil werden also gerade die besten Künstler am kräftigsten zu vermeiden streben; seine Entwicklung scheint mehr den Talenten, mehr den genialischen als den genialen Naturen obzuliegen, mehr jenem Künstlertypus, der von der Klassizität weg anstatt zu ihr hin strebt. Ein gewisser Mangel echter Künstlerschaft ist unzweifelhaft den Vertretern des Neuen eigen. Bezeichnend hierfür ist — neben dem noch immer verdächtigen Scheerbarth — der wohl jetzt endgültig legitimierte Wedekind. Man kann das Schaffen dieses schwer zu begreifenden Dichters zusammenfassen als den immer wiederholten Versuch, den absoluten Unsinn des Lebens, den bald lächerlichen, bald grausigen Wahnsinn des Daseins dramatisch zu formulieren. Und gerade bei ihm ist der Mangel des letzten und echten Gestaltungsvermögens fast immer peinlich fühlbar.

Noch etwas anderes spricht gegen den Stil des Unsinns: diese Kunst ist Stadtkunst, genauer Großstadtkunst, ja in nicht geringem Maße berlinische Kunst, im üblen Sinne des Wortes; (nicht umsonst pflegen manche Essayisten den saloppen Berliner Straßenjargon.) Kein Wunder! Das, was hier nach Ausdruck strebt und was man noch vor kurzem Dekadence nannte, setzt Hyperkultur, Naturferne, Naturfremdheit voraus. Die große Kunst aber wird immer wieder die große Natur suchen und sich nach ihr orientieren. Dem Menschen jedoch, zu dem das Meer, der Wald, der Sternenhimmel vernehmlich sprechen, kann die Sinnlosigkeit des Daseins vielleicht ein Erkenntnisproblem, nimmer aber ein Lebensgefühl werden.

Seien wir immerhin darauf gefaßt, daß der Stil des Grotesken und Bizarren, des Wahnsinns und der Perversion Mode wird und sich sehr laut macht: die große Linie der Entwicklung wird, über diesen Zeitstil hinweg oder darunter verborgen, ganz anders verlaufen. Denn unser Kunstwille strebt nach

anderen Dingen: nach der Monumentalität und nach der Idylle. Das ist der Stil, den Europa — in Kunst und Leben — braucht und den es bekommen wird. Nicht das Monumentale oder das Idyllische, auch nicht ein Mittelding zwischen beiden, sondern beides zugleich, das Große und das Kleine, die Weite und die Enge, die Majestät und die Lieblichkeit. So weit spannen wir Heutigen den Bogen unseres Gefühls.

Die Kunst des Exzentrischen aber mit ihren betäubenden Gerüchen und üblen Düften, wenn ihre Blätter und Blüten einmal verwelkt sind, wird einen vortrefflichen Dünger abgeben für eine ganz andere Blume, die wir schon lange suchen und die aus dem umgegrabenen Boden alsdann leicht und üppig emporwachsen wird: Phantastik nämlich, die gesündere Schwester der Romantik.

In einer Welt aber, die ihren Sinn wiedergefunden haben wird, werden wir dieses luftige Wesen Phantastik nicht ungern finden — wir Philister.

Politik und Wirtschaft

Das neue Jahr hat bisher keine Änderung in der Unsicherheit der Wirtschaftslage gebracht. Die Friedensverhandlungen sind noch nicht zum Abschluß gediehen, die Formel, welche die verwickelten Verhältnisse auf dem Balkan zur Lösung bringen soll, ist noch nicht gefunden. Daher will der Druck, den die politischen Verhältnisse auf die Stimmung und die Wirtschaftslage ausüben, nicht weichen. Rußland und Österreich befinden sich noch immer im Zustand erhöhter Kriegsbereitschaft. Diese Konstellation ist nicht dazu angetan, die wirtschaftliche Unternehmungslust zu fördern. Das Gefühl der Unsicherheit prägt sich am deutlichsten in dem Auf- und Abschwenken der Börsenkurse aus. Scheinen die politischen Aussichten besser, so erinnert man sich gern, daß die Konjunktur für Kohle und Eisen noch keine fühlbare Einbuße erlitten hat und setzt die Kurse in die Höhe, um bei der ersten ungünstigeren Nachricht sich um so größerer Mutlosigkeit zu überlassen. Inzwischen zeigt sich auch, daß die große Börsenderoute doch nicht allenthalben so gut überstanden worden ist, wie es anfänglich den Anschein hatte. In den kleineren Städten des Allgäu haben sich Aufsehen erregende Bankrotte von Privatbankhäusern ereignet. Ähnlich, wie vor einigen Monaten in der Lausitz und Schlesien, zog ein Zusammenbruch den anderen nach sich. Das aufgeregte Publikum stürmte die Kassen und brachte so auch Firmen zu

Fall, die ohne diese Massenkündigung von Depositengeldern keiner Gefahr ausgesetzt gewesen wären. Es zeigte sich aber, wie in fast allen früheren Fällen, bei diesen Zusammenbrüchen die typische Erscheinung, daß große Spekulationsverpflichtungen und eine mangelhafte Liquidität bei relativ sehr hohem Bestand der Einlagegelder die unmittelbare Ursache des Zusammenbruches abgaben. Die Gründe für diese bedauerliche Tatsache liegen zu einem guten Teil in der schwierigen Stellung des Privatbankiers, der durch die Organisation der Großbanken bedrängt und in der Verdienstmöglichkeit verkürzt wird. Daher die Pflege des Spekulationsgeschäftes, die ihm einen unsicheren und wenig verläßlichen Kundenkreis zuführt, daher das Aufsuchen riskanter Kredite, welche zu dauernder und gefahrvoller Festlegung der Mittel zwingen. Die Verluste, welche die ländliche Bevölkerung in diesen Fällen erleidet, sind tief zu beklagen. Dennoch darf man sich nicht dazu verleiten lassen, diese vereinzelten und durch das Zusammenwirken ungewöhnlicher Umstände hervorgerufenen Fälle zum Anlaß zu nehmen, um nach gesetzlichen Beschränkungen zu rufen, wie es im Reichstag geschehen ist. Die Frage, ob ein Depositengesetz erstrebenswert und unseren wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt sei, ist gelegentlich der Bankenquete in ganz besonders gründlicher und eingehender Weise untersucht und erörtert worden. Die hervorragendsten Sachverständigen haben sich hierüber geäußert. Das Ergebnis ging aber schließlich dahin, daß man von einer gesetzlichen Beschränkung des Depositenwesens absah, in der Erkenntnis, daß die mit einem solchen Gesetz verbundenen wirtschaftlichen Nachteile und Gefahren allzu groß sein würden. Die Gefahren, welche dem Einleger aus unserem gegenwärtigen System der bankmäßigen Verwaltung drohen, darf man unter dem Eindruck solcher vereinzelter Vorkommnisse nicht überschätzen. Angesichts der sich auf viele Milliarden belaufenden, in Form von Spargeldern und Depositen bankmäßig verwalteten Einlagen sind die durch Zahlungseinstellungen erlittenen Verluste minimale; sie berechnen sich im Durchschnitt der Jahre nur auf Bruchteile eines Prozents. Mit Fug und Recht hat daher die Reichsregierung sich abgeneigt gezeigt, das einstweilen abgetane Problem aufs neue zur Erörterung zu stellen. So ungemein wichtig die Depositenfrage für unser ganzes Geld- und Kreditsystem ist, so darf man sie doch nicht aus dem Gesichtspunkt betrachten, als sei ein besonderer Schutz der Einleger vonnöten.

Die Besprechungen, welche in der Budgetkommission des Reichstags über diese Frage stattgefunden haben, streiften auch, wie natürlich ist, die starke Anspannung des Geldmarktes am Jahresschlusse und die Lage der Reichsbank. Diese außergewöhnliche Erscheinung regt zu immer neuen Erörterungen und Untersuchungen an. Niemals ist auch nur annähernd ein solcher Geldbedarf an das Institut herangetreten als kürzlich; alle Vergleiche aus früheren Jahren, auch mit dem letzten Hochkonjunkturjahr 1907, versagen. Ein Wechselbestand von über 2 Milliarden, ein Notenumlauf von $2^1/_2$ Milliarden, eine Steuer-

pflicht von über 700 Millionen gehen weit über das bisherige Höchstmaß hinaus. Es ist diese Anspannung auf dem Geldmarkt, die sich auch in Zinssätzen von 8 und 9 Prozent ausdrückte, das Widerspiel der gewaltigen Entwicklung, welche unsere wirtschaftlichen Verhältnisse in den letzten fünf Jahren genommen haben. Bedenken wir, daß in der gleichen Zeit unsere Eisenerzeugung um 50 Prozent, unsere Kohlenproduktion um etwa 25 Prozent gestiegen ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch die Ansprüche an die Reichsbank in annähernd gleichem Verhältnis gewachsen sind. Wir dürfen noch eine Genugtuung darüber empfinden, daß trotz dieser schwierigen Verhältnisse und trotz der politischen Störungen, welche zu der Einsperrung von Barvorräten führten, der Goldbestand der Reichsbank sich noch immer auf annähernd 800 Millionen Mark belaufen konnte, während er 1907 trotz eines viel höheren Diskontsatzes auf 472 Millionen herabsank. Es ist dies ein untrüglicher Beweis dafür, daß die Politik der Reichsbank, welche die Stärkung ihres Goldbestandes durch andere Mittel als durch das Anziehen der Diskontschraube versucht hat, von einem vollen Erfolg begleitet worden ist. Zu diesen Mitteln gehört neben der Unterhaltung eines starken Bestandes von Goldwechseln auf das Ausland auch die Ausgabe kleiner Noten. Zu dieser Ausgabe ist die Reichsbank seit dem Jahre 1905 ermächtigt; aber erst in neuerer Zeit ist es gelungen, diese kleinen Noten in erheblicherem Maße dem Verkehr zuzuführen. Nachdem nun auch der Bankiertag in München sich zugunsten dieses Mittels ausgesprochen hat, wird dasselbe anscheinend als eine Art Allheilmittel angesehen. Daher auch das fast einmütige Einverständnis in der Budgetkommission, die bisherige Ausgabegrenze von 300 Millionen zu beseitigen. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die Ausgabe kleiner Noten eine sehr gefährliche Kehrseite hat. Indem sie das bare Gold aus dem Verkehr drängt, entblößt sie denselben von der Goldreserve, die in den zirkulierenden Goldmünzen liegt. Die Goldbestände der Reichsbank werden aber um deswillen nicht etwa soviel höher sein, als kleine Noten im Umlauf sind, sondern es wird sich der bekannte Vorgang wiederholen, daß das vollwichtige Geld nach dem Ausland abströmt und die Noten als ein Kreditgeld im Lande bleiben. Wir haben daher schon die Stellungnahme des Bankiertages zu der Frage nicht gebilligt, wir halten es aber für ein geradezu gefährliches Experiment, jede Grenze für die Ausgabe kleiner Noten einfach aufzuheben.

* * *

Auf dem Gebiete des Versicherungswesens vollziehen sich gegenwärtig Vorgänge, welche die größte Aufmerksamkeit beanspruchen. In das deutsche Versicherungswesen hat schon vor einiger Zeit die Gründung öffentlich rechtlicher Lebensversicherungsanstalten, welche von den Landschaften unter Führung der ostpreußischen ausging, einen Keil getrieben. Die Landschaften nahmen die Lebensversicherung zunächst unter dem Gesichtspunkte auf, mittels derselben die

Entschuldung zu fördern; sodann betrachteten sie die Prämienreserven als einen willkommenen Fonds für die Unterbringung ihrer Pfandbriefe und für die Gewährung von Hypothekendarlehen. Die privaten Lebensversicherungen sahen diese Konkurrenz mit mißgünstigen Augen an. Lebhafte Klagen über den Wettbewerb der Landschaften ertönten. Man sann auf Mittel, dem letzteren im Beleihungsgeschäft zu begegnen und trug sich mit dem Plan, eine besondere Länderbank zu errichten. Da entstand beiden Teilen plötzlich ein neuer gefährlicher Gegner in den wirtschaftlichen Organisationen der Sozialdemokratie, den Gewerkschaften und den Konsumvereinen. Im Zentralverband der Konsumvereine griff man den Gedanken auf, eine eigene Volksversicherung als sogenannte „Volksfürsorge" ins Leben zu rufen. Man muß sich vergegenwärtigen, was ein solcher Plan zu bedeuten hat. Der sozialdemokratischen Organisation stehen Zehntausende von Arbeitskräften als Agenten und Kassenboten unentgeltlich zur Verfügung. Die Parteiparole verbürgt, daß mit der Errichtung dieser Volksversicherung alles, was zur Sozialdemokratie Fühlung hat, sich dieser Versicherung anschließt. Der Volksfürsorge würden dadurch die enormen Geldbeträge zuströmen, welche jetzt als Prämiengelder ihren Weg in die Kassen der privaten Gesellschaften nehmen. Es handelt sich dabei um außerordentliche, nach Hunderten von Millionen zählende Summen. Natürlich müssen diese nach den gesetzlichen Bestimmungen angelegt werden, es sind nicht etwa Parteigelder, über welche beliebig verfügt werden kann. Aber ein solcher Kapitalstock bedeutet eine wirtschaftliche Macht und muß der Organisation einen mächtigen Rückhalt geben, während auf der anderen Seite die privaten Gesellschaften eine erhebliche Einbuße erleiden müssen. Alsdann entstand denn auch in den Kreisen der letzteren der Plan, den sozialdemokratischen Vorstoß durch Gründung einer besonderen Gesellschaft mit gemeinnützigem Charakter, der „Deutschen Volksversicherung A.-G." zu parieren. Von dieser Gründung aber schlossen sich gerade die Versicherungsgesellschaften, welche bisher die Volksversicherung mit großem Erfolg betrieben haben, vor allem „Victoria" und „Friedrich Wilhelm" aus. Sie empfanden in dieser Gründung einen Einbruch in ihre Rechte und zogen es vor, lieber der doppelten Konkurrenz auf Grund ihrer ausgedehnten und bewährten Organisation die Spitze zu bieten. Auch die öffentlichen Lebensversicherungsanstalten verfolgten selbständig den Plan weiter, die Volksversicherung gegen die sozialdemokratische Neugründung zu organisieren. Im Verfolg dieser Bestrebungen ist nunmehr auffallenderweise ein Kartell zwischen den frondierenden Lebensversicherungsanstalten und den öffentlich-rechtlichen Organisationen, jedoch mit Ausschluß des mächtigsten Instituts, der „Victoria", zustande gekommen. Es stehen nunmehr der sozialdemokratischen Volksfürsorge gegenüber: die „Victoria" allein, das Kartell, und die deutsche Volksversicherung Aktiengesellschaft. Letzteres Unternehmen gerät damit in eine schwierige Position. Denn es besitzt noch keine Organisation, während die Gegner alle über eine solche, und zwar zum Teil über eine sehr starke, verfügen. Die Organisation gerade

der Volksversicherung ist aber teuer und schwierig. Ein Heer von Agenten und Kassenbeamten ist erforderlich; eine ungeheure Bureau- und Schreibarbeit muß bewältigt werden. Das macht den Erfolg sehr fraglich. Es wird sich daher der Kampf hauptsächlich wohl zwischen den drei übrigen Gruppen abspielen. Man darf dabei nicht vergessen, daß die ganze Volksversicherung ihrem wirtschaftlichen Wert nach recht problematisch ist. Sie ist für den Unternehmer, wie die Erfolge namentlich der „Victoria" und der „Friedrich Wilhelm" zeigen, sehr lukrativ, trotz der hohen Kosten. Aber diese Einträglichkeit beruht zum erheblichsten Teil auf der großen Anzahl verfallender Policen. Für die Versicherten ist daher der Wert dieser teuren in vielen Fällen nicht durchführbaren Versicherung ein fraglicher.

* * *

Die Regierung kündigt eine Novelle zum Kaligesetz an, durch welche die vielfachen schmerzlich empfundenen Mißstände beseitigt werden sollen — soweit dies überhaupt möglich ist. Das Kaligesetz hat bekanntlich durch seine Vorschriften über die Quotenübertragung die spekulativen Tendenzen ungemein gefördert. In der prinzipiellen Zubilligung einer Quote an jedes neu entstehende Werk lag ein starker Anreiz zur Schichtvermehrung. Es sind daher, weil auch die vorgesehene Karenzzeit ganz ungenügend war, eine Anzahl neuer Werke entstanden. Es wurden, ohne wirtschaftlichen Grund, bestehende Felder geteilt, neue Schächte angelegt, nur um eine vermehrte Quote zu erhalten, oft auch unrentable Werke gebaut, nur um die Quote vorteilhaft veräußern zu können. So sind zu den fertiggestellten hundertunddreißig Schächten noch weitere etwa hundertundfünfzig im Bau begriffene getreten. Enorme Kapitalien sind zu diesem Zwecke investiert worden, in den letzten Jahren über hundert Millionen Werte jährlich. Diese Ansprüche haben den Kapitalmarkt ungebührlich belastet, und zwar für ganz unproduktive Zwecke. Denn die bestehenden Werke hätten vollkommen ausgereicht, auch die gesteigerte Nachfrage zu decken. Trotz der in den letzten Jahren eingetretenen Steigerung des Absatzes liegt daher in der starken Zunahme der produzierenden Werke eine schwere Gefahr für die gesamte Industrie. Dieser hofft man jetzt durch eine rigorose rückwirkende Erlösung der Karenzzeit und eine Verdoppelung der Kaliabgabe zu begegnen. Es läßt sich jetzt noch nicht übersehen, ob der erhöhte Erfolg damit erzielt wird. Jedenfalls aber werden große Kapitalsverluste unvermeidlich sein, auch wenn man sich bemühen will, erworbene Rechte tunlichst zu schonen. Es rächt sich jetzt, daß man beim Kaligesetz nur halbe Arbeit getan hat. Spectator

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justiz

Der Entwurf eines deutschen Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche. Die begonnene Reform des Strafprozesses ist ins Stocken geraten und wird voraussichtlich noch in Jahren nicht vollendet sein. Wie beim materiellen Strafrecht hat sich auch hier die Regierung entschließen müssen, den reformbedürftigsten Teil herauszugreifen und in einem besonderen Gesetze zu regeln. Dies ist aber die strafprozessuale Behandlung der Jugendlichen. Die Grundsätze, die der nur 15 Paragraphen umfassende Entwurf hier aufstellt, ändern die Grundlagen unseres bisherigen Strafverfahrens und sind als Symptom eines neuen modernen Geistes in unserer Gesetzgebung über den Kreis der Fachjurisprudenz hinaus von allgemeinem Interesse.

Bisher war das offiziell anerkannte Prinzip des Strafrechtes das, daß jede Tat ihre Vergeltung in einer adäquaten Strafe finden müsse; der Jugendliche wird seiner geringeren „Schuld" wegen milder bestraft, aber er wird bestraft, wenn ihm nicht der nötige Verstand für die Strafwürdigkeit seines Tuns mangelt. Indessen muß es doch darauf ankommen, ob die Strafe dem jungen Verbrecher die Lust zu weiteren Übeltaten nimmt oder nicht; und dafür muß man viel weniger den Verstand als den Willen, den Charakter, die ganze Umgebung des Jugendlichen ins Auge fassen. So gelangt man dazu, die Strafe als Mittel zum Zweck zu betrachten, an ihrem Werte zu zweifeln und sie ganz zu beseitigen, wenn man bessere Mittel an ihre Stelle setzen kann.

Wenigstens für die jugendlichen Verbrecher haben sich diese Gedanken jetzt durchgerungen. Der wichtigste Reformvorschlag des dem Bundesrate kürzlich zugegangenen Entwurfes ist wohl der, daß schon die Staatsanwaltschaft von der Erhebung der Klage absehen kann, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind. Damit ist das sogenannte Legalitätsprinzip, eines der Fundamente unseres Strafprozesses, nach dem die Staatsanwaltschaft in jedem Falle zur Anklage verpflichtet ist, zugunsten der Jugendlichen durchbrochen. Als Jugendliche gelten alle Personen unter 18 Jahren. Auch das Gericht kann nach der Klageerhebung durch unanfechtbaren Beschluß aus denselben Erwägungen heraus das Verfahren einstellen. Über die weiteren Maßregeln befindet dann die Vormundschaftsbehörde, die von einfacher Vermahnung an bis zum schärfsten Mittel der Zwangserziehung schreiten kann. Es ist wohl zu beachten, daß bezüglich der Qualifikation der Tat gar keine Schranke gezogen ist, so daß unter Umständen selbst schwere Verbrechen nichts als eine Vermahnung oder Überweisung an die Zucht des gesetzlichen Vertreters nach sich ziehen können. Eine solche Machtvollkommenheit, die aber bei der Individualität der Fälle durchaus geboten ist, stellt natürlich hohe Anforderungen an die pädagogischen Fähigkeiten der Vormundschaftsrichter. — Das französische Gesetz betreffend Jugendgerichte und Schutzaufsicht vom 22. Juli 1912 ist hier viel konservativer und läßt alle Straftaten Jugendlicher von 18 bis 16 Jahren durch die Strafkammern aburteilen, die je nach Schwere der Tat auf

Unterbringung in eine Erziehungsanstalt zu erkennen haben. Es ist ein großer Vorzug unseres Entwurfes, daß der Richter nicht gleich zu der schwersten Maßregel zu greifen gezwungen ist.

Ist nun aber einmal ein regelrechtes Strafverfahren eröffnet, so gehört es in den meisten Fällen vor die Jugendgerichte. Nur die schwereren Verbrechen und Vergehen sind den Strafkammern vorbehalten. Das Jugendgericht soll von der Landesjustizverwaltung je nach Bedürfnis bei dem Amtsgericht errichtet werden. Als Schöffen sind dabei nur Personen zu berufen, die in der Jugenderziehung besonders erfahren sind. Auch Volksschullehrer, die sonst nicht zu Schöffen bestellt werden, können hier zugezogen werden.

Eine Reihe von Bestimmungen regeln dann die Verteidigung des Jugendlichen, die Zuziehung eines Beistandes, die Ersetzung der Untersuchungshaft durch Unterbringung in einer Erziehungsanstalt sowie die Befugnis des Gerichtes, jederzeit im Interesse des Jugendlichen die Öffentlichkeit auszuschließen.

An den Vorschriften des Strafgesetzbuches ist zwar nichts geändert. Immer noch beginnt die Strafmündigkeit mit dem zwölften Lebensjahr und die Bestrafung hängt ab von der Einsicht des Jugendlichen in die Strafbarkeit seines Tuns. Jedoch durch die Möglichkeit, statt eines Urteils Einstellung des Verfahrens und Abgabe an die Vormundschaftsbehörde auszusprechen, werden diese Mängel des Strafrechts überwunden werden können.

So radikal wie das belgische Kinderschutzgesetz vom 15. Mai 1912 ist der deutsche Entwurf freilich nicht.*) In Belgien kommt jeder Jugendliche unter 16 Jahren vor den Jugendrichter und an die Stelle der Strafe, welches auch die juristische Qualifikation der Straftat sei, tritt eine Erziehungs- oder Behütungsmaßregel. Indessen ist es vielleicht nicht angebracht, in allen Fällen auf die allgemein abschreckende Kraft der Strafe auch gegenüber Jugendlichen zu verzichten; hier muß eine verständige Praxis die Interessen der Gesamtheit und die des Jugendlichen zu vereinen wissen. Jedenfalls entspricht der Entwurf einem von der Jugendbewegung lange geforderten Wunsche und dürfte bald zum Gesetz werden.

Dr. jur. et rer. pol. Kurt Peschke in Steglitz

*) Dieses Gesetz ist unter dem Titel „Ein modernes Jugendgesetz" von Dr. Hans von Hentig ins Deutsche übersetzt und eingeleitet worden. (Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht, B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1912. M. 0.80.)

Schöne Literatur

Die jungen Schweizer. Die herbe Absonderung und innere Vornehmheit, die Bernard Bouvier, der rühmlich bekannte Romanist der Genfer Universität seinem Buche: „Jean Jacques Rousseau"*) zu verleihen verstand, beruht wohl letzten Endes auf der ungewöhnlichen Höhe der Anforderung, die er an sich stellt. Mit der Geste des gelehrten Aristokraten hat er vieles, was wir sonst gewohnt sind als Ziel, als Erfüllung anzusehen, zur Voraussetzung herabgemindert und mit der eigentlichen Arbeit dort angesetzt, wo die meisten aufhören. Wir müssen, seinem gebietenden Willen folgend, die bis ins einzelnste gehende Kenntnis, ja was noch mehr: die unbedingte Herrschaft über den weitverzweigten, verwickelten und wenig durchgearbeiteten Stoff, die kristallene Klarheit und Schärfe der Darstellung, die Vornehmheit seiner warmen Sprache, — das alles müssen wir als gegeben hinnehmen und darüber hinausgehen, wenn wir zum eigentlichen Verdienst dieses seltenen Werkes vordringen wollen.

Schon als Gattung bezeichnen die in einem Bande vereinigten zehn „conférences" in ihrer Einheitlichkeit etwas Seltenes und sehr Neues, wenn nicht als ideale Forderung oder als literarhistorische Theorie und Methodik, so doch als Tat, als Verwirklichung. Sie bedeuten eine innere Biographie, die die äußere, die anekdotische nicht etwa ignoriert, sondern absorbiert, restlos in ihre geistige Bedeutung auflöst und von aller Zufälligkeit reinigt. Sowohl die individuelle, wie die phylogenetische Entstehungsgeschichte der folgenreichen Psyche Rousseaus erschließt sich wie von selbst aus seinen Werken, aus seinem Leben, oder

*) Genève 1912, chez A. Jullien.

richtiger aus jenem Sinn seines Lebens, den ihm Boudier unterlegt.

Den großen Kampf zwischen Rationalismus und Irrationalismus, der dem ausgehenden achtzehnten Jahrhundert Inhalt, dem angehenden neunzehnten Jahrhundert Richtung gegeben, sehen wir hier, sich am einzelnen Gedanken und Gefühlsobjekt entzünden und emporflammen; wir sehen ihn auch, vielleicht etwas zu ausschließlich, aber mit ebensoviel pragmatischer Verläßlichkeit, wie hinreißender Schönheit und zwingender Gewalt der logischen und sprachlichen Darstellung auf den Genfer Philosophen als Ursprung zurückgeführt. Jean Jacques selber aber erscheint Schritt für Schritt anschaulicher, hebt sich scharf ab vom Hintergrund seiner Zeit. Das intellektuelle Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, der heimische Stadtstaat und sein Patriziat, liegen wie offene Bücher vor dem tiefdringenden historischen Blick Bernard Bouviers. Er hat diese Atmosphäre mit vollen Lungen geatmet. Wie das Gefühlselement durch harte Kämpfe in der welthistorischen Persönlichkeit Rousseaus zur Herrschaft gelangt, wie er das Irrationale, das Persönliche, das Gottgeborene des freien Menschen in sich zur Herrschaft führt und ausstrahlt über einen alternden, durch Schranken und Schranzen eingeengten Weltteil, das zeigt uns Boudier in aufsteigender Linie vom Dijoner discours über die Nouvelle Heloïse, Confessions und Contrat Sociale bis zu den Rêveries, vom Mme de Warens, über Therese zur Gräfin Houdetot.

Die Genfer sind das freiheits- und selbständigkeitsdürstigste Volk der Schweiz, — wenn diesbezüglich ein Komperativ und ein Superlativ innerhalb der eidgenössischen Völker überhaupt noch denkbar ist. Kämpfernaturen aus dem innersten, durch den welthistorischen Gang der Dinge dennoch ferngehalten von der männermordenden Schlacht, haben sich ihre Aristokraten seit Jahrhunderten dem Geisteskampf mit Unerschrockenheit ergeben, sie sind — trotz Calvin! — die natürlichen Verkünder und Beschützer jeder verfolgten Wahrheit geblieben. In diesem Sinne muß man in Boudier einen hervorragenden Typus seiner Rasse sehen. Eine Kämpfernatur auch er, führt seine Hand mit überlegener Eleganz eine schwere Klinge. Die Unerschrockenheit seines Gedankenganges, die calvinistische Strenge seines Urteils, die unbeirrt ethische Orientierung seiner tiefreligiösen Natur, sondern ihn ab, er steht allein, wie die Genfer es haben wollen, wie sie es kraft ihres Volkstums wollen müssen. Ein natürliches Recht zum Amte des Schiedsrichters im geistigen Kampfe der beiden großen Völker steht ihnen daher zu und Boudier hat sein ererbtes Anrecht durch seine persönliche Welt- und Lebenskenntnis, seine ausgreifende Gelehrsamkeit und seine vornehme Unbefangenheit bedeutend erhöht. Man muß den starren, unversöhnlichen Überlieferungsglauben der Franzosen kennen, um den Mut zu ermessen, den die unbedingte Verurteilung jeglicher Rhetorik in der Poesie erfordert. „L'homme, fût-il de genie, qui ne voit pas au delà des limites du bon sens et de la raison, cet homme-là a une vue bornée. Il connaît mal la vie. Ecrivain, il appauvrit l'art. Poète, il dessèche la poésie. Il peut juger parfaitement des choses présentes, immédiates; il peut conserver; il peut concevoir et provoquer de petites réformes. Mais les grands courants de la vie universelle lui échappent, comme les profondeurs obscures de la vie individuelle." (S. 284.)

Was aber die Adresse östlich der Vogesen anbelangt, so ist der ganze Boudier, der allen Wissensstoff ausschließlich als Mittel zum Zweck gebraucht, um das Erleben Rousseaus zur eigenen Erfahrung umzuwandeln, umzuzaubern, ein unausgesprochener, aber flammender Protest gegen die wuchernde Mittelmäßigkeit, gegen die systematische Bevorzugung des Unpersönlichen, des Grauen, sogenannten Objektiven, „Historischen" und wie die Namen alle heißen, die unsere heutige deutsche Literaturforschung kennzeichnen. Ein Protest, der gehört zu werden verdient.

* * *

Das Buch Alexander Castells*) führt uns nur sprachlich in die deutsche Schweiz zurück.

„Ich habe die sonderbare Vorstellung, daß

*) Alexander Castell: „Bernards Versuchung." Roman. Albert Langen, München.

die Schweizer sehr gesund und etwas naiv sein müßten," begann Madame Ch. wieder... „Man denkt sich das so mit den Bergen zusammen, ist es nicht wahr?"

„Ich weiß nicht...," sagte Bernard. „Die Schweizer sind vielleicht bieder und manche haben komische Ansichten über die Dinge der großen Welt, aber naiv... ich weiß nicht."

„Ich meine vielleicht eher: unmittelbar im Ausdruck der Gefühle..."

„Gewiß... sehr wenig diplomatisch, oft sehr... grob..."

„Aber Sie sehen nicht so aus..." Madame de Ch. hatte sich etwas vorgeneigt und schaute ihm prüfend ins Gesicht.

„Wir haben vielerlei Menschen in unserem Land."...

Nun in Castell haben wir eine Spezies, die hierzulande nicht allzuhäufig vorkommt, aber immerhin zu finden ist; im Ausland aber unter der Marke „made in svizzerland" so gut wie ganz unbekannt ist: den schweizerischen Lebemann! Ich identifiziere, wie ich eben merke, etwas leichtsinnig den Helden mit seinem Schöpfer, verzeihe mir es der von beiden, dem ich unrecht tue. Was geschieht übrigens in diesem recht amüsanten Roman? Bernard kommt nach Paris — um sich zu amüsieren. Und er erfüllt sein Programm. Und gründlich! Und wir sehen zu: Abenteuer, Flirt, Liebe, Ausschweifung, Kunst, Balzac und Stendhal, Straßenrevolution und Wettrennen, hingeworfen mit aller Grazie, allem Charme der Caprice — ich hätte Lust und Grund, die Fremdworte noch weiter zu häufen —, mal banal, mal nachlässig, zuweilen gar ermüdend und ärgerlich, alles in allem aber so reizvoll, aufregend, unüberwindlich, wie das eine Wort: Paris! Die Frau zu kleiden und zu entkleiden, die Wirkung flutender Stoffe, auserlesener Parfüms fühlbar wiederzugeben, ist „Spécialité de la maison" bei Castell. Schöne Frauen schreiten der Reihe nach im Buch heran. Ihr Kommen mag ja zuweilen schlecht begründet, lose verknüpft sein, aber sie sind wirklich da, sie duften und leuchten vor mondainer Schönheit, lassen die Luft und die Nerven um sich erzittern, jede anders, jede so ganz verschieden. Dann steigt auch einmal aus dieser eleganten Müdigkeit eine apassionata der Sinne auf, in unschuldsvoller, selbstverständlicher Lüsternheit, oder es ertönt inmitten all der Leichtlebigkeit das tiefe, melancholische Lied des unvermeidlich brüchigen Lebens.

„Liebling... raunte sie mit erlöschenden Augen und zog ihn an sich mit ihren schmalen Händen; sie ruhten beide wie auf einem feurigen Teppich, der sie aufjagte, daß sie in ihrer Wildheit stöhnten und ihre Sinne kreisten wie in einem grausam verglühenden Tanz.

Dann sah er sie wieder wie einen Schatten durch das Zimmer gleiten, gleich einem Phantom, von dem er nichts wußte, als daß es seine Nerven auf eine furchtbare Höhe spannte.

Und wieder kam sie näher, umschloß ihn mit spielerischer Hingabe, daß er auf eine neue, fast ungekannte Art glücklich wurde.

Dies waren die Augenblicke, wo er sie im Tiefsten seines Herzens zu lieben glaubte."

Aus alle dem strebt aber der Held — oder der Verfasser? — eilig heraus, es ist schließlich für die Dauer nicht elegant genug, und dann liest er wieder Stendhal oder Balzac, oder langweilt sich sonst ein wenig, aber immer sich, nie den Leser, nie den Leser, dem Eleganz an sich Freude macht, der am Anschauen eleganter Lebensform dieselbe harmlose Freude hat, wie an der Landschaft. Sine ira et studio.

Dr. Richard Meszlény in Genf

Aufsätze und Vorträge von Dr. **S. Singer**, ord. Professor an der Universität Bern. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1912. VII, 280 S. gr. 8°. Geheftet 9 M., kartoniert 10,50 M.

Es wird immer mehr Sitte, daß die Gelehrten ihre verstreuten Aufsätze in Buchform gesammelt dem Publikum darbieten, eine Sitte, die nur freudig zu begrüßen ist, denn viele derartige Aufsätze gehen in ihrer Wirkung verloren, da sie an entlegenen Orten veröffentlicht sind und einem größeren Kreise daher unbekannt bleiben müssen.

Auch der Laie, der die Fachliteratur sonst nicht verfolgt, wird an diesen Aufsätzen des Berner Germanisten nicht ungestraft vorübergehen. Da ist besonders der anregende

Artikel „Die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnworts", der offen erkennen läßt, wieviel wir in der Kultur und demnach auch in der Sprache fremden Völkern verdanken, vor allem den Römern und Franzosen. Die „Deutschen Kinderspiele" werden in fesselnder Art zusammengestellt und auf uralte indogermanische Kulthandlungen zurückgeführt. Auch ist es nicht zu verwundern, daß der kundige Sammler und Deuter der „Schweizer Märchen" in einem Aufsatz „Die Zwergsagen in der Schweiz" manches Neue bringt, das auf Zustimmung, in einigen Punkten vielleicht auch auf leisen Widerspruch stoßen dürfte. Das alte Problem einer „mittelhochdeutschen Schriftsprache" wird ebenfalls untersucht und durch den methodisch vorbildlichen Weg, den Singer dabei einschlägt, energisch gefördert.

Wissenschaftlichen Charakter — und darum nur für die zünftigen Kreise bestimmt — tragen die meisten übrigen Aufsätze, die sich mit der Literatur des Mittelalters beschäftigen; hier tritt Singers Belesenheit und Gelehrsamkeit zutage, aber auch seine Darstellungsgabe; er häuft das unverarbeitete Material nicht nur vor uns auf, sondern er weiß die rohen Stoffmassen zu durchdringen und, mögen sie nun lateinischen, deutschen, französischen, englischen Quellen entstammen, in lichtvolle und klärende Beziehungen zueinander zu setzen. Besonders möchte ich als Beleg hierfür den großen Artikel über „Apollonius von Tyrus" hervorheben, der aus zwei Rezensionen hervorgegangen ist und manche Nachträge zu den früheren Arbeiten des Verfassers auf diesem Gebiete bringt.

Am anziehendsten ist der letzte Aufsatz über Richard Heinzel, den plötzlich dahingegangenen bedeutenden Wiener Germanisten; an der Hand des unveröffentlichten Briefwechsels mit Wilhelm Scherer geht Singer den Beziehungen der beiden vorbildlichen Gelehrten nach und entwirft ein anziehendes Bild aus jener Jugendzeit unserer Wissenschaft. Alle die großen Fragen, die heute im allgemeinen feststehen, tauchen darin zum erstenmal auf; der männliche, begeisterungsfreudige, hochsinnige Charakter Scherers, seine tiefschürfende Art, die neuen und wichtigen Probleme zu entdecken und anzufassen, treten uns leuchtend entgegen; von der langsamen und bis in die letzten Lebensjahre hie und da sich ändernden Entwicklung des jungen Heinzel zum Forscher und Menschen erhalten wir ein fesselndes Bild. Kein Student der Germanistik darf diese beiden Aufsätze ungelesen lassen! Möchte es Singer vergönnt sein, uns dereinst ein Gesamtbild Heinzels zu geben, das neben Scherers Grimm und Müllenhoff zu stehen verdient!

Dr. Wolfgang Stammler in Hannover

„Des Freiherrn von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte" ist von **Gustav Gugitz** bei Georg Müller (München) neu herausgegeben. Buchschmuck von Paul Rennert, 2 Bände mit zahlreichen Bildbeigaben M. 8, geb. M. 12.

In buchtechnischer Hinsicht verdient die Ausgabe, wie alles, was in den letzten Jahren bei Georg Müller erschienen ist, uneingeschränktes Lob. Die Wiedergabe der alten Stiche, Porträts, Abbildungen der Trenckbecher, Druckspiegel, Papier, Einband — alles das zeugt von dem hohen Standpunkt unserer neuen Buchkunst, zu deren Ausbau Müllers Verlag nicht am wenigsten beigetragen hat. Gugitz hat die vier Bände der Originalausgabe zusammengeschweißt und die langen und oft wirklich langweiligen Betrachtungen im Stile der sentimentalischen Reisen gekürzt; ein wirklicher Vorteil für den heutigen Leser, der trotz Wilhelm Raabe auf eine objektive Darstellungsart Anspruch zu machen gewöhnt ist. Die biographischen Anmerkungen sind fleißig zusammengesucht und beweisen, daß Trenck sich in fast allen Fällen auf sein Gedächtnis verlassen konnte. Zu der Anmerkung über Bahrdt (II S. 72) könnte hinzugefügt werden: derselbe B., den Goethe in seinem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes" verhöhnte. Ohne derartige Beziehungen haben die Anmerkungen eigentlich keinen rechten Zweck. Hyndford hat mit Friedrichs Minister Podewils den Breslauer Frieden vermittelt, aber kaum „geschlossen", was Gugitz aus Behse kritiklos übernommen hat.

Mir scheint, daß der Herausgeber — auf Grund von Carlyles Abneigung? — zu sehr gegen Trenck eingenommen ist. Die harte Beurteilung Josephs des Zweiten, einige

Entstellungen seiner Reformversuche und den gehässigen Ton Trencks würde ich doch nicht als „unverschämte Lügen" bezeichnen. Trenck hatte keinen Grund, sich schonend über Joseph auszudrücken; und es ist doch Tatsache, daß trotz Josephs geradezu revolutionären Reformversuchen fast alles beim alten blieb, und daß er im übrigen „eine Verwirrung und Gärung hervorrief, deren Nachwirkungen weit über seine Regierungszeit hinausreichten" (Häusser). Wollte Trenck nun auch gar nicht Joseph gerecht werden, so hat er mit seiner Beurteilung im allgemeinen doch nicht allzuweit vorbeigetroffen, wenn man die Erfolge und nicht die Absichten des Kaisers berücksichtigt. Über dem geifernden Ton der letzten Abschnitte der Lebensgeschichte darf man doch nicht vergessen, daß dieses Mannes glänzende Laufbahn durch ein Mißverständnis in grausamstes Elend verkehrt wurde.

Die Trenckschen Memoiren — fast als einzige aus dem galanten Jahrhundert — sind nicht erotisch. Die wenigen flüchtig erzählten Liebesabenteuer berechtigen nicht zu der Bemerkung: „In der Tat wußte Trenck auf seiner Palette alle Farben zu mischen, nicht nur die düsteren seines Kerkerlebens, sondern auch die heiteren der galanten Aventuren. . . ." Und es berührt peinlich, daß gerade diese nur halbwahre Stelle aus der Einleitung für die buchhändlerische Anzeige der Neuausgabe benutzt ist. Muß man wirklich das deutsche Lesepublikum durch die Aussicht auf „saftige" Histörchen kapern?

Fritz Tychow in Einbeck

„Aus meiner Stille." Gedichte von **Ernst Ludwig Schellenberg.** Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Preis geb. M. 2,50.

Ernst Ludwig Schellenberg hat früher bereits die Gedichtbücher „Aus Leben und Einsamkeit" und „Erlösung" veröffentlicht, die ihm verständnisvolles Lob eingetragen haben. Mit Recht, denn hier sprach ein ernster künstlerischer Wille, der aus der starken Quelle heimlichen Erlebens schöpfte. Ein lauter Erfolg ist diesen Büchern nicht beschieden gewesen, ja, man findet den Namen unseres Poeten wunderbarerweise nicht einmal in literarischen Anthologien. In seiner neuen Sammlung „Aus meiner Stille" ist seine Art noch schlichter, tiefer und reifer geworden. Nur zuweilen klingt es wie Rilkesche Töne durch, aber nie so stark, daß sie die eigene Stimme des Dichters übertönten. Er ist hier ganz ein Eigener geworden, Lieder voll zartester Innigkeit, wie das ergreifende „Jesus vor des Jairus Töchterlein" oder das prächtigdeutsche „Wintersonett" mit der herrlichen Schlußzeile wechseln mit Strophen von glasheller Schönheit:

Gegrüßet seist du, Holdselige . . .
. . . So sang der Engel, über sie geneigt,
Ins frühe Sonnengold des Sommertages,
Und in der Ruhe seiner Augen lag es
Wie Tröstung für ein Glück, das schmerzhaft schweigt.

Das Mägdlein unter Blumen staunt empor
— Ein sorglos Kind, von Traum und Spiel umfangen —,
Erwachend streicht sie von den schmalen Wangen
Das lichte Haar und neigt verwirrt ihr Ohr
Und lauscht dem Lied. Noch kann sie nicht begreifen,
Was sich an ihr, der Magdlichen, erfüllt.
Sie läßt die Blicke fremd und hilflos schweifen
Und schreitet heim durch blühendes Gefild,
In ihres Mutterseglens Glanz und Reifen
Wie in ein seidenes Gewand gehüllt.

Schellenberg ist nicht der Mann der großen Gesten, ihm ist jedes Pathos fremd. Ein Bild, schnell aufgegriffen, weiß er mit sicheren Linien zu umgrenzen, daß es in der Fülle des Lebens dasteht. Im Kleinsten das Ewige zu erkennen, die feinen Lichter irdischen Geschehens im Brennspiegel des rechten Schauens zu sammeln und sie als Weltbild zurückzustrahlen, darin liegt seine Stärke und eigenste Art. Seine Sprache ist edel, von gründlicher Durchbildung, ein sicheres Ausdrucksmittel für alles, was seine Sinne bewegt.

Das von Vogeler-Worpswede geschmückte Buch empfiehlt sich auch durch eine bemerkenswert würdige Ausstattung.

Martin Boelitz in Nürnberg

Musik

Johannes Brahms von **Florence May**, aus dem Englischen übersetzt von **Ludmille Kirschbaum**, zwei Teile in einem Bande, mit zehn Abbildungen und zwei Faksimiles. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1911. XVI, 314 und 362 Seiten. Wenn die Darstellung der Lebensgeschichte eines deutschen Meisters aus einer fremden Sprache ins Deutsche übersetzt wird, so hat man vor allem nach der Notwendigkeit oder doch Zweckmäßigkeit einer solchen Übersetzung zu fragen. Im vorliegenden Falle trat die deutsche Ausgabe zu einer Zeit hervor, da bereits ein Landsmann des Meisters eine grundlegende Biographie zum größten Teil veröffentlicht hatte. Aber trotz des Werkes von Max Kalbeck könnte und sollte das Buch von Florence May in Deutschland seinen Leserkreis finden; denn es ist nicht eines jeden Sache, sich durch eine vielbändige Biographie durchzuarbeiten, und Florence May hält die glückliche Mitte zwischen der Ausführlichkeit Kalbecks und der Knappheit etwa der Darstellung H. Reimanns.

Leider muß gesagt werden, daß die Übersetzung nicht als gelungen betrachtet werden kann. Manche Partien freilich lesen sich durchaus glatt, ja sogar gut; aber dazwischen stören immer wieder Wendungen aus der Alltagssprache, die nicht in ein Buch gehören, oder undeutsche Ausdrücke und Konstruktionen, welche von zu enger Anlehnung an das Original herrühren und hier und da sogar den Sinn unklar lassen. Ich mache diese Bemerkungen nicht, um von der Lektüre des Werkes abzuschrecken, sondern in dem Wunsche, daß bei einer etwaigen neuen Auflage dem doch sehr empfindlichen Übelstande abgeholfen werden möge.

Wir haben in unserer Biographie eine durchaus selbständige Arbeit vor uns. Naturgemäß hat die Verfasserin die einschlägige Literatur und für die 2. Auflage, die 1911 erschien und der Übersetzung zugrunde liegt (die erste Auflage war 1905 herausgekommen), auch die inzwischen veröffentlichten Bände des Briefwechsels zwischen Brahms und seinen Freunden benützt. Aber bei weitem das meiste Material boten ihr die mit unermüdlicher Ausdauer zusammengebrachten Mitteilungen derjenigen, welche dem Meister nahegestanden hatten. Zudem war sie selbst 1871 einige Monate hindurch seine Schülerin gewesen und hatte auch später noch mehrere freundliche Begegnungen mit ihm gehabt. Ihre persönlichen Erinnerungen sind in einem besonderen Kapitel niedergelegt, das dem eigentlichen Buche vorangeht. Das Wichtigste darin ist das, was wir über Brahms als Klavierlehrer erfahren, über seine Fähigkeit, technische Fehler des Schülers zu beseitigen, über die große Geduld, die er im Gegensatz zu den meisten schaffenden Künstlern besaß, über das nie erlahmende Interesse und den Ernst, mit dem er bei der Sache war.

Wie in diesem Kapitel, so erfreut auch in dem Werke selbst die warme, echte Verehrung für die Persönlichkeit und die Kunst des Meisters und der feine Takt, der es nicht zu Überschwänglichkeiten oder Einseitigkeiten kommen läßt. Obgleich von einer Frau herrührend, ist die Biographie männlicher, ich möchte sagen Brahmsscher gehalten als diejenige Kalbecks. Vor allem tut es wohl, daß nicht, wie bei diesem, das Verhältnis von Brahms zu Clara Schumann mit den Augen des Romanschreibers angesehen wird. Auch läßt die Verfasserin der abfälligen Kritik, unter der Brahms bekanntlich lange Zeit zu leiden hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren, indem sie immer wieder darauf hinweist, daß es im Wesen jeder neuen und zugleich großen Kunsterscheinung liege, zunächst nur von wenigen Auserwählten verstanden zu werden. So wird auch das Verhalten der neudeutschen Schule zu Brahms ruhig und objektiv beurteilt.

An Einzelheiten bringt die Verfasserin hie und da etwas, das sich bei Kalbeck nicht findet, so die Mitteilungen über die glücklichen Monate, welche Brahms als Knabe während mehrerer Sommer in dem Hamburg nahegelegenen Städtchen Winsen bei der Familie Giesemann verlebte. Der Tochter des Hauses, Lischen, die zwei Jahre jünger war als er, gab er Klavierunterricht und las mit ihr u. a. Tiecks „Wundersame Geschichte von der schönen Magelone", aus welcher er später bekanntlich die Romanzen in Musik setzte. Auch fügte es sich, daß er den Gesangverein des Ortes zu leiten bekam, und für diesen

fertigte er seine ersten Volksliedbearbeitungen an.

Über die Methode, deren sich Brahms' Lehrer, Eduard Marxsen, beim Kompositionsunterricht bediente, macht unser Buch wohl zum erstenmal einige positive Angaben. Wenn es richtig ist, daß er besonderen Wert auf die mannigfaltigste Umbildung gegebener Themen legte, so war sein Unterricht, entgegen der erst kürzlich von Jenner verfochtenen Meinung, für Brahms offenbar doch nicht bedeutungslos. Wenn der Meister sowohl Jenner als auch Wendt gegenüber äußerte, er habe bei Marxsen nichts gelernt, so war das wohl eine Übertreibung, die dem Ärger darüber entsprang, daß er in der Tat noch als Mann Lücken auszufüllen hatte. Diese Lücken bestanden, wie sich aus seinen mit Joachim betriebenen Studien ergibt und wie die Verfasserin richtig hervorhebt, in dem Mangel an Beherrschung des strengen Kontrapunktes, für welchen Marxsen kein Interesse hatte.

Gegen die Darstellung von Brahms' Leben ist die Betrachtung seiner Werke stark in den Hintergrund gedrängt. Dieses Verfahren erscheint hier durchaus berechtigt; denn Brahms' Persönlichkeit mit ihrem Stolz und ihrer Energie, mit ihrer Weichheit, Naivität und Tiefe, eine Persönlichkeit, die zwar kleine Schwächen, aber keinen Flecken hat, ist an sich so anziehend, daß jedem Freund Brahmsscher Musik schon ein Buch, das nur den Menschen Brahms lebendig werden ließe, willkommen sein müßte. Die Besprechungen der einzelnen Werke laufen auf einführende Charakteristiken hinaus, wobei auch eine Einteilung des Brahmsschen Schaffens in verschiedene Perioden versucht wird. Im allgemeinen kann man sich mit der Verfasserin wohl einverstanden erklären. Ich muß aber mit aller Entschiedenheit dagegen protestieren, daß sie die Klaviersonate in f-Moll, Opus 5, zweimal, also offenbar mit gutem Bedacht, als ein zwar großes, aber unreifes Werk bezeichnet. Wenn sich auch Brahms' Empfindungsweise ganz naturgemäß mit der Zeit änderte, so hat doch das leidenschaftliche Schäumen und Drängen dieser Sonate an sich volle Berechtigung, und nirgends ist etwas Ungebändigtes, ein Mangel der Formgebung, ein Zurückbleiben des Könnens hinter dem Wollen zu bemerken. Die fälschlich sogenannte historische Betrachtungsweise, der Trieb, Rubriken zu bilden, verführt uns so leicht, das Kunstwerk nicht mehr mit dem rein künstlerischen Maßstab zu messen und es daher falsch zu beurteilen. In Wahrheit darf der Kunsthistoriker die Arbeit des Rubrizierens nicht beginnen, bevor der künstlerisch gebildete Ästhetiker in ihm gesprochen hat. Man mag Brahms' erste Schaffensperiode als seine Sturm- und Drangzeit bezeichnen, aber nur, wenn man dabei nicht an eine unreife Gärung, sondern an bestimmt geartete Empfindungsweisen denkt.

Seltsam ist es, daß die fünf Männerchöre, Opus 41, zwar in dem Verzeichnis der gedruckten Werke angeführt, aber in dem Buche selbst mit keinem Worte erwähnt werden. Daraus erklärt sich auch die unrichtige Angabe, Brahms' Lied „Ich schell mein Horn ins Jammertal" sei von Heuberger für Männerchor gesetzt worden; vielmehr geschah das durch Brahms selbst, und diese Bearbeitung bildet die erste Nummer von Opus 41. Auch sonst finden sich in dem Werke hie und da kleine Versehen verstreut: das erste deutsche Gesangbuch wurde nicht von Michael Weisse, sondern bekanntlich von Luthers Freund Walther 1524 herausgegeben; die Wiener philharmonischen Konzerte wurden nicht 1849, sondern 1843 durch Otto Nicolai begründet; Serenade bedeutet Abendmusik und hat nichts mit „heiterem Wetter" zu tun. Andere Angaben erscheinen schon jetzt veraltet, weil sie auf einer, bei einer Ausländerin allerdings verzeihlichen Unkenntnis der deutschen Verhältnisse beruhen. So wirkt es fast komisch, wenn man liest, das Violinkonzert erobere sich allmählich die Gunst des Publikums, während es doch bei uns schon seit Jahren zu den meistgespielten Konzerten gehört. Solche Dinge hätten aus der deutschen Ausgabe entfernt werden sollen.

Sehr dankenswert sind dagegen die Daten über die Einführung der Brahmsschen Musik in England und Amerika, aus welchen man ersieht, daß sie dort sehr früh Fuß faßte und rasch bleibende Bedeutung gewann. Es ist bezeichnend für die Wertschätzung, welche man Brahms in Großbritannien entgegenbringt,

daß dort in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Büchern über ihn erschienen ist, und unter diesen nimmt das Werk von Florence May zweifellos einen ersten Platz ein. Doppelt erfreulich ist es, daß dieses Buch, mag es sich auch gelegentlich zu weit in Einzelheiten verlieren, geeignet ist, auch dem Vaterlande des Meisters zugute zu kommen. Dr. R. Hohenemser in Berlin

Künstlerische Erziehung

Hellerau. In der letzten Großen Kunstausstellung in Dresden traten drei oder vier Säle aus dem Rahmen der anderen heraus. Hodler und Egger-Lienz beherrschten sie. Und man fühlte in ihnen: hier ist ein absolut neuer mächtiger Stil nach all dem übrigen Mittelgut. Ein Stil, der dem unruhigen Experimentieren der sich jagenden Strömungen entrückt ist und doch zu antworten scheint auf die innerste Sehnsucht der Zeit. Auf ihre Sehnsucht nach Synthese, nach heroischer Kraft, die doch die ganze Bewegtheit, Feinfühligkeit und den farbigen Reichtum dieser Tage in sich aufgenommen hat.

Die künstlerische Lebensstimmung, die diese Werke beherrscht, ist es, die auch von der Gartenstadt Hellerau bei Dresden ausgeht und von ihrem musikalischen Zentrum, der Dalcrozeschen Bildungsanstalt für rhythmische Gymnastik. Mit Schulfesten, nicht mit Festspielen trat diese Akademie, die unserm Leben etwas von griechischer Totalität wiedergeben will, dieses Jahr vor die größere Öffentlichkeit. Den Begriff einer neuen Schönheit muß der Besucher von diesen Festspielen mit sich nehmen und das Erlebnis wirklicher Weihestunden. Ein Symbol moderner Kultur, ein Brennpunkt ihrer produktiven Kräfte, das ist der Gesamteindruck von Hellerau.

Eine ganze Reihe von Zukunftstendenzen findet in dieser freudigen Gartenstadt ihre Erfüllung. Nur der zusammenfassende Ausdruck eines bestimmten kulturellen Lebens ist die Schule des Professors Dalcroze; diese Kunst scheint emporgewachsen aus dem einheitlichen Lebensgefühle des sozialen Organismus, den dieses Idealstädtchen bildet. Da ist zunächst der große soziale Gedanke, den Hellerau verwirklicht. In abstrakto scheint die Lösung der sozialen Frage auf dem Wege der ästhetischen Erziehung wie ideologisches Gerede. Aber in Hellerau sehen wir die gesunden billigen Arbeiterwohnungen, die von den ersten modernen Architekten geschaffen wurden; wir sehen Arbeiterfamilien in Mutheshäusern wohnen; diese winzigen Häuser, die in ihrer organischen Verbindung den modernen Städtebauer entzücken, wirken unendlich viel vornehmer als die Überladenheit mancher Millionärspaläste. So ist in Hellerau tatsächlich etwas von jener hochfliegenden Idee verwirklicht. Alle Trostlosigkeit der uniformen Arbeiterviertel der Großstadt scheint hier versunken wie ein trauriger Traum. Hier wächst besonders das Arbeiterkind in schöner Umgebung und unter Eindrücken auf, die seine Sinne bilden: meist geht es auch schon in den „Rhythmus" zu dem genialen Erzieher, der sich den Hellerauer Kindern mit besonderer Liebe widmet. Wie in Hellerau alles seinen plastischen Ausdruck findet, so ist der Gedanke eines neuen vornehmen Arbeiterstandes gleichfalls in einem mächtigen Gebäude verkörpert. Wie ein Palast wirken in der Anmut der Gartenstadt die „Deutschen Werkstätten". Aber wie ein Palast der Arbeit: voll jener herben Freundlichkeit, die eine helle Atmosphäre von praktischer Intelligenz, von Gesundheit und Lebensfreude verbreitet. Arbeit ist Lebensfreude, Arbeit ist Adel, das ruft uns dieser eigenartige Fabrikbau zu. Die moderne Fabrik beherrscht Hellerau und teilt diese Herrschaft mit dem modernen Tempel der rhythmischen Kunst. „Arbeit und Rhythmus" grüßen sich hier in stolzen Symbolen und schaffen gemeinsam an einer neuen sozialen Gemeinschaft.

Das von Tessenow erbaute Haus der Bildungsanstalt setzt den Stil der Gartenstadt fort, um ihn weit über sich selbst hinaus zu steigern. Freundlich grüßt uns die „Musikscheune", wie die Soldaten vom Exerzierplatz in der Nähe Hellerau den „Rhythmus" nennen, über die Kornfelder hin. Stehen wir aber unmittelbar davor, so wirkt das Gebäude Tessenows streng, feierlich und erhaben. Die puritanische Einfachheit der nackten, rechteckigen, ohne jegliche Verschnörkelung in glatter Vertikale emporgeführten Säulen ist überwältigend. Etwas von der unerbittlichen Gesetzlichkeit des musikalischen Rhythmus prägt sich in der ihm geweihten Akademie aus. Aber gerade durch

die einfachen, sozusagen exakten Proportionen erhält das Gebäude bei allem Ernste etwas schwebend Leichtes und Klingendes. In kleinen Häusern, die sich arkadenförmig an Tessenows Gebäude anschließen und so einen breiten Hof bilden, wohnen Schüler und Schülerinnen der Anstalt. Es ist eine wahre Freude die „Rhythmischen", wie sie der Hellerauer Volksmund nennt, in der Nähe der Anstalt mit ihren graziösen Bewegungen einherwandeln zu sehen. Fast allen leuchtet die Freude ihrer Kunst aus den Augen und der Stolz zu dem Bunde einer zukünftigen Schönheit zu gehören. Es ist, als hätten diese Mädchen hier erst wahrhaft schreiten und gehen gelernt.

Denn das ist die erste Botschaft, die uns die Hellerauer Kunst der rhythmischen Gymnastik zuruft: welch unerhörte Möglichkeiten der Entfaltung leben im menschlichen Körper, welch tiefe Wahrheit und Gesetzlichkeit schließt er in sich! Alle Kunst ist Gestaltung und Formung des Leibes; indem die seelenhafteste Kunst, die Musik, unmittelbar in seine Formensprache übersetzt wird, kehren wir zurück in den Naturzustand der Kunst, die aus der Freude an den Ausdrucksbewegungen und allen Äußerungsweisen des eigenen Leibes entspringt. In dieser Ausbildung allein wird der Körper zum vollkommenen und gefügigen Werkzeuge der Seele. Die hier erzogenen Menschen besitzen die absolute Herrschaft über ihren Körper: ihr Nervensystem gehorcht jeder leisesten Willensregung, die jede Nuance des musikalischen Rhythmus in Bewegung umsetzt. Alle falschen Nebenbewegungen haben sie ausgestoßen und beseitigt. Den halben Nebenbewegungen entsprechen die unklaren subjektiven Stimmungen, mit denen die meisten an der Peripherie eines Kunstwerkes bleiben, statt zum objektiven Kerne vorzudringen. Die Schüler von Dalcroze lernen nicht das musikalische Kunstwerk gedanklich interpretieren, sondern die wahre musikalische Form wird in die Plastik des Körpers adäquat übersetzt.

Dann aber steigert sich die musikalische Erziehung zur neuen Kunst. Der Tanz wird aus seiner Verwilderung befreit, wieder zu der großen natürlichen Kunstform, die er einst gewesen ist. Eine Bachsche Fuge in ihrer verschlungenen Gesetzlichkeit wird zu wunderbar klarer lebendiger Handlung gebracht. Von Dalcroze zu rhythmischer Verkörperung komponierte Pantomimen bringen weihevolle Stimmungen, deren Grundmotiv fast immer — sehr bezeichnend für diesen Mann — das Emporschreiten einer Gemeinschaft zu etwas Höherem, das „Erwachen zum Licht" zu bilden scheint. Der Rhythmus der Musik bändigt die miteinander kämpfenden Tonreihen zu Harmonien: das hat schon der alte griechische Denker erkannt, der das Wort vom Kampfe als den Vater aller Dinge und von der vernunftvollen Einheit der streitenden Gegensätze sprach, Heraklit. So drängt die Verkörperung des musikalischen Rhythmus wie von selbst zum Drama. Die rhythmische Gymnastik gipfelt in der Schöpfung einer neuen Bühnenkunst. Alles Kühne und Fruchtbare der Dalcrozeschen Methode kommt in dieser Richtung zur vollen Entfaltung. Hier setzen auch seine bedeutenden künstlerischen Mitarbeiter, besonders Adolphe Appia, ein. Zu der plastischen Verkörperung durch Bewegung gesellt sich nun die Stimme, die rein skulpturellen und linearen Bilder werden verbunden mit dem malerischen und zauberhaften Lichte, das aus hunderten von Glühkörpern hinter durchsichtigen Wänden hervorbricht und alle Schattierungen von rosiger Dämmerung bis zum strahlend hellen, weißen Tageslichte annehmen kann. Durch die rhythmische Gymnastik erhalten diese Chöre hier ihre Bewegung, diese Massen sind lebendig, weil sie rhythmisiert sind. Die Bedeutung von Dalcroze für die Schauspielkunst liegt in der Lösung ihrer brennendsten Probleme durch die Einführung rhythmischer Werte. Es sind in der Behandlung des Chors, in der Bewegung der Massen dieselben Aufgaben, an deren Gestaltung Reinhardt arbeitet. Hier sind sie bewältigt, weil jeder Mitwirkende in der Masse eine ausgebildete künstlerische Individualität darstellt.

Es liegt etwas Jauchzendes und Jubelndes in diesen bewegten Massen, in diesen Chören braust etwas von dionysischer Freude. Der menschliche Leib wird leicht und frei, er wird beschwingt und scheint dem Lichte, der Sonne entgegenzufliegen. Auch hier ist das letzte Wort der Musik ein plastisch und leibhaft gewordener Hymnus an die Freude.

Freude und Hoffnung ist die Stimmung,

in der man Hellerau verläßt Freude über ein entdecktes Neuland, Hoffnung auf die schöpferische Entwicklung einer Zeit, die solche neue Werte geschaffen. Ein neues soziales Leben, eine auf künstlerische Kultur aufgebaute Erziehungsstadt, eine neue nach allen Seiten hin fruchtbare Kunst hat sich in Hellerau aufgetan. Hier ist modernes Griechentum. Wesen voll Rasse wachsen hier heran zu durch Kunst, Arbeits- und Lebensfreude geadelten Menschen.

Dr. Fried Marck in Breslau

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1913 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., —— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ——

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Londoner Brief

Von Albrecht Freiherr von Woellwarth in London

eit faſt ſieben Jahren haben ſich die engliſchen Liberalen als Regierungspartei gehalten. Freilich war dies von den Wahlen des Jahres 1910 ab nur in enger Koalition mit den iriſchen Nationaliſten und der Arbeiterpartei möglich. Aber dank dieſer Koalition ſteht der Liberalismus heute an der Schwelle der Verwirklichung ſeines hiſtoriſchen Programms. Für die Selbſtregierung Irlands hatte Gladſtone in den letzten acht Jahren ſeines politiſchen Wirkens in erſter Linie gekämpft. Auf ihn geht auch der Plan der Entſtaatlichung der Kirche in Wales zurück, wo die Vorrechte der engliſchen Staatskirche in einem gewiſſen Widerſpruch mit dem hohen Prozentſatz der nonkonformiſtiſchen Bevölkerung ſtehen. Eine dritte Vorlage, die in nächſter Zeit das engliſche Parlament beſchäftigen wird, hat eine weitere Demokratiſierung des Wahlrechts zum Ziel; auch dies iſt eine Fortſetzung Gladſtoneſcher Politik.

Eine Fülle geſetzgeberiſcher Arbeit hat die Parlamentsmaſchine gerade jetzt zu bewältigen. Die Regierung iſt gezwungen, ihre Vorlagen mit einer Einſchränkung der Redefreiheit, die immer aufs neue die Kritik der Oppoſition herausfordert, durch das Unterhaus hindurchzupeitſchen. Die Verfaſſungsänderung von 1910 hatte dem Oberhaus ein ſuspenſives Vetorecht gelaſſen. Da die Oppoſition im Hauſe der Lords eine überwältigende Mehrheit beſitzt, ſo iſt als ſicher anzunehmen, daß es jedenfalls die Homerule-Bill, wahrſcheinlich aber auch die beiden anderen Geſetze, verwerfen wird. Die endgültige Entſcheidung kann dann erſt in zwei Jahren erfolgen, falls nicht inzwiſchen Neuwahlen ſtattfinden, die die ganze Situation verändern. Der Widerſtand der Proteſtanten von Ulſter, der von den engliſchen Unioniſten heftig geſchürt wird, kann der Regierung bei der Durchführung des Geſetzes noch manche ſchwere Stunde bereiten.

Dafür beginnt sich in anderer Hinsicht die Lage zu klären. Am 15. Januar ist das große soziale Werk des Schatzkanzlers Lloyd George, der der populärste und zugleich gehaßteste Staatsmann Englands ist, in Kraft getreten. Seine Versicherungsgesetzgebung mußte sich die herbste Kritik gefallen lassen, sie bildete den Trumpf der Unionisten bei allen Nachwahlen, während man die Tarifreformfrage sorgfältig vermied. Auch in Deutschland wurde über die Klebegesetze bei deren Einführung wacker geschimpft. Der Engländer ist aber noch viel mehr daran gewöhnt, Herr im Hause zu sein, und diese Eingriffe in das tägliche Leben mußten als etwas Unerhörtes empfunden werden. Für die Agitation gegen die „licking stamps" waren die letzten sechs Monate eine besonders günstige Zeit, denn wenn auch das Markenlecken nur von den Arbeitgebern verlangt wird, so hatten die Versicherten zwar während dieses halben Jahres schon zu bezahlen, bekamen aber noch keine Prämien. Aber schon in diesen Tagen, wo die ersten Auszahlungen erfolgen, kann man einen Umschwung bemerken. Mit einem abrupten Frontwechsel, der in der englischen Presse nicht ganz selten ist, hat sich eine Anzahl unionistischer Organe kurzerhand entschlossen, das anzubeten, was sie gestern verbrennen wollte. Vielleicht erleben wir bald, daß die Unionisten sich als die eigentlichen Urheber des Gesetzes vorstellen werden. In praktischer Beziehung wird man auch in England noch manche Erfahrungen machen müssen. Von wesentlicher Bedeutung ist, daß der Widerstand der Ärzte gebrochen ist. Obwohl die British Medical Association trotz erheblicher Zugeständnisse der Regierung ihren Protest bis zuletzt aufrechterhalten hat, hat sich bis zu dem letzten Termin die unbedingt notwendige Anzahl arbeitswilliger Kassenärzte zur Verfügung gestellt.

Während der Streit um das Versicherungsgesetz im Lande tobte, wurde die parlamentarische Behandlung der Homerule-Bill und der Welsh Disestablishment-Bill sehr ruhig, nüchtern und geschäftsmäßig erledigt. Zwar ereignete sich ein für die Regierung bedenklicher Zwischenfall, als bei einer ganz nebensächlichen Frage die auffällig schwach vertretenen Anhänger der Regierung von der Opposition überstimmt wurden. Die Regierung kam zwar über diese „snap division" mit einem Zeitverlust von vierzehn Tagen hinweg, allein es ist mit solch einer snap division wie mit einem Schlaganfall, er kann wieder kommen und dann tödlich sein. In den Augen der öffentlichen Meinung bedeutet so ein Vorgang eine gründliche Blamage, die eine Regierung ein zweites Mal nicht gut überstehen kann. Während dieser Parlamentssession gab sich die Opposition alle Mühe, das Land zu ausdrucksvollen Protesten gegen die Regierungspolitik zu gewinnen. Es gelang ihr aber nicht, die verhältnismäßige Apathie gegen die Vorgänge im Parlament zu überwinden und die Volksstimmung in dem Maße zu ihren Gunsten einzunehmen. Wer sich überhaupt für Politik interessierte, dem waren der Krieg und die in London tagenden internationalen Konferenzen viel wichtiger. Und dann waren die „Springboks" da, das heißt die südafrikanische Fußballmannschaft, die der Reihe nach alle

berühmten englischen Klubs schlug. Ihre Unbesiegbarkeit bot für den „Mann auf der Straße" einen viel näher liegenden und aufregenden Gesprächsstoff als das Schicksal irischer Wünsche oder walliser Kirchenfonds.

Es bedurfte erst wieder einer gründlichen Sensation, um auf die innere Politik hinzulenken. Dafür sorgte die neueste Krise innerhalb der Oppositionspartei selbst. Wieder war es die Frage der Tarifreform, die den Anstoß zu dem jüngsten Zwist im unionistischen Lager gegeben hat. Seit bald zehn Jahren bildet sie im Grunde das einzige positive Parteiprogramm der Opposition. In der Zeit einer wirtschaftlichen Depression und noch unter dem Eindruck des kürzlich überstandenen Burenkrieges hatte Joseph Chamberlain sein großartiges Programm entwickelt. Dem ganzen britischen Reich sollte durch Schutzzoll nach außen und durch Vorzugszölle im Innern ein festerer Zusammenhalt, dem Mutterland aber ein starker wirtschaftlicher Auftrieb gegeben werden. Die Zugkräftigkeit des Chamberlainschen Programms war groß genug, um im Laufe der nächsten Jahre die unionistische Partei in ihrer großen Mehrheit zum Schutzzoll zu bekehren, freilich mit dem Opfer des Abfalls zahlreicher freihändlerischer Elemente. Damals verlor die Partei viele Anhänger in den Industriegebieten von Manchester und Lancashire. Die Bevölkerung dort ist in erster Linie freihändlerisch und wählt bei den allgemeinen Wahlen liberal, um eine Freihandelsmehrheit zu sichern. Viele unter diesen liberalen Wählern sind aber im Herzen unionistisch und namentlich Homerule-Gegner. So geben sie denn bei den Nachwahlen, wo die Gefahr des Entstehens einer schutzzöllnerischen Mehrheit nicht vorhanden ist, ihre Stimme dem unionistischen Kandidaten, dessen politische Stellung in anderen Fragen ihnen mehr zusagt. Auf diese Weise kommen manche der überraschend glänzenden Erfolge der Opposition bei Nachwahlen zustande.

Mit dieser Bekehrung der unionistischen Partei schien aber auch die Sieghaftigkeit der Schutzzollidee erschöpft, denn in ihrem Zeichen ging seit 1906 jede Wahl verloren.

Die Tarifreformer selbst waren sich über das Maß und die Ausdehnung des Schutzzolls, den man anstrebte, nie ganz einig. Von Anfang an war die Frage der Lebensmittelzölle der strittige Punkt. Hier kollidierten die Interessen der englischen Konsumenten mit den Wünschen der Landwirtschaft, namentlich der kolonialen Landwirtschaft. Ein Hauptziel der Tarifreform war ja, die Kolonien enger mit dem Mutterlande zu verknüpfen. Ihre Ausfuhr besteht auf lange Zeit hinaus hauptsächlich aus landwirtschaftlichen Erzeugnissen, namentlich Weizen. Deshalb haben die Kolonien ein lebhaftes Interesse daran, daß der englische Markt ihnen durch Vorzugszölle leichter zugänglich gemacht wird als der ausländischen Konkurrenz, die man durch Hochschutzzölle fernhalten solle. Auch die unbedeutende englische Landwirtschaft erhofft von Zöllen auf Fleischeinfuhr noch eine kleine Besserung ihrer recht kläglichen Lage. Daß durch den Schutzzoll eine weitere Preissteigerung bedingt sein würde, ist vorauszusehen und die Schwierigkeit ist groß, dem konsumierenden Wähler diese Aussicht zu verschönen.

Vor den allgemeinen Wahlen im Januar 1910 gaben Balfour, der damalige Führer der Konservativen, und Chamberlain das feierliche Versprechen, daß die Lebensmittelzölle im Verein mit entsprechender Herabsetzung der bestehenden Steuern, z. B. auf Zucker und Tee, die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen nicht verteuern würden. Die Unionisten verloren die Wahl, wenngleich die Liberalen einen erheblichen Teil ihrer Sitze einbüßten, was bei der unnatürlich großen Mehrheit, die sie seit 1906 inne hatten, zu erwarten war. Mr. Balfour ließ nun die Forderung des Zolls auf Weizen fallen. Noch im Dezember des gleichen Jahres kam es zu einer zweiten allgemeinen Wahl. Die Unionisten zogen in den Kampf mit der Verheißung, im Falle ihres Sieges die ganze Tarifreformfrage einschließlich der Lebensmittelzölle dem Lande als Referendum zu unterbreiten. Wieder verloren sie die Wahlschlacht.

Im Sommer 1912 vollzog sich nunmehr auch äußerlich die Vereinigung der ehemals liberalen und konservativen Unionisten. Ihr bisheriger Führer im Unterhaus, Arthur Balfour, gegen den sich eine starke Strömung in der Partei bemerkbar machte, trat zurück. Als sein Nachfolger kam Austin Chamberlain, das Haupt der intransigenten Tarifreformer und Walter Long in Betracht. Man konnte sich nicht auf einen der beiden einigen und so wurde als Kompromißmann Herr Bonar Law zum offiziellen Führer gewählt. Seitdem steht er mit dem Führer der Opposition im Oberhaus, Marquis of Lansdowne, an der Spitze der Partei.

Auf dem Parteitag, der vor zwei Monaten in der Londoner Albert Hall stattfand, zog Lord Lansdowne das Referendumversprechen, für das er selbst noch vor etwa anderthalb Jahren eingetreten war, als „ungeschäftsmäßig" zurück. Auf der gleichen Tagung erklärte Herr Bonar Law, daß die Unionisten die Erhebung von Einfuhrzöllen anstrebten. Jedoch sollte dann durch entsprechende Herabsetzung der bestehenden Steuern ein Ausgleich geschaffen werden.

Auf diese Kundgebung der Führer folgten deutliche Proteste vor allem aus dem Industriegebiete im Norden und sie fanden Zustimmung in einem Teil der hauptstädtischen Parteipresse. In einer Nachwahl zeigte sich ein merklicher Stillstand in dem Anwachsen der unionistischen Stimmen, an das man bei früheren Nachwahlen gewöhnt war. Herr Bonar Law aber glaubte seinen Mißgriff wieder gut machen zu sollen und sagte am 16. Dezember in Ashton-under-Lyne:

„Die unionistische Partei würde, wenn sie zur Regierung käme, an und für sich nicht auf Lebensmittelzöllen bestehen. Diese Frage muß alsdann einer Reichskonferenz unterbreitet werden, Wenn die Kolonien keinen Wert darauf legten, daß England ihrer Ausfuhr von Agrarprodukten nach dem Mutterlande eine Vorzugsbehandlung zuteil werden läßt, so würde auch auf die nichtbritische Agrareinfuhr kein Zoll gelegt werden. Wenn die Kolonien aber diese Zölle für ein notwendiges Bestandteil eines handelspolitischen Differentialsystems des Reiches hielten, so würde sich wohl auch das englische Volk damit einverstanden erklären."

Mit einer Kundgebung war der offene Zwist entfacht. Die unionistische Presse spaltete sich in zwei Lager. Auf der einen Seite standen als Organe der unentwegten Anhänger der Tarifreform, einschließlich der Agrarzölle, die Morning Post, die Pall Mall Gazette. Auf der Gegenseite führte die Times und die anderen Lord Rothcliffe gehörenden Zeitungen wie die Evening News, die Daily Mail und der Daily Mirror. Im gleichen Sinne äußerte sich der Daily Telegraph, mehrere angesehene Provinzblätter und der Spectator, der immer trotz seiner konservativen Richtung für Freihandel eingetreten war. Die Abgeordneten gingen gleich darauf in die Weihnachtsferien und benutzten diese Zeit, um sich von der Stimmung im Lande zu unterrichten.

Den Wählern leuchtete es im allgemeinen wenig ein, das man die Richtlinien der englischen Wirtschaftspolitik von einem Beschluß der Kolonien abhängig machen solle. Entweder Lebensmittelzölle sind erforderlich, schön, so soll man darauf bestehen. Braucht man sie aber nicht, so würde es zu weit gehen, den Kolonien zuliebe ein solches wirtschaftliches Opfer zu bringen. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß die Kolonien, wenn sie vor die Entscheidung gestellt werden, im Sinne von Lebensmittelzöllen gegen das Ausland und Vorzugszöllen zugunsten ihres eigenen Exports entscheiden würden. Die Stimmung der Tarifreform gegenüber hatte sich geändert. Als Joseph Chamberlain 1903 seine Agitation begann, litt das Land unter einem wirtschaftlichen Druck. Heute aber steht England in einer Zeit unerreichter Prosperität.

Wenn man sich über etwas beklagen kann, so ist es die fortschreitende allgemeine Preissteigerung, die sich im Lande des Freihandels so gut wie in den Schutzzollstaaten des Kontinents herausgebildet hat. Das ist aber jedenfalls nicht der geeignete Zeitpunkt, um die Masse von der Notwendigkeit einer so durchgreifenden Änderung der Wirtschaftspolitik zu überzeugen, zumal, wenn diese Umwälzung mit dem greifbaren Risiko verbunden ist, daß man der Teuerungskalamität neuen Vorschub leistet. Viele Konservative hatten überhaupt die ganze Tarifreform gründlich satt, zum Siege bei den Wahlen hatte sie noch nie geführt, dafür aber war sie schuld an all den Krisen, die die Stoßkraft der Partei schwächten. Dieser Umschwung in der Stimmung der Wähler fand einen überraschend starken Reflex in den Ansichten der Parlamentsmitglieder. Man hatte bisher angenommen, daß fast die ganze 282 Mann starke Parlamentsfraktion auf dem Boden des Schutzzollprogramms stand. Nach den Weihnachtsferien zählte man aber nur noch siebzehn unentwegte Anhänger des Tarifreformprogramms, einschließlich der Lebensmittelzölle, an ihrer Spitze natürlich Austin Chamberlain.

Man hatte im Lande mit herber Kritik der Parteileitung nicht zurückgehalten und zweifelsohne hatten Herr Bonar Law sowohl wie Lord Lansdowne ernstlich Rücktrittsgedanken erwogen. Allein ein Wechsel in der Führung der Partei hätte die Gegensätze innerhalb der Partei verstärkt aufleben lassen und ihr Vorhandensein Freunden wie Feinden gegenüber noch mehr betont. So blieb

man denn schon lieber bei Herrn Bonar Law und unterzeichnete sogar nahezu geschlossen ein Vertrauensvotum, dessen Zustandekommen auf einem merkwürdigen Kompromiß basiert. Die Partei bekennt sich prinzipiell zur Tarifreform und zu Vorzugszöllen zugunsten der überseeischen Reichsteile. Sie wird aber, selbst wenn die nächsten allgemeinen Wahlen ihr die Mehrheit im Parlament bringen, nicht sofort zur Durchführung ihres Programms schreiten, sondern seine Verwirklichung von einer zweiten allgemeinen Wahl abhängig machen. Dieser Beschluß bedeutet die Wiederaufnahme des Referendumversprechens in anderer Form.

So ist die Einigkeit äußerlich wenigstens trotz einiger grollenden und enttäuschten Reden Austin Chamberlains und der Seinen im großen ganzen wiederhergestellt. Das Prestige der Partei ist durch diese Vorgänge sicherlich nicht gehoben worden. Es muß sich zeigen, ob die Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der Regierung groß genug ist, um bei den nächsten Nachwahlen einen Rückschlag zum Schaden der Unionisten zu verhindern. Bis zu den allgemeinen Wahlen, die ordnungsgemäß im nächsten Jahre stattzufinden haben, kann sich noch so viel ereignen, daß Mutmaßungen darüber verfrüht sind. Man sprach auch davon, die Regierung wolle die momentane Schwierigkeit der Opposition benutzen, um sich eine bedeutendere Mehrheit zu sichern. Allein die gespannte europäische Lage muß, solange sie in der gegenwärtigen Weise andauert, auch nur die Möglichkeit eines Regierungswechsels vermeiden lassen. Sir Edward Greys auswärtige Politik wird von dem unbegrenzten Vertrauen des englischen Volkes getragen, und die unionistische Partei würde es sich selbst nicht verzeihen, diesen Staatsmann mit dem Kabinett Asquith im jetzigen kritischen Zeitpunkt, auch wenn sie es vermöchte, zu stürzen. Es wäre begreiflich, wenn die liberale Regierung ganz gern 1914 abträte, um nach Vollendung ihrer großen Aufgabe in einer vorübergehenden Oppositionsstellung neue Kräfte zu sammeln. Die nächsten Wahlen verschlechtern insofern die Chancen der Regierung, als die Zahl der zur Regierungskoalition gehörigen Iren im Parlament zu Westminster nach Einführung der Selbstregierung Irlands um zwei Drittel verringert wird.

Als das nächste große Projekt, mit dem die Koalition der Regierungsparteien vor das englische Volk treten würde, galt bisher die Landkampagne, d. h. der Feldzug gegen das System der Grundherrschaften. Die Steuerpolitik Lloyd Georges macht schon heute den englischen Latifundienbesitzern schwere Sorgen. Die Arbeiterpartei und der radikale Flügel der Liberalen drängten auf diesem Weg energisch weiter zu schreiten und es schien so, als ob der Schatzkanzler sich an die Spitze dieser Agitation stellen würde. Aber dieser Kampf gegen die Landlords erregte bei den grundbesitzenden Liberalen, zumal den liberalen Peers gelindes Mißbehagen und den gemäßigten Elementen, namentlich in den Grafschaften schien dieses Vorgehen bedenklich. So entschloß man sich denn diese Kampagne zum mindesten zurückzustellen. Dafür verkündigte der Lordkanzler Viscount Haldane eine gründliche Neugestaltung des

englischen Erziehungswesens als die kommende Aufgabe der Regierung. Das ist ein Ziel das nicht nur die Liberalen geschlossen, sondern auch viele Konservative anstreben. Ob man sich über die Wege einigen kann, ist eine andere Frage.

Vorher noch wird die Stimmrechtsreform zur Erledigung kommen. Durch sie soll das bestehende Pluralwahlrecht abgeschafft werden, d. h. die Möglichkeit bei mehreren Wohnsitzen oder Geschäftsräumen von bestimmter Mietshöhe in verschiedenen Wahlkreisen abstimmen zu können. Durch diese Änderung fällt die Vorzugsstellung der City. Sie hat bis jetzt 31 000 Wähler, die zwei Abgeordnete in das Unterhaus entsenden (einer der beiden ist Balfour). Künftig werden in der City nunmehr die tatsächlich dort wohnenden Wähler registriert werden. Auf diese Weise bleiben nicht einmal 3000 übrig, die sich mit einem Abgeordneten zu begnügen haben. Ferner schwindet so das Vorrecht der alten Universitäten Oxford, Cambridge und Trinity College zu Dublin, die durch je zwei, Edinburgh, Glasgow und London, die durch je einen Abgeordneten in dem Parlament von Westminster vertreten sind. Durch diese Vorlage der liberalen Regierung werden zehn sichere unionistische Mandate gelöscht. Eine weitere vom historischen Standpunkt aus bedeutsame Änderung enthält die Reformvorlage: die Peers sollen künftighin zum House of Commons wahlberechtigt sein. Das Hauptinteresse des Publikums wird sich während der Wahlrechtsdebatte der Beratung der Amendements zuwenden, die von verschiedener Seite gestellt wurden. Sie haben das Ziel in mehr oder minder großer Ausdehnung den Frauen das Stimmrecht zu gewähren. Der erste dahingehende Zusatzantrag ist von Sir Edward Grey eingebracht. Das Kabinett selbst ist bezüglich dieses Problems geteilter Meinung. Frauenstimmrecht wird also nicht als Parteifrage behandelt werden und hat auf beiden Seiten Freunde und Feinde. Den Greyschen Antrag haben Unionisten, z. B. Lord Robert Cecil, ein Sohn des alten Marquis von Salisbury mit unterzeichnet. Aller Voraussicht nach wird die Wahlrechtsreform in der Regierungsfassung ohne Frauenstimmrecht angenommen werden.

Was in erster Linie die Stellung der Regierung in dieser wie in anderen Kämpfen gesichert erscheinen läßt, ist das Fehlen geeigneter staatsmännischer und agitatorischer Persönlichkeiten in den Reihen der Opposition. Sollte es je in naher Zukunft doch zu einem Wechsel in der Parlamentsmehrheit kommen, so würde auch wohl nicht Herr Bonar Law, sondern der freilich schon 68jährige Marquis von Lansdowne an die Spitze des Kabinetts treten.

Pädagogiſcher Sturm und Drang

Von Geheimen Regierungsrat Profeſſor Dr. Paul Cauer in Münſter

Die Emanzipation der Kinder. Eine Rede an die Schuljugend: ſo lautet der Titel einer im Jahre 1911 erſchienenen kleinen Schrift von Lily Braun. Wenn darin die Unerwachſenen aufgefordert werden, ſich zuſammenzutun, die Standesvorurteile ihrer Eltern zu verwerfen und das Recht einer Berufswahl nach eigener Begabung zu verlangen, ſo iſt kaum anzunehmen, daß ein ſolcher Aufruf unmittelbar erhebliche Folgen haben werde. Als Symptom unſerer Zuſtände iſt das Heftchen doch nicht ohne Bedeutung. Was ſeine Überſchrift ſagt, iſt heute das Feldgeſchrei einer allgemeineren, immer weiter um ſich greifenden, immer mächtiger anſchwellenden Bewegung. Die von Arthur Schulz (in Birkenwerder bei Berlin) geleitete „Geſellſchaft für deutſche Erziehung", die zum letzten Male in Weimar im September 1912 getagt hat, iſt ſeit etwa einem Jahrzehnt in dieſem Sinne tätig. Neuerdings ſind ihr zur Seite getreten: der Goethebund mit einer Verſammlung in Berlin im Dezember 1911, auf der acht Vorträge über „die Schule der Zukunft" gehalten wurden, und der „Deutſche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht", der ebenfalls in Berlin im Herbſt 1912 eine „Konferenz über ſittliche Willensbildung in der Schule" veranſtaltet hat.*) Was ſollen wir von dieſen und ähnlichen Kundgebungen halten?

Jedenfalls wollen wir nicht dem Beiſpiele des Gutsbeſitzers bei Fritz Reuter folgen, der einen Prozeß durchaus nicht haben wollte und, nachdem er alle Zuſchriften des Gegners wie des Gerichtes immer nur mit dieſer Erklärung beantwortet hatte, endlich zu ſeinem größten Unwillen erfuhr, daß er den Prozeß

*) Von der „Geſellſchaft für deutſche Erziehung" liegt über die vorletzte Tagung (Juni 1911) ein beſonderer Bericht vor, der im Verlage der Blätter für deutſche Erziehung erſchienen iſt; von der letzten Tagung ſind in eben dieſen Blättern einzelne Reden abgedruckt. Da mir die betreffenden Hefte (1912, Nr. 10 und 11) erſt während der Korrektur zugingen, ſo konnte auf den Inhalt nicht mehr bezug genommen werden. Leider iſt in beiden Fällen die Debatte nicht mitgeteilt. Dasſelbe gilt von den beiden anderen Berichten: „Die Schule der Zukunft. Vorträge von Ludwig Fulda, Gerhard Helmers, Wilhelm Oſtwald, Wilhelm Bölſche, Joſeph Petzold, Guſtav Wyneken, Johannes Tews, Alfred Klaar" (Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg 1912), und „Die Harmonie zwiſchen Religions- und Moralunterricht. Vorträge auf der Konferenz uſw." (Verlag für ethiſche Kultur, Berlin 1912).

verloren habe, den er gar nicht wollte. Einen Irrtum überwindet man nicht, ehe man das Wahrheitsmoment erkannt hat, das er umschließt. So muß die erste Frage sein: was ist in jenen leidenschaftlichen, himmelstürmenden Reden doch vielleicht Richtiges gesagt worden?

Manche Äußerungen verdienen entschiedenen Beifall. Ein Fabrikbesitzer, der in Weimar sprach, bezeichnete es als das höchste Ziel der Schule, daß ihre Zöglinge hinausgehen „mit Heißhunger und Begeisterung für eine Betätigung im Leben und mit dem unausrottbaren Verlangen, alle in ihnen schlummernden Kräfte zur Entfaltung zu bringen". Im Goethebund warnte Bölsche vor dem verhängnisvollen Fehler, den ein Schulsystem begehe, wenn es „sich als Selbstwert etabliere und Opfer für sich fordere, anstatt seinen Zweck auf das Leben zu stellen". Die Gefahr, daß sich in unablässiger, sorgsamer Berufsarbeit das Mittel zum Zweck verschiebe, besteht überall; und es schadet auch dem Lehrer nicht, manchmal an diese Möglichkeit erinnert zu werden. Hingegen die Mahnung, die Jugend nicht satt sondern hungrig zu entlassen, sollte weniger an die Lehrer gerichtet werden als an die Wortführer der öffentlichen Meinung, da diese immer wieder eine „abgeschlossene Bildung", ein gleichmäßiges Wissen von allem zurzeit Wissenswürdigsten von denen verlangen, die von der Schule kommen. An und für sich sind beide Gedanken zutreffend.

Beherzigenswert war unter anderem auch der Vorschlag von Klaar, anstelle kurzer, schnell entscheidender Prüfung eine längere Erprobung treten zu lassen. Innerhalb der Schule ließe sich das einigermaßen verwirklichen, zumal bei Aufnahme neuer Schüler. Und wer wollte nicht im Grunde wünschen, es möchte beim Übergang auf die Hochschule ebenso verfahren werden, so daß nicht im voraus, sondern erst nach einer Zeit versuchter Betätigung an den neuen Aufgaben darüber entschieden würde, ob einer wirklich zu diesen Aufgaben zuzulassen sei? Aber der Ausführung dieses Gedankens stellen sich nicht nur praktische Schwierigkeiten, sondern fast noch mehr der ganze Charakter unseres öffentlichen Lebens entgegen. Ob und wie da zu ändern wäre, ist eine große Frage, bei deren Lösung die Schule sich mehr empfangend als gebend zu verhalten hätte. Daß man ihnen gestatte, einen Befähigungsnachweis auf dem Wege praktischer Erprobung zu führen, können manche eigenartige Unternehmungen verlangen, von denen in Weimar und Berlin berichtet wurde: Berthold Ottos Hauslehrerschule, Wynekens Freie Schulgemeinde (Schule der Zukunft S. 77), Langermanns Erziehungsstaat (Harmonie zwischen Religions- und Moralunterricht S. 215). Nur müssen wir uns im voraus dagegen verwahren, daß, was einem einzelnen oder einer kleinen, eng verbundenen Gemeinschaft durch persönliche Kraft und Begeisterung gelungen wäre, etwa sogleich zur Grundlage allgemeiner Einrichtungen gemacht werden sollte. Das Hauptübel, an dem unser staatliches Erziehungswesen krankt, ist, daß der Grundsatz duo si faciunt idem, non est idem nicht genug beachtet wird. Die Macht der Verhältnisse, die zur Gleichförmigkeit hindrängen, die Wucht des Verwaltungs-

getriebes, das Ausnahmen als Störung empfindet und niederdrückt, verkennen wir nicht, und wir wollen hier keine Anklage erheben. Nur bleibt es doch eben wahr: allenthalben, jedenfalls im Bereiche geistigen Wirkens und Schaffens, sind es die Ausnahmen, in denen das eigentliche Leben sich äußert. Wer nun laut und lebhaft nach Freiheit ruft, soll sich der Gefahr bewußt sein, daß er, vielleicht ohne es zu merken, zuletzt doch nichts anderes wünscht, als das Heft der Gesetzgebung in die Hand zu bekommen, um dann seine eigene „freiere" Gestaltung der Dinge überall siegreich durchzuführen. In der Tat liegen nach dieser Seite hin die Hauptbedenken gegen die Zukunftspläne der pädagogischen Propheten.

Verständigung zwischen Schule und Haus ist gewiß etwas gutes; und wo die Menschen danach sind, mögen auch bestimmte Veranstaltungen für den Gedankenaustausch sich bewähren. Was aber einer der Redner in Weimar, ein Oberlehrer, im Sinn hatte, wäre ein förmliches Schulparlament, aus Elternrat und Lehrerkollegium zusammengesetzt, dem er folgende Aufgabe stellt: „Der denkende berufliche Erzieher würde sich mit dem denkenden natürlichen Erzieher verbinden können gegen egoistische Beschränktheit anderer Eltern oder gegen handwerksmäßige Prinzipienreiterei bei anderen Lehrern. Und außerdem würden die Verhandlungen der öffentlichen Kritik unterbreitet." Es gehört nicht allzuviel Phantasie dazu, das bewegte Bild einer Debatte auszumalen, in der sich Eltern gegen den Vorwurf der Beschränktheit, Lehrer gegen den des Banausentums vor dem Forum der Öffentlichkeit zu verteidigen hätten. Ernster zu nehmen ist der Vorschlag von Tews in seinem Beitrag zur Schule der Zukunft: „Wir brauchen auf allen Stufen Schulvertretungen, die sich zusammensetzen aus Pädagogen und Laien. Diese sollen unseren Lehrern einen Rückhalt gewähren, ihre Freiheit in Lehre und Leben, ihre Freiheit im Schaffen schützen." Dem warmherzigen Freunde der Jugend, der dies forderte, fehlt es wohl nicht an Erfahrungen, die ihn zu jenem Vorschlag gedrängt haben; trotzdem scheint uns der angedeutete Plan gerade das Ziel zu verfehlen, dem er zuführen soll. Wo eine solche Körperschaft im Guten einig wäre, könnte sie ja helfen, einen etwa beengenden Druck von oben durch Gegendruck aufzuheben; doch solche Wirkung wäre dann auch ohne den Rahmen einer dauernden Veranstaltung möglich. Wo aber keine Einigkeit besteht, da gibt es Verhandlung und Streit, Sieg oder Niederlage. Nur der Kampf bringt Fortschritt; aber im Geisteskampfe ist die Majorität kein Hort der Wahrheit. Einen einzelnen, in dem ein eigentümliches Licht aufleuchtet, einen wirklich bedeutenden Menschen, wird ein anderer einzelner, dem die Obhut anvertraut ist, eher verstehen und bei seiner Arbeit — der stillen Arbeit des Lehrers und Erziehers — besser zu schützen vermögen, als die kollegiale Gewalt eben des Kreises, von dem er sich abhebt.

Ein ausgedachtes System von Möglichkeiten und Vorkehrungen, wie modern auch die Gesichtspunkte sein mögen nach denen man es einrichtet, bleibt dem

wirklichen Leben immer fremd. Gegen das Schulsystem, das Bölsche entworfen hat, erhebt sich schon allein deshalb ein Bedenken, weil er es wegen seiner logischen Anlage rühmt (Schule d. Zuk. S. 67). Mit seiner Scheidung der Fächer in „Talentfächer" und „allgemeine Bildungsfächer", wobei derselbe Lehrgegenstand für den einen Schüler Talentfach, für den anderen bloßes Bildungsfach sein kann, und mit entsprechender Teilung der Klassen in „Talentklassen" und „Klassen für allgemeineren Bildungsunterricht", sucht er den Druck des „Normalschemas" zu beseitigen und der Mannigfaltigkeit individueller Begabungen gerecht zu werden. Wir empfehlen seinen Vortrag allen denen zur Lektüre, die der vor einigen Jahren auch für Preußen angeregten Beweglichkeit des Lehrplanes in den Oberklassen zugetan sind*): das Bild der Zersetzung, die sich bei folgerichtiger Durchführung jenes Gedankens ergibt, kann am besten dazu helfen ihn endgültig abzutun. Nur dürfte das nicht geschehen, ohne den besseren Keim festzuhalten, aus dem er entsprungen ist, den Wunsch nach Schutz und Pflege der Begabten inmitten des heutigen Massenunterrichtes. Nicht bloß ein berechtigter Wunsch ist dies, sondern eine der dringendsten Forderungen für das Bildungswesen unserer Zeit. Aber nicht mit künstlich ausgerechneten Lehrplänen läßt sich helfen, sondern innerlich, durch den Geist in dem unterrichtet wird, also durch die Persönlichkeiten der Lehrer. Umgekehrt kann der Zudrang der Massen, den auch Bölsche beklagt, nur durch ein von außen und nach außen wirkendes Verfahren gehemmt werden: eben durch das Aufrechthalten strenger Anforderungen, denen jeder einzelne zu genügen hat.

Diese so wenig beliebte Strenge ist zugleich das einzige Mittel, um einen anderen wichtigen Zweck zu fördern, zu dessen Erreichung die Reformer freilich eine Radikalkur vorschlagen. Der Zweck ist: den Vorteil, den die Besitzenden in der Erziehung ihrer Kinder haben, soviel als möglich auszugleichen, und andererseits dafür zu sorgen, daß die führenden Stände „immer wieder aus unberührtem Nährboden Kraft ziehen und sich aus der Volkstiefe ergänzen".

*) Bei dieser Gelegenheit sei auf die Broschüre von Prof. Dr. Weck „Die neuen Primapläne des Königlichen Realgymnasiums in Reichenbach" (Schles.), Ferd. Hirth u. Sohn, Leipzig, hingewiesen. Es handelt sich hier um die Schilderung eines jetzt mehrfach gemachten Versuches, durch Teilung der Prima in eine sprachliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung den besonderen Begabungen und Neigungen der Schüler entgegenzukommen. Die Broschüre zeigt, wie dieser Versuch in Reichenbach gestaltet ist, und vertritt die Meinung, daß er dort geglückt sei. Besondere neue Gedanken vertreten die Ausführungen des Verfassers nicht, doch soll ihnen ihr Wert für die Fachleute nicht abgesprochen werden. Auf der Philologenversammlung in Dresden wurde auch über diese Frage verhandelt. Versuche sind besonders an den sächsischen Gymnasien — nur vereinzelt an den Realgymnasien — gemacht worden und anscheinend zur Zufriedenheit ausgefallen. Die preußischen Kollegen verhielten sich skeptischer gegenüber der Frage. Dies verschiedene Verhalten erklärt sich sehr einfach — in Dresden wurde das aber nicht gesagt — daraus, daß an den sächsischen Gymnasien die alten Sprachen auch nach Abgabe von zwei Stunden in der Prima immer noch besser daran sind, als ohne diese Abgabe in Preußen.

Die Schriftleitung.

Vor zehn Jahren habe ich selber dem Gedanken diesen Ausdruck gegeben; so stimme ich aus vollem Herzen dem Anspruch zu, der im Goethebunde von Tews erhoben und mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde: „Freie Bahn jedem Talent, auch dem Talent das aus der Tiefe kommt!“ Aber nur dem wirklichen Talent! Die unbegabten Söhne der sogenannten besseren Familien sollen ihm den Platz nicht wegnehmen — dazu ist eben die Strenge der Anforderungen da. Und für die Ausbildung begabter Söhne von Unbemittelten möge man zu den vorhandenen Veranstaltungen weitere schaffen. Auch wäre zu untersuchen — doch das ist wieder eine Frage von ungeheurer Tragweite —, ob nicht das Einjährigenwesen, dessen irreleitenden Einfluß auf die Abschätzung des Eigenwertes der Berufsarten Frau Lily Braun schwerlich zu schlimm darstellt (S. 22), einer Prüfung und Umgestaltung unterzogen werden müßte. Was aber so viele Vertreter der Volksschule, und unter ihnen wohl gerade die persönlich Tüchtigsten, heute laut und ungestüm fordern, Verbindung der Volksschule mit der höheren zu einem einzigen Lehrgang, ist abzuweisen; denn damit würde nur die Masse gewaltsam hinaufgeschraubt, das Hervortreten der ungewöhnlichen Kräfte mehr als bisher erschwert werden. Der Anteil, den Stand und Vermögen an der Lebensgestaltung eines heranwachsenden Menschen haben, läßt sich doch nicht aus der Welt schaffen. Ihn in einem Punkte, der Schulbildung, ausschalten zu wollen, ist kurzsichtig, ja am letzten Ende grausam; denn um so schmerzlicher wird er nachher an anderen Stellen empfunden. Was für einen Sinn hat es, dem Sohne eines Arbeiters oder kleinen Handwerkers die wissenschaftliche Vorbildung zu geben, die zu einem höheren Berufe gehört, wenn man ihm nicht auch die Mittel an Geld und Zeit zur Verfügung stellen kann, um sich einem solchen Berufe zu widmen?

Rücksichtslose Gleichmacherei, wie sie von Weltbeglückern verübt zu werden pflegt, zeigt sich besonders unheilvoll auf dem Gebiete, dem die letzte der hier besprochenen Versammlungen galt, in der Frage der sittlichen und religiösen Erziehung. Eben diese Verbindung der Begriffe war es, was man bekämpfte; „religionsfreie Sittlichkeit“ wurde nicht von allen, doch von den meisten Rednern verlangt. Und auch diejenigen, welche für Beibehaltung und innere Hebung des Religionsunterrichts eintraten, meinten, ihn ganz und gar und von Anfang an als Anleitung zu geschichtlicher Betrachtung, zum Kennenlernen und Nachempfinden aller Ideale, die einmal Menschen begeistert und vorwärts getrieben haben — so hieß es in einem Vortrag — auffassen zu müssen. Von da ist nicht mehr weit zu der anderen Forderung: „Ziel der religiösen Erziehung ist der Vollmensch, das ist eine Abstraktion aus den Heroen der Menschheit“ (S. 125). In der Tat: „Abstraktion“, das ist der rechte Ausdruck für diese ganze Gedankenrichtung. „Zu der Lehre muß die Erziehung, die eigentliche Willensbildung hinzukommen“, erklärte Professor Jodl (Wien), während es sich doch höchstens umgekehrt verhalten kann: Zucht und Beispiel wirken, die Lehre mag hinzukommen oder wegbleiben. Derselbe Gelehrte schilderte die Methode

des Moralunterrichtes, der dem Kinde gegeben werden solle, folgendermaßen: „Wecken wir auf alle Weise seinen Egoismus, sein Selbstgefühl, sein Ehrgefühl; aber suchen wir ihm deutlich zu machen, daß diese seine stärksten und natürlichsten Triebe nur Befriedigung finden können, wenn das Kind sich bemüht so zu sein, wie es die menschliche Gesellschaft wünscht, in der es lebt und von der es lebt; daß es gewisse Eigenschaften braucht, um im Leben vorwärts zu kommen, um brauchbar, stark, geschätzt und geliebt zu werden; daß es andere sich abgewöhnen oder zurückdämmen muß, um nicht in schmerzliche Konflikte mit seiner Umgebung zu kommen, um sich nicht zu schädigen und sich nicht das Fortkommen im Leben schwer zu machen." Wörtlich so. Das nennt man dann wohl „autonome" Moral, während die christliche als „heteronom" verworfen wird. Wer ist denn selbständiger (das heißt doch „autonom"): er, der um der eigenen Überzeugung willen, die den Menschen um ihn her unbequem war, Marter und Tod willig erduldete, oder der Weltmann, der genau weiß, wie man zu sein hat, um im Leben vorwärts zu kommen?

Was uns hier zu denken geben soll, ist nicht der Inhalt der gehaltenen Reden, über den sich zu entrüsten leicht wäre, sondern die Tatsache, daß ernsthafte Männer, über deren gute und redliche Absichten kein Zweifel besteht, zu solchen Forderungen und Hoffnungen, wie sie geäußert wurden, überhaupt gelangen konnten. Was sie dazu gedrängt hat, kann doch nur die Erfahrung gewesen sein, die sie machten oder zu machen glaubten, daß der heutige Religionsunterricht an Wirkung auf das Wollen der Zöglinge nicht das leistet, was er soll, daß er auf dem Wege ist, in dogmatischen Formeln zu erstarren, anstatt religiöses Empfinden zu wecken und die erhabenen und tiefen Gedanken, die uns überliefert sind, mit den Fragen und Aufgaben des modernen Daseins in lebendige Beziehung zu setzen. Deshalb wünschten wir, daß die Berliner Verhandlungen von allen denen gelesen werden möchten, die an der Ausgestaltung oder an der Leitung des Religionsunterrichtes beteiligt sind. Es kann nicht gut stehen, wenn Proteste solcher Art so vernehmlich hervortreten. Und es kann nur geholfen werden, wenn auch hier, und hier mehr als irgendwo sonst, die Persönlichkeit des Lehrenden vor allem anderen gesucht und geschätzt wird. Nicht, was einer glaubt und lehrt, ist das Entscheidende, sondern, wie er es tut, ob sein Wesen und Handeln der überzeugende Ausdruck eines inneren Lebens ist. Eine Unterrichtsverwaltung, die selbst auf positivem Boden steht, müßte einen Religionslehrer freier Richtung, der die Jugend zu packen weiß, ebenso gewähren lassen, wie wir von einer Behörde aus freidenkenden Männern verlangen würden, daß sie sich an dem Wirken eines strenggläubigen Lehrers, wenn es der Jugend in die Herzen dringt, zu erfreuen vermöchte.

Solches Verlangen zu erfüllen würden freilich unter den Reformern, über die hier zu berichten war, wenige geneigt sein. Und so gilt unsere zweite Mahnung dem Kreise derer, die sich die Freien nennen. Je schwerer der einzelne die innere Freiheit erworben hat, desto mehr fühlt er sich verpflichtet,

sie dem neu heranwachsenden Geschlechte von vornherein zu geben und ihm so die Kämpfe zu ersparen, in denen er selbst sich abgemüht hat. Aber so schnell vollziehen sich die großen Fortschritte der Menschheit nicht. Der Ältere kann dem Jüngeren keine innerliche Erfahrung fertig mitteilen. Freiheit des Denkens vollends gehört zu den Gütern, die nur dem wirklich zuteil werden, der sie selbst sich erobert. Deshalb bleibt es richtig, daß der Religionsunterricht, und so wie er alle Erziehung, mit fester Autorität beginnen und allmählich zur Freiheit führen soll. Je stetiger diese Befreiung von Stufe zu Stufe vorschreitet, um so mehr ist dafür gesorgt, daß jeder nur so viel Selbständigkeit erwirbt, als er mit seinen Kräften zu tragen vermag. Dagegen gibt es keine schlimmere Tyrannei, als die, die über anders Denkende im Namen der Freiheit geübt wird.

Der Bucketshop

Von Landrichter Dr. Ernst Sontag in Berlin

Was ist dies, ein Bucketshop? Viele wird dieses Wort ganz fremd anmuten. Wenn ich seine Wirksamkeit zunächst in einem kühnen Bilde näher bringen darf: wer erinnert sich nicht jener fabelhaften Sirenen, die einst die vorbeifahrenden Schiffer mit ihrem Sange betörten und anlockten, um sie dann zu überfallen und zu verderben. So verlockt der Bucketshop Unkundige mit vielverheißenden Gewinnversprechungen zum Börsenspiel, um sie dann auszuplündern und zu ruinieren. Der Typus dieses Beutelschneiders und Betrügers existiert erst seit wenigen Jahren in Deutschland. Seine Spezialität ist aus England und Amerika bei uns eingeführt und auch der Name für ihn entstammt amerikanischer Praxis. Als an der Chikagoer Weizenbörse vor Jahren ein besonders großes Spekulationsfieber herrschte, da taten sich Händler auf, welche Tausende von Zentnern Weizen verkauften, ohne auch nur einen zu besitzen. Um aber den Anschein dieses Besitzes und der Reellität zu erwecken, stellten sie in ihrem Laden (shop) Eimer (bucket) mit verschiedenen Sorten Weizen aus und verkauften nach diesen Proben. Die Eimer mit Weizen waren aber ihr ganzer Bestand an Weizen. Da sie also nur den im Laden vorhandenen Weizen besaßen, so taufte man diese Geschäfte und nach ihnen ihre Unternehmer „Bucketshops".

In Deutschland hat sich diese saubere Spezialität nicht an dem Getreidemarkte, sondern an dem Effektenmarkte entwickelt. Es entstanden an den größten Börsenplätzen, insbesondere in Berlin, Bankgeschäfte, welche mit einem ganz geringen Betriebskapital eröffnet wurden, welche aber gleichwohl sofort eine

umfangreiche und kostspielige Werbetätigkeit zum Heranziehen von Kunden einleiteten. Geworben wurde durch Reisende, Briefe, Rundschreiben und eigene Zeitschriften, welche den Kunden und denen, die es werden sollten, kostenlos zugingen. In Erinnerung ist wohl noch den meisten Berlinern der „Ratgeber am Kapitalmarkte", welchen der bekannteste dieser Bucketshops, Sigmund Friedberg, lange Zeit kostenlos am Potsdamer Platz verteilen ließ. Traten die also Beeinflußten an eine Bucketshopfirma heran, so wurden sie in der Regel zum Abschluß von Vorprämiengeschäften bewogen. Diese im reellen Bankgeschäfte nur eine geringe Rolle spielende Geschäftsart wurde von den Bucketshops mit besonderer Vorliebe gepflegt.

Das Vorprämiengeschäft ist eine Abart des Börsentermingeschäftes, etwa so wie „Guki" eine Abart des gewöhnlichen Skatspiels ist. Bei dem gewöhnlichen Terminhandel kauft der Börsenspekulant (soweit er à la hausse, d. h. auf das Steigen des Papiers spielen will) ein Börsenpapier für den Ultimo des nächsten oder eines folgenden Monats, indem er hofft, daß es bis dahin steigen und er an dem gestiegenen Kurse verdienen werde. Fällt das Papier, so verliert er, und je tiefer es fällt, desto mehr. Es ist also, da in den Industriepapieren schon Kursstürze von 10, 20 und mehr Prozent dagewesen sind, das Risiko jeder Börsenspekulation ein erhebliches. Dieses Risiko verringert sich der Haussier durch Abschluß eines Vorprämiengeschäftes. Er kauft damit nämlich das Spekulationspapier nicht per Ultimo fest, sondern er kauft ein Wahlrecht, nach welchem er kurz vor Ultimo dem Bankier erklären kann, ob er die gekauften Stücke abnehmen wolle oder nicht. Für die Einräumung dieses Wahlrechts zahlt er einen bestimmten in Prozenten des Kaufpreises ausgedrückten Betrag, die Prämie. Steigt das Papier, so entscheidet er sich natürlich für Abnahme und steckt den Gewinn, der für ihn allerdings erst beginnt, soweit der Kurs die Einkaufskursprämie überschritten hat, ein. Fällt der Kurs, so verzichtet er auf die Abnahme, er abandonniert die Prämie, wie der börsentechnische Ausdruck heißt, und sein Verlust beschränkt sich dann auf den Gegenwert der Prämie. Darin besteht eben der Vorzug des Vorprämiengeschäftes, daß, sinken die Kurse gleich um 10 Prozent, der Spekulant nicht mehr verlieren kann, als etwa die $2^1/_4$ Prozent, welche er als Prämie gezahlt hat.

Auf diesen Vorzug des Vorprämiengeschäftes weisen die Bucketshops in ihren Zirkularen und in besonderen gedruckten Belehrungen, die sie über Prämiengeschäfte ausgeben, eindringlich hin. Sie übertreiben sogar vielfach diese Minderung des Risikos dahin, daß sie behaupten, die Kunden könnten bei ihnen überhaupt kein Geld verlieren. Was diese Winkelbankiers aber in ihren Belehrungen verschweigen, ist, daß diesem geminderten Risiko auch eine geminderte Gewinnchance entspricht; denn da der Kunde auf alle Fälle die Prämie zahlen muß, so beginnt der Gewinn für ihn erst, wenn das Papier am Stichtage die Einkaufskursprämie überstiegen hat. Da nun die Bucketshops vielfach zur Spekulation sogenannte ruhige Papiere empfehlen, d. h. solche, in

welchen wenig Kursbewegung ist, so wird die Gewinnchance des Kunden damit zu einer recht unwahrscheinlichen. Es gibt freilich auch Bucketshops, welche Spekulationspapiere mit kräftiger Kursbewegung, wie Schantung-Eisenbahnaktien, Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien, Rhodesia shares, Canada Pacific Eisenbahn-shares, Norddeutsche Lloyd-Aktien usw. empfehlen. Bei jedem Vorprämiengeschäft, insbesondere aber bei Prämien in solchen Spekulationspapieren, nimmt der reelle Bankier ein sogenanntes Deckungsgeschäft vor. Da er, sagen wir per Ultimo Februar 30000 Mark Hapag seinem Kunden liefern muß, so sucht er sich an der Börse einen Gegenspieler, d. h. einen Baissier, welcher glaubt, daß Paketfahrt zu Ende Februar fallen werden und deshalb 30000 Mark für diesen Termin verkauft. Der Bankier bekommt also Ultimo Februar von dem Baissier die 30 Mille geliefert, welche er seinem Kunden liefern muß, er kann also das Steigen der Kurse mit Ruhe ansehen, denn er braucht die Differenz zwischen dem Einkaufskurse seines Kunden und dem Kurse am Stichtage nicht aus seiner Tasche zu tragen.

Diese Deckung, welche bei einer größeren Anzahl von Geschäften geradezu unentbehrlich ist, will der Bankier nicht seinen Zusammenbruch riskieren, unterläßt der Bucketshop. Man wird sich nun fragen, wie ist es möglich, daß er, wie es wiederholt geschehen ist, seine Geschäfte jahrelang fortsetzen kann, ohne zusammenzubrechen. Dafür hat er eben verschiedene Tricks, zu welchen die Vorprämiengeschäfte eine besondere Handhabe bieten.

Zunächst, fallen die Kurse zum Stichtage, so verzichtet der Kunde auf Lieferung der Stücke, er abandonniert die Prämie. In diesem Falle kommt der Bucketshop weder in die Lage, Stücke an den Kunden zu liefern noch einen Gewinn auszahlen zu müssen. Es kommt also gar nicht heraus, daß er die pflichtgemäße Eindeckung unterlassen hat. Steigen aber die Kurse und verlangt der Kunde zum Stichtage Lieferung, so sagt ihm der Bucketshop: „Sie sind wohl verrückt, jetzt aus dem Geschäft herauszugehen, wo die Hausse erst losgeht, prolongieren Sie doch das Geschäft, da werden Sie noch viel mehr verdienen!“ Der Kunde fällt in der Regel darauf herein und läßt das Geschäft weiter laufen. Der Bucketshop spekuliert bei diesem Rat ganz richtig und deshalb fast immer erfolgreich auf den Optimismus und das Spekulationsfieber des Haussiers. Man vergegenwärtige sich, dieser ist für ein Papier sowieso fest gestimmt gewesen (sonst hätte er es nicht gekauft), nun sieht er es steigen und nun soll er herausgehen, bloß weil der Stichtag da ist, und soll den schönen weiteren Gewinn einem anderen überlassen. Daß die Steigerung zu Ende sein und das Papier wieder fallen könnte, der Gedanke liegt ihm in seiner Haussestimmung himmelfern. So bedarf es bloß des leisen Anstoßes seitens des Bankiers, zu prolongieren, und der Kunde prolongiert. Dabei ist der Vorschlag der Prolongation ein bewußter Schwindel von dem Bucketshop, es gibt nämlich bei Vorprämiengeschäften gar keine Prolongation. Wäre ein reeller Bankier der Ansicht, daß das Papier weiter stiege, so würde er dem Kunden vielleicht zum

Abschluß einer neuen Vorprämie raten, aber ihm jedenfalls zunächst einmal den Gewinn aus der alten auszahlen. Denn diesen setzt der Kunde ohne Not von neuem aufs Spiel, wenn er „prolongiert". Das Auszahlen aber gerade will der Bucketshop vermeiden. Außerdem hat die Prolongation für ihn den Vorteil, daß er dafür eine neue, die sogenannte Prolongationsprämie, berechnet. Er spekuliert bei der Verlängerung des Geschäftes darauf, daß die Kurse bis zum nächsten Stichtage schon gesunken sein werden und der Kunde dann abandonniert. Wollen ihm aber die Kurse durchaus diesen Gefallen nicht tun, so ist der Schwindelbankier auch nicht um eine Ausflucht verlegen, er animiert dann den Kunden zu neuen Geschäften und verrechnet den Gewinn aus der ersten Prämie mit dem Vorschuß für diese Geschäfte. Hilft aber alles nichts, verlangt der Kunde die Auszahlung des Gewinns oder bleibt ihm das Glück treu und die weiteren Geschäfte fallen auch zu seinen Gunsten aus, dann — zahlt der Bucketshop noch lange nicht. Er läßt es dann zum Prozeß kommen, schiebt die unglaublichsten Eide zu, macht den Differenzeinwand geltend und, wenn alles nichts hilft, schließt er einen gerichtlichen Vergleich mit dem Kunden, in welchem er sich zu Ratenzahlungen verpflichtet, die er dann meistens auch wieder nicht einhält. Schließlich ist der Bucketshop zahlungsunfähig, leistet den Offenbarungseid, liquidiert im Notfalle und macht unter anderem Namen mit einem neuen Sozius eine neue Firma auf.

Diese Sorte Schwindelgeschäfte hat nun an den großen deutschen Börsenplätzen, insbesondere in Berlin, eine ganze Reihe von Jahren geblüht und sie hat die Netze ihrer Verfuchung unter allen Kreisen der Bevölkerung ausgeworfen. Es finden sich unter den Opfern der Buketshops Angehörige des Adels, des Offizierkorps, Akademiker, Kaufleute, ja sogar Bankbeamte. Mit Vorliebe aber haben sie die kleinen Sparer aus den weniger gebildeten Schichten der Bevölkerung heimgesucht, weil diese am argloseften sind. Es ist unglaublich, was mancher Bucketshop Volksschullehrern, Handwerksmeistern, Fahrstuhlführern, Kolporteuren von Missionsschriften für Bären aufgebunden hat, um aus ihnen weiteres Geld herauszulocken oder Gewinne vorzuenthalten. Ein Bäckermeister hat z. B. die Zusicherung geglaubt, daß er an einem so ruhigen Papier, wie Deutsche Bank-Aktien, binnen vierzehn Tagen 30 Prozent verdienen werde. Einem Volksschullehrer, welcher seine hinterlegten (vom Bucketshop längst rechtswidrig verkauften) Effekten heraushaben wollte, hat dieser mit Erfolg eingeredet, die könne er ihm nicht so ohne weiteres herausgeben, die müßten doch wie jedes Sparkassenguthaben erst gekündigt werden.

Es ist nicht zu zählen, wieviel Existenzen durch diese gewissenlosen Winkelbankiers in Deutschland ruiniert worden sind. Haben sie erst einen Sparer in die Hände bekommen, dann haben sie ihn unbarmherzig bis auf den letzten Pfennig ausgebeutet, und dieses empörende Treiben hat sich unangefochten jahrelang abgespielt, nachdem der Häuptling der Bucketshops, Sigmund Friedberg, wegen dieser Art Geschäfte von Strafkammer und Reichsgericht freigesprochen

worden war. Eine Verurteilung wegen Betrugs war in der Tat außerordentlich schwer, weil sich nicht leicht mit der erforderlichen Sicherheit nachweisen ließ, daß ein solcher Bankier schon bei Eingehung der Geschäfte beabsichtigt hatte, den Kunden etwaige künftige Gewinne vorzuenthalten, sich also einen „rechtswidrigen Vermögensvorteil" zu verschaffen. Der Feststellung dieses Tatbestandsmerkmals bedurfte es aber für die Anwendung des § 263 St. G. B. Auch vor den Zivilgerichten fanden die Bucketshops zunächst mehr Glauben als sie verdienten.

Da war es dann das Verdienst des Rechtsanwalts Dr. Arthur Nußbaum, Berlin, den Kampf gegen diese unlautere Geschäftsform im Bankiergewerbe aufgegriffen und als erster nachgewiesen zu haben, wie man ihr zivilrechtlich mit den Paragraphen der Schadenersatzbestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches und den Kommissionärbestimmungen des Handelsgesetzbuches, strafrechtlich aber mit den §§ 94, 95 Börsengesetz beikommen könnte. Nach dieser Anregung übernahm dann der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes diesen Kampf, indem er vor allem eine Sammelstelle schuf, bei welcher alle die Betrogenen ihre Erfahrung niederlegen konnten. Neuerdings ist auch die Staatsanwaltschaft des Landgerichts I Berlin in diesen Kampf eingetreten und hat mit dem Erfolg Anklage gegen mehrere Bucketshops erhoben, daß diese nicht nur aus dem Börsengesetz, sondern auch aus § 263 St. G. B. wegen Betruges mit erheblichen Freiheitsstrafen belegt worden sind.

Jetzt hat das Reichsgericht das letzte Wort. Bestätigt dieses die Strafkammerurteile, so steht zu hoffen, daß die Bucketshops in wenigen Jahren vom Schauplatze verschwunden sein und diese Spezies des Betruges nur noch der Geschichte des Verbrechertums angehören wird.

Die Lehre aber könnte zu dauerndem Gewinn aus dem Auftreten der Bucketshops gezogen werden, daß die Forderung staatsbürgerlicher Bildung unserer Jugend mit etwas Verfassungslehre und bürgerlichem Recht nicht erfüllt ist, sondern daß ihr auch von wirtschaftlichen Einrichtungen, wie denen der Börse, wenigstens soviel Ahnung beigebracht werden muß, daß sie die großen Gefahren des Börsenspiels für den Nichtbörsenkundigen erkennen kann. Wenn nicht in der Bürgerkunde, so in einer vielleicht ebenso notwendigen Unterrichtsstunde für Ethik wird dann mit Bruno Wille zu lehren sein: „Unterscheide zwischen totem Gelde und lebendigem. Eine Seele hat jedes Gut, das du erworben hast in redlicher Arbeit für Menschenwohl. Wenn du aber einen vergrabenen Schatz findest, so ist es nicht viel besser als habest du ihn geraubt*)." — Die Börse ist ein unentbehrlicher wirtschaftlicher Faktor; aber die kleinen Sparer mögen die Finger davon lassen, sie mögen ihr in der Berufsarbeit erworbenes lebendiges Geld nicht zu einem toten Schatze vermehren wollen, es wird ihnen sonst geschehen wie den unbefugten Schatzgräbern im Märchen, denen sich das Gold wieder in Blei wandelt.

*) Bruno Wille, „Die Abendburg", Chronika eines Goldsuchers in 12 Abenteuern, S. 387.

Deutschland und die Erschließung Chinas

Von Dr. rer. pol. Max Linde in Berlin

IV.

Die Frage einer erfolgreichen wirtschaftlichen Erschließung Chinas ist zum erheblichen Teile eine Verkehrsfrage. China besitzt heute alles in allem etwa rund 11000 Kilometer fertige Eisenbahnen, während etwa 4400 Kilometer im Bau begriffen sind. In Anbetracht der ungeheuren Ausdehnung des Reiches und der hervorragenden politischen wie wirtschaftlichen Bedeutung von Eisenbahnen gerade für China müssen diese Zahlen als recht gering und steigerungsbedürftig bezeichnet werden. Diese Erkenntnis hat in China neuerdings mehr und mehr an Boden gewonnen und das Eisenbahnproblem zu einer der meist erörterten Angelegenheiten gemacht. Nicht nur die Regierung, sondern weite Kreise des intellektuellen China, an ihrer Spitze Dr. Sunjatsen, bemühen sich, Mittel und Wege ausfindig zu machen und Projekte auszuarbeiten, um China diejenigen Eisenbahnverbindungen zu schaffen, die es im Interesse der Sicherung seines territorialen Bestandes benötigt und die die Voraussetzung seines wirtschaftlichen Aufstiegs sind. Solange China eines zulänglichen Verkehrsnetzes ermangelt, wird von einer irgendwie großzügigen Entwicklung seines Wirtschaftslebens nicht gesprochen werden können. Ohne Eisenbahnen ist an eine Umgestaltung der chinesischen Landwirtschaft, die heute noch ganz allgemein auf der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft steht, nicht zu denken. Beides aber, Eisenbahnen und Loslösung der gewerblichen Arbeit von der landwirtschaftlichen Arbeit, sind Bedingungen einerseits der industriellen und bergbaulichen Entwicklung Chinas, anderseits der Absatzsteigerung ausländischer Erzeugnisse. Insbesondere letzterer Umstand sollte uns hinreichenden Antrieb geben, die chinesische Regierung bei der Verwirklichung ihrer Eisenbahnpläne zu unterstützen. Deutschland ist ja an dem bisherigen Ausbau chinesischen Verkehrswesens nicht unbeteiligt gewesen (es hat ungefähr 1200 Kilometer Bahnen in China gebaut), sondern hat sich im Gegenteil durch seine Eisenbahnarbeiten namentlich in der Provinz Schantung hervorragende Verdienste erworben. Wie es scheint, haben jedoch unsere Bestrebungen, bei den chinesischen Bahnbauten in der vordersten Reihe zu stehen, seit mehreren Jahren nachgelassen. Das ist unerwünscht, da auch auf diesem Gebiete das, was wir nicht tun, andere in die Hand nehmen. Ein bezeichnendes Beispiel dafür bietet die neue Bahn von Haitschou, einem nördlichen Hafen der Schantung benachbarten Provinz Kiangsu, nach dem Innern des Landes. Diese Bahn wird mit belgischem Gelde und folglich auch aus belgischem Material gebaut werden. Wichtiger noch als dieses aber ist, daß sie die deutsche Tätigkeit im Hinterlande Tsingtaus, wenn nicht gar unsere Arbeit in Tsingtau selbst, in erheblichem

Maße beeinträchtigen wird. Hätte uns diese Beeinträchtigung unserer Interessen, die zugleich eine Schädigung unseres Ansehens in China einschließt, erspart werden können, so wäre das sehr zu begrüßen gewesen; da es nicht der Fall ist, haben wir die Aufgabe, diesen Verlust wieder gut zu machen. An Gelegenheit dazu fehlt es für unser deutsches Kapital heute, da China erst eben in seine Eisenbahnära eintritt, gewiß nicht. Daß China seine großen Bahnen aus eigenen Mitteln bauen könnte, ist schlechthin ausgeschlossen; es ist in dieser wie in vielen anderen Beziehungen durchaus abhängig von ausländischen Kapitalisten.

V.

Wenn wir von denjenigen Aufgaben absehen, die sich an die Reformbestrebungen der chinesischen Regierung anschließen, so bleiben eine Reihe weiterer Aufgaben, die unmittelbar die Förderung des deutschen Absatzes in China bezwecken.

Unter diesen Arbeiten ist die wichtigste eine direkte planmäßige Propaganda für Deutschland, deutsche Arbeit und deutsche Leistungsfähigkeit. Es ist das Verdienst eines Beamten bei dem Gouvernement in Tsingtau, in dieser Beziehung eine Anregung gegeben zu haben, die, falls sie geschickt durchgeführt wird, als erster Schritt einer großzügigen Propaganda angesprochen werden kann. Er beabsichtigt mit Unterstützung amtlicher und privater Kreise ein in chinesischer Sprache abgefaßtes „Deutschland-Buch für Chinesen" zu schaffen, das neben einer Darstellung der kulturellen und politischen Stellung Deutschlands, unserer Absichten in China und Deutschlands Bedeutung für China, eine Schilderung der wichtigsten Industriezweige und ihrer Leistungsfähigkeit geben soll. Ich halte die von dem Dolmetscher Mohr gegebene Anregung für außerordentlich glücklich und erfolgversprechend, sofern es gelingt etwas Gutes zustande zu bringen. Das wird aber nur möglich sein, wenn sich u. a. außer unseren Handelskammern und den großen privaten Verbänden auch unsere Industriellen, Rheder, Banken usw. in den Dienst der Sache stellen und, sei es durch die Stiftung von Barmitteln, sei es durch die Aufgabe von Anzeigen, helfen, die naturgemäß nicht ganz geringen, aber auch keineswegs übermäßigen Herstellungskosten des Buches zu decken. Je mehr Mittel aufgebracht werden, um so besser kann das Buch hergestellt werden, um so mehr kann es mit allerlei Anschauungsmaterial, namentlich Bildern, ausgestattet werden, die für diesen Zweck ebenso wichtig sind wie der Text, und um so höher kann vor allem die Auflage sein. Gelänge es, 50- bis 60000 Exemplare des in Aussicht genommenen Buches in die Kreise der chinesischen Kaufleute und der höheren chinesischen Beamten zu tragen, so wäre damit ein Stück Arbeit geleistet, dessen Früchte nicht ausbleiben werden.

Eine Propaganda für Deutschland und seine industriellen Leistungen ist natürlich auch noch auf anderem als diesem direkten Wege des Vertriebs einer Propagandaschrift möglich. Vor allem müssen wir Wege ausfindig machen,

um durch die Presse auf die Chinesen einzuwirken. Es sind bekannte Tatsachen, daß erstens der deutsche Einfluß auf die chinesische Presse gering ist und daß zweitens England und Amerika eifrig am Werke sind, durch die ihnen zur Verfügung stehende Presse Nachrichten und Mitteilungen zu verbreiten, deren Zweck, gelinde ausgedrückt, nicht gerade die Hebung des deutschen Ansehens und des deutschen Absatzes in China ist. England und die Union befinden sich, was die Beeinflussung Chinas durch die Presse anlangt, in einer äußerst glücklichen Lage, da in den maßgebenden Beamten- und Handelskreisen die englische Sprache verstanden und die englische Schrift gelesen wird. Das ermöglicht ihnen, englische in China hergestellte Zeitungen unter den Chinesen zu vertreiben, sie dem chinesischen Verständnis anzupassen und somit durch ihre eigene Presse eine intensive Wirksamkeit für ihre Ziele zu entfalten. Das Deutsche ist weder Verkehrs- noch Handelssprache und wird einstweilen noch von viel zu wenig Chinesen verstanden, um etwa durch deutsche Zeitungen auf sie einwirken zu können. Aber wer und was hindert uns eine in deutschem Sinne geleitete, in englischer oder, weit besser noch, in chinesischer Sprache hergestellte Presse in China ins Leben zu rufen? Daran hindert uns doch nichts anderes als fehlende Mittel. — Fehlende Mittel sind es auch, die uns nicht gestatten, auf die chinesischen Zeitungen den Druck auszuüben, der nötig ist, um sie unseren Wünschen und Absichten gefügig zu machen. Das Elend wäre ja noch keineswegs so schlimm, wenn die unter anglo-amerikanischem Einfluß stehende chinesische Presse rein objektiv über Deutschland und seine Absichten in China berichtete; aber sie weiß entweder überhaupt nichts über uns zu sagen oder sie berichtet über uns in einer unseren Interessen entschieden Abbruch tuenden, die englisch-amerikanischen Interessen durchaus fördernden Weise. Es besteht demnach in China eine deutsche Pressenot — übrigens besteht sie nicht nur in China —; gelingt es uns sie zu überwinden, so wird dadurch das Ansehen Deutschlands im Auslande, so wird aber namentlich auch der Export der deutschen Erzeugnisse einen großen Vorteil haben. Wir können beides erreichen, so bald wir nur Geld, Geld und nochmals Geld schaffen.

Die Erfüllung dieser Aufgabe ist um so wichtiger, da in der Hebung unseres Ansehens und in der Steigerung unseres Exports die beste Propaganda liegt. Jede deutsche Bahnanlage, jede deutsche Maschine, jedes deutsche Werkzeug, jede in einer guten und dauerhaften Ware sich darstellende deutsche Arbeit und Leistungsfähigkeit ist ein mehr oder weniger großes Stück Propaganda. In diesem Sinne ist es ganz gewiß richtig, wenn gesagt worden ist, Tsingtau sei eine Art großen Musterkoffers, eine Ausstellung deutscher Arbeit und deutscher Kultur. Tsingtau lehrt, was Deutschland leisten kann, und ist daher ein Werbemittel ersten Ranges. Aber es bedarf gar keines zweiten so großen und so kostspieligen Musterkoffers, um für uns Propaganda zu machen. Jede gediegene deutsche Arbeit, die den Beifall der Chinesen findet, macht sie, und

die beste deutsche Ausstellung in China sind die sich in den Händen der Chinesen befindenden, ihre Zwecke gut erfüllenden deutschen Waren.

VI.

Wir sehen, die Zahl der uns in China gestellten Aufgaben ist groß und der Wege zu ihrer Erfüllung sind viele, die Erkenntnis unserer chinesischen Pflichten beginnt sich Bahn zu brechen und unabhängig voneinander sind, wie erwähnt, neuerdings Arbeiten eingeleitet worden, die gemeinsam den Zweck verfolgen, Deutschlands Stellung auf dem chinesischen Markte zu festigen und auszudehnen. Hier wurden $1^1/_2$ Millionen Mark zur Errichtung deutscher Schulen in China zusammengebracht, dort wird ein Deutschland-Buch für Chinesen herausgegeben, wo anders sucht man den Absatz deutscher Lehrmittel nach China zu organisieren usw. Die Frage liegt nahe, ob das, was heute isoliert voneinander geleistet und erstrebt wird, nicht besser, großzügiger, systematischer von einer zentralen Stelle aus ins Werk gesetzt werden könnte. Das oft zitierte Wort vom Zeitalter der Zentralverbände und Generalsekretäre hat einen sehr beachtlichen Inhalt; es bringt zum Ausdruck, daß in unserer Zeit der Konzentration und Organisation der einzelne wenig, die Verbindung viel ist, daß große dauernde und wachsende Aufgaben zwar von einzelnen geleitet und durchgeführt, aber von vielen unterstützt werden müssen, daß weitreichende Unternehmungen Mittel erfordern, deren Aufbringung der einzelne nur in wenigen Fällen auf sich nehmen kann, eine Menge dagegen leicht. In China steht dem deutschen Handel, der deutschen Industrie, dem deutschen Unternehmungsgeist und der deutschen Tüchtigkeit eine große, dauernde, auf lange Zeit hinaus wachsende Arbeit bevor. Sollte nicht der Augenblick gekommen sein, daß diejenigen, die es angeht, in erster Linie unsere Kaufleute, Industrielle und Kapitalisten sich zusammenschließen zu einer Organisation, die sich die Stärkung der Stellung Deutschlands in China und die Hebung des deutschen Absatzes im Reich der Mitte zur Aufgabe stellt? Ich denke nicht an die Gründung eines neuen jener viel zu vielen Vereine, die mit Mühe und Not die Zahl ihrer Mitglieder auf der Höhe der durch die Statuten festgesetzten Mindestzahl halten; ich denke nicht an einen Verein, dessen Einfluß im umgekehrten Verhältnis zu seinem tönenden Namen steht; ich denke nicht an einen Verein, der nicht leben und nicht sterben kann. Besser als ein neuer derartiger Verein ist keiner, da wir uns dann wenigstens nicht lächerlich machen gegenüber anderen Staaten, die besser als wir erkennen, was in China auf dem Spiel steht. Ich denke vielmehr an eine von den hervorragendsten Vertretern des Handels, der Banken, der Industrie und der Schiffahrt ins Leben gerufene, nach großzügigen Gesichtspunkten geleitete Organisation, die alle diejenigen umfaßt, die an der Erschließung Chinas oder besser an der Deutschland gebührenden Beteiligung an der Erschließung Chinas Interesse haben oder doch Interesse haben sollten. Eine derartige mit ihren Aufgaben entsprechenden Mitteln ausgestattete großzügige Organisation könnte

von größter Bedeutung für unsere Stellung in China werden. Ihre Aufgabe müßte es sein — um nur einiges zu nennen — drüben systematisch deutsche Elementar-, Handels- und Industrieschulen zu errichten; intelligente Chinesen durch materielle Unterstützung zu veranlassen, sich in Deutschland aufzuhalten, um hier ihre Ausbildung zu vollenden; chinesische Studienkommissionen nach Deutschland zu ziehen; aus kostenlos zur Verfügung gestellten, den Bedürfnissen und Anforderungen der Chinesen entsprechenden Waren, Mustern und Modellen, Industrie- und Gewerbemuseen an allen zukunftsreichen Plätzen Chinas zu errichten; geeignete Propaganda für Deutschland, seine Einrichtungen und Erzeugnisse, in Wort und Bild zu machen; eine intensive Pressetätigkeit in China zu entfalten; deutsche Ingenieure und Techniker hinauszusenden zu dem doppelten Zwecke der Erkundung der heute noch viel zu wenig erforschten mineralischen Schätze Chinas und der Aufklärung über das Niveau unserer Technik und Industrie; Films mit Bildern deutscher Unternehmungen, Anlagen und Leistungen (Eisenbahnanlagen, Bahnhöfe, Brücken, Eisenkonstruktionen aller Art usw.) herstellen zu lassen, die entweder durch in China ansässige Deutsche oder durch hinauszusendende, mit den Verhältnissen vertraute Instruktoren den schaulustigen und durch das Bild leicht beeinflußbaren Chinesen vorzuführen wären usw. Eine Fülle von Möglichkeiten gibt es, das, was wir in China auf wirtschaftlichem Gebiet erwarten, auch zu erreichen. Aber wir müssen unsere Kräfte zusammenfassen und zusammenhalten. Auch für den friedlichen Kampf um die Eroberung eines großen Absatzmarktes gilt Bismarcks Losung: In trinitate robur! Diese Worte möchte ich auch auf einen besonderen Fall angewendet wissen: die Organisation, die ich mir vorstelle, soll nicht die Aufgabe haben, die deutsche Industrie in unmittelbare Verbindung mit dem chinesischen Kaufmann und Händler zu bringen. Sie soll sich folglich nicht gegen die deutschen Importfirmen in China richten, um ihre Vermittlung auszuschließen — denn dieser Vermittlung wird die deutsche Industrie auf lange Zeit nicht entraten können, falls sie nicht schwere finanzielle Verluste erleiden will. Demgemäß müßte es Sache der führenden deutschen Firmen sein, ihre durch jahre- und jahrzehntelange Arbeit erworbene Vertrautheit mit den chinesischen Verhältnissen in den Dienst der Organisation zu stellen und in ihrem (der Firmen) eigensten Interesse ihrer Arbeit die Bahnen zu zeigen.

Sollten die vorstehenden in diesem Rahmen einstweilen nur skizzenhaft angedeuteten Gedankengänge ein Echo finden in den Kreisen der führenden Männer unserer Nationalwirtschaft und sollten sie zur Tat führen, so ist das Vertrauen berechtigt, daß es in einer Weise geschehen möge, die deutscher Energie und deutscher Gründlichkeit Ehre macht.

Zum Schlusse sei endlich noch eine besondere Angelegenheit in den Kreis der Betrachtung gezogen: die deutsche konsularische Vertretung in China. Diese konsularische Vertretung ist unzulänglich und muß uns ins Hintertreffen bringen gegenüber anderen, vielleicht nicht durch fähigere, aber durch ebenso fähige und

mehr Konsuln vertretene Staaten. Stellen wir z. B. die englische und deutsche konsularische Vertretung einander gegenüber, so ergibt sich das folgende Bild:

Ort	England vertreten durch	Deutschland vertreten durch
Schanghai	Generalkonsul	Generalkonsul
Kanton	Generalkonsul	Konsul
Hankau	Generalkonsul	Konsul
Kaschgar	Generalkonsul	—
Mukden	Generalkonsul	—
Peking-Tientsin	Generalkonsul	Konsul
Tschengtu-Tschungking . . .	Generalkonsul	Konsul
Yünnanfu	Generalkonsul	—
Amoy	Konsul	Konsul
Charbin	Konsul	Konsul
Dairen (Dalny)	Konsul	—
Futschou	Konsul	Konsul
Hangtschau	Konsul	—
Itschang	Konsul	Konsul
Kiukiang	Konsul	—
Nanking	Konsul	Konsul
Ningpo	Acting-Consul	—
Niutschwang	Konsul	Konsul
Pakhoi-Hoihau	Konsul	Konsul
Swatau	Konsul	Konsul
Tschangscha	Konsul	—
Tschifu	Konsul	Konsul
Tschingkiang	Konsul	—
Tsinanfu	Konsul	Konsul
Tengyüeh	Konsul	—
Wuhu	Konsul	—
Wutschau	Konsul	—

Demnach unterhält England in China siebenundzwanzig konsularische Vertretungen, von denen acht Generalkonsulate sind, während wir sechzehn konsularische Vertretungen unterhalten, von denen nur eine ein Generalkonsulat ist. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß Englands Interessen in China größer als die unserigen sind und es sich daher dort auch ein größeres Konsularkorps halten kann. Ich bin auch weit davon entfernt, zu empfehlen, das Deutsche Reich solle es Großbritannien in dieser Hinsicht gleichtun. Aber eine Ergänzung

unserer konsularischen Vertretung halte ich doch für dringend geboten. Zunächst sind zum mindesten zwei neue Generalkonsulate zu schaffen, von denen das eine seinen Sitz in Tientsin, das andere seinen Sitz in Kanton haben müßte. Heute, wo wir nur ein Generalkonsulat in China haben, ist gewiß Schanghai die denkbar beste Residenz, da es das Haupteinfallstor nach China und ungefähr in der Mitte der ganzen chinesischen Küste gelegen ist. Aber es darf nicht unbeachtet bleiben, daß Schanghais Bedeutung so groß sie ist, doch nicht mehr so ausschlaggebend ist wie früher, daß es mehr und mehr zum Umschlagshafen wird, während die eigentlichen Geschäfte im Hinterlande, im Innern abgeschlossen werden. Neben Schanghai treten neue große Handels- und Industriestädte im Norden wie im Süden in den Vordergrund. Vor allem gilt das von Kanton mit seinen $1^1/_4$ Millionen Einwohnern; es ist schon heute einer der wichtigsten Plätze ganz Chinas; gegen eintausendfünfhundert Ausländer, von denen ein erheblicher Prozentsatz Deutsche sind, halten sich in ihm auf, und am Einfuhr- und Ausfuhrhandel Kantons haben die Deutschen einen erheblichen Anteil. Aber sehen wir ganz ab von der heutigen Bedeutung Kantons. Entscheidend ist, daß der chinesische Süden, und in ihm gerade Kanton, mit seiner ungeheuren und fleißigen Bevölkerung der Träger des wirtschaftlichen Fortschritts sein wird. Daß wir in dem zukunftsreichen Süden durch einen Generalkonsul vertreten seien, ist gewiß keine unbillige Forderung. Der Entschluß, diese Forderung zu erfüllen, dürfte den gesetzgebenden Körperschaften um so leichter fallen, als wir in Kanton ein Konsulatsgebäude besitzen, das auch als Dienstwohnung eines Generalkonsuls nichts zu wünschen übrig lassen würde. Vielleicht weniger wichtig als die Schaffung eines Generalkonsulats im Süden, ist die Umwandlung des Konsulats in Tientsin in ein solches, da wir im nicht allzu entfernten Tsingtau eine deutsche Verwaltung und durch unsere Arbeiten im Pachtgebiet und der Provinz Schantung einen gewissen Einfluß im Norden Chinas gewonnen haben. Trotzdem glaube ich aber doch, daß gerade unsere vielseitigen Interessen im nördlichen China es angezeigt erscheinen lassen, auch dort ein Generalkonsulat mit dem Sitz in dem volkreichen Tientsin zu errichten. — Mit der Errichtung zweier neuer Generalkonsulate darf es jedoch nicht sein Bewenden haben. Wir bedürfen auch einiger neuer Konsulate. In erster Linie in Tschangscha (Provinz Hunan), wo es große deutsche Interessen zu wahren gilt. Der Umfang, der am Siang von deutschen Kaufleuten getätigten Geschäfte, ist bei weitem größer als der Umfang der englischen Geschäfte. England unterhält dort einen Konsul, wir nicht, obwohl ein solcher von den Deutschen in Tschangscha dringend gewünscht wird. Ein weiteres Konsulat wäre in Yünnanfu, wo England durch einen Generalkonsul, Deutschland überhaupt nicht vertreten ist, zu errichten. Man braucht sich gewiß keinen übertriebenen Hoffnungen hinsichtlich der Entwicklungsmöglichkeiten der Provinz Yünnan hinzugeben und wird doch davon überzeugt sein müssen, daß diese mineral- und wasserkraftreiche Provinz einmal ein Zentrum der chinesischen Industrie und des chine-

fischen Bergbaus sein wird.*) — Endlich ein drittes. Wir bedürfen eines zweiten Handelssachverständigen für China. Es ist durchaus zweckmäßig, daß heute der einzige Handelssachverständige des Reiches in China seinen Sitz in Schanghai hat und es ist vor allem zu begrüßen, daß dieser deutsche Vertreter anerkanntermaßen ein ausgezeichneter Kenner der Verhältnisse seines Sitzes ist. Unerfreulich dagegen ist dieses: nach einem Bericht eines Spezialkorrespondenten der Frankfurter Zeitung (Nr. 263 vom 22. September 1912) soll der Schanghaier Sachverständige bisher während seiner dreijährigen Amtszeit nicht in der Lage gewesen sein, auch nur eine einzige Informationsreise in das Innere, in andere Häfen und Plätze zu machen. Die Verantwortung für diese Mitteilung muß dem Korrespondenten überlassen bleiben. Aber selbst, wenn die Nachricht nicht zutreffen sollte — zu welcher Annahme meines Erachtens kein Grund vorliegt — so ist und bleibt es doch ein Unding, daß das Deutsche Reich für ganz China nur einen einzigen Handelssachverständigen hat. Mag dieser eine noch so tüchtig sein, so ist er doch zweifellos nicht in der Lage, seine Tätigkeit auf ganz China oder selbst nur auf diejenigen Teile des Landes auszudehnen, in denen deutsche Kaufleute, Industrielle und Kapitalisten große kommerzielle Interessen haben. Ein Handelssachverständiger darf nicht jahrelang am grünen Tisch sitzen, er muß reisen, muß Land und Leute und die wirtschaftlichen Zustände aus eigener Anschauung kennen lernen, wenn er die ihm gestellten Aufgaben erfüllen soll. Wie die Tatsachen lehren, ist das bei einem einzigen Handelssachverständigen für China undurchführbar, woraus allein sich die Notwendigkeit der Berufung eines zweiten ergibt. Nach Lage der Dinge würde er in dem mehr erwähnten zukunftsreichen Süden, d. h. nach Kanton entsendet werden müssen. — Zwei Generalkonsule, zwei Konsule, ein Handelssachverständiger wäre das nächste, was zu fordern ist. In Anbetracht des Umstandes, daß es sich bei den zu schaffenden Generalkonsulaten in Kanton und Tientsin um die Umwandlung bestehender Konsulate handelt, würden zur Erfüllung dieser Forderung rund 150000 M. jährlich aufgewendet werden müssen — ein Betrag, gering genug um ihn möglichst bald zu bewilligen.

Ich glaube diesen Aufsatz nicht besser schließen zu können, als mit der Wiedergabe einiger Sätze, die kürzlich Geheimrat Witting in der Staatswissenschaftlichen Vereinigung zu Köln sprach: „Für politische und kommerzielle Information großen Stils, für deutsches Schul- und Studienwesen im Ausland, für die Auslandspresse und für das so unendlich wichtige Missionswesen müssen weit größere Opfer gebracht werden als bisher. Die großzügige Art, in der unsere Großhandelskreise stets für Not und Elend, für Gemeinnütziges, für Kunst, Wissenschaft und Technik hilfreich eintreten, muß sich auch auf die politischen Aufgaben ausdehnen. . . . Von den Briten vor allem sollten wir

*) Vergl. den Bericht des kaiserl. Konsuls in Kanton über: „Die Provinz Yünnan und ihre Entwicklungsmöglichkeiten" im Band 16 der vom Reichsamt des Innern herausgegebenen „Berichte für Handel und Industrie".

lernen, wie und wo man, vielleicht jahrzentelang, kommerziell operiert, um dadurch später Möglichkeiten zu schaffen." Was hier allgemein gesagt ist, gilt im besonderen für China. Wir dürfen sicherlich nicht erwarten, daß die deutsch-chinesischen Handelsbeziehungen von heute auf morgen ins Fabelhafte wachsen, wir dürfen auch gewiß nicht annehmen, daß China in wenigen Jahren mit westeuropäisch-amerikanischen Anschauungen durchtränkt ist und in drei bis vier Jahrzehnten eine ähnliche politische und wirtschaftliche Stellung wie Japan einnehmen wird. Dagegen spricht Chinas Vergangenheit, die Weite seines Gebietes und die ungeheure Bevölkerung. Aber China wird sich entwickeln, wird ein modernes Staatswesen werden, hat eine große Zukunft. Wir können und müssen in kultureller und materieller Hinsicht Teilhaber dieser Zukunft werden; allerdings: „Man muß Werte opfern, um Kräfte zu erzeugen."

Briefe aus Trebeldorf

Von Karl Krickeberg

Trebeldorf, den 14. Oktober 19 . .

Hurrah, lieber Cunz! Du willst kommen! — Einen Juchzer habe ich getan, daß es dröhnend wiederscholl von den Wänden. Ich habs ausprobiert, in welchem meiner sechs Zimmer er am lautesten gellt, und wenn Du eintriffst, mache ich ihn Dir vor.

Das sei Dein Empfangsgruß! — Hurrah!!!

Du möchtest nun wirklich die Bürgermeistergeschichte zu Ende hören? Ich hatte sie, offen gestanden, mit Absicht unterschlagen, denn ich meinte, Du könntest daran unmöglich ein Interesse haben. Doch Du fragst danach, und hier hast Du sie:

Mutter Holzbergs Orakel stimmte. Wir haben den Bürgermeister richtig zu der auf vier Uhr verabredeten Zeit einigermaßen auf die Beine gestellt. Der prächtige Senator Schulz, der kleine Apotheker und ich sind mit ihm in den Stadtwald hinausgefahren. Es hatte sich aufgehellt, und bald kam die liebe Sonne hervor. Sie meinte es ehrlich; im Kopf unseres Stadtoberhauptes ward lichtes Tauwetter, und bald wurde er gesprächig.

Im Walde liegt eine kleine Försterei. Da sind wir abgestiegen.

Während wir nun so am Kaffeetisch sitzen, da streicht mein lieber Bürgermeister mit der linken Hand zu wiederholten Malen ganz sanft an meinem Rockärmel herunter und sucht unter dem Tisch Anschluß an meine Fußspitzen, wobei er mir unbeabsichtigt derb auf die Stiefel tritt.

Verwundert blicke ich ihn an und will zu sprechen beginnen, da weiten sich seine Augen unheimlich; sie quellen aus ihren Höhlen heraus; er starrt mir in das bange Gesicht und macht: „Pscht! Pscht! — Nicht sprechen! — Ich kriege Sie noch!“

All ihr gerechten Götter! — Was war denn das? — Sollte etwa? — Doch nicht das Delirium?

Mich überlief es. Der Senator und der Apotheker sahen sich ruhig an, als sei ihnen das rätselhafte Gebaren kein Geheimnis mehr. Ich mußte sprechen.

„Schade,“ sagte der Bürgermeister, „wirklich schade, daß Sie was gesagt haben. Ich hatte Sie ja beinahe so weit.“

„Ja, aber was ist denn?“ fragte ich.

„Hat man Ihnen noch nicht erzählt davon? — Ich hypnotisiere. — Wir hatten nämlich vor zwei Jahren mal den Hypnotiseur Hansen in Trebeldorf. Von dem hab ich's gelernt. — Es gelingt nur so selten. Die Kerle sind alle so störrisch und ungeschickt.

Ich suche ein Medium. Seit anderthalb Jahren schon suche ich durch ganz Trebeldorf vergeblich nach einem Medium. — Jetzt endlich! Sie sind eins. — Die andern geben sich nicht hin. Weiche, gemütvolle Seelen müssen es sein. Sie sind mein Medium. Ich habe das gleich an ihrem Auge gesehen. Ich habe gefühlt, wie eine Kraft von mir gewichen ist und übergeströmt auf Sie. — Ich kriege Sie noch.“

Ich lachte laut auf.

„Lachen Sie nicht, lieber Konrektor! Lachen Sie ja nicht! — Bei Holzberg heute Abend im Hinterzimmer, da geht es gewiß und wahrhaftig. Sie werden es erleben.“ —

Auf der Rückfahrt dunkelte es sacht.

Der unheimliche Mensch — er saß neben mir — fingerte und krauelte an meinem Rockärmel herunter: „Ich kriege Sie doch noch. Sie sind mein Medium. — Ach, wenn meine Else — Musch noch lebte, meine schöne, stolze Else — Musch! — Die wäre auch eins gewesen. — Ganz gewiß, das wäre sie. — Die konnte ihren Blick so unentwegt auf einem Punkt festhalten. Merkwürdig, immer gerade, wenn sie gelbe Seide sah, schöne gelbe, glatte Seide. — Meine Else — Musch!“ —

Wir waren wieder angelangt vor dem Hotel, und ich suchte den Bürgermeister direkt in seine Wohnung zu lotsen, auf daß nicht die wüste Vormittagsszene ihre Fortsetzung fände am Abend; ich versprach, ihm Gesellschaft zu leisten in seinem Hause, bis er sich müde fühlen würde.

Vergeblich. Er mußte wieder in das Hotel. Und da ging es denn richtig los. Er glaubte mich nun mal entdeckt zu haben.

Ich mochte ihm seine kindische Freude nicht verderben und war zu einer hypnotischen Sitzung unter vier Augen allenfalls bereit.

Er aber war seines großen Erfolges sicher. Er wollte glänzen und verlangte sein Publikum. Die Flügeltüren zwischen der Gaststube und dem Hinterzimmer wurden weit aufgetan, und in ihnen stand Kopf an Kopf gedrängt das Heer der Schaulustigen. Ich fügte mich mit Widerstreben in die Komödie. Als ich mich auf den Zauberstuhl gesetzt hatte, gab er mir einen großen Teller. Den sollte ich in beide Hände nehmen, fest drücken, immer starr auf die weiße Fläche sehen und an weiter nichts denken.

Dann strich er mit seinen zitterigen Händen von meinem Scheitel herab zu beiden Seiten ganz nach der Art eines Hypnotiseurs. Er war mit heiligem Eifer bei der Sache. Ihm brach der Schweiß aus.

Ich weiß gar nicht, ob ich ernsthaft gewillt war, mich einschläfern zu lassen. Jedenfalls raunte mir aus der Schar der Zuschauer eine Stimme zu, ich solle ihm den Gefallen tun.

Ich tat es.

Nach kurzer Weile nahm er den Teller aus meinen Händen und wandte sich leise triumphierend nach der Flügeltür: „Jetzt habe ich ihn."

Mit scharfer Kommandostimme sprach er mich an:

„Stehen Sie auf!"

Ich stand auf.

„Folgen Sie mir!"

Ich folgte ihm. Er ging rückwärts mir voran und sah unentwegt starr in meine Augen. Ich tappte vorsichtig Schritt für Schritt.

„Jetzt kommt eine breite Schwelle."

Ich hob das rechte Bein zu einem mächtigen Schritt und überwand glücklich die Riesenschwelle. Kaum bewahrte ich den für die würdige Situation nötigen Ernst.

„Stehen Sie!"

Ich stand.

„Sprechen Sie mir laut, langsam und vernehmlich nach: ‚Ich heiße Philippine Wilke.'"

— „Ich heiße Philippine Wilke." —

„Ich bin die schönste unter den Hebammen der Sahara und bewohne eine Moschee in Hammerfest."

— „Ich bin die schönste unter den Hebammen der Sahara und bewohne eine Moschee in Hammerfest." —

„Mein Sohn ist der Papst von Judäa."

— „Mein Sohn ist der Papst von Judäa." —

„Er hat den Cholerabazillus erfunden,"

— „Er hat den Cholerabazillus erfunden," —

„und ist zweitausendvierhundertsiebenundsechzig Jahre alt,"

— „und ist zweitausendsiebenhundertvierundsechzig" —

— „vierhundertsiebenundsechzig! Zum Donnerwetter!"

— „vierhundertsiebenundsechzig! Zum Donnerwetter!“ —

Er schnob mich an: „Herr! Das sollen Sie doch nicht mitsprechen! — — Fahren Sie fort!: ‚Ich, seine Mutter Philippine Wilke, geborene Ziegenhaar —‘“

— „Ich, seine Mutter Philippine Wilke, geborene Ziegenhaar“ —

„Bin fünf Stunden, achtzehn Minuten, sieben Sekunden jünger als er.“

— „bin fünf Stunden, achtzehn Minuten, sieben Sekunden jünger als er.“ —

„Ich habe dem alten Fritzen vor der Schlacht bei Montecuculi die Hühneraugen geschnitten,“

— „Ich habe dem alten Fritzen vor der Schlacht bei Montecuculi die Hühneraugen geschnitten,“ —

„und den großen Napoleon vom Siege bei Fröschweiler entbunden.“

— „und den großen Napoleon vom Siege bei Fröschweiler entbunden.“ —

„Ich habe die erste Zwiebel am Nordpol gepflanzt,“

— „Ich habe die erste Zwiebel am Nordpol gepflanzt,“ —

„und bei dem Hotelbesitzer Holzberg in Trebeldorf“

— „und bei dem Hotelbesitzer Holzberg in Trebeldorf —“

„sämtliche Weine mit Flußwasser getauft.“

— „sämtliche Weine mit —“

„Verfluchter Kerl!“ dröhnte aus dem Gastzimmer die Stimme des Hotelbesitzers, „will mir meinen Wein —!“

„Ruhe!“ herrschte der Bürgermeister. „Sie wecken mir das Medium auf.“

Er wandte sich mir wieder zu: „Sprechen Sie weiter! — ‚Zur Belohnung meiner unsterblichen Verdienste um alle Menschen, die auf dem Erdenrund wohnen —‘“

— „Zur Belohnung meiner unsterblichen Verdienste um alle Menschen, die auf dem Erdenrund wohnen —“

„empfange ich hier aus der Hand des Stadtoberhauptes von Trebeldorf —“

— „empfange ich hier aus der Hand des Stadtoberhauptes von Trebeldorf —“

„in goldenem Pokal den Ehrentrunk der Stadt“

— „in goldenem Pokal den Ehrentrunk der Stadt —“

„und trinke auf deren ewiges Blühen und Gedeihen.“

— „und trinke auf deren ewiges Blühen und Gedeihen.“ —

Der Kellner Franz hatte ihm ein gefülltes Weinglas gebracht. Er übergab es mir mit den Worten: „Trinken Sie!“

Ich tat einen Schluck aus dem Ehrenpokal. — Aber, pfui Teufel! Was war denn das? Ich fing an zu spucken und prustete den Ehrenschluck wieder heraus.

Die Zuschauer lachten, daß die Pforten des Hauses erzitterten.

Der Bürgermeister, innig überzeugt von seiner glänzend gelungenen Soiree, wedelte ein paarmal kräftig mit seinem Taschentuch vor meiner Nase auf und ab und schrie mit knarrender Stimme: „Wach!“

Ich tat, als erwache ich wirklich und ließ das Glas zu Boden fallen, daß es zersprang.

„Nanu, Konrektor,“ lachte voller Befriedigung mein Willensbändiger, „warum lassen Sie den Ehrenpokal fallen? — Was haben Sie getrunken?“

„Etwas ganz Abscheuliches, Sellerieſalatſauce mit schwarzem Kaffee und Schwefelsäure. — Pfui Teufel!“

Ich spuckte immer noch.

„Na, kommen Sie!“ Wohlmeinend legte mir der Bürgermeister die Hand auf die Schulter. „Sie sind ein prachtvolles Medium. Jetzt noch einen wirklichen Ehrentrunk! — Franz, eine Flasche Medoc!“

Wir gingen ins Gastzimmer. Der Bürgermeister warf sich in ehrlichem Kinderglauben an seine magnetische Kraft behaglich in seine Sofaecke, nahm mit Herablassung schmunzelnd die Beifallskundgebungen seines Publikums im Empfang und lud alles an unseren Tisch heran, was irgend trinken mochte.

Der Medoc kam. Aus der einen Flasche wurden viele, und die Vormittagsszene, deren Wiederkehr ich hatte verhindern wollen, entwickelte sich jetzt mit selbstverständlicher Geschwindigkeit.

Mich beschlich es wie Schuldbewußtsein und Schamgefühl, wiewohl das in diesem Kreise recht überflüssig war. Am liebsten wäre ich ausgekniffen. Aber ich mußte nun wenigstens des Bürgermeisters Hüter sein und abwarten, zu welchem Ende diese Tragikomödie hinausliefe.

Sie endete bald.

Der Bürgermeister trank in durstigen Zügen, und nach gar nicht langer Zeit drohte ihm das schlummerschwere Haupt haltlos auf die Brust zu sinken.

Da gelang mir durch heimliches, eindringliches Zureden wirklich das Unerwartete: er entschloß sich zu gehen. Er zog sein Portemonnaie, warf es auf den Tisch und rief: „Franz, zahlen! — Alles abziehen! — Da!“

Er zeigte auf das Portemonnaie. Franz goß den ganzen Inhalt auf die Platte aus und zog ab, was er zu bekommen hatte, selbstverständlich unter Anrechnung eines sehr anständigen Trinkgeldes. Ich sah, wie er etliche Goldmünzen, weit über hundert Mark, bei sich verschwinden ließ und das übrige wieder in den Geldbeutel tat. Dann sprach er: „Kommen Sie, Herr Bürgermeister!“

Er brachte ihn aus der Ecke hoch, schob ihm sein Portemonnaie in die hintere Hosentasche, half ihm in den Überzieher, stülpte ihm seinen Hut auf, gab ihm seinen Stock und reichte ihm den Arm.

Stummes Verneigen des Bürgermeisters, und sicher geleitet von Franz, für den sich dieser Erntetag alle Vierteljahre wiederholt, torkelte er davon.

In der Tür wandte er sich noch einmal: „Gute Nacht, Konrektor! — Feines Medium, — feines Medium. — Kriege Sie bald wieder.“ — Er verschwand.

Ich wage nicht zu hoffen, lieber Cunz, daß du die Geschichte sonderlich erbaulich findest.

Man spricht in ganz Trebeldorf davon. Bei den einen habe ich an Popularität gewonnen. Die anderen warnen mich offen vor einer Freundschaft mit dem Bürgermeister. Die dritten lächeln heimlich verkniffen und vieldeutig, wo sie mir begegnen.

Hoffentlich begegne ich dem hehren Stadtoberhaupt vor dem nächsten Quartalstage nicht wieder. Da ist doch Hopfen und Malz verloren. Bis dahin werde ich wohl endlich Erfreulicheres erleben. Vor allem: Du kommst. Das ist mein freudiges Erwachen jeden Morgen.

Dein

Edward.

Trebeldorf, den 21. Oktober 19 . .

Lieber Cunz,

seit den Ereignissen, die ich dir letzthin berichtet habe, lebe ich eingesponnen. Nur des Mittags komme ich in das Hotel, und wenn das Wetter günstig ist, mache ich meine weiten, einsamen Spaziergänge in den Stadtwald.

Den einen Vorzug hat Trebeldorf vor jeder Großstadt unbedingt: es ist nichts Verwirrendes hier. Man besinnt sich in dieser Weltfremde leichter auf sich selbst. Man hält beschauliche Einkehr in die eigene Seele.

Was brauchen wir schließlich die Dinge alle, die das Leben von außen an uns heranspült! Was brauchen wir die großen Fest- und Feiertage, die das Jahr in seiner Kette mit sich herumschleppt!

Laßt alle Tage Sonntag sein!

Das fordert freilich den allergrößten Künstler. In Entsagung und Schaffenslust ganz auf sich selbst gestellt sein, das gehört zuerst dazu.

Der älteste unter meinen Kollegen hier ist der dreiundsiebzigjährige Kantor, ein aufrechter, ehrwürdiger Mann in weißem Haar. Er hat das Gemüt eines Kindes, nur vor den Kindern das voraus, daß er wunschlos ist.

Seine auffallend hellen Augen von noch eigenartig lebhaftem Glanz verraten es, daß er in jungen Tagen ein Feuerkopf gewesen ist, und er macht kein Hehl daraus.

Das ganze Vaterland ist seinem Ungestüm zu eng gewesen. Es hat ihn herausgetrieben über das große Meer. Im Überströmen wilden Begehrens hat er das Steuer seines Lebensschiffleins aus der Hand gelassen. Er ist in die Irre getrieben und auf Klippen gerannt. — Schließlich, da er die Sterne nicht hat greifen können, hat er Hoffnungen und Wünsche begraben. Blutstropfen von seinem Herzen hat er mit eingesargt; aber dann ist er ruhig geworden und

bescheiden. Doch es ist kein grollender, stumpfer Verzicht in seiner Seele, sondern eine heitere Zufriedenheit und warme Freude am Leben. — Welch ein Künstler dieser Überwinder!

Vor mehr denn zwanzig Jahren ist er hier gelandet in eben diesem Trebeldorf, aus dem Du Briefe eines mit seinem Schicksal Hadernden erhalten hast. Hier lebt er seit all der Zeit im Kreise einer gleichgestimmten Familie sein stilles Glück.

Eine goldene Seele, dieser prächtige alte Mann. Ich habe keinen, mit dem ich mich lieber unterhielte. Er ist so offen und rein.

Das muß doch etwas Wunderbares sein, durch alle Irrungen und Wirrungen sich schließlich hindurchzuklären zu so sonnigem Herbstesabend.

Wunschlos werden, sein altes Kindesherz an die Brust der Allmutter Natur legen und sich geborgen fühlen! Vielleicht ist das der Sinn des Lebens. —

Und wie die Jungens dem Alten ans Herz gewachsen sind! Wie er mit milder Strenge zu ihnen spricht, und wie sie aufschauen zu seinem reifen, klaren Wissen, das ihm eigen geworden ist in der Reihe der Jahre, und zu seiner durch nichts beirrten Gerechtigkeit!

Das ist ein Seltener. Den lieben sie alle.

Man kann gar nicht mutlos sein, wenn man zu dem Manne emporblickt. Jede Verzagtheit schmilzt durch einen Blick in diese Augen. Alles kann man ihm anvertrauen. Das macht, nichts Menschliches ist ihm fremd.

Dieser Mann hat mir abgegeben von der Art seines Wesens, und ich bin freudiger im Amt, als das ohnehin schon der Fall war.

Du kennst meine Liebe für Kinder. Ich spreche es aus in tiefster Überzeugung, daß der Beruf des Lehrers derjenige ist, für den kein Mensch als zu gut, mancher dagegen als zu schlecht befunden werden kann.

Ich gebe meine Unterrichtsstunden mit Wärme, und in ihnen ist immer Sonntag. Gibt es ein Gefühl der Befriedigung, das dem zu vergleichen wäre, wenn sechsundfünfzig Jungen — es sind nur reichlich viele — in Frische und lautloser Stille einem an den Lippen hängen, wenn sie einem die Worte vom Munde haschen mit einem Eifer und einer Teilnahme, die ich niemals für möglich gehalten hätte, die jedenfalls auf unserer Schulbank kaum zu finden war?

Glaube nicht etwa, daß ich mich hinausspielen will auf den idealen Lehrer; es gelingt durchaus nicht immer. Auch mit der vollkommenen Ruhe hapert es manchmal. Aber dann bin ich selbst schuld, indem ich sie durch irgendeinen Scherz ablenke. Auch der Humor muß seine Stätte haben in der Schule. Ich kenne nichts Kümmerlicheres als den humorlosen Lehrer, und wenn er alle Weisheit der Welt besäße.

Eigentümlich! Am besten geht es im naturwissenschaftlichen Unterricht.

Du lächelst?

Ja freilich, wie komme ich, der staatlich abgestempelte Theologe, dazu, gewerbsmäßig Physik und Zoologie zu verzapfen!

Besinne dich, daß ich dieses Steckenpferd schon immer geritten habe. Hier vollends habe ich mich mit glühendem Eifer in diese Dinge hineingestürzt. Mit gutem Willen kann man alles lernen. Die Beschäftigung mit den tausend und abertausend Rätseln der Natur im großen und kleinen ist meine Andacht, seit ich der Theologie innerlich den Abschied gegeben habe.

Vieles ist mir ganz neu. Um so frischer und unmittelbarer strömt es von mir über auf die Jungen.

Genau umgekehrt liegt es in meinem Religionsunterricht. Ich fühle, daß ich mich mühsam hindurchschleppe wie durch sandige Wüsten. Hier fehle ich mir selbst, und damit fehlt mir alles. Ich bin nur neugierig, wie ich auf die Dauer damit bestehen werde, daß ich fast gar nicht in die Kirche gehe.

Dem Rektor habe ich mich gleich entdeckt. Er ist ein lieber Mensch. Von außen besehen zwar etwas bärbeißig und selbstherrlich, aber er hat ein freundliches Verständnis für meine Lage und ist auf meine Wünsche in der Unterrichtsverteilung nach Möglichkeit eingegangen.

Auch an diesem Manne hat übrigens ehemals der Genius von Trebeldorf sein furchtbares Verbrechen verübt. Er ist aber schließlich der Stärkere gewesen und hat ihn bezwungen.

Es werden Geschichten von ihm erzählt, die schier unglaublich sind.

Jahrelang ist sein Weg kein anderer gewesen als von der Schule in die Kneipe, von der Kneipe in die Schule. Und dabei hat dieser Mann eine kleine herzensgute, sorgsame Frau, die ihn immer in Ängsten umschwebt und mit zartester Liebe umgibt.

Am wildesten hat er es getrieben in der Zeit, als der eine seiner Brüder hier Arzt war, und der andere, ein Jurist, ihn auf mehrere Monate besucht hat.

Es soll ein erhabener Anblick gewesen sein, wenn diese drei voll ausgewachsenen Hünengestalten von überreichlichem Gardemaß mit breiten Schultern und wohlgerundetem Leibe die Hauptstraße entlang geschritten sind, der eine auf dem rechten Bürgersteig, der andere auf dem linken, der dritte mitten auf dem Fahrdamm. Sie haben anders nicht Platz gehabt nebeneinander, und Fuhrwerke haben an ihnen nicht vorbei gekonnt.

Dann haben sie in ihren tiefen Bässen auf der Straße bramarbasiert, daß rings die Fenster geklirrt haben. Die Kinder sind vor der Posaunenstimme ihres strengen Rektors hinter den Ofen gekrochen, und die Häuser haben gezittert in ihren Grundfesten unter dem schwer dröhnenden Stampfen ihrer Schritte.

Im Hotel haben sie stets das große Wort, den noch größeren Hunger und den allergrößten Durst gehabt. Da haben sie gezecht bis tief in die Nacht hinein, und wenn dann etwa zu später Stunde noch ein im Omnibus durchfrorener Reisender zur Tür eingetreten ist und ein Beefsteak verlangt hat, dann hat der Jurist über den Tisch hinweggerufen: „Mir auch eins!“ Der Arzt hat befohlen: „Mir auch, aber ein großes!“ und der Rektor hat gebrüllt: „Mir auch, aber mit Eiern drauf!“

Dann sind sie wieder ganz munter geworden und haben einander ihre ewig alten Schnurren erzählt oder ihren Skat gedroschen, bis der helle Morgen hineingeschaut hat in die Fenster. Die übrigen Gäste, denen sie im Kartenspiel immer alles Geld aus der Tasche gezogen haben, sind allgemach zaghaft und scheu aus ihrer Nähe gewichen und haben das Lokal gemieden. Der Wirt aber hat das nicht übel vermerkt, sondern gar schlau lächelnd versichert, die drei allein ernährten ihn gut.

Bei so unholdem Lebenswandel des Rektors haben sich schließlich die gesetzteren und soliden Hausväter zusammengetan, sich hinter die nüchternen und besonneneren Magistratsmitglieder geklemmt und ihm wiederholt mit Amtsentsetzung gedroht, aber er hat sie alle verlacht.

Zuguterletzt hat ihm aber doch das Messer an der Kehle gestanden.

An einem Abend, oder richtiger gesagt, in einer Nacht im kalten Februar ist es gewesen, da hat der Rektor urplötzlich mit einem seiner Duzbrüder, dem Viehhändler Runge, dem einzigen, der es an Trunkfestigkeit mit den drei Brüdern hat aufnehmen können, eine Fahrt verabredet zum Vieheinkauf in die einige Meilen entfernte größere Nachbarstadt.

In der Frühe des Morgens gehts los.

Sie jagen in den eisigen Tag hinein. Es mögen ihnen die Glieder steif gefroren sein, und sie fühlen das Bedürfnis, sich gründlich wieder aufzutauen mit einem kräftigen Grog.

Sie kommen am Abend nicht heim. Auch den nächsten Tag bleiben sie fort und auch noch einen dritten.

Allerlei verworrene Kunde durchrinnt die Stadt. Einzelne gehen ein Stück zum Tor hinaus und schauen, ob denn die beiden noch immer nicht heimkommen.

Endlich, als der vierte Tagesschein sich hebt, rollt gemächlich der blaue Viehwagen dem Städtchen wieder zu. Doch man sieht nur einen einzigen Mann auf dem Kutscherſitz. Der Rektor fehlt.

Aber, was ist das? — Runge hält nicht vor seinem Hause an gleich links beim Tor. Der Wagen rattert weiter bis vor das Hotel. Dort hält er still.

Es ist kaum acht Uhr morgens, doch sammeln sich einige Neugierige.

„Nanu, Runge," fragt einer, „wo hast denn den Rektor gelassen?"

„Dem ist sein Schwerpunkt verrutscht." Sprichts mit Gelassenheit, steigt tapfig vom Wagen, geht hinten an den Kälberverschlag und ruft: „He, Rektor! Du! Aufwachen! Wir sind da!" — Er muß dieselbe Beteuerung ein paarmal kräftig wiederholen und den Schlummerschweren derb rütteln.

Schließlich sieht man zwischen Kälberchen und Ferkelchen, die ihn unterwegs geduldig als einen der ihrigen unter sich gelitten haben, langsam die Glatze des Rektors sich emporheben.

Er sieht einen Augenblick erstaunt um sich und begreift offenbar die Situation mit erstaunlicher Schnelle.

Mit einem einzigen Satze ist er heraus aus dem Stroh, stürzt ins Hotel, läßt sich von Franz, der ihm sagt, daß Sonntag ist, seinen besten Anzug aus seiner Wohnung herumholen, wäscht sich, putzt sich sauber heraus und ist pünktlich halb zehn Uhr in — der Kirche. — Ein reuiger Büßer.

Nun ist aber das Maß übergelaufen. Die Trebeldorfer haben einen großen Rat gehalten und eine gemeinsame Schrift aufgesetzt. Gleich darauf ist ein Schulrat gekommen, und die Entthronung des Rektors ist beschlossene Sache gewesen.

Auf welche Art schließlich alles noch einmal wieder eingerenkt ist, das weiß ich nicht. — Dem Rektor sind jedenfalls die Augen aufgegangen. Er hat sich vor einem entsetzlichen Abgrund stehen sehen, ist in sich gegangen, hat Abbitte getan und Besserung gelobt.

So ist er im Amt geblieben.

Die Geschichte ist geschehen vor fünf Jahren. Heute ist der Rektor ein frischer Vierziger. Er hat nach jenen wüsten Vorkommnissen eine bewundernswerte Kraft entwickelt. Er ist losgelöst von seinem Dämon, der seit den Tagen von damals nie mehr Gewalt über ihn gewonnen hat.

Nun lebt er in stiller Abgeschlossenheit neben der guten bescheidenen Frau und sucht ihr das harte Leiden der trüben Zeit zu vergelten mit aller Liebe, deren sie wert ist. — Er ist ein gewissenhafter, pünktlicher und tüchtiger Mann im Dienst.

Siehst Du, lieber Cunz, das ist wieder so ein echtes Trebeldorfer Stücklein. Nach den Berichten über den Bürgermeister würde ich Dich damit verschont haben, wenn ich nicht ein so versöhnendes Ende hätte dranhängen dürfen.

Wenn man die tatsächliche abnorme Ödigkeit dieses Nestes innerhalb und außerhalb der Stadtmauern überschaut, wenn man den ganzen armseligen Klatsch hinzu addiert und den allgemeinen geistigen Tiefstand mit in Rechnung stellt, so mag man wohl begreifen, warum so viele dem Laster des Trunkes verfallen, und nicht einmal gerade die Schlechtesten. Manche versumpfen rettungslos, und nur ganz vereinzelten gelingt es mit letzter Willenskraft, gerade noch einen Schritt vor dem Versinken den Fuß aus dem Schlamme zu ziehen.

Ich bewundere den Mann. Ich tue das um so mehr, da er gar nichts verschweigt aus der Zeit seiner wilden Gärung, sondern in traulicher Stunde das Buch seines Lebens schon mehr als einmal ohne Heimlichtuerei und Beschönigung offen vor mir aufgeblättert hat. —

Noch neun Wochen! Dann hab ich Dich hier, Du mein Allerbester! — Den alten Kantor und den Rektor werde ich Dir vorführen. Sie sind es wert, von Dir gekannt zu sein! Gruß!

Dein Edward.

(Fortsetzung folgt)

Vincent van Gogh

Von Lu Märten in Berlin

Es iſt kein Zufall, daß man verſucht, unter vielen bedeutenden Malern gerade Vincent van Gogh größeren Schichten näher zu bringen. Es hat dies nicht darin ſeinen Grund, daß van Gogh proletariſche Stoffe im engeren Sinne bevorzugt hat; damit wäre an ſich noch keinerlei künſtleriſche Qualität gegeben und keine, die unbedingt mit dem Tiefſten und Umfaſſendſten der proletariſchen Weltanſchauung Verbindung haben müßte. Er liegt vielmehr darin, daß hier ein Künſtler war, der Kraft, Tiefe und Univerſalität genug hatte, den Extremen des menſchlichen Lebens gerecht zu werden, der für eine ferne Zukunft noch lebendig ſein kann, ja vielleicht erſt dann recht begriffen werden wird, deſſen Schönheit und Glut über die Zeiten leuchtet und deſſen Stoffgebiet das Einfachſte bleibt, was je den Menſchen, den hochkultivierten ſowohl, als den urſprünglich empfindenden Genuß, Luſt und entzücktes Anſchauen gab —: die Natur und die Menſchen der Arbeit. Die Weltanſchauung eines Malers, dem Zolas „Arbeit“ zum Erlebnis wurde, und der das Raſtloſe des Menſchendaſeins nur unter der Güte der Sonne als ſchön empfindet, muß notwendig Bilder und Werke erzeugen, zu denen auch der Arbeiter Eingang findet — ſie müſſen notwendig den Geiſt der ſozialen Schönheit haben, d. h. jener, zu der alle ohne Unterſchied kommen können, die ſo elementar, ſo in ſich ſelbſt bewieſen iſt, wie die Sonne oder Freude. So iſt ſie monumental; nicht im Sinne großer Zeitplakate und in einem Schema des Stils, ſondern unwillkürlich, urſprünglich, innerlich, wie alles Großbewegende, Einfache, auf einen Ausdruck Gedrängte monumental iſt. Van Gogh war ein Verkünder von feinen und großen Menſchenwerten und wäre es ihm verſagt geweſen, dies ſo gewaltig wie er es fühlte in Farbe und Form auszuſprechen, ſo hätte er es anders, als Redner, als Dichter vielleicht, irgendwie ausgeſprochen; das lebt in ſeinen Briefen und Gedanken, und ſchon, als er heimlich wußte, daß er ein guter und großer Maler war, der unvergängliche Dinge zu ſagen und ſchenken hatte, ſprach er noch das Bekenntnis aus, daß der Menſch mehr ſei als alle Kunſt, daß Sein und Freude und Tat des Menſchen erſtrebenswerter ſei denn Ruhm und die Bitterkeit und Mühe, ja ſelbſt die Seligkeit künſtleriſchen Schaffens. Auch das

ist im Grunde ein gesellschaftlicher Gedanke, der tief den Grund sieht und denkt, auf dem Kunst erst genossen werden kann und Kunstwerke nicht mehr einsam und fremd bleiben müssen. Und ebenso empfand van Gogh als Künstler sozialistisch-entwicklungsgeschichtlich, wenn er alles, was auch die Kunst erschaffen, als ein Glied in der Kette des Schaffens überhaupt betrachtet, sich selbst und alle Künstler als Teile eines unbewußten psychischen Zeitwirkens sieht, seine Arbeit als Anteil und Erfüllung von längst Gewesenem und Übergang zu erst kommenden Dingen auffaßt. Dies ist ihm keine Theorie, sondern Gesetz seines Wesens und er geht darin so weit, logisch bescheiden aus Sozialität, daß er seine Bilder nicht signiert und seine Freunde zu Arbeitsgenossenschaft der Ideen und zu materieller gegenseitiger Unterstützung aufruft. Unter seinem Leben voll Armut und proletarischer Würde, voll der Glut und Pracht inneren Reichtums und beispielloser Energie wurde er ein großer Künstler, die prachtvollste Erscheinung der modernen französischen Malerei, wurde er der Verkünder der heiligsten Freude an der Materie, diesem A und O der Menschensehnsucht aller Zeiten und Klassen.

Sehen wir kurz auf sein Herkommen und auf seine Werke. Vincent van Gogh wurde 1853 in einem Dorfe der niederländischen Provinz Nord-Brabant als Sohn eines Pfarrers geboren. Er war nacheinander: Kunsthändler, Schullehrer, Evangelist bei den Minenarbeitern in Belgien. Hier fing er spät, ich glaube in seinem fast dreißigsten Jahre an zu zeichnen. Er geht dann nach dem Haag und kommt dort zuerst mit Malern in Beziehung. Seine ersten Sachen schafft er 1883 bis 1885. Sie sind stark, aber mehr in grauen, unter sich gestuften Tönen gehalten. Er besucht dann einige Monate die Akademie in Antwerpen und kommt durch seinen Bruder, den Kunsthändler Theodor van Gogh, mit den französischen Impressionisten in Berührung. Er siedelt nach dem Süden über, den er immer mehr liebt und ersehnt, lebt in Arles und San Remy und hier entsteht der größte Teil der Bilder, die heute bekannt und bewundert sind. Ständig unterstützt von seinem Bruder, lebt hier van Gogh ganz seiner Arbeit. Unterernährung und fast rasendes Arbeiten scheinen ihm oft krankhafte Depressionen zu bringen, ihm den Pinsel gewaltsam aus der Hand nehmen zu wollen. Trotzdem ringt er der Kunst in einer kurzen Spanne Zeit ab, was andere ihr in einem Lebensalter kaum abringen. — Bald bringt ihn seine physisch-psychische Reizbarkeit zu einem Wahnsinnsanfall. Er lebt zuletzt in der Nervenheilanstalt in Auver-sur-Oise, wo er noch prachtvolle Bilder schafft und dann 1890, in voller Klarheit über seinen Zustand, schießt er sich eine Kugel durch den Leib und stirbt im Bett, seine Pfeife rauchend. Einem unwürdigen, sicheren Tode wollte er zuvorkommen. Es fehlen noch viele Details aus van Goghs Leben. Ich glaube, sie werden immer fehlen, sie fehlen überhaupt. Denn was zwischen diesen wenigen Tatsachen zu denken ist, ist ein Leben in steter heftiger, hartnäckiger Arbeit. Arbeit, die manchmal wie Zorn aussieht, wenn sie nicht ebenso Liebe heißen müßte.

Was aus Goghs Bildern und Zeichnungen spricht: Arbeit, Mühe und Ringen und unabläſſiges Denken in dieſer Arbeit — das ſpricht auch aus ſeinen Briefen. Und er geht ſeinen eigenen Weg. Er bewundert die alten Großen und die neuen, wie Corot, Manet, Gaugin, Delacroix —, aber er geht neben ihnen ſeinen eigenen Weg.

Zeitlich ſteht van Gogh da, wo die Kunſt keinerlei kollektive Aufgaben mehr findet, wo ſie vergeblich auf Aufgaben wartet, etwa daß ein Volk ſie um Formen für einen beherrſchenden Inhalt beauftragte; denn dies „Volk“ iſt geſpalten in Klaſſen, Individuen, Moden, Zeitvertreib, Tagwerk und Mühſal aller Art. — Die Kunſt malt jetzt alles und allerlei, darunter vieles, das einzelnen Gruppen entſpricht. Machte ſie ſonſt aus Teilen, aus Einzelheiten ein Ganzes, ein Gemälde, ſo iſt jetzt der Teil ſchon Gemälde; ſie wird ſubjektiv im abſoluteſten Sinne; ſie produziert anarchiſtiſch alles, gleichgültig, ob es Gefühlsbedürfnis iſt; ſie produziert wie für den Markt. Dazu kommt das Tempo der Zeit, die alles dies zu einer notwendig beſchleunigten Technik treibt. Wir haben keine Vorbereitung und Muße mehr für Betrachtung und Genuß, für Erlebnis. Wir nehmen, erhaſchen und halten das Erlebnis feſt, wie und wo es kommt (Impreſſionismus). Wir müſſen darum auch den unmittelbaren Ausdruck, die unmittelbare Form für unſer Erlebnis finden, in Sprache, in bildender Kunſt (wie in der Technik der bloßen Mitteilung: Telegraph). So entſteht der Impreſſionismus als Stil. Er ſchafft in ſich allmählich Vollkommenes; er erfindet Zeichen, die vermitteln; er wird in ſeiner reinſten Kraft, wie etwa bei Gogh ein umſpannender Aphorismus. So wurde der ſogenannte Impreſſionismus eine ſelbſtverſtändliche, tiefer begründete Zeiterſcheinung, nicht die Laune einer Malergruppe. In dieſem Sinne iſt van Gogh Impreſſioniſt. Die Zeittendenz entſpricht ſeiner beſonders heftigen, raſenden und konzentrierten Empfindung, ſeinem Temperament. Er weiß nicht, ob man ihn einen Impreſſioniſten noch nennen kann, denn er iſt es naturnotwendig und es ſteht in ihm nicht ſtill. Jedes neue Ziel ſtellt ihm neue, erſte Aufgaben, fordert ſeine ganze Perſönlichkeit als Menſch und Künſtler gleichſam heraus. Er iſt durchaus das Genie, „das viel mehr weiß, als es weiß, daß es weiß“. Überblickt man von daher den Reichtum ſeiner maleriſchen Beziehungen, ſo begreift man einmal, daß hier eine Rieſenarbeit geleiſtet wurde, eine, die notwendig eine große phyſiſche Widerſtandskraft erforderte, und daneben ſcheint es, — als ob es auf die Dauer keine maleriſche Aufgabe gab, die ſeiner Zähigkeit nicht gelungen wäre. Dies große, einſame Leben hatte ſeine Beſchränkungen bitterſter Art. Es begreift ſich, daß man keine Akte und wenig Figurenbilder von ihm beſitzt; er hatte kein Geld, Modelle zu bezahlen. Was aber in der Natur und Welt für ihn erreichbar war, das ging durch ſeine Kunſt gleichſam wie durch ein grandioſes, manchmal langes und heftiges Feuer zur Klarheit. Dann ſtehen wir vor Zeichnungen und Bildern, wir ſehen hundert Einzeldinge, techniſche, maleriſche, ſtoffliche — ohne den letzten Zauber ergründen und ent-

siegeln zu können, der diese Bilder zu unendlichen Ideen und universalen Schöpfungen macht.

Die Farbe, „die durch sich selbst etwas sagt" — die gleichmäßige Verbindung von Farbe und Form, die Übertreibung der Dinge, auf die es ankommt (wie in den Porträts), so daß sie eine übersinnliche Bedeutung erlangen. Das „Sich-vor-allem-stark-aussprechen"-wollen, weil die Überzeugung lebt, etwas Starkes sehr klar zu wissen. Der mysteriöse Ernst eines, der sich im Einverständnis weiß mit der Natur; ihre Werte noch wertvoller machen will, als sie gelten. Dieser reale Mystizismus — diese erstaunliche Sicherheit und Gründlichkeit der Zeichnung und Kontur. Das alles erklärt ihn nicht, aber es gehört zur Erklärung. Er stand immer vor der unsäglichen Vollendung der Natur, zitternd, horchend, wenn man will. Und die Natur erzählte ihm etwas, ihm ganz allein, und es war so ungeheuer, so voller Mysterien, daß er das Wesentlichste davon in Schnellschrift aufschreiben mußte. „In meiner Schnellschrift," sagt er, „mögen Worte sein, die nicht zu entziffern sind, Fehler und Lücken, und doch ist vielleicht etwas darin, was der Wald, der Strand oder die Gestalten sagten. Und nicht in einer zahmen und konventionellen Sprache, die nicht aus der Natur entsprang." — Dies kennzeichnet am besten den eigentlichen seelischen Impressionismus van Goghs. Und nach solchem Erleben steht er mehr und mehr im Glauben auf untrügliche Mittel einer neuen malerischen Kunst, die dieses ausdrücken könnte. Einer Kunst der Farbe und der Zeichnung.

Seine Zeichnungen. — Das Seltsame, das vermutlich eines Tages als Zeittendenz begriffen werden wird: das Formproblem wird mehr und mehr zum Farbproblem und mit diesem gelöst. Die Form wird aufgelöst, ihre Kontur farbig begriffen und nicht allein anerkannt. Da sind Erscheinungen, die wir als Form begriffen, sie sind aber Farbe oder können es sein. Die Kontur wird orientierend, aber die Farbe erklärt. Umgekehrt: die Farbe wird auch Form. Die van Goghschen Schwarz-Weiß-Zeichnungen! Ich kann nicht alle nennen. Nehmen wir den „Säemann" und das Sonnenproblem van Goghs in den Zeichnungen überhaupt. Der unerhörte Vorgang: Sonne! — fast für alle Maler farbig unbewältigt, bei van Gogh sehen wir wirklich die Sonne. Zeichnungen! Nur weiße Flächen, bedeckt mit schwarzen Tupfen, und doch haben wir eine gewaltige, glühende, unendliche Sonne, ein Feld, dessen Furchen wie aufgelöst sind im Sonnenbrand, der Säemann überglüht von diesem feierlichen Abendgold. Man sieht keine Farbe, man empfindet aber die ganze Farbenskala der Luft in diesen Schwarz-Weiß-Tupfen. Wie der Künstler sie empfunden haben muß, als Farbe, als Elemente verschiedener Wesenheit und Dynamik, so gibt sie uns hier die bloße Zeichnung. Dasselbe läßt sich fast von allen anderen Zeichnungen sagen. Von den „Feldarbeitern", von den „Landstraßen", vom Strand mit Fischerbooten und was sonst da ist. Sturm und Sonne, große Horizonte, bewegte Elemente.... Die große primitive Natur immer in Breite und Tiefe in wahrster Grandiosität wiedergegeben.

Aber nicht nur die Erscheinung der Natur schlechthin ist belauscht — man nehme dies mit vor van Goghs Bildern —, auch das Fassungslose: ihre erregende Gebärde. Wie sie ihn erregte, durchglühte und oft bis zum Schmerz erschütterte, so hat er sie gemalt, von ihr wiedergesagt. Die Zärtlichkeit seiner empfindenden, sich entzückenden Augen umfaßt alles. Nicht nur Himmel und Abgründe und Weiten dazwischen, auch die Menschen der Erde, ihre Scherben und Töpfe, ihre Blumen und Schwielen, ihre Beschränkung und Heiligkeit. Vor allem ist es der Bauer und Arbeiter, den er in der Natur zeigen will, aber den Bauer und Arbeiter, wie er gräbt und schafft in voller Mühsal, in der schweigenden Wucht der Gebärde, ganz wahr und auch ganz groß. Nicht aus einer ethischen Idee heraus, sondern aus unbekümmerter, intellektueller Anschauung dessen, was ist, und daß dieser Rhythmus der Mühsal und Ruhe, der im Einklang steht mit der Natur selbst, etwas Heroisches und Beherrschendes trotz alledem hat. Sie darin zu zeigen, war van Goghs Wille, und wenn es uns manchmal wie Zauberei dünkt, diese Absicht für überzeugend gelungen zu sehen, so denke man an den grabenden Fleiß dieses Malers selbst, der mit einer Hartnäckigkeit ohne gleichen Dinge mehrere Male, „hundertmal", wie er sagte, dieselben Dinge hintereinander zeichnete. Man sehe die „Handstudien" van Goghs. Das ist die elegante Gründlichkeit der Alten. Die ruhige durchgearbeitete Vollkommenheit, die er bei anderen so liebte. Das sieht man auch an den Zeichnungen des (in der Farbe prachtvollen) Stillebens: „der Kaffeekanne, Milchtöpfe, Tassen, einigen Früchten auf blauem Tischtuch gegen gelben Hintergrund." Wie da alles steht, sicher, kräftig, großartig, schlicht.

Was die Natur oder Welt in seine Hand gab, das ging in sein Herz, in die ganze Liebe seines Seins und nahm alles von ihm mit sich.

Seine Farben! Er wollte durch sie etwas sagen. Er hat nie phantasiert, aber er sah als ganzer Künstler in der Realität der Dinge noch Bleibendes. Die ganze Pracht und Glut der sinnlichen Erscheinung ward ihm zur Hülle eines geistigen Wertes, der seinen poetischen Beweis nur durch die Darstellung erhielt. Er hat nicht einen Grashalm in der Natur zugunsten einer „poetischen Idee" anders gefärbt, als die Natur ihn sehen ließ; aber er sah die Genialität dieser Natur, die Möglichkeiten ihrer unendlichen Farbenskala, der Auslegung ihrer Urhandschrift, er fühlte in seinem eigenen Schauen das Neue, das Entwicklungselement und betrachtete von da seine Aufgabe (vor allem im Porträt). Von da aus sah er auch die Alten, historisch, kulturhaft, nicht als bloßer Ästhet. Er sah in Franz Hals „den Maler einer ganzen Republik" von Köpfen, von Individuen; er sah durch diesen Ideengang die Entwicklung zur Malerei der Menschheit, die nach dem Porträt — wenn es gleichsam in seiner höchsten Forderung gelöst ist, Spielraum haben wird für Landschaften, Magie, Frauenakte, Messiasse usw. Aber wieder zu seiner Farbe. Sie wird ihm Ausdruck einer Realität, die zugleich mysteriös ist — und beides soll sie aussprechen. Er liebt das Preußischblau und Chrom. Man kann fast sagen: dies ist sein

farbiges Lieblingsthema, vielleicht von großen Elementen aufgegeben. Die Sonne und den Sternenhimmel hat er immer zu malen ersehnt. Nun, die Sonne hat er uns gegeben. Sein Gelb wird allmählich ein Konzert vom hellsten durchsichtigsten Gelb bis in das grimmige alte Gold von verrostetem Eisen. Sein Blau dagegen strebt zu einer reinen azurnen Pracht. Und oft ist es so, daß es uns ganz in seinen leuchtenden Abgrund ziehen kann. Dieses Blau, wie es sich über „sein Haus in Arles" wölbt, wie er es manchem blonden Porträt als Hintergrund gab — es ist dasselbe, was uns oft in der Natur zu einem Schrei des Entzückens erregt. Es ist der Jubel der van Goghschen Palette.

Diese beiden Farben, oft pastos und breit, braucht er immer nur da, wo er einzelne elementare Dinge sehr stark, sehr einzelbedeutsam ausdrücken will. Dies Einzelbedeutsame bei ihm ist aber nur die Notwendigkeit zu der Wucht, mit der er ein Bild erlebt und es darstellen will. Etwas Relatives zum Ganzen. Denn es gibt nichts Gleichgültiges bei ihm. Alle seine Bilder sind Zeugungen aus großen innigen Notwendigkeiten. Und die Wucht eines jeglichen verträgt den Ausschnitt. Ein Stuhl, einige Blumen, ein Paar Schuhe, der Mäher, der im singenden Gold der Sonne und der Ähren schafft unter schattenlosem, blauem Himmel..... Er hat die mühende braune Erde gemalt, mit starken weißen Wolken wie Lampen darüber. Das „Getreidefeld" mit leidenschaftlichen Wolkengebilden, die dennoch nicht vom Ganzen abziehen; das Feld darunter glüht und reift in seinem brennenden Gelb. Man entdeckt immer neue einzelne Kostbarkeiten bei ihm, ohne daß diese je den ersten Eindruck beeinträchtigen, die Harmonie eines Ganzen zerreißen. Immer mehr wird ihm die Farbe zur Materie; er drückt sie plastisch dick auf, drückt ganze Gärten und Bäume damit aus dem Boden. Die „Felsschluchten", die er so gemalt hat, sind unheimlich, sie sind nicht nur ein Stück Natur, sie sind ein Stück Grauen dieser Art Natur. Man muß sie in einem sehr besonderen, nicht zu hellem Licht sehen. Man steht fassungslos vor dem „Feld mit Mohnblumen". Das ist nicht nur eine prachtvolle Malerei, das sind alle Farben einer blühenden Welt, verwirrend in ihrem Reichtum und doch künstlerisch bewältigt. Man sehe den Frühlingshimmel in Daubignys Garten, den Abendhimmel in den „Schiffsarbeitern". Und nach diesen farbigen Dingen, die man Ereignisse nennen könnte, gehe man zu den Bildern, die vornehmlich geistige Werte zeigen, bei denen die Farbe scheinbar zurückhaltend ist. Da sind vor allem die zahlreichen Selbstporträts, darunter das mit dem Strohhut. Gespannt, eindringlich und tragisch-groß, verrät sich darin alles. Der alte Achtundvierziger, „Briefträger", der einzige Mensch, den van Gogh in seiner Einsamkeit oft sah. Man fühlt vor diesem Antlitz, wie oft dieser Mann von dem Maler erlebt wurde. Aber genug der einzelnen Hinweise, die nicht so viel nützen können, als etwa einzelne charakterisierende Formeln, die zu diesem Maler führen möchten. Den Reichtum, der diesem Künstler aus allen Taschen hängt, wird bewundern, wer einmal ihm

nachgegangen. Es ist ein rasendes Temperament, was aus den Bildern spricht. Man soll es auf sich wirken lassen; es ist erschütterndes Erlebnis, was sich so ausspricht. Ein leidenschaftlicher Einsiedler der Kunst war dieser Mann, ein Südländer mit der zähen Holländergeduld eines Spinoza. Hartnäckig und groß, sehnend und rein zu einem Zweck und Ziel: seiner Kunst. Bewußt resigniert und sich doch hinausfühlend zum Kontakt der großen lebendigen Masse, ihrer Ideen. Diese „Kultur" aber hatte für die verblüffend frühstarke Erscheinung van Goghs nicht einmal die Gewährung eines notwendigen Lebensunterhaltes. Heute bezahlt sie seine Zeichnungen allein mit 20000 bis 30000 Mark das Stück. — Van Gogh ist nicht mehr einsam. Sein Name und seine Kunst ist eine Formel geworden für die höchste Vorstellung menschlicher Energie und Schönheit. Mag er als solcher auch zu denen kommen, die er vor allen „Heiligen" und „Kriegern" und „Messiassen" gewertet hat, zu den Arbeitern. Man kann von seinem in aller Armut grandiosen Lebensbild das sagen, was er selbst gelegentlich heftiger Arbeit schrieb:

„. . . Alles in einem Goldton, schnell, in wahnsinniger Hast gemacht, wie der Schnitter, der schweigend in der glühenden Sonne schafft, nur mit dem Gedanken, möglichst viel herunterzuschneiden."

Dies aber tat er in der Ahnung oder Gewißheit fabelhaften Reichtums und reifer Ernten, die geborgen sein wollten.

Sklave

Nach Schönheit suchen,
Nie das Rechte finden,
Sich immer wie ein Wurm
In Staub und Erde winden.

Das Große wollen,
Nie das Kleinste wagen,
Immer wie ein Knecht
Fragen, — — entsagen!

Fritz Köpp

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien und Briefwechsel.

Kiderlen-Waechters schriftlicher Nachlaß. Die Sonne brachte es an den Tag, daß der verstorbene Staatssekretär von Kiderlen-Waechter einen Berg schriftlichen Materials hinterlassen habe, der in meinen Besitz gelangt ist, und zwar nicht etwa durch Kauf, sondern durch Schenkung. Ein Teil der Tagespresse stellt sich darob sehr entrüstet, und ein alldeutsches Blatt ruft sogar die Staatsgewalt gegen mich, den glücklichen Besitzer, unter die Waffen, freilich nachdem es den Autor von inhaltslosen, aber sensationell herausgeputzten Veröffentlichungen in Nord und Süd ein Pseudonym nennt und durchblicken läßt, ich könne dahinter stecken.

Meine verehrten Leser wissen, daß ich dem verstorbenen Staatsmanne nahe gestanden habe, und daß ich mit ihm durch dick und dünn gegangen bin, eingedenk Goethes Spruch, der auch an der Spitze meines Nachrufes steht:

„Willst du dir aber das Beste tun,
So bleib nicht auf dir selber ruhn,
Sondern folg eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren, ist dir Gewinn."

Es hieße das Andenken eines großen Menschen, wie Kiderlen es allen Begeiferungen zum Trotz war, nur entweihen, wollte ich das mir geschenkte Vertrauen durch Veröffentlichung von Sensatiönchen und Histörchen mißbrauchen. Was ich über Kiderlen veröffentliche, wird meinen vollen Namen tragen und sich nicht hinter ein Pseudonym verstecken, da es mir nur Ehre bringen kann, diesem Großen Schildträger zu sein. Daß aber Kiderlen wirklich ein Großer war, auf den sein Volk stolz sein darf, das wird man einst aus seinen geistreichen, tiefes Wissen und Denken verratenden Briefen ersehen, ebenso an der vorurteilsfreien Art, wie er Menschen und Dinge beurteilte. Die bevorstehenden Veröffentlichungen braucht niemand zu fürchten: soweit ich sehen kann, hat Kiderlen seinen großen Gegnern, wenn er sie auch bei Lebzeiten scharf bekämpfte — und zwar mit oft unnötiger Offenheit —, stets volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihre starken Seiten kräftig hervorgehoben — um die kleinen, die sich jetzt aufspielen, kümmert er sich auch in seinen Briefen herzlich wenig; gewisse Gernegroße, die Kiderlen bei Lebzeiten mit der Lauge seines Spottes überschüttete, brauchen somit vor seinen Briefen nicht zu „zittern" —, sie werden nicht genannt und brauchen darum auch nicht den Schutz der Staatsgewalt anzurufen.

G. Cleinow

Genealogie

Zu den Persönlichkeiten in großer und hervorragender Stellung, von denen man gelegentlich zu Unrecht behaupten hört, sie seien jüdischer Herkunft, gehört auch der General der Infanterie und kommandierende General des Gardekorps, Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs, à la suite des 3. Garderegiments zu Fuß: **Alfred von Loewenfeld.** Es muß hier zum Lobe des „Semigotha" festgestellt werden, daß er sich von dieser falschen Zuschreibung freigehalten hat. Dagegen finde ich sie in der Zeitschrift „Hammer" (Nr. 250 vom 15. November 1912), die sich dafür auf eine jüdische Quelle beruft. Der „Hammer" bringt nämlich unter der Überschrift: **„Die fremde Rasse im Deutschen Offizier-Korps"** (a. a. O. S. 611 f.) in 42 Nummern ein Verzeichnis von aktiven und Reserve-Offizieren des Deutschen Heeres, die jüdischer Herkunft sein sollen. Als Einleitung heißt es: „Die Lorbeeren einiger Blätter, die das Eindringen des Judentums in der englischen, französischen und öster-

reichischen Armee bereits vor aller Öffentlichkeit mit Genugtuung und mit Namen feststellen, haben eine über sehr gute Beziehungen verfügende geheime Jüd. National-Korrespondenz, die uns durch Gewährsmänner aus den Vereinigten Staaten übersandt wird, nicht schlafen lassen: sie zählt die jüdischen Offiziere **des deutschen Heeres** auf! Wir hoffen auf die Fortsetzung dieses interessanten Verzeichnisses, weil das vorliegende zunächst nur über die aktiven und die Reserve-Offiziere (ohne die Landwehr und ohne die vielen jüdisch verheirateten Nichtjuden) in einzelnen wenigen Regimentern berichtet." Und am Schluß fügt der „Hammer" dann selbst noch hinzu: „Wie nicht zu vergessen, ist dieses Verzeichnis einer jüdischen Quelle entnommen, die über ihre Rasse-Verwandten sicher gut unterrichtet ist."

Das „Verzeichnis" enthält im allgemeinen viel Richtiges. Unter Nr. 2 heißt es aber: **„Gardekorps: Kom. Gen. d. Inf. v. Loewenfeld (mit den adl. v. u. zu Loewenfeld nicht verwandt. D. Red.)"**.

Mir ist die „geheime Jüd. National-Korrespondenz", aus der der „Hammer" geschöpft hat, naturgemäß nicht zugänglich. Aber das eine muß ich bei dieser Gelegenheit doch einmal offen aussprechen, daß die Behauptung, ein bestimmtes Geschlecht sei jüdischen Ursprungs, allein deshalb, weil sie aus einer „jüdischen Quelle" geschöpft ist, durchaus nicht immer und ohne weiteres als richtig angenommen werden kann. Im Gegenteil. Die Genealogie jüdischer Geschlechter hat, infolge mangelnden Interesses für Genealogie überhaupt, gerade in diesen Kreisen, bisher ziemlich im Argen gelegen. Und es ist deshalb vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus nur mit Freuden zu begrüßen, daß in Wien ganz kürzlich erst ein „Archiv für jüdische Familienforschung" begründet worden ist, dessen Heft 1 gerade eben zur Ausgabe gelangte. Da es sich hier um eine Zeitschrift auf streng wissenschaftlicher Grundlage handelt, wird man von ihr wertvolle Aufklärungen, sowohl tatsächlicher Natur, wie über die Methode der Jüdischen Familienforschung erwarten dürfen. Doch dies nur nebenbei!

Was nun die Herkunft des **Generals der Infanterie Alfred von Loewenfeld** und seines älteren Bruders, des **Generalmajors z. D. Julius von Loewenfeld** zu Naumburg a. d. S., betrifft (ersterer ist unvermählt und hat keine Nachkommen, letzterer hat solche!), so ist sie die folgende.

Der älteste urkundlich feststehende Ahnherr ist: Wilhelm Friedrich von Loewenfeld, katholisch, geboren etwa 1669, gestorben zu Ulm a. D. beim Ersteigen der Treppe im Wirtshaus „auf dem Blumenschein" am 24. Februar 1742, infolge eines unglücklichen Sturzes die Treppe hinunter. Er war Offizier der Truppen des Schwäbischen Kreises. Im Jahre 1704 ist er als Leutnant im Schwäbischen Kreis-Dragoner-, später Kreis-Kürassier-Regimente, das auch „Graf Fuggersches Kreis-Regiment zu Pferdt" genannt wird, nachweisbar. Durch Patent vom 17. Juni 1721 wurde er Rittmeister in diesem Regiment und war, laut Kirchenbuch, „geweszter Rittmeister" und „ein Herr von 73 Jahren", als er starb. Ein Testament von ihm vom 3. Januar 1709 ist erhalten. Seit dem 19. Februar 1712 war er durch Kauf Eigentümer des adeligen Freigutes Wüstenrieth bei Schwäbisch-Gmünd. Seine Ehefrau Anna, geborene Vignoscin aus Metz, überlebte ihn und starb am 26. März 1758 zu Schwäbisch-Gmünd. Beider Sohn war Ludwig Friedrich Eustach von Loewenfeld, katholisch wie der Vater, ebenfalls Offizier der Schwäbischen Kreistruppen. Schon 1725 findet man ihn bei den Kreistruppen zu Ellwangen stehend. Seit dem 27. Februar 1739 war er Fähnrich. Seit dem 23. März 1746 hatte er bei diesen Truppen die Stelle des verstorbenen Premierleutnants Weber inne, am 23. Juni 1747 erhielt er sein Patent. Er starb am 22. September des gleichen Jahres als Premierleutnant beim „Feldmarschall Markgraf August von Baden-Badenschen Kreis-Infanterie-Regimente" zu Offenburg. Er war zweimal verheiratet. Das erstemal mit Anna Maria, geborenen Hartmann, von der keine Nachkommenschaft da ist, das zweitemal mit Viktoria, geborenen Frener, von der er zwei Söhne hatte, die nachher ebenfalls Offiziere bei den Schwäbischen Kreistruppen wurden.

Der älteste Sohn ist: Joseph Eustach von Loewenfeld, geboren am 25. Februar 1733

zu Ellwangen. Er ist der nähere Ahnherr der beiden vorgenannten Generäle. Er starb am 24. Oktober 1809 als Fürstl. Oettingen-Wallersteinscher Oberlandjägermeister zu Wallerstein. Auch er war zweimal vermählt. In erster Ehe heiratete er am 25 Mai 1761 zu Elchingen: Maria Antonia Felicitas, geborene von Hummel, verwitwete Wohnl; in zweiter Ehe war er vermählt mit Katharina Friederike, geborenen von Süchteln. Aus der ersten Ehe stammt: Wilhelm Friedrich Ludwig von Loewenfeld, geboren um 17. Juli 1768 zu Neufra bei Riedlingen, seit dem 8. November 1787 Offizier in preußischen Diensten, bei dem Regimente Garde zu Fuß Nr. 15, gestorben am 22. Mai 1827 zu Torgau, als Oberst und zweiter Kommandant von Torgau. Am 29. Mai 1798 vermählte sich dieser Offizier zu Engter mit Karoline Philippine von Bar, geboren 1771 als Tochter des Erb-Landdrosten Godhard Ludwig von Bar auf Barenaue, gestorben am 21. Mai 1836 zu Magdeburg. Beider Sohn Julius endlich ist der Vater der beiden vorgenannten Generäle. Er ist am 31. Januar 1808 zu Leeden bei Tecklenburg geboren gewesen und am 29. Juni 1880, als General der Infanterie z. D., zu Potsdam gestorben. Seine Gemahlin war Karoline, geborene Schilling von Canstatt, gestorben ihrerseits 1900. Die beiden Söhne sind geboren: Julius, der Generalmajor z. D., am 14. September 1838; Alfred, der kommandierende General des Gardekorps, am 17. Oktober 1848.

Die über das Dargelegte hinausgehende Vorfahrenschaft des Geschlechtes verliert sich vorläufig im Dunkel der Geschichte. Ebenso der Ursprung des Adels. Was feststeht, ist zurzeit lediglich, daß das Geschlecht seit rund 1700 einen „adeligen Namen" führt, ein „adeliges Wappen" hat und, daß seine Mitglieder sich in Stellungen befinden, die zu jenen Zeiten nur für Mitglieder des Adelstandes erreichbar zu sein pflegten. Für die genealogische Forschung über das Geschlecht bleibt also noch vieles zu tun. Zur Beurteilung der Möglichkeit einer jüdischen Abstammung reicht aber das Vorhandene m. E. vollkommen aus. Ein Leutnant der Schwäbischen Kreistruppen um 1700, der jüdischen Blutes gewesen wäre, ist so gut wie ausgeschlossen. Hinzu kommt, daß eine derartig typische Offiziers-Familie, oder, genauer gesagt, eine **Stammreihe von Offizieren**, wenn sie aus jüdischem Blute wäre, eine vollständig vereinzelte Erscheinung in der Heeresgeschichte Deutschlands sein würde. Schließlich wird man auch noch anführen dürfen, daß derjenige, der in einem solchen Zusammenhange die jüdische Herkunft eines Geschlechtes behauptet, die Beweislast dafür trägt, geradeso, wie sie, umgekehrt, etwa derjenige tragen müßte, der von einem Geschlechte von Rabinern die Behauptung aufstellt, es sei christlicher Herkunft. In Wirklichkeit haben die Vertreter der Theorie von der jüdischen Herkunft dieses Geschlechtes Loewenfeld ganz offenbar für ihre Behauptung gar keinen anderen Anhaltspunkt, als den, daß der Geschlechtsname Loewenfeld ein solcher ist, der sich häufig bei Juden findet. Daß das aber kein stichhaltiges Argument ist, kann nicht oft genug und nicht scharf genug betont werden. Wäre es ein solches, dann müßte ja das Fürstenhaus Löwenstein-Wertheim-Freudenberg und Löwenstein-Wertheim-Rosenberg ein jüdisches von reinstem Wasser sein, während jeder Fachmann weiß, daß es sogar aus altdynastischem Blute stammt.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz
in Groß-Lichterfelde

Medizinische Psychologie

Das vor kurzem in zweiter Auflage erschienene Buch: **„Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten"** von Prof. **Sigm. Freud** (F. Deuticke, Leipzig und Wien, 1912) bietet den Anlaß, auch dem ferner stehenden Leserkreis eine, wenigstens andeutende Kenntnis von einer medizinisch-psychologischen Lehre zu geben, die weit über das ärztliche Bereich hinaus zu lebhaften Erörterungen in den letzten Jahren geführt hat und begeisterte Anhängerschaft auf der einen, entschiedene Zurückweisung auf der anderen Seite findet.

Der geistvolle Wiener Nervenarzt Freud hatte es unternommen, die überaus mannigfaltigen nach Persönlichkeit, Alter, Geschlecht und äußeren Umständen wechselnden einzelnen Krankheitssymptome, wie sie die Hysterie, Neurasthenie und andere sogenannte funktionelle Nervenleiden charakterisieren, durch einen

bestimmten, ihnen allen gemeinsamen psychophysischen Mechanismus zu erklären, und glaubte mit der Aufdeckung des Entstehungsvorganges dieser Leiden zugleich einen neuen Weg der Heilung gefunden zu haben. Während im allgemeinen für die ärztliche Wissenschaft, wie für die Wissenschaft überhaupt die persönliche Färbung und subjektive Ausgestaltung der einzelnen Krankheitszeichen unwesentlich ist, und die Erkennung des Krankheitstypus sowie die allgemeinen Verlaufsregeln der Krankheit im Vordergrund des ärztlichen Interesses stehen, sucht Freud die psychologische Entstehung jeder einzelnen individuellen Krankheitsäußerung und ihre möglicherweise bis ins Säuglingsalter zurückreichende individuelle psychische Ursachenkette zu ergründen. Nach seiner Überzeugung sind alle nervösen Krankheitserscheinungen einschließlich gewisser Formen von Geistesstörung, kurz gesagt, nur die Folge von irgendwelchen persönlichen, vergessenen und ins Unbewußte „verdrängten" Erlebnissen, deren Gefühlserregungen aber noch nachzittern, weil sie damals nicht genügend ausgeglichen, „abreagiert" wurden. Dieser somit gewissermaßen „eingeklemmte" Affektrest kann nun späterhin unter allen möglichen veränderten Formen und Maskierungen als seelisches oder körperliches Krankheitssymptom zum Vorschein kommen. Um ein Beispiel zu geben, könnte etwa eine in der Kindheit unterdrückte Abscheu bei gewissen irgendwie daran anklingenden Gelegenheiten immer wieder als nervöser Magenschmerz und Erbrechen seinen verwandelten Ausdruck finden.

So verlockend in der hier gegebenen Darstellung der Ideengang und das Ziel des Forschers erscheint, und so bestechend sie auch auf viele Kranke wirken muß, so zeigt sich bei tieferem wissenschaftlichen Eingehen auf die Freudsche Theorie bald, daß der wirkliche Zusammenhang seelischer Vorgänge bei Gesunden wie Kranken und daß das Wechselverhältnis zwischen psychischen Erlebnissen und körperlichen Erscheinungen doch weit verwickelter, vieldeutiger und undurchdringlicher ist, als es nach den obigen, auf einer unhaltbaren Assoziationspsychologie gestützten Annahme Freuds und seiner Schule erscheinen könnte.

Freud selbst mußte, um die Entstehung der verschiedenartigen nervösen Krankheitserscheinungen auf seine Art zu erklären, zahlreiche ganz verwickelte Hilfshypothesen und Interpretationen heranziehen. Da die ersten Anlässe und vermeintlichen Quellen der Leiden den Kranken selbst fast immer nicht bekannt oder bewußt sind, von ihnen bisweilen auch nur widerstrebend preisgegeben werden, und da sie nach Freud oft bis in die Zeit der dunklen frühesten Kindheit zurückreichen, versuchte er in der ersten Zeit seiner Forschung, damals gemeinsam mit seinem Kollegen Breuer, durch Befragen in tiefer Hypnose die Ursprünge ausfindig zu machen und ließ dabei zum Zwecke der Heilung den Patienten die damaligen Szenen neu durchleben und „abreagieren". Da sich ein solches Verfahren nur selten anwenden ließ, zog er später andere Hilfsmittel zu diesem Zwecke heran, wie die Zergliederung der Einfälle, die dem Kranken bei gedankenlosem Hinträumen mit geschlossenen Augen zuströmen, im besonderen Maße auch die Analyse und Deutung der Träume sowie die sogenannten Assoziationsexperimente. Es ist leicht einzusehen, daß eine große Kombinationsgabe des Untersuchers dazu gehört, um in jedem Einzelfall zwischen den Traumerinnerungen und anderen Anklängen aus dem Unbewußten einerseits und den gegenwärtigen Symptomen anderseits die zutreffende erklärende Verbindung herzustellen, und daß bei der Unkontrollierbarkeit der unbewußten Vorgänge der Phantasie dabei der weiteste Spielraum gelassen ist. Hiervon haben nun auch Freud und mehr noch einige seiner Schüler den freigiebigsten Gebrauch gemacht, und viele ihrer Ausdeutungen — denn das sind sie — fordern nicht nur die scharfe Kritik, sondern bisweilen geradezu den Spott des unbefangenen Lesers heraus. In der Entstehungsgeschichte der Symptome spielen nach Freud die schon beim Säugling angeblich vorhandenen erotischen Lustgefühle und deren spätere Verdrängung und Verwandlung die größte Rolle. Ungeachtet manches treffenden Hinweises haben die Anhänger Freuds mit ihren teils sehr bedenklichen, teils lächerlichen Übertreibungen und Phantasien gerade auf diesem Gebiete die heftigste Feindschaft erfahren; freilich auch auf

Seiten der Gegner wurde bisweilen demgegenüber ein zu radikales Verfahren eingeschlagen.

Der überaus vielseitige, regsame Forscher Freud hat nun auch gewisse, gewöhnlich als unerklärbare Zufälle geltenden Vorgänge des Alltagslebens in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen und sie seiner Theorie eingeordnet. So hat er in einem sehr interessanten kleinen Buche „Zur Psychopathologie des Alltagslebens" die Vorgänge des Versprechens, Vergessens und andere zufällige Fehlhandlungen auf eine bestimmte psychologische Gesetzmäßigkeit zurückzuführen unternommen und schließlich auch den Witz in dem oben angekündigten Buche einer sehr scharfsinnigen Analyse von seinem Standpunkt aus unterworfen. Dieses Buch setzt zwar große Aufmerksamkeit, aber, ebenso wie das vorerwähnte, keine besonderen fachmännischen Kenntnisse voraus. Kritische Leser werden daher bei seiner Lektüre neben der Freude an den mehr oder weniger geschmackvollen, teils zu einseitig wienerischen Witzbeispielen eine Vorstellung von den aktuellen Freudschen Lehren gewinnen, einer Theorie, die trotz ihrer wissenschaftlichen Unhaltbarkeit und mancher Ungeheuerlichkeit, im einzelnen viele treffende Beobachtungen und fördernde Anregungen in sich trägt.

Dr. med. Levy-Suhl in Berlin-Wilmersdorf

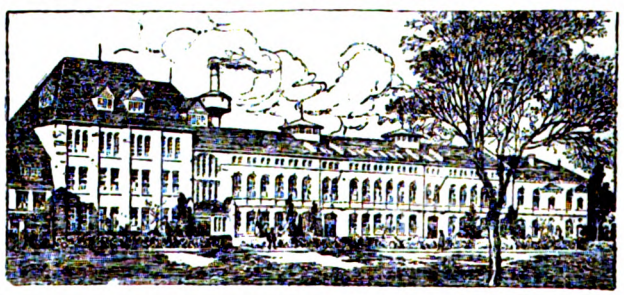
Justiz

„Richten nach Recht und nach Gnade." Ein unbescholtener junger Handwerker hat, von Alkohol und Eifersucht aufgestachelt, seine Braut angeschossen. Kaum ist die Tat geschehen, da wirft er den rauchenden Revolver weg und weint und klagt: „Erna, habe ich dich getroffen?" Er wird in Untersuchungshaft geführt, das Mädchen kommt ins Krankenhaus. Sie genest rasch von dem Streifschuß und eines Tages erscheint sie beim Untersuchungsrichter, um den wegen versuchten Mordes angeschuldigten Bräutigam zu sprechen. Der Richter fragt sie, ob sie denn angesichts der ihr widerfahrenen Behandlung die Verlobung aufrecht erhalten und so einen gefährlichen Burschen heiraten wolle; und ganz schlicht antwortet sie: „Aber gewiß, ich habe ihn ja lieb!" — unwiderlegliches Argument eines Kindergemütes! —

Die Sprecherlaubnis wurde erteilt und das Glück, als sich die beiden wiedersahen, war namenlos. Ich habe den Eindruck gehabt, das Mädchen wartet wirklich auf den Mann, bis er die längere Freiheitsstrafe, die ihm bevorsteht, abgesessen haben wird.

Notwendige Starrheit des heutigen Gesetzes! Wieviel gemütvoller und poesieumwobener war das deutsche Recht des Mittelalters, da die Erklärung eines Mädchens, sie wolle den Verurteilten heiraten, den Delinquenten noch vom Schafott, noch von der Galgenleiter herunter befreite. Der Richter richtete dann nicht „nach Recht", sondern „nach Gnade" und sprach den Verbrecher von Strafe und Schuld los und ledig, den ein Mädchen mit ihrer Liebe loszukaufen bereit war. Landrichter Dr. Sontag in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.



INGENIEUR-Akademie und Technikum

Strelitz
Mecklenburg

Neue Vorträge 1/4 jährl., Gruppen- u. Einzelunterricht, Hochbau, Tiefbau, Eisenbau, Eisenbetonbau, Maschinenbau, Elektrotechnik, Heizung, Gasfach, Handelsing., 1685 Studier. p. a., 5 Laboratorien, Kürzeste Studiendauer. — Programm F. gratis. —

Verſtaatlichung des Grund und Bodens

Von Juſtizrat Bamberger in Aſchersleben

Auf den inneren Zuſammenhang zwiſchen der Boden- und Erbrechtsreform iſt in den Kreiſen der Bodenreformer wiederholt und von verſchiedenen Seiten hingewieſen worden. Wird die aus dem Recht der Römer übernommene, völlig unbegrenzte Verwandtenerbfolge dahin eingeſchränkt, daß an Stelle der entfernteren Verwandten das Reich ſelbſt als Erbe tritt, ſo gelangt nicht nur bewegliches, ſondern auch unbewegliches Vermögen, Grund und Boden, Jahr für Jahr aus den Händen einzelner in den Beſitz der Geſamtheit. Beide Reformen verfolgen das hohe Ziel, durch gerechtere Verteilung der materiellen Glücksgüter die Not der Maſſe zu lindern, — die Bodenreform unter Lebenden, die Erbrechtsreform von Todes wegen. Blickt man näher hin, ſo zeigt ſich noch ein weiterer Berührungspunkt. Eine verhältnismäßig geringfügige Änderung der Vorſchriften über das Erbrecht genügt, um den Grundgedanken der Bodenreform ſeiner Verwirklichung näher zu bringen. Man braucht nur die Beſtimmung zu treffen — wie ich dem verdienten Führer der Bewegung, Adolf Damaſchke, unter dem 18. Juli 1912 ſchrieb —, daß das Reich (der Bundesſtaat, die Gemeinde) berechtigt ſein ſoll, in allen Erbfällen Nachlaßgrundſtücke, die nicht an die Kinder fallen, zum gemeinen Wert zu erwerben. Der Gedanke muß wohl in der Luft liegen, ſeitdem die Bodenreform immer feſter Wurzel faßt; denn mehrere Vorſchläge ähnlicher Natur ſind inzwiſchen in Anlehnung an die Lehren von Goſſen und Flürſcheim aufgetaucht. Hier ſei nur an die Abhandlung von Prof. Dr. Kraft in der Bodenreform vom 20. November 1912 erinnert, ſowie an den Antrag Baſſermann, Schiffer und Genoſſen vom

12. Dezember 1912 wegen Einführung eines Vorkaufsrechts bei Zwangsvollstreckungen.

Meinen Vorschlag möchte ich näher dahin bestimmen: Reich, Staaten und Gemeinden erhalten ein Vorkaufsrecht für alle Grundstücke, die die Erben eines Verstorbenen an eine dritte Person verkaufen. Innerhalb dieser Grenzen handelt es sich mithin um alle Erbfälle ohne Ausnahme, auch um Anfälle an Kinder. Damit tritt man den Erben nicht zu nahe. Ob sie zum Verkauf schreiten, steht in ihrem Belieben. Haben sie es getan, ist also ein Kaufvertrag rechtsgültig geschlossen, so gibt der Richter oder Notar, der den Vertrag aufgenommen hat, der Gemeinde sofort eine Abschrift. Die Gemeinde benachrichtigt sofort die zuständige Staats- und Reichsbehörde. Innerhalb eines Monats kann dann das Vorkaufsrecht dahin ausgeübt werden, daß der Berechtigte dem Gericht oder Notar erklärt, er trete in den Vertrag ein. Geschieht dies, so gehen damit die Rechte und Pflichten des ursprünglichen Erwerbers auf ihn über. Das gereicht den Erben nicht zum Nachteil. Denn der neue Käufer kann als sicher gelten, — wenn er auch so tief verschuldet ist, wie das Reich. Der frühere Käufer scheidet aus; in solche Lage kommt er auch nach geltendem Recht, wenn etwa ein Minderjähriger bei dem Abschluß beteiligt ist und das Gericht die erforderliche Genehmigung versagt. Bei den hier in Rede stehenden Veräußerungen tritt somit für einige Wochen ein Schwebezustand ein; erst nach Ablauf der Frist steht es fest, ob der Vertrag unbedingte Geltung erlangt hat. Das schadet aber nichts. Denn es entspricht weder der Natur der Sache, noch den Bedürfnissen der Volkswirtschaft, daß unbewegliches Vermögen einen Gegenstand des Handels bildet, und wie ein Wertpapier, eine Aktie, von einer Hand in die andere geht. Jeder dabei erzielte Gewinn muß schließlich von anderen bezahlt werden; er erhöht die Preise der Wohnungen und Geschäftsräume und damit auch die Preise für andere Lebensbedürfnisse. — Sollten mehrere der drei Verbände das Vorkaufsrecht geltend machen, so wird man dem Reiche vor dem Bundesstaat, diesem wiederum vor der Gemeinde den Vorrang einräumen müssen. — Eine Übertragung von Grundeigentum ohne Vertrag müßte ausgeschlossen werden, wie sie ohnehin nach verschiedenen Richtungen bedenklich erscheint.

So kann die Gesamtheit auf ordnungsmäßigem Wege nach Recht und Billigkeit den Grund und Boden allmählich wieder gewinnen, den sie im Laufe geschichtlicher Entwicklung verloren hat. Sie entrichtet dafür den Preis, der ihr zusagt; denn sie ist so wenig gezwungen, zu kaufen, wie der Erbe gezwungen ist, zu verkaufen. Da aber alles unbewegliche Gut der Vererbung unterliegt, soweit es sich nicht um gebundenen Besitz handelt, so ist es möglich, daß in absehbarer Zeit auf dem angegebenen Wege ein großer Teil des gesamten Grundbesitzes dem Handel entzogen und den dauernden Interessen des Volkes dienstbar gemacht wird. Inwieweit sich die Möglichkeit verwirklicht, hängt in erster Linie von den dazu verfügbaren Mitteln ab, die man indessen angesichts

des Kredits der erwähnten Verbände nicht zu gering anschlagen darf. Sollte die so in die Wege geleitete Verstaatlichung des Grund und Bodens nur langsam vor sich gehen, so wäre auch ein solcher Fortschritt mit Freude zu begrüßen.

Welchen Umschwung in den ganzen wirtschaftlichen Verhältnissen die Durchführung der empfohlenen Maßregel mit sich bringen wird, das läßt sich schwer ermessen. In diesem Zusammenhang erhebt sich zunächst die Frage, wie der heimfallende Grundbesitz zweckmäßig zu verwenden ist. Ihn völlig dem privatwirtschaftlichen Betriebe zu entziehen, davon kann offenbar nicht die Rede sein. Immerhin läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Reich, die Staaten und die Gemeinden zu einer beträchtlichen Vermehrung ihres Grundbesitzes werden schreiten müssen, wenn sie die umfassenden Aufgaben erfüllen wollen, die die Gegenwart und eine nahe Zukunft ihnen stellt. Das von Adolf Wagner aufgestellte Gesetz von der fortschreitenden Ausdehnung der Staatstätigkeiten gilt nicht für den Staat allein, sondern auch für die Gemeinde und andere Gemeinschaften. Der naheliegende Gedanke, daß eine Vereinigung von Kräften jedem einzelnen zugute kommt, bringt sich fast auf allen Gebieten des Lebens, insbesondere auf dem der Erwerbstätigkeit, zu immer stärkerer Geltung. Er zeigt sich nun zwar in manchen Gebilden wirtschaftlicher Natur auch von der häßlichen Seite, der einzelne kann mehr, wie gut ist, für ein rücksichts- und rechtloses Verhalten hinter der Gemeinschaft Deckung suchen. Auch hat sich der Gegensatz zwischen dem wachsenden Reichtum, dem Wohlleben und der Verschwendung einer kleinen Minderheit und der Not der großen Mehrheit der Bevölkerung in diesen Jahrzehnten wirtschaftlichen Aufschwunges entschieden vergrößert und verschärft. Das Zeitalter des Verkehrs und der Maschinen ist aber ebenso unverkennbar auch bemüht, die Wunden zu heilen, die es geschlagen hat. Der große Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit und tätigen Nächstenliebe ist nicht etwa nur eine sittliche, religiöse und volkswirtschaftliche Forderung geblieben, sondern er ist in einer Reihe von wohltätigen Gesetzen zur Tat geworden und er wirkt beständig fort. Die Weltanschauung unserer Zeit hat sich unter dem Einfluß dieses Gemeinschaftsgedankens geändert. Während es vor einem Menschenalter natürlich erschien, daß die Frau und Kinder eines Arbeiters, der von einer Maschine verletzt oder zermalmt wurde, dem Elend der Armenpflege preisgegeben wurden, da es einmal nicht anders sein könne, ist man jetzt zu besserer Einsicht gelangt. Man hat erkannt, daß es anders sein kann und muß. Mit der Erkenntnis zeigte sich auch der Weg, der einzuschlagen war. Er ist auf diesem, wie auf verwandten Gebieten mit bestem Erfolg beschritten. Man hat die große soziale Versicherungsgesetzgebung und im Anschluß daran Einrichtungen und Anstalten geschaffen, wie sie in solchem Umfang ganz unbekannt waren, Krankenhäuser, Genesungs-, Alters-, Erholungsheime, die zuweilen ganze Ortschaften bilden. Fast keine Woche vergeht, ohne daß die Errichtung neuer umfangreicher, menschen-

freundlicher Anlagen zur Pflege der Gesundheit, zur körperlichen und geistigen Ausbildung gemeldet wird. Ebenso häufig hört man erfreulicherweise davon, daß Gemeinden die Herstellung angemessener Wohnungen für Minderbemittelte in Angriff genommen haben. Es ist das besondere Verdienst der Bodenreformbewegung, daß sie immer wieder auf das bestehende Wohnungselend hingewiesen hat, das in seiner ganzen Ausdehnung und in seinen nachteiligen Wirkungen weiten Kreisen bis auf den heutigen Tag unbekannt ist. Wer sich irgend mit der Frage näher beschäftigt hat, weiß, daß es sich in erster Linie um Grund und Boden für eine große Anzahl von Stadt- und Landgemeinden handelt, will man für diese Not Abhilfe schaffen. Mag man es ferner billigen oder nicht, Tatsache ist, daß das Reich, die Staaten und noch mehr die Gemeinden sich genötigt sehen, immer neue Wirtschaftsbetriebe zum Besten der Gesamtheit in die eigene Verwaltung zu übernehmen. Erwägt man endlich, daß der Wert all des hiernach erforderlichen Grundbesitzes schon infolge der stetigen Zunahme der Bevölkerung beständig steigt und weiter steigen muß, so erscheint es im Staatsinteresse nicht nur wünschenswert, sondern geboten, dem Reich, den Staaten und Gemeinden die Möglichkeit zu verschaffen, den für die Zwecke der Gesamtheit notwendigen Grund und Boden nach dem Ableben des Eigentümers im Falle eines Verkaufs gegen Entrichtung des vereinbarten Preises zu erwerben. — Der Teil des heimfallenden Grundbesitzes, der für die unmittelbaren Zwecke der Allgemeinheit entbehrlich erscheint, kann unbedenklich für privatwirtschaftliche Zwecke abgegeben werden. Nur darf das nicht im Wege des Verkaufes dergestalt geschehen, daß das Eigentum an dem Grundstück verloren geht. Mag die Vergebung nach bereits bewährten Grundsätzen durch langfristige Miets- und Pachtverträge, auf dreißig Jahre oder auf Lebenszeit, geschehen oder durch Kaufverträge mit dem Vorbehalt des Wiederkaufs unter bestimmten Voraussetzungen, — Bedingung sollte stets bleiben, daß das Eigentum am Grund und Boden niemals der Gesamtheit entzogen wird.

Carl Jentsch

Zu seinem achtzigsten Geburtstag am 8. Februar

Wenn in diesen Tagen in allen Gauen Deutschlands dankbares Gedenken in Gruß und Glückwunsch seinen Ausdruck findet und Carl Jentsch in seiner Zurückgezogenheit aufsucht, so mag dies davon zeugen, daß bei uns trotz aller Nivellierung die Freude an dem, was Allgemeingültiges zur Individualität umbiegt, die Freude am Manne, der den Stempel des Eigenen trägt, noch nicht geschwunden ist. Wir ehren uns, wenn uns der achte Februar ein Fest bedeutet, da achtzig Jahre starker Lebensarbeit eines Tapferen sich vollenden.

Carl Jentsch ist in einer Zeit erwachsen, die für uns Jüngere beinahe unglaubhafte Züge trägt, in einer Zeit, da die Freiheit zu den verbrieften Rechten eines Jungen gehörte, der durch sie und in ihr selbständig Denken und Handeln lernte. Aus ihr schöpfte er den nötigen Vorrat an Lebenslust, Lebens- und Kampfesfreude, der nun einmal zur Überwindung der Unbill des Lebens unumgänglich nötig ist.

Mit dreizehn Jahren saß Carl Jentsch in der Prima der höheren Bürgerschule seiner Vaterstadt Landeshut in Schlesien, ohne vom Berechtigungswesen, von Schulräten, einem Provinzialschulkollegium oder Inspektionen eine Ahnung zu haben. Da sowohl Lehrer als Schüler Leben und Arbeit ungehindert nach ihrem eigenen Temperament einrichten konnten, fühlte sich keiner überbürdet. Der Hinweis auf ein erschwertes Vorwärtskommen im späteren Leben hätte keinen richtigen Jungen an die Schulstube und an seine Hefte, die oft genug die Lehrbücher ersetzen mußten, zu fesseln vermocht. Daß Schulknaben sich wegen Strafen oder wegen Sitzenbleibens erhängen könnten, wäre der damaligen Generation einfach fabelhaft vorgekommen. Schulstrafen gehörten vielmehr zu den Ereignissen, die Abwechslung ins Schulleben brachten und es amüsant machten.

Der Vater von Carl Jentsch, ein Buchbinder, war Protestant, die Mutter Katholikin, und sie ist es gewesen, die ihren Sohn dem Katholizismus zugeführt hat. Der Mann ihrer Schwester, ein protestantischer Volksschullehrer, bei dem Carl Jentsch einstmals zu Besuch war, schlug ihm vor, den Lehrerberuf zu ergreifen und Carl Jentsch war geneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen, aber die Mutter entzog ihn dem Einfluß ihres Schwagers, hauptsächlich in dem Wunsche, ihn für den Katholizismus zu gewinnen. Von früh auf

ließ sie sich von dem Knaben katholische Schriften vorlesen, die durch den katholischen Pfarrer Klopsch, der dem Vater Jentsch seine Bücher zum Binden gab, ins Haus kamen, und ihre mündlichen Belehrungen trugen dazu bei, den Jungen zum überzeugten Katholiken zu machen, allerdings meint Jentsch, habe diese katholische Überzeugung in seinem Gemüt damals keine Wurzeln gehabt. Er begleitete seine Mutter in die katholische Kirche, weil sie es wünschte. Die Schule hat ihm keine religiösen Eindrücke vermittelt. Ein protestantischer Diakonus reizte ihn durch geschmacklose Ausfälle auf den Katholizismus. Auch die Art der Behandlung des Mittelalters durch den Geschichtslehrer, wobei natürlich von Päpsten und Mönchen die Rede war, gab zu Kränkungen Veranlassung. Carl Jentsch hatte schon damals den Entschluß gefaßt, Priester zu werden. Eine Verspottung durch seine Kameraden führte zu einer Auseinandersetzung mit dem Rektor, die dieser mit den zornigen Worten abschnitt: „Was deine Mutter an Dir getan hat, das wird ihr beim Sterben auf der Seele brennen. Du aber bist noch nicht vierzehn Jahre, Dich werden wir zwingen." Zwingen? sagte sich Carl Jentsch. Nun gerade nicht! Von jenem Tage an ging er nicht mehr in die Schule, bis er nach Glatz ins Gymnasium gebracht wurde. Er ist seinem Entschluß treu geblieben und ist Priester geworden. Wie sich sein Leben später gestaltet hat, welche Kämpfe er führen mußte, wie die katholische Kirche den gläubigen Katholiken von sich stieß und ihn veranlaßte, sich den Altkatholiken anzuschließen, dies und seinen ganzen Entwicklungsgang finden wir in seinen „Wandlungen" (zwei Bände bei Friedr. Wilh. Grunow) lebhaft und geistvoll geschildert. Wie Jentsch heute denkt, das sagt er im folgenden selber. Wir aber wünschen ihm auch fernerhin im anmutigen Städtchen Neiße einen behaglichen Lebensabend.

* * *

„Der Sieg des Ultramontanismus auf dem Vatikanischen Konzil hatte, wie viele andere katholische Geistliche, auch mich innerlich revolutioniert. Nach längerem Schwanken schloß ich mich den Altkatholiken an. Doch erwies sich die Stellung eines altkatholischen Pfarrers als prekär in mehreren Beziehungen, und zudem machte mich zunehmende Schwerhörigkeit in Verbindung mit hochgradiger Kurzsichtigkeit unfähig für die meisten geistlichen Funktionen. Ich resignierte deshalb auf mein Amt und übernahm 1882 die Redaktion eines Lokalblättchens. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir auch, mit einigen Zeitungen und Zeitschriften Verbindungen anzuknüpfen, so daß ich nicht gerade in der Luft schwebte, als mir Ende 1888 meine Stelle gekündigt wurde. Zu einem festen Verhältnis verhalf mir eine kleine pädagogische Glosse, die ich im März 1889 den Grenzboten einsandte. Johannes Grunow nahm sie mit den Worten an: „Sie sind der geborene Grenzbotenmitarbeiter, schicken Sie mehr!"

Als Ersatz für mein erstes, zerronnenes Lebensideal, die pfarramtliche Wirksamkeit, hatte sich ein zweites noch nicht gefunden. Ich wollte vorderhand weiter nichts, als mich mit publizistischer Tätigkeit durchschlagen, in der selbst-

verständlichen Voraussetzung, daß ich immer etwas Vernünftiges und Nützliches zu sagen haben würde. Aber bald fand sich ein Ziel nach dem anderen. Die Leiden der Armut hatte ich aus nächster Nähe kennen gelernt, und gerade damals waren diese Leiden der Gegenstand öffentlicher Erörterung und die Ursache stürmischer Erregung. Die 1893 eingetretene Depression hatte ihren Höhepunkt erreicht, Versammlungen und Aufzüge von Arbeitslosen wurden von der Polizei auseinandergetrieben, der Kaiser schlug den sozialen Kurs ein, und Bismarck, der nicht einlenken wollte, mußte gehen. „Sozial" war modern, und arbeiterfreundliche Betrachtungen wurden in konservativen wie in liberalen Revuen von den Redakteuren wie von den Lesern, wenn auch nicht gerade gern gesehen, so doch geduldet.

Soziale Fragen lassen sich nur in innigster Verbindung mit volkswirtschaftlichen behandeln. Einige nationalökonomische Werke hatte ich schon studiert, und Grunow versorgte mich reichlich mit Rezensionsexemplaren (unter denen auch teure mehrbändige Werke waren, wie z. B. das Handwörterbuch der Staatswissenschaften) und setzte mich so in den Stand, die Lücken meiner Kenntnisse auszufüllen. Mit der Breslauer Universitätsbibliothek stand ich seit Jahren in regelmäßigem Verkehr; ab und zu half die Königliche Bibliothek in Berlin aus. So vermochte ich denn mit der Entwicklung der Wissenschaften — nicht der ökonomischen allein — einigermaßen Schritt zu halten. Bei der Formation meiner volkswirtschaftlichen Überzeugung wirkte die Liebe zum Mittelalter ein, mit dem ich mich viele Jahre hindurch beschäftigt hatte, und so bildeten sich die Grundzüge der Ansicht heraus, die ich zuerst 1893 in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" ausgeführt habe. Ich erkenne an, daß der kapitalistische Großbetrieb notwendig ist und Segen stiftet, halte aber die Entwicklung zum reinen Industrie- und Handelsstaat und die Verwandlung eines ganzes Volkes in ein Heer von Lohnarbeitern, die im Dienste von verhältnismäßig wenigen Kapitalisten stehen, für verderblich. Glaube vielmehr, daß der Großbetrieb auf eine bestimmte Anzahl von Gewerben beschränkt bleiben könne und solle, daß neben diesen eine Menge von Kleingewerben lebensfähig bleiben können, vor allem aber die Landwirtschaft blühen und das Volk mit Nahrungsmitteln versehen müsse, weil die Abhängigkeit der Volksernährung vom Auslande gefährlich, der Bauernstand aber, als der für die leibliche wie für die seelische Gesundheit zuträglichste, der Jungbrunnen der Volkskraft ist. Die Weltbegebenheiten der letzten Jahre haben mich in meiner „rückständigen Ideologie", in der für die Sozialdemokratie kein Platz bleibt, befestigt. Sollten wir uns tatsächlich zu einem Volke von Lohnarbeitern entwickeln (nach Potthoff sind wir schon ein solches), dann würde die Herrschaft der Sozialdemokratie unvermeidlich und nur durch eine Militärdiktatur zu brechen sein. Ein Gleichgewicht zwischen Urproduktion und Verarbeitungsgewerben, zwischen den selbständigen kleinen Unternehmern und der Lohnarbeiterschaft, das allein die Gesundheit des Volkskörpers zu verbürgen vermag, scheint mir aber nur erreichbar zu sein, wenn

das Ausmaß des vaterländischen Bodens im richtigen Verhältnis zur Kopfzahl der Bevölkerung steht, und das ist im neuen Reiche je länger desto weniger der Fall. Zudem scheint mir dieses Reich schon nach dem Bilde, das die Landkarte darbietet, eine geographische, militärische und volkswirtschaftliche Ungeheuerlichkeit zu sein, die unerträglich wird, wenn man bedenkt, daß auf dem zur nächsten Abrundung erforderlichen herausgeschnittenen Stück (Böhmen, Mähren und Alpenländer) zwölf Millionen Deutsche wohnen. Ich empfahl deshalb nicht bloß die Wiederanheilung des großen amputierten Gliedes, sondern auch die Kolonisation oder wenigstens wirtschaftliche Entwicklung der Balkanländer und Vorderasiens durch Deutsche.

Ein paar Jahre hindurch fiel mir in den Grenzboten so etwas wie eine Art leadership zu. Aber die „Hochzeitsreise" Bismarcks nach Wien im Juni 1892, seine Aussöhnung mit dem Kaiser und der Sturz Caprivis wendeten das Blatt. Die maßgebenden Kreise brauchten sich nicht länger Zwang anzutun, und sowohl in der auswärtigen Politik wie in der Behandlung der Arbeiterfragen gewann die Richtung Bismarcks und der Magnaten die Oberhand, und Grunow, der mir wohl auch aus persönlicher Überzeugung nicht in allem so ganz beigestimmt hatte, sah sich durch die Rücksicht auf seine Leser und auf die älteren Mitarbeiter genötigt, die Schwenkung mitzumachen. Zu unseren Differenzpunkten gehörte auch die Polenfrage, in der ich sofort den Standpunkt Delbrücks eingenommen habe, lange ehe ich von Delbrück etwas gelesen hatte; doch wurde ich durch diese Wendung nicht aus den Grenzboten hinausgedrängt. Grunow sympathisierte mit meiner gesamten Weltanschauung und Lebensauffassung, und schätzte, ebenso wie Wustmann, meine Beiträge auch ihrer Form wegen. Es gab noch genug Themata, die ich ohne Gefahr vor Zusammenstößen behandeln konnte. Ich berichtete objektiv über literarische und tatsächliche Erscheinungen auf dem politischen, sozialen und volkswirtschaftlichen Gebiete, und pflegte auch andere Wissensgebiete. Mit Geschichte und Philosophie hatte ich mich immer viel beschäftigt, so entstand denn bald eine Reihe von Aufsätzen, die in Buchform unter dem Titel „Geschichtsphilosophische Gedanken" erschienen sind. Und unter den neuen philosophischen Richtungen erregte die naturphilosophische meine lebhafteste Teilnahme. E. von Hartmanns kleines Buch „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus" hatte mir den Kern der biologischen Frage enthüllt (die Forschungsergebnisse der letzten Jahre beweisen, daß Hartmann der Auffassung Darwins zu große Zugeständnisse gemacht hat; der Modus der Entwicklung, wie ihn Darwin beschreibt, ist ja wohl von der überwiegenden Mehrheit der Biologen aufgegeben, aber die neuesten Petrefaktenforschungen stellen auch die Entwicklung selbst, die Umbildung einer Art in die andere, in Frage), und schon gleich im Herbst 1889 veröffentlichte ich eine Artikelreihe über Darwin, den ich mit Buckle in Parallele stellte. Seitdem habe ich über die weitere Entwicklung der Biologie berichtet, besonders auch die Versuche, die Biologie für die Staatswissenschaften zu verwerten, kritisiert,

und meinen philosophischen Standpunkt, einen Theismus im Sinne Hermann Lotzes, sowohl dem Haeckelschen Monismus wie einem praktisch auf Atheismus hinauslaufenden Hegeltum gegenüber mit Entschiedenheit vertreten.

Gerade das Studium der Biologie, welche die wunderbarsten, ja die raffiniertesten Zweckmäßigkeiten aufdeckt, hat mich im Glauben an eine mit Bewußtsein planmäßig wirkende Weltvernunft befestigt, und daß diese Vernunft auch in der Menschenwelt walte, konnte meinem geschichtlichen Sinne nicht zweifelhaft bleiben. Dabei gelangte ich zwar zur Ablehnung der Orthodoxie aller drei Konfessionen (dem abergläubischen russisch-orientalischen Zeremonienwesen vermag ich den Rang einer vierten christlichen Konfession nicht einzuräumen), aber in der Überzeugung von der Göttlichkeit des Christentums vermochten mich die Irrungen und Wirrungen der Christen nicht wankend zu machen. Auch dieses kam in meinen Beiträgen zum Ausdruck.

Was sodann den Konfessionsstreit betrifft, so bekämpfte ich zwar den Ultramontanismus und Papalismus, aber nicht etwa im Interesse des deutschen Vaterlandes und der preußischen Monarchie, sondern lediglich im Interesse der katholischen Kirche, die ich nach dem Bruch mit ihr lieb behalten hatte und von deren Unentbehrlichkeit ich überzeugt bin. Ich bekämpfe bis auf den heutigen Tag jene Richtung, weil ich sehe, daß sie der katholischen Kirche, daß sie dem katholischen Volke Deutschlands schadet; dagegen liegt mir der Gedanke weltenfern, von jener Richtung oder überhaupt von der katholischen Kirche könnte dem Königreich Preußen, könnte dem Deutschen Reiche Gefahr drohen. Ich sehe gar keine Möglichkeit, wie Papst und Bischöfe, wie „die Jesuiten" es anfangen könnten, solchen Schaden anzurichten. Die Einbildungen von Jesuitenränken gegen das Reich sind eben Einbildungen, ein Stück eingerosteten protestantischen Aberglaubens. Vier Vorbereitungsjahre und neunzehn Jahre amtlicher Tätigkeit haben mich in die katholische Denk- und Empfindungsweise, in das Leben und Wirken der katholischen Geistlichkeit so vollständig eingeweiht, daß mir unmöglich etwas Wichtiges verborgen bleiben konnte. Ich habe ein paar Dutzend Missionspredigten von Jesuiten gehört, einmal Priesterexerzitien mitgemacht, die von einem Jesuiten geleitet wurden, und diesem Jesuiten gebeichtet, aber in alledem ist von Politik keine Rede gewesen. Nie habe ich das winzigste Fadenendchen eines Verschwörungsgespinstes, das übrigens bloß lächerlich, nicht im mindesten gefährlich gewesen sein würde, zu fassen bekommen. Das einzige, was man dem katholischen Klerus politisch übelnehmen könnte, ist, daß er dem großdeutschen, nicht dem kleindeutschen Ideal gehuldigt hat. Ich huldige ihm noch heute, freilich minus habsburgische Spitze. Und haben 1866 nicht alle Süddeutschen, die alten Achtundvierziger, meist atheistische Demokraten, voran, dafür gekämpft? Möglich, daß die katholischen Geistlichen nicht gerade in den preußischen Staat und seine Bureaukratie verliebt sind; hätte je solche Liebe bestanden, dann hätte der Kulturkampf sie austreiben müssen. Aber wer liebt denn sonst diesen Staat? Die Sozialdemokraten und die Demokraten sicherlich nicht, und

eine vertrauliche Umfrage würde sehr weit über deren Kreise hinaus ein sehr negatives Resultat ergeben. Preußen ist eine Macht, die Respekt einflößt, aber kein Objekt für schwärmende Liebhaber. Blut und Eisen haben diesen Staat als eine historische Notwendigkeit geschaffen, und wie er nicht aus Liebe entstanden ist, so wird er auch fürderhin ohne Liebe auskommen. Die deutschen Katholiken achten und schätzen gleich jedem vernünftigen Menschen den preußischen Staat, und das Reich, das ihnen die politische Betätigung im weitesten Umfange gewährleistet, das lieben sie. Sie müßten Narren sein, wenn sie sich nach französischen Zuständen sehnen wollten, und auch österreichisch zu werden haben sie keine Lust, obwohl sie das Kaiserhaus lieben, das den Katholizismus glänzend repräsentiert.

Also die ganze politische Polemik gegen den Ultramontanismus und Katholizismus ist für mich gegenstandslos. Ich halte die drei Kirchen für individuell, national und temporell berechtigte, nicht bloß juristisch und staatsrechtlich, sondern auch ideell-religiös gleichberechtigte Ausgestaltungen des einen Christentums, halte es für wünschenswert und möglich, daß sie einander als solche anerkennen, was freilich auf der katholischen Seite die Preisgabe des Dogmas von der alleinseligmachenden Kirche voraussetzt, und habe in den Grenzboten für dieses friedliche Sichvertragen gewirkt. Weil der Evangelische Bund eine gegen Rom, darum auch gegen die deutschen Katholiken geschaffene Kampforganisation ist, habe ich ihn bekämpft; das ist den Grenzboten natürlich sehr übel genommen worden.

Mit Grunow habe ich die schwebenden Probleme auch brieflich erörtert, und dabei sind wir oft hart aneinander, aber nie auseinander geraten. Die Differenzen bezüglich der Arbeiterfragen würden sich, wenn er länger gelebt hätte, von selbst gelöst haben, weil sich durch die Besserung der Konjunktur und damit der Lage der Arbeiter und mit der wachsenden Macht der Sozialdemokratie die Situation seit den ersten neunziger Jahren gründlich geändert hat, was natürlich auch meine Stellung, nicht die grundsätzliche, aber die zu den aktuellen Arbeiterfragen ändert. Auch über Gegenstände, die nicht in den Grenzboten behandelt wurden, haben wir brieflich disputiert, z. B. über die Prostitution; Grunow hielt an der strengsten christlichen Sexualethik fest, während ich meine, daß die Gesetze und die öffentlichen Einrichtungen die Menschennatur nehmen müssen, wie sie nun einmal ist. Während seiner Krankheit und nach seinem betrübend frühzeitigen Tode erhielt sein Vertreter und nächster Nachfolger, Herr Karl Weißer, das freundschaftliche Verhältnis, wenn es auch den Charakter der Intimität verlor, aufrecht, bis die Grenzboten Ende 1909 (zu ihrem Heil) an den jetzigen Herausgeber übergingen. Die Heranziehung neuer junger Kräfte war dem Unternehmen nötig, besonders solcher Mitarbeiter, die den politischen Ereignissen persönlich näherstehen als ein in provinzieller Abgeschiedenheit vegetierender Publizist. — — — —"

Die Berufsvormundschaft als Organisationsform des Kinderschutzes

Von Professor Dr. Chr. J. Klumker in Frankfurt a. M.

Der Name der Berufsvormundschaft ist kaum ein Jahrzehnt alt, die Einrichtung selbst dagegen blickt in ihren letzten Wurzeln auf eine jahrhundertelange Entwicklung zurück. Ein kurzer Rückblick auf diese Entwicklung wird uns am ehesten verstehen lehren, worin das innere Wesen und damit auch die Aufgabe der Berufsvormundschaft in unserer Zeit liegt. Wir alle erinnern uns der Jugendgerichte und der Bewunderung, die man deshalb England und Amerika entgegengebracht hat, als ob diese beiden Staaten dadurch einen sonderlichen Vorsprung in der Kinderfürsorge vor uns gewonnen hätten. Allein man verkennt hierbei, daß England und Amerika eine Vormundschaft in unserem Sinne überhaupt fast nicht oder nur dort kennen, wo Geld und Vermögen vorhanden ist. Der eigentliche Fürsorgecharakter der Vormundschaft, den bei uns auch die Einzelvormundschaft trotz all ihrer starken Mängel an sich trägt, fehlt dort, so daß sie bei vermögenslosen Kindern wegfällt. Viele Kinder, die von unserer Vormundschaft doch einigermaßen geschützt werden, müssen drüben diesen Schutz entbehren; ihre Gefährdung und Verwahrlosung muß sich daher dort viel weiter ausdehnen und gefährlichere Formen annehmen. Deshalb sucht die Jugendgerichtsbewegung diesem Mangel abzuhelfen und zunächst vom Strafgesetz aus das Maß von Kinderschutz zu erreichen, das auf dem Kontinent durch die Vormundschaft meistens schon gewährt war.

Wenn Reicher bei seiner letzten amerikanischen Reise den Eindruck gewann, daß der probation officer sich allmählich zum Berufsvormund ausgestalte, so zeugt das dafür, daß mit der Berufsvormundschaft eine höhere Stufe erreicht ist, als mit den Jugendgerichten.

Seit dem Ausgang des Mittelalters hat in den mitteleuropäischen Staaten allgemein die Ansicht bestanden, daß Waisenkinder und überhaupt Kinder, die einer öffentlichen Fürsorge bedürfen, selbstverständlich unter die elterliche Gewalt derjenigen Institution gelangen, die sich dieser hilfsbedürftigen Kinder annimmt. Diese Schutzgewalt der Waisenhäuser und Erziehungsbehörden gesetzlich zu fixieren,

hat man nicht für notwendig angesehen. Erst die französische Revolution hat hier einen Rechtszustand geschaffen. Die Entwicklung in Frankreich hat ihren besonderen Charakter dadurch erhalten, daß die Versorgung der armen Kinder und die Armenpflege voneinander getrennt sind. Bei uns im Reiche, in Österreich und in der Schweiz besteht eine enge Anlehnung der Kinderfürsorge an die Armenpflege, was hemmend und hindernd auf die öffentliche Kinderfürsorge in allen diesen Ländern einwirkt. Infolgedessen hat die Berufsvormundschaft sich nicht sonderlich ausgestalten können.

Der eigentliche Aufschwung der Berufsvormundschaft im Deutschen Reiche beginnt in dem Augenblick, wo wir sie auf den Schutz der unehelichen Kinder anwandten und so eine neue Gruppe von Kindern in die Versorgung einbezogen. In dem Moment, wo wir diese Unehelichenfürsorge auf der Bevormundung aufgebaut und ihr dadurch eine feste Rechtsgrundlage gegeben haben, beginnt eine weitere Ausdehnung und Umgestaltung der Berufsvormundschaftseinrichtungen. Diese Bewegung ist überall verhältnismäßig neueren Datums und an die Arbeit des Geh. Sanitätsrats Taube in Leipzig geknüpft. Als das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ausgearbeitet wurde, haben die Verfasser noch gemeint, man könne alle Arten der Vormundschaft zugunsten der einen Bestallungsvormundschaft und Einzelvormundschaft aufheben. Es ist das Verdienst Taubes, diese Entwicklung aufgehalten und die Gesetzgeber durch eine von ihm geleitete Bewegung bewogen zu haben, eine Möglichkeit für das Bestehenbleiben der berufsvormundschaftlichen Einrichtungen zu schaffen. Der Gesetzgeber kam diesen Wünschen nur so weit entgegen, als er den einzelnen Staaten erlaubte, abweichende Formen neben der Einzelvormundschaft zu erhalten oder in engem Rahmen neu einzuführen. Er hatte kein Interesse daran, diese Sache eingehend durchzuarbeiten, weil er glaubte, diese Einrichtung werde sich ohnedies bald überleben. Die Entwicklung ist jedoch einen ganz anderen Weg gegangen: um 1900 sind nur wenige Berufsvormundschaften im Reiche vorhanden, einige gehen noch bei Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches zugrunde, aber gleich nachher entstehen Berufsvormundschaften aller Art in großen Scharen; im Jahre 1905 ist das Deutsche Reich schon übersät mit Berufsvormundschaften, die in dieser kurzen Zeit trotz aller rechtlichen Schwierigkeiten entstanden sind. Worin hat dieser rasche Aufschwung gerade des berufsvormundschaftlichen Gedankens in einer Zeit, wo ihm das Reichsgesetz nicht günstig war, seinen Grund? Zum starken Teil in der vollständigen Veränderung, die sich in der Aufgabe eines Vormundes seit einem Jahrhundert vollzogen hat. Sie ist bedingt durch die modernen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände, die Beweglichkeit der Bevölkerung, das ständige Hin- und Herziehen, die Schwierigkeiten sonstiger Natur, den räumlichen Konnex zwischen Vormund und Mündel aufrecht zu erhalten. Wir sagen so gerne, der Vormund soll das Mündel erziehen, und greifen damit zurück auf gesellschaftliche Zustände, die vor zwei- bis dreihundert Jahren bestanden haben. Wenn der Vormund das Mündel selbst

erziehen soll, so setzt dies voraus, daß das elternlose Kind in seine Familie eintritt. So ging einst die Waise in den Schutz der nächsten Verwandten über. Die Vermögensverwaltung fiel mit ihrer Person in die Hände des Vormundes. Wie dieser die Verwaltung des Vermögens zum Nutzen seines Mündels übernahm, so fiel ihm auch seine Ernährung und Erziehung zur Last. Die elterliche Erziehungspflicht wird vom Vormunde heute ganz allgemein nicht mehr gefordert. Keiner hat die Verpflichtung, ein Mündel zu unterhalten, wenn dieses kein Vermögen besitzt; ist Vermögen vorhanden, so muß der Vormund lediglich die Einkünfte daraus für sein Mündel verwenden. Die Erziehung der Mündel liegt heute in der Hand der Institutionen oder der Pflegefamilien, in denen sie untergebracht sind, sie ist also dem Vormunde fast vollkommen abgenommen worden und damit hat sich das Wesen seiner Tätigkeit geändert. Seine Aufgabe ist, den Erziehungsplatz des Mündels auszuwählen, zu bestimmen, wo und wie es erzogen werden soll und diese Erziehung zu beaufsichtigen. Hieraus verstehen wir erst, in welcher Weise sich im letzten Jahrhundert die vormundschaftliche Tätigkeit verändert hat. Die Auswahl der richtigen Erziehung für ein Kind hat sich viel schwieriger und verwickelter gestaltet, als es noch vor hundert Jahren der Fall war; in der Berufswahl für die Mündel liegt ein vollkommen neues Arbeitsgebiet, das früher nur einen ganz kleinen Raum eingenommen hat und für den Vormund sehr nebensächlicher Natur war. Auch die Kontrolle und Beaufsichtigung der Pflege des Säuglings findet unter ganz anderen Verhältnissen statt, als noch vor zwei oder drei Jahrzehnten. Ich kann mich erinnern, daß Taube in den ersten achtziger Jahren noch ganz isoliert für sein System kämpfte und die Hauptschwierigkeit darin fand, daß man nicht zugeben wollte, daß die Kostkinderaufsicht unter ärztlicher Leitung erfolgen müsse und hierfür auch geschulte pflegerische Kräfte notwendig seien — und doch bilden beide Dinge heute das Abc moderner Säuglingsfürsorge. Und noch ein Beispiel, um die innere Entwicklung des Begriffes der Erziehungsleitung zu zeigen. Vor hundert Jahren war es eines der beliebtesten Probleme, über das man geschrieben und Kongresse abgehalten hat, ob Anstalts- oder Familienerziehung für Kinder richtiger sei. Die ganze Auffassung dieses Problems hat sich seither geändert, wir streiten heute nicht mehr darüber, ob Anstalts- oder Familienpflege das Richtige sei, sondern wir erwägen, bei welchen Kindern die Anstaltserziehung und bei welchen die Familienerziehung angewendet werden muß und wie beide organisiert werden müssen, damit jedem Kind die ihm passende Erziehung zuteil werde. Die Auswahl der Erziehungsform ist damit in den Mittelpunkt der Vormundschaft gerückt.

Noch ein weiteres Stück der Entwicklung seit hundert Jahren. Wenn vor hundert oder gar vor zweihundert Jahren eine Anstalt zur Erziehung von Kindern gegründet wurde, so war es ein Waisenhaus, und alle Versorgungsbedürftigen kamen hinein. Eine Spezialisierung kannte man kaum, höchstens unterschied man zwei große Gruppen: die einheimischen Kinder kamen ins Waisenhaus, die

Bettelkinder und Kinder von Vagabunden gab man in ein Arbeits- und Zuchthaus. Welche Fülle von Anstalten haben wir dagegen seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausgesondert! Die Blinden wurden zuerst abgetrennt, dann die Taubstummen, die Idioten und Epileptiker und später noch jene mit psychopatischer Konstitution. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts glaubten die meisten deutschen Regierungen, daß man Taubstumme mit den anderen Kindern in der Elementarschule erziehen könne. Der große Aufschwung der Taubstummenerziehung gründet sich gerade auf diesen Fehlschluß, durch den so vielen Lehrerbildungsanstalten kleine Taubstummenschulen angegliedert wurden, aus denen später selbständige Anstalten wurden. Heute wird niemand mehr taubstumme und normale Kinder im Unterricht zusammenbringen. Man sieht, daß der Inhalt und die Auffassung der Erziehung sich vollkommen geändert haben. Diese Beispiele sind ja nun ganz grober Art; die Entwicklung geht auch im feineren noch heute weiter. Das Wesen der Erziehung und die Spezialisierung der Erziehung ist in einer fortschreitenden Umwandlung begriffen. Diese innere Entwicklung des Begriffes Erziehung vor allem führt dazu, daß heute bei den Anforderungen, welche die Erziehungswahl stellt, die vormundschaftliche Tätigkeit nicht mehr von einzelnen genügend geleistet werden kann, sondern daß sie im allgemeinen eine Organisation voraussetzt, die vor allem die Kenntnisse und die Fähigkeiten besitzt, die Kinder an den richtigen Platz zu stellen. Wenn man auf Schritt und Tritt erfährt, wie wenig die gewöhnlichen Vormünder ihre Pflicht erfüllen, wenn man wieder und wieder sieht, wie ihre Schützlinge drei und viermal so zahlreich unter den Zwangszöglingen vertreten sind als andere Kinder, so darf man doch die Schuld nicht den einzelnen Persönlichkeiten in die Schuhe schieben; denn im Grunde verlangen wir Dinge von ihnen, die sie nicht leisten können, so wenig sie ohne Vorbildung den Unterricht einer beliebigen Schulklasse übernehmen könnten. Das Versagen der Einzelvormundschaft liegt nicht an den Personen der Vormünder, da Frauen wie Männer heute etwa ebensoviel Eifer und guten Willen für ihre Aufgaben mitbringen, wie vor hundert und mehr Jahren, sondern die Einzelvormundschaft muß versagen, weil die Aufgaben der Vormundschaft andere geworden sind, weil die Leitung und Auswahl der richtigen Erziehung — das eben ist Vormundschaft — in den letzten hundert Jahren so viel neuen und schwierigen Inhalt erhielt und unter den heutigen, so verwickelten Zuständen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Natur infolgedessen nur von einer Organisation mit geeigneten Hilfskräften und Hilfsmitteln, eben der Berufsvormundschaft, geleistet werden kann.

Wenn wir auf die Entwicklung der Berufsvormundschaft sehen, finden wir diesen Gedankengang bestätigt. Zunächst erscheint die Berufsvormundschaft dort, wo große Organisationen die Erziehung von Kindern übernehmen, also in erster Linie in den Waisenhäusern und Findelanstalten. Wenn einer derartigen Veranstaltung die Fürsorge für ein Kind übertragen ist, wenn sie dieses ernährt

und erzieht oder seine Erziehung in fremden Familien beaufsichtigt, es in Lehre und Dienst unterbringt, vertritt sie damit Elternstelle an ihm und muß daher auch rechtlich Elternstelle einnehmen. Gelegentlich wurde dann auch, wie z. B. in Lübeck, dem Waisenhause unmittelbar die elterliche Gewalt übertragen; im allgemeinen begnügt man sich aber damit, jene Stellung der öffentlichen Organisationen als Vormundschaft zu charakterisieren. Neben den Armenkindern waren es dann schon vor hundert Jahren die Bettler- und Vagabundenkinder, die verbrecherischen Kinder, die in besonderen Zwangsanstalten untergebracht wurden und damit auch unter die Berufsvormundschaft fielen. Wo man diesen Gedanken klare Rechtsform gab, wie in Frankreich 1796, wurden die armen Waisenkinder zu Mündeln der öffentlichen Fürsorge. An diese Einrichtung konnte sich dann später die ganze neuere Ausgestaltung der Fürsorge für gefährdete und verbrecherische Kinder anschließen, die einfach als Mündel der öffentlichen Fürsorge (pupilles d'assistance publique) dieser überwiesen wurden. Dies ist allerdings nur da möglich, wo bereits die Fürsorge für schutzbedürftige Kinder zu einem selbständigen Zweige des öffentlichen Dienstes geworden ist; wo dagegen, wie im deutschen Sprachgebiet, die Kinderfürsorge meist in enge Verbindung mit der öffentlichen Armenpflege gebracht war, wurde die Zwangserziehung vielfach an das Strafgesetz angeschlossen, statt an die natürliche Basis der Erziehungsleitung, die Vormundschaft. Damit war jene seltsame Verwirrung in der öffentlichen Kinder- und Jugendfürsorge gegeben, die für Österreich wie für das Deutsche Reich im letzten Menschenalter so charakteristisch ist.

Allein auch hier zeigt die Berufsvormundschaft dieselbe Tendenz wie in Frankreich. Ist sie dort zum Mittelpunkt der gesamten öffentlichen Kinderfürsorge geworden, die in ihr die natürliche Rechts- und Verwaltungsbasis gefunden hat, so strebt die Entwicklung bei uns auch dahin. Schon einfache wirtschaftliche Gründe sprechen für eine Vereinfachung der Organisation und für planmäßige Ausgestaltung vorhandener Schutzeinrichtungen. Haben wir erst eine öffentliche Einrichtung, die Tausende von Kindern zu unterhalten und zu erziehen hat, sie also auch bevormundet, so liegt es nahe, diese doch recht kostspieligen Einrichtungen auch für andere Kinder, die öffentlich versorgt und erzogen werden müssen, nutzbar zu machen, statt für genau dieselben Aufgaben neben der bestehenden Behörde noch eine ähnliche mit viel größeren Kosten neu zu beschaffen. Daher drängt die Entwicklung dahin, den Schutz armer Waisenkinder, der unehelichen bevormundeten, sowie der gefährdeten und verwahrlosten Kinder, die in Zwangserziehung kommen, in eine Hand zu legen und in einer Berufsvormundschaft zu vereinigen. Eine solche Vereinigung ist im Deutschen Reiche den Landesgesetzen nach möglich. Die erste derartige Einrichtung im Deutschen Reiche entstand 1901 in Leipzig, 1905 gab es schon 4 und im Jahre 1910 11 derartige berufsvormundschaftliche Organisationen, von denen eine 9000, eine andere 3000 und eine über 1000 Kinder versorgt und deren Erziehung leitet.

Wie nahe liegt da der Einwand: kann denn der eine Direktor der öffentlichen Jugendfürsorge so viel Tausende von Mündeln bevormunden? Da muß ja jede persönliche Beziehung und Beeinflussung verschwinden? Wer diese Frage stellt, der beweist damit, daß er das Wesen der Berufsvormundschaft noch gar nicht erkannt hat. Das ist etwa so, als wenn man gegen unsere städtischen Schulen mit ihren vielen Hunderten von Kindern einwenden wollte: ja, wie kann dieser eine Direktor so viel Kinder unterrichten? Wo bleibt da das persönliche Moment des Unterrichts? Niemand von uns darf einen solchen Einwand gegen unser Schulwesen erheben, weil jeder weiß, daß diese Schulen Organisationen sind mit vielen Hilfsmitteln und Hilfskräften mit einer ausgedehnten Arbeitsteilung und mit besonderen Methoden des Unterrichts, die ihnen sehr wohl ermöglichen, heute eine Aufgabe zu leisten, die man vor hundert Jahren überhaupt nicht zu leisten vermochte. Nicht der eine Direktor der Jugendfürsorge bevormundet jene Kinder, sondern seine Behörde in Verbindung mit einem Dutzend von Anstalten, mit einer Fülle geschulter Beamter und Hunderten von freiwilligen Mitarbeitern leitet die Erziehung dieser Kinder, deren unmittelbare Erziehung dann in den Händen von Tausenden von Pflegeeltern und Anstalten liegt. Im Grunde genommen kann nur eine derartige Organisation die Erziehungsleitung übernehmen.

Denken wir zunächst nur an das Gebiet der Rechtsfragen, z. B. an die Rechtsvertretung unehelicher Kinder. Daß sie besser von einer geschulten Einrichtung geführt wird als von den vielen Einzelvormündern, denen diese Dinge vielfach unbekannt und meist recht lästig sind, darüber brauchen wir heutzutage kein Wort mehr zu verlieren. Ein Beispiel sei erwähnt. Früher konnte man gegen uneheliche Väter, die nach Ungarn gingen, mochten sie Ungarn oder anderer Nationalität sein, weder vom Deutschen Reich noch von Österreich aus viel ausrichten. Jetzt wird jeder, der mit diesen Dingen zu tun hat, bestätigen, daß kaum ein Ding leichter und rascher zu erledigen ist, als eine Rechtsverfolgung eines unehelichen Vaters in Ungarn. Das liegt daran, daß in Ungarn seit einiger Zeit Berufsvormundschaften bestehen, und daß diese wiederum in ausländischen Rechtsfragen mit einer Zentralstelle in Budapest arbeiten, wodurch alle diese Dinge aufs beste besorgt werden. Ganz ähnlich liegt es bei der Ausbildung und Leitung der Erziehung, der eigentlichen Aufgabe des Vormunds. Braucht man heute noch darauf hinzuweisen, daß die Pflege und Erziehung des Säuglings der ärztlichen und beruflichen Aufsicht bedarf, daß sie nur in den Händen einer Organisation gut aufgehoben sein kann, die beides, Arzt und geschulte Kräfte, besoldete und freiwillige Pflegerinnen, zur Verfügung hat? Oder um ein anderes modernes Gebiet der Erziehungsleitung zu erwähnen: die Berufswahl und Berufsausbildung. Eine Berufsvormundschaft mit Tausenden von Mündeln besitzt natürlich eigene Beamte, die sich speziell der Aufgabe widmen, für die aus der Schule kommenden Kinder rechtzeitig geeignete Berufe zu wählen und passende Lehrstellen auszusuchen. Schaffen schon Gemeinden

und soziale Vereine für Kinder, die bei ihren Eltern sind, Lehrstellenvermittlungen und Beratungseinrichtungen für die Berufswahl, wieviel nötiger sind sie für solche Kinder, die die Eltern entbehren, deren Pflegeeltern auch nur über ungenügende Kenntnis der Aussichten der einzelnen Berufe, der augenblicklichen Lage des Arbeitsmarktes, der körperlichen und geistigen Vorbedingungen für die einzelnen Berufe verfügen. Mit der Schwierigkeit, eine genügende Berufsausbildung z. B. unserem gewerblichen Nachwuchs zu sichern, hat der Berufsvormund immer zu kämpfen. Gilt es doch für ihn oft nicht bloß geeignete Lehrstellen unter den vorhandenen auszusuchen, sondern neue Ausbildungsgelegenheiten zu schaffen, da die vorhandenen vernünftigen Ansprüchen nicht mehr genügen. Noch schwieriger ist die Frage, was mit den geistig minderwertigen Kindern nach der Schule werden soll, die ebenso dringend wie die normalen einer besonderen Berufsausbildung bedürfen, sollen sie nicht rasch in das große Heer der Vagabunden und Prostituierten hinabsinken, das sich unter den heutigen Verhältnissen vorwiegend aus ihnen rekrutiert. Und die Ausbildung in dem gewählten Berufe muß sorgsam beaufsichtigt werden, sowohl nach der Seite der Leistungen des Meisters wie des Verhaltens des Jugendlichen, der in diesem Alter der werdenden Selbständigkeit besonders gearteter Hilfe bedarf. Das sind alles schwierige Fragen, die der Einzelvormund wohl hier und da, aber in Anbetracht der großen Zahl der Mündel nicht immer lösen kann; es sind eben so große und schwierige Aufgaben für die Leitung der Erziehung, also die Vormundschaft entstanden, daß nur Organisationen ihnen gewachsen sind, die über eine gute Arbeitsteilung verfügen. Der Umfang dieser Berufsvormundschaft ist nicht aus äußerlichen Umständen, sondern aus inneren sachlichen Gründen erwachsen. Die Aufgabe der Vormundschaft in unseren Tagen erfordert unter den großen Verhältnissen größerer Landgebiete oder größerer Städte auch große Organisationen, die eben heute die reguläre Form der Vormundschaft werden dürften.

Die erwähnten größten Berufsvormundschaften des Deutschen Reiches entstanden zunächst aus Berufsvormundschaften von Behörden über die armen Kinder, die von ihnen im Wege der Armenpflege untergebracht wurden; an diese Gruppe schloß sich der Schutz der unehelichen Kinder an und mit beiden wurde schließlich die Bevormundung der verwahrlosten Kinder, der Zwangszöglinge verbunden. Diese Zusammenfassung der drei Schutzgebiete ist der Gang, den die Entwicklung selbst da nimmt, wo die Landesgesetze bisher eine solche Ausdehnung der Berufsvormundschaft nicht gestatten, wo also statt dessen die Ansammlung der Vormundschaften auf einen Beamten, indem dieser jeweils für jedes Mündel besonders bestellt wird, als Ersatz dient, so daß hier Berufsvormundschaft in der besonderen Art der Sammelvormundschaft entsteht, die als der Vorläufer einer späteren landesgesetzlichen Regelung erscheint. Bei der großen Bedeutung, die manche Kreise heute der Zwangserziehung wie den Jugendgerichten beimessen, könnte jene Reihenfolge, wie sie eben erwähnt wurde, manchem unrichtig erscheinen; viele werden geneigt sein, der Zwangserziehung

die wichtigste Bedeutung zuzuschreiben. Wie irrig das ist, zeigt schon ein Blick auf die Zahlen, die hier in Betracht kommen. Die Zahl der Zwangszöglinge im ganzen Deutschen Reiche wird ungefähr fünfzig- bis sechzigtausend betragen, ebenso groß wird die Zahl der Jugendlichen sein, die mit dem Jugendgericht Bekanntschaft machen. Dagegen beträgt die Zahl der Kinder, die in öffentlicher Armenpflege im Deutschen Reiche stehen, schätzungsweise zweihundertundfünfzigtausend, also eine Viertelmillion. An unehelichen Kindern unter vierzehn Jahren aber, die trotz Legitimation und Adoption unehelich und schutzbedürftig bleiben, sind eine Million, eine runde Million vorhanden, wozu noch die unehelichen über vierzehn Jahre kommen. Schon allein der Zahl nach sind die Zwangszöglinge sehr in der Minderheit. Wenn die Vereinigung der öffentlichen Schutzarbeit auf diesen drei Gebieten erfolgen soll, so ist nach der Zahl allein schon die obige Reihenfolge berechtigt. Sie ist es auch sachlich, da es sich bei der Zwangserziehung wie bei dem Jugendgericht stets um Kinder handelt, die entweder verwahrlost sind, schon mit dem Gesetz in Konflikt kamen, oder jedenfalls nahe davor stehen, während es sich bei der Berufsvormundschaft für Armenkinder und uneheliche Kinder um einen Schutzeingriff handelt, der nicht erst erfolgt, wenn Verwahrlosung da ist oder nahe bevorsteht, sondern bereits wenn ein rein äußerer Umstand — Verarmung, uneheliche Geburt — vorliegt, wodurch vielfach eine Vorbeugung vor jeder Verwahrlosungsgefahr ermöglicht wird. Diese beiden Schutzeinrichtungen — Armenpflege für Kinder und Schutz unehelicher Kinder — sollten daher in allererster Linie ausgebaut werden, weil sie ihrem eigentlichen Wesen nach vorbeugender Natur sind. Sie werden ihrer Zahl nach wie sachlich einmal den Mittelpunkt der öffentlichen einheitlichen Kinderfürsorge in der Form der Berufsvormundschaft bilden müssen, wozu freilich noch bedeutende Reformen auf allen diesen Gebieten erforderlich sind; aber wenn wir wirklich die öffentliche Kinderfürsorge entsprechend ihrer Bedeutung für den Staat und das Volk organisieren wollen, dann müssen wir uns rechtzeitig über das Ziel und den Weg dahin klar werden.

Auf einem Gebiete, das wir bereits erwähnten, kommt die Berufsvormundschaft wohl zu ganz allgemeiner Anerkennung: die moderne Säuglingsfürsorge, die in ihrem sachlichen Teil an die älteren Erfahrungen und Einrichtungen von Taube u. a. anschließt und sich dieses Ursprungs aus der Unehelichenfürsorge mehr und mehr bewußt wird, kommt zu der Erkenntnis, daß sie in der Berufsvormundschaft, die rechtliche Fürsorge und berufliche Erziehungsleitung vereint, eine sichere Grundlage findet, um gerade den schutzbedürftigsten Säuglingen zu helfen. Das erste große Ergebnis der Säuglingsfürsorge wird jedenfalls sein, daß jene vorhin erwähnte Million unehelicher Kinder mit Hilfe der Berufsvormundschaft schon in absehbarer Zeit einer planmäßigen allgemeinen Fürsorge für ihr Säuglingsalter teilhaftig wird und daß damit ein gleichmäßiger segensreicher Einfluß nicht nur auf diese Kinder und ihre Pflegeeltern, sondern zugleich auch auf zahlreiche eheliche Säuglinge derselben Bevölkerungsschicht ermöglicht wird.

Schon heute finden wir Berufsvormundschaft für jedes einzelne dieser Gebiete in verschiedensten Formen im Deutschen Reiche wie in Österreich. Die öffentlichen Kinderpflegeanstalten Frankreichs, die hospices, wie sie in den Rheinlanden z. B. zur Zeit der französischen Herrschaft errichtet wurden, behielten auch, als sie wieder preußisch geworden, die gesetzliche Vormundschaft für die von ihnen versorgten Kinder. Sie hatten ursprünglich nach französischem Recht die ganze Fürsorge für Armenkinder umfaßt. Als dann diese in Preußen mehr und mehr mit der anderen Armenpflege verschmolz, blieben sie nur Anstalten für einen Teil dieser Kinder. Dem Recht wie der Verwaltung ging die Erinnerung an den Ursprung der Einrichtung verloren und so kamen wir zu einer Berufsvormundschaft der öffentlichen Anstalten über die von ihnen verpflegten Kinder. Diese Anstaltsvormundschaften, die in mancherlei besonderen Formen bestehen, z. B. in Württemberg nur für die in den Anstalten untergebrachten Zwangszöglinge, finden sich heute noch in großer Zahl; manche von ihnen bevormunden bis zu sechshundert Kinder. Wir sehen also auch hier wieder die große Organisation als moderne Form der Vormundschaft, als Berufsvormundschaft.

Neben mehreren Hundert Berufsvormundschaften von Städten und größeren Kommunalverbänden, teils für ihre Armenkinder allein, teils nur für uneheliche Kinder — letztere meist als Sammelvormundschaft — finden wir Berufsvormundschaften auch als Einrichtungen von freien Vereinen. Die Vereine, die sich der Verbesserung des Vormundschaftswesens, im besonderen durch Heranziehen von Frauen widmen, haben eine Zeitlang geschwankt, ob sie für Einzelvormundschaft oder Berufsvormundschaft eintreten sollten. Sobald sie in die praktische Arbeit eintraten, haben sie sich rasch überzeugen müssen, daß der vereinzelte Vormund alter Art seinen Aufgaben beim besten Willen nicht mehr gewachsen ist, da er sich unbedingt organisieren muß. Sie haben daher auch die organisierte Vormundschaft, also die Berufsvormundschaft, auf ihre Fahne geschrieben. Diese Vereinsarbeit wird entweder in der Art eingerichtet, daß eine Person, der Vereinsleiter, durch Bestallung von Fall zu Fall eine größere Zahl, bis zu mehreren Tausend Vormundschaften als Berufsvormundschaft sammelt, während der Verein ihm die erforderlichen Mitarbeiter, die nötige Organisation — Rechtsvertreter, Arzt, geschulte Pflegerin — zur Verfügung stellt, wobei die freiwillige Mitarbeit von Frauen und Männern keine geringe Rolle spielt. Die Vereinsberufsvormundschaft kann auch so entstehen, daß die tätigen Vereinsmitglieder jeder für eine kleine Zahl von Mündeln verpflichtet wird, daß sie aber ihre Vormundschaft unter Unterstützung und Aufsicht der Vereinigung, die sie selbst bilden, führen, daß diese Vereinigung wieder ihnen als Hilfe Mittel organisierter Vormundschaft zur Seite stellt. Beide Formen sind ihrem Wesen nach viel näher verwandt, als manche Vorkämpfer der einen oder anderen Form glauben, beide sind nicht eine Abart der alten Einzelvormundschaft, sondern Formen der neuen Berufsvormundschaft. Es ist nicht

bloß die Menge der zuschützenden Kinder, sondern wieder die Schwierigkeit der Probleme der Erziehungsleitung, die zur Organisation, zur Berufsvormundschaft drängt.

Diese Berufsvormundschaften sind von humanitären wie von konfessionellen Vereinen ins Leben gerufen; sie sorgen teils für uneheliche Kinder, teils für verwahrloste und gefährdete Kinder und Jugendliche. Je nach dem Arbeitsgebiet oder der Art ihrer Mitarbeiter bevorzugen sie die eine oder die andere Gestaltung der Vormundschaft. Es gibt Vereinsvormundschaften, die mehrere Tausend Kinder umfassen.

Besonders viel erörtert wurde in letzter Zeit die Frage, wie weit solche freie Berufsvormundschaften von Vereinen neben den öffentlichen Berufsvormundschaften bestehen bleiben könnten. Nachdem man sachlich bezüglich der Notwendigkeit der Organisation der Berufsvormundschaft einig ist, handelt es sich im ganzen um ein Zukunftsproblem, denn zurzeit sind wir noch weit davon entfernt, daß die öffentliche Berufsvormundschaft schon wirklich alle die Kinder bevormunden und versorgen könnte, die diesen Schutz nötig haben. Es gilt vorerst eine geordnete Vormundschaft durchzuführen, und später bleibt bei jeder Form der Entwicklung der freien Vereinstätigkeit noch eine Fülle von Aufgaben übrig. Allein darüber sollen wir uns heute doch nicht täuschen, daß die Frage einmal sachlich entschieden werden muß, wie weit die öffentliche Fürsorge gehen soll und welche Gebiete der Privatfürsorge freibleiben müssen. Dieses Problem kann aber nicht für die Vormundschaft allein gelöst werden, auch nicht allein für sich auf dem Gebiete der Fürsorge, sondern die Entscheidung hierüber wird verschieden ausfallen, je nachdem wir uns überhaupt berechtigt glauben, die staatliche Tätigkeit auszudehnen. Eine Zeit, die der freien Bewegung des einzelnen wie der freien organisierten bürgerlichen Tätigkeit die erste Rolle zuschreibt, wird hierüber ganz anders urteilen, als wie z. B. wir in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten, wo wir die Staatstätigkeit überall mehr und mehr ausgedehnt haben, so daß schließlich ziemlich alle Parteien in einer mehr oder weniger offenen Begeisterung für die Leistungsfähigkeit des Staates oder staatlicher Organe auf allen Gebieten einig zu sein scheinen. Mit diesem großen politischen Problem wird auch das kleinere, wie weit öffentliche und wie weit private Berufsvormundschaft gelten soll, entschieden werden. Für unsere Beurteilung kann es sich zunächst nur darum handeln, festzustellen, wo für die Wahl der einen oder anderen Form besondere Gründe vorhanden sind. Die Vorzüge einer einheitlichen und gleichmäßigen Rechtsvertretung wie einer geordneten, gut geleiteten Pflegeaufsicht in den ersten Lebensjahren sprechen entschieden für eine öffentliche Organisation der Berufsvormundschaft für die jüngeren unehelichen Kinder, die Vereinsvormundschaft kann hier tatsächlich nur als Vorarbeit für eine solche große einheitliche Organisation gedacht sein. Bezüglich der Waisenkinder, der Armenpfleglinge, sowie der Zwangszöglinge und verwahrlosten Kinder sind die Verhältnisse noch sehr unklar. Die Vereins-

vormundschaft wird hier zunächst nach ihrer besseren rechtlichen Gestaltung zu streben haben und sich bemühen müssen, die Vormundschaft zur Sicherung und Durchführung ihrer erziehlichen und fürsorglichen Aufgaben auszunutzen. Vorbilder hierfür besitzen wir z. B. in Holland. Dort haben eine ganze Reihe von Vereinen und Anstalten besondere Anerkennung gefunden, so daß ihnen die Vormundschaft für Kinder, die öffentlich erziehungsbedürftig sind, überwiesen werden kann. Dort kann also die Zwangserziehung in der Art durchgeführt werden, daß Kinder der Vormundschaft dieser Vereine überwiesen werden, was mir sehr beachtenswert erscheint. Jedoch schon in der Form der Sammelvormundschaft bietet die Berufsvormundschaft der Vereinsarbeit sehr wesentliche Vorzüge, indem sie ihr eine rechtliche Sicherung ihrer Arbeit ermöglicht. Die Vereinsarbeit für gefährdete Jugendliche findet viel richtiger hier ihren Platz als in einer Anlehnung an das Strafrecht und den Strafrichter, denen Erziehungsfragen ganz fernliegen.

Das wachsende Verantwortlichkeitsgefühl, das unseren Jugendlichen gegenüber in immer größerem Maße zur Geltung kommt, weil wir uns der Aufgaben der Erziehung klarer bewußt werden — nicht weil die Jugendlichen so wesentlich schlechter geworden sind — findet in der Berufsvormundschaft seinen schönsten und besten Ausdruck. Vormundschaft ist — um es nochmals in wenigen Sätzen zusammenzufassen — Auswahl und Leitung der Erziehung. Diese ist heutzutage nur möglich in Form einer Organisation, ein einzelner ist ihren vielfältigen Aufgaben nicht mehr gewachsen. So entsteht die organisierte Vormundschaft, die Berufsvormundschaft als notwendige Fortbildung der älteren Vormundschaftsform und als Mittelpunkt für den modernen Ausbau unserer Kinder- und Jugendfürsorge öffentlicher und privater Art.

Neu-Kamerun

Die Beratung des Kolonialetats im Reichstag wird vermutlich das zurzeit durch die Balkanwirren ganz in Anspruch genommene öffentliche Interesse wieder den Kameruner Neuerwerbungen zuwenden.

Seit dem Abschluß des Marokko-Kongovertrages ist manches geschehen, um das Urteil über unseren kolonialen Gebietszuwachs unbefangener und sachlicher zu gestalten, als es im November v. J. der Fall war. Da ist zunächst die Berner Konferenz, deren Ergebnisse in der Öffentlichkeit bisher nicht die ihnen zukommende Beachtung gefunden haben. Vielleicht war es

gerade die taktvolle und diskrete, der Sensation wenig Stoff bietende Art, wie die Verhandlungen geführt wurden, die diese Nichtbeachtung verschuldet hat. Unseren Delegierten wird man die Anerkennung nicht versagen können, daß sie in allen offenen Fragen des Vertrages Entscheidungen herbeigeführt haben, die unseren Interessen durchaus günstig sind.

Der Ausgangspunkt der Grenze an der Massolié-Mündung ist zu unserem Vorteil nach Süden verschoben worden, wodurch das an sich schmale Gebiet südlich Muni erheblich verbreitert worden ist; die Verbindung dieses Gebietsdreiecks mit dem übrigen Schutzgebiet um die Muni-Ecke herum ist gesichert, und zwar verständigerweise nicht durch festgezogene Linien, sondern durch Abgrenzungen, die an Ort und Stelle den Verkehrsbedürfnissen entsprechend vorgenommen werden sollen. Diese Entscheidungen, deren Durchsetzung zu den wichtigsten und schwierigsten Aufgaben unserer Delegierten in Bern gehörten, scheinen diejenigen wenig zu interessieren, die in der Erwerbung Neu-Kameruns nach wie vor einen schweren Fehler erblicken. Von dieser Seite werden fortgesetzt die Klagen darüber wiederholt, daß für unsere beiden Uferstrecken am Kongo und Ubangi keine Verbesserungen erreicht worden seien. Und doch ist jeder Zweifel daran, daß der Ubangi-Zipfel den Strom unterhalb der Schnellen erreicht, vollkommen unberechtigt. Es ist vielmehr mit Sicherheit festgestellt worden, daß der im Zipfel liegende Ort Singa, der einen durch Riffe geschützten natürlichen Hafen mit guten Tiefenverhältnissen besitzt, nicht nur eine geeignete, sondern die geeigneteste Stelle ist, die wir am Ubangi erwerben konnten. Mit Recht haben deshalb unsere Delegierten die guten Ratschläge, eine Verlegung dieses Zipfels nach Mongoumba zu fordern, nicht beachtet. Ebenso unberechtigt ist die Trauer um den vermeintlichen Verlust der Kongo-Inseln. Wir glauben nach dem Vertrage ein unbestreitbares Anrecht auf die Talweggrenze zu haben und erwarteten daher, wie es tatsächlich geschehen ist, daß unsere Delegierten hierin den französischen Forderungen nicht nachgeben, sondern schiedsgerichtlicher Entscheidung vorbehalten würden. In vorsorglicher Weise haben sie ferner für den unwahrscheinlichen Fall eines Unterliegens in diesem Rechtsstreit Abmachungen getroffen, die diejenigen Nachteile vermeiden sollen, mit denen wir am Oranje und am Volta zu kämpfen haben. Zunächst muß nun an Ort und Stelle festgestellt werden, ob überhaupt ein Streitobjekt vorhanden ist; denn nach den mangelhaften Karten steht bisher nicht fest, ob zwischen den von den Endpunkten unserer kurzen Uferstrecke nach dem Talweg gefällten Perpendikeln Inseln enthalten sind. Sicher ist aber, daß alle Inseln vor der Sanga-Mündung unbewohnte und zum größten Teil unbetretbare Gebilde sind. Die Inselfrage ist daher von untergeordneter Bedeutung und wird unberechtigterweise in den Vordergrund geschoben. Fast wie ein Scherz mutet es an, daß die deutschen Delegierten uns einen Anspruch auf die im französischen Gebiet liegenden Schari-Inseln vorbehalten haben, wenn die französische Auffassung über die Zugehörigkeit der Kongo-Inseln anerkannt werden sollte! Aber auch hier können wir ihre Gründ-

lichkeit nur loben; denn eindrucksvoller läßt sich die Unhaltbarkeit des französischen Anspruches kaum darstellen. Die Grenzfestsetzungen des Vertrages bieten demnach zurzeit keine Fragen mehr, die einer besonderen Erörterung bedürfen. Wir können in Ruhe die Arbeiten der Grenzkommissionen und ihre weiteren Vorschläge abwarten. Daß die theoretischen Grenzlinien Unbequemlichkeiten zur Folge haben werden, ist möglich, aber unüberwindlich werden sie nicht sein. Wichtig ist es, die Zugehörigkeit aller Grenzdörfer genau zu kennen und kartographisch festzulegen. Diese Aufgabe ist in der Instruktion für die Grenzexpeditionen enthalten und wird hoffentlich erfüllt werden.

Was nun den Wert unserer Neuerwerbungen anbetrifft, so klammert sich auch hier die Schar der Unzufriedenen an einzelne, für abfällige Kritik besonders geeignet erscheinende Punkte und wird nicht müde, auf die Zwecklosigkeit der beiden Zipfel, die Folgen der Schlafkrankheit und die Nachteile des Konzessionswesens hinzuweisen. Die Gefahren der Schlafkrankheit werden sicherlich übertrieben; im Sfanga-Zipfel ist sie nach den letzten französischen Berichten durch die drastischen Maßregeln der Eingeborenen sehr zurückgegangen. Die Verhältnisse am mittleren Sfanga, wo der Hauptherd liegt, sind derart, daß man durch energisches Eingreifen der Seuche Herr werden wird. Wie hat die Schlafkrankheit in Uganda gewütet und wie schnell heilen unter den sachgemäßen Gegenmaßregeln der Engländer ihre Wunden! Was berechtigt also zu der Annahme, daß Neu-Kamerun bald bis auf wenige entkräftete Existenzen entvölkert sein werde?

Die Konzessionsgesellschaften werden sich in die neuen Verhältnisse fügen und haben den Wunsch zu erkennen gegeben, mit der deutschen Verwaltung in gute Beziehungen zu treten. Ihr Bestehen ist sicherlich kein Vorteil, doch braucht man ihretwegen nicht an jeder Entwicklungsmöglichkeit Neu-Kameruns zu verzweifeln. Der vielleicht beste Teil der Neuerwerbung, das Gebiet westlich des Logonebogens, ist übrigens konzessions- und glossinenfrei und verdiente größere Beachtung als bisher.

Der Sfanga-Zipfel wird in Grund und Boden kritisiert, weil er ein Überschwemmungsgebiet ist. Muß denn ein solches unter allen Umständen wertlos sein? Haben wir nicht gerade in Afrika mehrere Beispiele dafür, daß Überschwemmungsgebiete sich zu besonders hoher Kultur entwickeln lassen? Dem unglücklichen Bonga wird ähnlich den benachbarten Kongo-Inseln eine Bedeutung beigelegt, als ob mit ihm die Zukunft des Sfanga-Zipfels stehe und falle. Die Nachrichten über diesen Platz lauten verschieden. Zieht man aus ihnen das Mittel, so scheint die Stelle in manchen Jahren trocken zu bleiben, in anderen Überschwemmungen ausgesetzt zu sein. Man kann nun wirklich der Verwaltung unseres Schutzgebiets, wenn sie hier eine Station anlegen will, die gar nicht so schwere Aufgabe zutrauen, den Platz so zu erhöhen, daß er auch in schlechten Perioden gegen jede Wassersnot gesichert bleibt. Natürlich denkt niemand daran, eine Eisenbahn durch den Sfanga-Zipfel nach dem Kongo zu

bauen, aber der Besitz des großen schiffbaren Sanga-Stromes mit seinen holzreichen Ufern ist von nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher Bedeutung. Ebenso sollte ein Blick auf die Karte genügen, um die Vorteile des Ubangi-Zipfels erkennen zu lassen. Die Fortsetzung unserer Kamerunер Mittellandbahn zielt zunächst auf den mittleren Sanga etwa bei Nola, von da auf Singa am Ubangi, so daß sie über zwei schiffbare Ströme als Zubringer verfügen wird. Dazu ist der Ubangi-Zipfel ein reiches, gut bevölkertes Land und für Bahnbau vorzüglich geeignet. Wie ungleich höher sind jetzt die Ziele unserer Bahnpolitik gesteckt, als früher, wo sie an der Grenze Alt-Kameruns ihr Ende fanden.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war es in England nach schweren Fehlschlägen verpönt, den Namen „Niger" auszusprechen. Heute ist dieses verachtete und todbringende Sumpfgebiet Englands beste afrikanische Kolonie, und man lacht über die Kritiker von damals. Wir sollten diesen Fingerzeig für unser Verhalten gegenüber Neu-Kamerun beachten: mit Zuversicht sollten die hier gebotenen Entwicklungsmöglichkeiten aufgegriffen, pessimistische Anwandlungen dagegen unterdrückt werden. Der Mann, der von großen kolonialpolitischen Gesichtspunkten ausgehend die Erwerbung von Neu-Kamerun zustande gebracht hat, sollte zwar die richtige Wertschätzung seines Werkes nicht mehr erleben. Der nachträgliche Dank und die Anerkennung der Nation wird ihm aber sicher sein. o

Briefe aus Trebeldorf

Von Karl Krickeberg

(Zweite Fortsetzung)

Trebeldorf, den 1. November 19..

Ein Idyll habe ich entdeckt, lieber Cunz, ein wunderheimlich, liebliches Idyll.

Unter den Jungen, die sich von Stunde zu Stunde inniger zu meinem Herzen emporranken, ist einer mit Namen Paul Ewert, ein wahrhaft glänzend begabter kleiner Kerl von wenig mehr als zwölf Jahren.

Noch einige seinesgleichen sind da. Mit denen zu arbeiten ist eine Lust. Grundtüchtige Ärzte, bedeutende Forscher, allererste Staatsmänner sind leicht ein reichlich halbes Dutzend unter ihnen verborgen.

Aber es fehlt die Gelegenheit zur Höhenwanderung. Die Eltern sind arm, und so werden sie wie die Väter kleine Torfbauern, Pferdeknechte, Kuhfütterer, Tagelöhner und schieben mühselig ihren Lebenskarren.

Blutig revolutionäre Gedanken können einen packen, wenn man den Blick nach der anderen Seite schweifen läßt über so manchen Strohkopf, der Jahr um Jahr auf einer höheren Schule die Bänke drückt. Der Vater hälts aus. Er hat die Geduld und das Portemonnaie. So wird gesessen und gedruckst und durchgeschleppt und weitergeschoben, quällig von Stufe zu Stufe. Schließlich dann der große Erfolg mit der Berechtigung, des Kaisers Ehrenrock nur ein einziges Jahr tragen zu brauchen.

Meinetwegen das immerhin noch. Wenns nur die Hirnverlassensten nicht immer wären, die sich nachher aufpusten, den Kopf in den Nacken werfen und die Nase am höchsten tragen! Als ob sie vor den übrigen etwas anderes voraus hätten als die sinnlose Bevorzugung durch ein blind waltendes Geschick! Doch ich vergesse mich.

Von meinem Idyll sollst Du hören.

Paul Ewert ist also der Aufgeweckteste einer. Es ist erstaunlich, mit welchem Hunger er alles und jedes ergreift. Du solltest ihn sehen, wie er dasitzt mit seinen neugierklugen Augen, solltest die klaren und verständigen Fragen hören, mit denen er mich nicht selten in Verlegenheit jagt. — In alle Gründe des Wissens späht er mutig hinein. Er verträgt kein Dunkel.

Weiß der Himmel, wo nur der Junge die Bücher alle aufstöbert hier in Trebeldorf. Aber er trifft sie mit sicherem Spürsinn und wählt sie mit eigenem Geschick. Überall findet er Nahrung für sein kleines Köpfchen, in das er mühelos alles wohlgeordnet hineinbringt.

Schon ist er mit seinem Schiller befreundet wie kaum ein Gleichaltriger auf dem Gymnasium. Den deklamiert der kleine Mann, abgesehen natürlich von einigen Trübungen durch den hier herrschenden Dialekt, mit bezaubernder Anmut.

Besonders gern liest er geographische Bücher, Reiseschilderungen und dergleichen, und es ist bald kein so entlegener Erdenwinkel mehr, den er nicht aufgespürt hätte und sich in greifbarer Vorstellung zu gestalten wüßte.

Und nun erst die kleinen physikalischen Apparate alle, die er mit den bescheidensten Mitteln zusammengebaut hat! Es ist lächerlich, die Dinger in ihrer Anspruchslosigkeit anzuschauen, aber sie arbeiten ausnahmslos mit einer Selbstverständlichkeit, als könne das gar nicht anders sein.

Und was wird aus ihm? — Ein Torfbauer wie der Vater. Er denkt auch gar nicht daran, daß es einmal höher hinaufgehen könne. — Welch eine Fülle von geistiger Kraft liegt dann auch hier wieder auf Brachland!

Die täglich gleichförmige Arbeit wird über sein Dasein kommen, auch etwas Sorge und Not vielleicht. Sie werden diesen Geist umspinnen, und damit wird auch diesem Leben der Weg gezeichnet sein. Er wird sich besinnen in späteren Jahren, daß er in der Knabenzeit in der Reihe der kleinen Geisteshelden stand, und daß seine Lehrer, der Konrektor zumal, ihn lieb hatten.

Paul Ewert ist nun seit vier Tagen krank. Sein Vater hat mir einen Brief geschrieben:

„Geerter Herr Cohnrektor!

Paul mus pahr Wochen Fehlen in Schulen. er is von einen wagen Gesprungen. liegt nu ins Bett. er hat einen Knochen ins Linke bein.

es grüst

Hinrich Ewert."

Kein eigentlicher Brief ist es. Unbeholfen und mühsam gekritzelt stehen da die linkischen Schriftzeichen auf einem von einem Steuerzettel oder einer Rechnung abgetrennten Blatt. Unten links ist ein runder Fettfleck. Es ist nichts Schönes, und doch heften sich meine Augen immer und immer wieder auf den Zettel.

Was mochte dem kleinen Paul fehlen?

Heute habe ich mich, wie ich zu tun pflege, in die Wohnung des Kranken begeben.

Und da war das Idyll.

Ich stapfe in der Dämmerstunde durch eine der kümmerlich schmalen und holperigen Seitengassen. Die Hausnummern sind alle vom Regen verwaschen, und mit Mühe nur finde ich in der gleichförmigen Reihe das graue, einstöckige Häuschen, in dem mein Patient liegt. Ich lausche erst draußen. — Kein Laut. — Traulich schimmert durch die herzförmig geschnittenen kleinen Öffnungen oben in den grünen Fensterladen ein Lichtschein.

Ich trete über die Türschwelle. Die Haustürglocke bimmelt laut über den weiten, spärlich erhellten Flur, der mit roten Mauersteinen gepflastert ist. Ein zottiger Hund springt mir blaffend entgegen.

Aus der Stube schilt eine kräftige Männerstimme: „Ruhig, Schnauzel, ruhig! — Verdammter Köter!"

Ich klopfe an die Tür.

„Herein!"

In dem engen Raum ist wenig Licht, aber es durchströmt ihn eine mollige Wärme. Eine echte und rechte Bauernstube. Der Fußboden mit weißem Sande bestreut.

Auf dem weiß gescheuerten Tisch brennt mit kleiner Flamme eine sauber geputzte messingene Stangenlampe. Dahinter, mit dem Rücken hart an der Wand, sitzt auf hochlehniger Holzbank die Hausmutter. Sie flickt an einem großen Laken. Neben ihr zur Seite des braunen Kachelofens pafft in dem ehrwürdigen Lehnstuhl mit den zwei großen Ohren Vater Ewert gemütlich aus seiner kurzen Pfeife.

An der linken Seite des Tisches stopft, über die Arbeit gebeugt, ein junges Mädchen an einem grauen, langschäftigen Strumpf.

Neugierig und unsicher lugt hinter der Lampe hervor die Mutter auf den eintretenden Fremdling. Der Vater nimmt für einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde. Auch die Tochter schaut von ihrer Arbeit zu mir auf.

Einen Augenblick völlige Stille. — Merkwürdig, wie unsicher man sein kann, gerade bei so ganz einfachen Leuten. — Ich weiß den Anfang nicht zu finden.

„Guten Abend," sage ich.

Wieder einen Moment lautloses Schweigen. — Da plötzlich ein heller Freudenschrei aus einer dunklen Nische rechts von der Ofengegend her, in die meine Augen noch nicht zu dringen vermocht haben: „Herr Konrektor!"

Der kleine Paul ists, dem dort sein Schmerzenslager bereitet steht.

Ich achte der übrigen nicht. Mit drei, vier Schritten bin ich an seinem Bett und lasse mich auf die Kante nieder. Jubelnd streckt er seine kleinen Arme in die Höhe, wie um mich zu umschlingen in Dank und heißer Liebe dafür, daß ich zu ihm gekommen bin. Und er umarmt mich wirklich, dieses glückliche Naturkind, wie einen Bruder. Auch meine Hände legen sich um seinen Nacken.

So herzlich bin ich noch in keinem Hause vorgestellt worden.

„Paul!" ruft ihm die Mutter tadelnd zu, „Paul! Junge! Schickt sich das?"

„Lassen Sie den Jungen!" entgegne ich. „Lassen Sie ihn, Frau Ewert. Er freut sich. Er weiß, daß er mein Bester ist."

Der Vater sagt gar nichts. Er reißt nur vor Staunen den Mund auf. Sowas hat er noch nicht erlebt. Es mag auch wohl nicht alltäglich sein.

Die Tochter lächelt ein feines Lächeln.

„Anna", wendet sich die Mutter an sie, „einen Stuhl für Herrn Konrektor!"

Ich wäre lieber auf der Bettkante sitzen geblieben. — Das Mädchen steht auf und rückt einen Brettstuhl an den Tisch, während ich dem Alten und der Frau die Hand reiche.

Mein Blick streift die aufrecht stehende Tochter:

Eine prächtige Erscheinung. Das schlichte blaue Kattunkleid mit den weißen Pünktchen schließt knapp an die voll erblühte gesunde Gestalt von reichlicher Mittelgröße.

Ich danke ihr, und sie setzt sich wieder an ihre Arbeit.

Paul ist von allen der einzig geschwätzige. Vom Bett aus erzählt er lebhaft, wie alles gekommen ist.

Mit Jürgen Koch und August Siewers hat er Kapländer gespielt auf dem Hofe des Vaters. Da ist er beim Absteigen vom Wagen auf eine Speiche getreten, und der Wagen ist ins Rollen gekommen. Zugleich hats einen deutlichen Knacks gegeben, und das Bein ist gebrochen gewesen. Doktor Henschel hat einen Gipsverband angelegt, und das hat sehr weh getan. Sein größter Kummer ist aber, daß er nun vier Wochen nicht in die Schule kann.

Ab und zu greift die Mutter in seinen Bericht ein. Ich sehe dabei in ihr freundliches, kluges Gesicht, und die unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Jungen macht sie mir sofort lieb.

Der Vater ist einsilbig. Er hat nicht das an sich, was wir übertünchten Europäer als Lebensart bezeichnen. Er raucht seine Pfeife sachte weiter. Doch ist er nicht unfreundlich. Es haftet vielmehr an ihm eine gewisse Verlegenheit, eine Art beklommener Scheu, wie sie die kleinen Leute vor uns „Gelehrten" bisweilen empfinden.

Ich sage ihm, daß Paul ein ungemein begabter kleiner Mensch ist.

Da lächelt er: „Das hat er von mine Fru. Die is auch nicht auf'n Kopp gefallen."

„Nu nee, Vater," meint sie, „ein bißchen Pfiffigkeit hat noch keinem Menschen nich geschadt."

„Darf man nich zu viel werden. Was soll'n Torfstecher mit so'n offenen Kopp. Alle, die soviel gelernt haben, sind nachher bloß unzufrieden."

„Je nun, Vater Ewert," werfe ich ein, „was einer vom lieben Gott hat, das hat er nun mal. Wer wird sich die Augen verbinden, wenn er hell in die Weite sehen kann!"

„Der Junge ist immer beim Erfinden," meint die Mutter. „Nu hat er 'ne neue Torfstechmaschine vor. — Zeig mal her, Paul!"

Langsam und vorsichtig dreht sich Paul auf die Seite, langt unter das Bett und holt sein Holzmodell hervor. Begeistert erklärt er mir, wie das Ding arbeiten soll. Der Torf, sagt er, muß noch viel tiefer herausgestochen werden. Ganz unten sitzt der beste, und wenn man noch weiter hinab könnte, würde man zuletzt auf Kohlen stoßen.

Während des Gesprächs gleiten meine Blicke wiederholt durch die Stube, und es lichtet sich mir allmählich in den dunklen Winkeln.

Wie behaglich doch diese ungewollte Natürlichkeit wirkt! — Auf der Fensterbank stehen Blumen, die wohl Anna pflegt. Auf dem Ofensims prangt ein großer, blanker Messingmörser, und an der Wand hinter mir, neben der Tür, tickt, würdevoll pendelnd, die alte große Standuhr. Überall Sauberkeit und Ordnung.

Am liebsten aber schiele ich heimlich zu dem stummen Mädchen hinüber.

Ihre fleißigen Hände ziehen Faden um Faden durch das grobmaschige Strumpfgeflecht. Das schwere schwarze Haar ist glatt gescheitelt. Nur ein paar lose Löckchen fallen liebkosend über die klare Stirn. In dem lieblich rosigen Angesicht stehen ein paar große dunkelblaue Augen unter kräftig gezogenen Wimpern, und in ihnen liegt etwas Schelmisches.

Wie alt sie wohl sein mag? — Zwanzig höchstens, schätze ich.

In bescheidener Zurückhaltung schweigt sie zu allem, was gesprochen wird. Und ich hätte so gerne auch von ihr ein Wort gehört.

Es fällt mir ein, daß Paul des öfteren von seiner großen Schwester gesprochen hat. — Was wars doch nur? — Ach so, ja, daß er ihr immer seine Aufsätze vorliest, und daß sie seine Anzüge so sauber in Ordnung hält.

Daß ich die überhaupt noch nicht gesehen habe in unserem kleinen Trebeldorf! Daß man von ihr im Hotel noch nie ein Wort gesagt hat! Da kommen doch sonst immer alle Mädchen dran.

Sie ist geradezu eine Schönheit. Für einen Augenblick denke ich sie mir als Dame, in elegantem Kostüm.

Nein, das nicht! — Sie ist reizender so. — Ob sie in anderem Rahmen so wirken würde? — Mich dünkt, wer die einmal freit, der ist nicht betrogen.

Mit dem Alten spreche ich noch von der letzten Torfernte, von dem großen Feuer, das vor drei Jahren hier gewütet hat, von dem überall beliebten Stadtsekretär und dergleichen. Er erzählt, daß ihm vor einigen Wochen ein junges Pferd an der Kolik eingegangen ist, und daß das Unglück immer gleich scheffelweise kommt. — —

Meine Zeit ist um. Ich erhebe mich. Die Eltern bedanken sich einfach, aber herzlich für die Ehre. Der kleine Paul will meine Hand gar nicht wieder loslassen, und er fragt flehend: „Kommen Sie wieder, Herr Konrektor?"

„Ach ja, bitte!" sprudelt es da plötzlich aus der Schwester heraus. Sofort aber, wie wenn sie über ihr eiliges Wort erschrickt, fügt sie, zur Entschuldigung gewissermaßen, hinzu: „Paul spricht soviel von Ihnen. Sie machen ihm eine Freude, wenn Sie wiederkommen."

Die Alten nicken ihre Zustimmung, und ich bin ein fröhlicher Mensch. —

Lache nicht, Cunz! Ich schreibe es hin in buchstäblichster Wahrheit: Ich bin ein fröhlicher Mensch, da dieses schlichte Bauernkind so zu mir spricht, ihre Hand in die meine legt und mich durch ihre Augen hindurch einen tiefen Blick tun läßt auf den klaren Goldgrund ihrer Seele.

„Ich komme wieder, Fräulein."

„Aber, Herr Konrektor!"

„Was denn?"

„Ich ein Fräulein?"

„Was sonst?"

„Ewerts Anna bin ich."

„Na, dann also Anna. Ich komme wieder." — —

Das war ein Tag, der wert war, gelebt zu sein. — Denke darüber, wie Du willst, mein Freund. — Jubeln möcht ich!

In dieser Stimmung grüße ich Dich.

Dein Edward.

(Fortsetzung folgt)

Der neue Träger des Volks-Schillerpreises

Von Dr. Karl Freye in Berlin-Friedenau

Eulenberg ist alles Gute zu wünschen, auch der Volks-Schillerpreis. Aber für sein Liebesstück „Belinde" hat er ihn nicht verdient.

Denn „Belinde" ist gar kein Drama. Es ist ein Plan, eine Skizze, die den Leser (gesehen habe ich das Stück noch nicht) durchaus nicht befriedigt, wenn auch ihre Hauptentwicklung energische Richtung hat. Hier ist Gerippe, aber kein Fleisch. Und leider ist noch ein zweiter großer Mangel da: Eulenbergs Manier ist hier in unerträglicher Art versteinert und hervorgetrieben. Seine Neigung, Komik und Tragik zu mischen, ist ganz willkürlich betont, bis zum Läppischen. Und es ist zu befürchten, daß Eulenberg der plötzliche Erfolg dieses Stückes im doppelten Sinne schadet: einmal in der Meinung des Publikums, das ihn gerade nach diesem Werk beurteilen wird, dann in seiner eigenen Überzeugung von seinem Können.

Eulenberg selbst wird nichts davon zugeben wollen. Aber man soll es ihm um so mehr sagen, daß er irrt oder zu irren droht. Er schreibt neuerdings seine Dramen so rasch, daß man staunend in einem gereimten Bekenntnis von der übermäßig peinigenden Selbstkritik las, die er an seinem Schaffen übe. Und er hat sich theoretisch verrannt. Er will durchaus auf eine Mischgattung der Tragikomödie hinaus, die ihn in dieser einseitigen Bevorzugung nicht mehr zur vollen Entfaltung seiner poetischen Fähigkeiten kommen läßt.

Gerade die neueren Werke Eulenbergs sind von Mitschaffenden höchlich gelobt. Dehmel in seiner Arbeit „Tragik und Drama", die er seiner Tragikomödie „Der Mitmensch" vorangestellt hat, rühmt den „Natürlichen Vater", und Frank Wedekind spricht bei dem gleichen Stück (das er sehr unsinnig mit Niebergalls Lokalposse zusammenstellt) von einer „herrlichen Schöpfung", von „vollendeter Form". Mit dem Lob dieses Stückes haben nun beide ohne Zweifel recht, und rühmen muß man auch Eulenbergs echteste „Tragikomödie" „Alles um Geld". Trotzdem aber sollte man den Dichter unablässig warnen, in die Sphäre dieser beiden besonders stehenden Stücke sich zu bannen und sich immer mehr Wedekinds Grotesken zu nähern. Gerade darin wird Eulenberg von Freunden bestärkt; da heißt es in Peter Hamechers Büchlein über Eulen-

berg (1911): dieser Dichter habe „das Recht auf seine Form, die ihm zur Vollkommenheit des künstlerischen Ausdrucks notwendig ist und ihm eigentümlich zugehört", er habe das Recht, „jede Kritik, die ihm eine andere Form aufdrängen will, anstatt sein persönliches Maß zu begreifen und sein Werk von hier aus zu beurteilen, als unberechtigt abzulehnen". Gewiß hat jeder Dichter diese beiden Rechte; es fragt sich eben nur, wo die eigentlichen Fähigkeiten eines jeden liegen, und ob er sie erkannt hat.

Jene zitierte Bemerkung schließt Hamecher an eine im Grunde ablehnende Kritik des Eulenbergschen „Ulrich von Waldeck" an. Er erklärt nämlich dies Drama für einen Irrtum, für den Versuch einer Konzession. Auf den typischen Eulenbergschen Helden und seine besondere, rein gefühlsmäßige Erlebnis- und Äußerungsweise lasse sich eben kein „Handlungsdrama" aufbauen, wie das hier versucht sei. Es ist zuzugeben, daß die Art und Weise dieses von Eulenberg völlig erfundenen Waldeckschen Fürsten, seine individuelle, trotzige Verschrobenheit sich wunderlich dazu eignen, um eine Haupt- und Staatsaktion daraufzupfropfen. Sicherlich ist hier keine historische oder politische Tragödie entstanden, sondern nur eine Dichtung von einem gekrönten Sonderling, der an seiner inneren Weichheit, Echtheit und an seiner äußeren Schroffheit, Wildheit, Lebensunfähigkeit zugrunde geht. Sicher ist es auch richtig, daß Eulenbergs Können sich in einzelnen Fällen wirklich nicht in der Bahn des geläufigen Schauspiels oder Trauerspiels oder Lustspiels bewegen kann. Die Folgerung, die sich daraus ergibt, scheint mir aber eine ganz andere zu sein, als die von Hamecher gezogene. Gewiß, auch diejenigen seiner Dramen, in denen Eulenberg sich, wie im „Ulrich von Waldeck", um große, ideentragende Stoffe bemüht, werden wohl einen Zug individueller Verschrobenheit immer behalten, seine Helden werden immer etwas wie Eulenberg aussehen, sie werden daher der großen Menge nicht gefallen, vielleicht überhaupt gar nicht verständlich sein. Trotzdem ist Eulenbergs Können seiner Hauptkraft nach viel zu sehr rein poetisch, gestaltend, als daß man ihm dazu raten dürfte, das Groteske zu seinem eigentlichen Felde zu machen, sich eine feststehende Mischgattung zu bilden, ein Original sein zu wollen. Es kann Stoffe geben, die bestimmten Stimmungsmischungen in Eulenberg besonders gut liegen; daraus kann denn wohl einmal so etwas wie eine Sondergattung entstehen: im „Natürlichen Vater" hat er seine Komödie, in „Alles um Geld" seine Tragikomödie gegeben. Behüte aber den Dichter ein gutes Geschick oder besser seine Einsicht davor, daß er, der viel Reichere, sich auf diese Gattungen schematisch festlegt. Wir haben bereits mehrere Beispiele dafür, daß Eulenberg sich alles verdarb, weil er seltsam sein wollte: „Alles um Liebe", ein Stück, das Eulenberg nach den drei Ausgaben zu 20 Pf., zu 2,50 Mark und zu 25 Mark zu urteilen, besonders lieb sein muß, ist meines Erachtens eine wirre Groteske ohne Sinn und Zweck, und „Belinde", ein Stück, dessen tragische Handlung wohl fesseln könnte, hat keine Charaktere, nicht einmal mehr poetische Situationen (die doch auch der „Natürliche Vater"

so wundervoll enthält) und ist entstellt durch ein zusammenhangloses Zwischenspiel, das, von einigen guten Witzen abgesehen, nicht Shakespearisch, nicht Eulenbergisch, sondern nur gemacht und gewollt ist. Gewiß, einem Talent, das nur groteske Begabung hat und sich durchaus an poetische Stoffe macht, dem soll man raten: such dir deine besondere Gattung; aber einen Charakterkopf, dessen erste schöne Leistungen bereits durch Überpersönliches gefährdet waren, den soll man warnen, das Eigenartige ja nicht zum Fratzenhaften werden zu lassen. Wohl existiert ein Gegensatz zwischen Kleist und Eulenberg, und zu einem objektiven, bis zum Schlußwort klaren Schauspiel wie dem „Prinzen von Homburg" wird der letztere es vielleicht nie bringen können. Aber ein noch größerer Unterschied besteht von Natur zwischen Eulenberg und Wedekind. Eulenberg ist ein Dichter, kein Halb- oder Viertelsdichter, kein Verfasser von wuchtigen Grotesken wie Wedekind, dessen Schöpfungen sich nur hie und da mit dichterischer Gestaltung berühren. Die Entwicklung, die wir Eulenberg wünschen, ist die des Reinpoetischen seiner (gottlob) meisten Dramen. Ein Stück Querkopf wird er wohl trotzdem ewig bleiben, aber er sollte es zurückzudrängen suchen, nicht hervortreiben!

Vor etwa einem Jahre (1911, Heft 42) ist in diesen Blättern schon einmal über Eulenbergs Schaffen geurteilt worden, zum Teil sehr treffend, in der Hauptsache aber meines Erachtens allzu schroff. Denn damals wurde die Mehrzahl aller Dramen Eulenbergs als gemacht und forciert abgelehnt. Schon „Anna Walewska" (das zweite, nicht das fünfte der Eulenbergschen Dramen) wurde als Ausgeburt eines Kopfes, der ungangbare Seitenwege liebe, als lebensfremde Schreibtischkonstruktion bezeichnet, und es galten im Grunde nur „Dogenglück", „Leidenschaft", „Ein halber Held".

Mit der Tragödie „Dogenglück" (entstanden 1898) begann Eulenberg. Ich urteile auch über Vorzüge und Schattenseiten dieses Stückes nur teilweise ähnlich wie mein Vorgänger in diesen Blättern. Dies Werk des damals zweiundzwanzigjährigen Eulenberg ist selbst unter seinen eigenen Dramen das Sturm- und Drangstück als solches. Wie der junge Klinger folgt Eulenberg Shakespeare. Da wimmelt es von übertreibenden und überflüssigen Shakespeare-Reminiszenzen auch in der Diktion, so daß ein naturalistisch geschulter Leser das Buch leicht als Bombast beiseite legen kann. Und als ob man in Klingers „Zwillingen" läse — in diesem Drama Eulenbergs, das von einem Dogen Falieri und seinem Feinde Steno handelt, wird zeitlos von Flintenschüssen und Zigarren gesprochen! Da haben wir endlich einen Schlußakt im Narrenhause, der wie ein übertriebenes Gemenge aus den Wahnsinnsszenen in Shakespeares „Hamlet", Klingers „Otto" und Bonaventuras „Nachtwachen" aussieht. Und doch — in jedem Akt ist mindestens eine wundervolle, bildhafte Szene: am Schluß des ersten der schwermütig dunkle Hochzeitsabend des alten Dogen Falieri und der jungen Dogaressa, im zweiten die geniale Szene, in der die einst so unschuldige Dogaressa den Jugendgeliebten Steno um seine Zukunft betrügt und wie eine

Katze in unentrinnbare Sünde und Not zu sich lockt, im dritten das ergreifende Liebesgeständnis des Unheil ahnenden alten Dogen, im vierten die Not des jungen Paares, das den alten Dogen beseitigt hat und sich eine neue Zukunft bauen möchte, während alle Reden wie verzaubert zurückgreifen auf die sündige Vergangenheit, im fünften die Worte der irren Dogaressa im Narrenhause, die uns noch begreifen lassen, wie sie schuldig werden mußte. So viel knabenhaftes Übertreiben und Durcheinander in dem Stück ist, jene fünf Situationen und Szenen leuchten aus allem heraus. Da ist Stimmungsfülle — aber Stimmung erwecken können heute viele; da ist noch viel mehr — da ist reine, von keinem Tüfteln und psychologischem Zerlegen berührte Gestaltung.

Hier scheint mir der eigentliche Wert dieses Erstlings zu liegen: und wenn man Eulenberg damals hätte raten wollen, so hätte man meines Erachtens sagen müssen: einheitliche Richtung zur poetischen Kraft, namentlich ein starkes Zusammenfassen am Schluß, Zurückdrängung des grotesken Zuges, der auf bestimmte Stoffe beschränkt werden muß — darauf solltest du aus sein.

Unter Eulenbergs folgenden Dramen sind der Reihe nach „Anna Walewska", „Leidenschaft", „Ein halber Held", „Blaubart", „Ulrich von Waldeck" die stärksten gewesen. Nach dem „Ulrich von Waldeck" (1906) tritt eine Wendung in der Richtung seines Schaffens ein.

Ausgelassen habe ich zwischen den genannten Werken zwei schwächere Versdramen, „Münchhausen" und „Kassandra". (Der dramatische Jambus ist nicht gerade Eulenbergs Stärke, und nur der „Ulrich" läßt darüber hinwegsehen.) Das erste Stück „Münchhausen" kann sich mit der (sehr verschiedenen) Behandlung des volkstümlichen Fabulierers in Lienhards bestem gleichnamigen Lustspiel nicht messen, und mit ganz anderer Kraft als Eulenberg in „Kassandra" greift doch Schmidt-Bonn in seinem „Zorn des Achilles" in die Welt des Homer. Aber von den anderen genannten Stücken ist durchweg sehr Gutes zu sagen, wenn auch vielleicht keines ganz und gar rund geworden ist. Da haben wir in dem Sturm- und Drangwerk „Anna Walewska" das stärkste Eulenbergsche Stimmungsdrama; und es handelt sich nicht etwa um die kunstvoll angelegte Stimmung moderner Kulturpoeten, sondern um eine Naturkraft, die wie ein unheimliches Unwetter anschwillt. „Leidenschaft" ist Eulenbergs deutschestes Stück, man darf es wohl mit dem „Ulrich von Waldeck" am liebsten unter allen seinen Werken haben; es ist trotz des abstrakten Titels ganz Stimmung und Gestalt. Nur der Schluß wird (jedenfalls in der mir bekannten ersten Fassung) undramatisch, und das gleiche muß man von dem „Halben Helden" sagen, in dem Eulenberg sich im übrigen mit Glück dem historischen Drama nähert und auch ein sittliches Problem wählt, das nicht so sehr wie im „Ulrich von Waldeck" auf einer Ausnahmepersönlichkeit ruht, sondern dem allgemeinen Empfinden von vornherein einleuchtet. Auch im „Blaubart" ist der Schluß mißlungen; es fällt gänzlich aus dem Stil, wenn der Blutdurst des Helden plötzlich Ibsenisch aus Vererbung erklärt wird. Wieder aber sind Hauptvorzüge Eulenbergscher Dichtung da: die

dunkle, bange Eingangsszene, später die mächtig packenden Situationen, wenn Blaubart unter dem irren Drang in der Brust an der Hochzeitstafel aufschreit, wenn er sich wie ein Tier aus der Wasserlache kühlt. Und endlich das Kernstück Eulenbergs, der „Ulrich von Waldeck". „Leidenschaft" ist lieblicher, duftiger. Der Held hier aber muß Eulenberg selbst sein: der Mensch mit der großen heimlichen Weichheit, mit dem starken Gefühl für Recht und Natürlichkeit, der sich wie ein Unsinniger an der unnatürlichen Menschenwelt aufreibt, wenn ihn nicht Liebe beschirmt. Unter allen bisherigen Werken des Dichters wird dieses von Poesie schwere, wunderliche und wunderbare den Typus Eulenberg am sicherſten festhalten. Zu solcher dauernden Wirkung wird dem Stück vor allem auch sein großer Reichtum verhelfen; wer könnte Szenen je vergessen wie das Ausklingen der fürstlichen Tauffeier im ersten Akt, die Todesstunde der jungen vergifteten Fürstin im zweiten, das Zusammentreffen des zum Tier gewordenen einstigen Fürsten von Waldeck mit dem früheren Freund am Waldrand im im dritten, die furchtbare rächende Rückkehr Ulrichs in sein Schloß im vierten Akt.

Nur ein wenig, in einer Nebenfigur, zeigt sich im „Ulrich" die Neigung zu spaßendem Zwischenspiel. Vielleicht hat der theatralische Mißerfolg der letztgenannten zwei Dramen Eulenberg veranlaßt, von jetzt an sich ein besonderes Gebiet absichtlich zu suchen. Von jetzt ab läßt er das groteske Element seine Stücke mehr und mehr beherrschen. Und es entstand daraus zunächst ein gutes Werk: „Der natürliche Vater". Mag eine Art grotesker Witzelei immerhin etwas breiten Raum einnehmen, diese Komödie ist doch in der Hauptsache voll einheitlichen Geistes, und sie hat wieder eine Reihe unvergeßlicher Situationen: so, wenn der wildironische Vater und der idealistische junge Sohn mit dem Homer in der Tasche am schönen Sommerabend vor dem Wirtshaus am kleinen Tisch zusammensitzen, ohne sich zu kennen. Leider hatte auch dieses schöne Stück auf der Bühne Mißerfolg. So kommt mir denn das nächste Drama Eulenbergs, „Simson", wie ein krampfhafter Versuch, modern theatralisch sein zu wollen, vor. Die Tragödie ist nicht ohne Stimmung. Aber auf einmal haben wir nicht mehr reine Naturstimmung, sondern kunstmäßig herausgearbeitetes Milieu. Der Eulenbergische Krafthelb ist noch da, aber nirgends steht der Dichter in der Art der Ausarbeitung dem modernen Artistentum so nahe wie hier. Das Stück wirkt wohl noch, wie ein düsteres, schwüles Traumbild, aber es huscht vorüber. Es ist nichts nachhaltig Ursprüngliches darin, ja es kommt einem bei näherem Zusehen wie gebrechselt und zusammengewebt vor. Daß mir die manierte Willkür in Eulenbergs nächster Komödie „Alles um Liebe" völlig verfehlt scheint, sagte ich schon.

„Alles um Geld" verdient dann wieder volle Anerkennung. Die eigentliche Kraft Eulenbergs zeigt sich wieder, Szenen wie: das Brautpaar in der leeren Stube vor dem leeren Tisch, gehören zu seinen besten. Diese Tragikomödie ist in ihrer Art ein geschlossenes, gelungenes Werk, wenn wir uns auch

die Nebenbemerkung nicht sparen wollen, daß Eulenberg uns in anderen früheren Dramen noch mehr gibt als hier.

Eulenbergs letztes größeres Werk „Belinde" aber, gerade das preisgekrönte Stück, zeigt uns keinen von den Vorzügen des Dichters. Es mischt die Gattungen des Dramas ganz willkürlich, und die ernste Haupthälfte huscht ohne Wirkung vorbei. Das Enoch-Arden-Problem umgekehrt, antisentimental behandelt — gewiß, das ist ein guter Gedanke; aber es ist nichts daraus gemacht. Das Stück wird auch die Bühne schwerlich erobern können. Soeben ist bereits wieder ein neues Buch des Dichters buchhändlerisch angezeigt, drei Einakter; von ihnen ist „Die Wunderkur" schon vor kurzem in der Vossischen Zeitung veröffentlicht — ein immerhin spaßhafter, aber unbedeutender Schwank in nicht durchweg guten Knittelversen.

Wenn Eulenberg da wieder anknüpft, wo er im „Ulrich von Waldeck" stand (und warum sollte er das nicht?) — dann wird er uns wieder voll vertraut sein, und gewiß, auch eine Komödie wie der „Natürliche Vater", die er uns zwischen ernsten Dramen schenken will, soll uns willkommen sein. Doch (diese Schulmeisterei muß er schon hinnehmen) die gewollten Mischexperimente soll er ruhen lassen. Man würde sonst versucht sein, böswillig zu zitieren, was er selbst im burschikosen Nachspiel zum „Simson" in wunderlicher Selbstkritik äußert:

„Das Feuer ließ er still im Busen stecken,
Den wilden Schwung muß nun Manier verdecken.
Die steht frech mit dem Pinsel auf der Leiter
Und malt, indes der Künstler schlummert, weiter."

Wir haben nicht das ganze Schaffen des Dichters behandelt. Eulenberg hat Novellen, er hat einen jeanpaulisierenden Roman geschrieben, zwei Bände literarhistorischer Aufsätze, mehrere einzelne Streitschriften und einen Band Sonette veröffentlicht. Den seltsamsten und reizvollsten Gegensatz zum Sturm-und-Drang-Geist des Dramatikers bildet die Vorliebe für die strenge und zuweilen wundervoll erfüllte Form des Sonetts. Gar nicht eignet sich Eulenberg, dieser Temperamentsmensch, zum theoretischen Verfechter ethischer Gesichtspunkte; sein Schriftchen „Du darfst ehebrechen" z. B. ist nicht einmal eine Novelle, geschweige denn ein Beweis der Titelbehauptung. Eulenbergs literarische „Schattenbilder" sind sehr ungleich, die eine Silhouette gelingt ihm, die andere ist nach allzu zufälliger Kenntnis phantastisch zurechtgeschnitten.

Der dramatische Eulenberg wird immer die Hauptsache bleiben. Ob er je unsere Bühne beherrschen wird? Es ist bei der Art seines Talents und der Art des Theaterpublikums nicht sehr wahrscheinlich. Und doch muß ich sagen, Eulenberg beklagt sich zu sehr über öffentlichen Mißerfolg. Er hat eine verhältnismäßig sehr große Gemeinde und sollte bedenken, daß originelle poetische Sonderlinge in Deutschland aus ihrer Begabung meist noch viel weniger äußeren Vorteil haben ziehen können als er. Man darf sogar sagen: die Gegenwart

in ihrem Suchen nach Begabungen ist ihm günstig — denn selbst Kleist hat nie eines seiner Stücke aufführen sehen, und Eulenberg hatte bei fast allen Werken dazu Gelegenheit.

Damit soll freilich gewiß nicht gesagt werden, daß das breite Publikum ihn hegt und pflegt. Dem sind seine Werke zu sehr voll „unwahrscheinlicher" Elemente, man will im allgemeinen nicht poetisch-phantastisch erfaßte Gegenwart, sondern glaubhafte, verbürgte. Darum ist es immer noch an der Zeit, laut auszusprechen, was wir an Eulenberg in seinen guten Werken haben: in einer Zeit psychologischen Zerlegens und artistischer Überkunst einen ursprünglichen Dichter.

Das möge er uns bleiben!

Politik und Wirtschaft

Die Balkanwirren, die heute, nach der Kündigung des Waffenstillstandes einer endgültigen Lösung so fern zu sein scheinen wie nur je, beunruhigen das wirtschaftliche und politische Leben Europas nach wie vor in starkem Maße. Das vorläufige Scheitern der Friedensverhandlungen war eine schwere Enttäuschung, die zunächst in einem neuen Sturz der Börsenkurse zum Ausdrucke kam, darüber hinaus aber für das gesamte Wirtschaftsleben von bedenklichster Wirkung ist.

Das Schwanken der Effektenkurse hat gegenwärtig keine große Bedeutung, denn die Börse ist geschäftslos und ihre Bewegungen spielen sich in einem engen Rahmen ab. Dagegen ist die Rückwirkung der politischen Unsicherheit auf den Geldmarkt um so verhängnisvoller. Denn nur der letzteren ist es zuzuschreiben, wenn die Anspannung, welche der Jahreswechsel mit sich brachte, nur so zögernd und langsam weicht, wie nie zuvor. Selbst im Januar 1908, nach der scharfen Geldkrisis des vorangegangenen Jahres, war die Reichsbank imstande wieder eine steuerfreie Notenreserve anzusammeln. In diesem Jahre ist es ihr nicht gelungen den steuerpflichtigen Umlauf im ersten Monat zu beseitigen und sie geht daher mit dem Zinsfuß von sechs Prozent in den Februar, der sonst die geldflüssigste Periode des Jahres einleitet. Unter diesen Umständen sieht es übel für alle diejenigen aus, welche zur Befriedigung ihrer Emissionswünsche eine Erleichterung des Geldmarktes herbeisehnten. Bei einem Reichsbankdiskont von dieser Höhe ist an einen erfolgreichen Appell an den Geldmarkt nicht zu denken. Selbst die dringlichsten Bedürfnisse der Staaten und Gemeinden

müssen daher zurückgestellt werden. So hat Hamburg die beabsichtigte Emission von sechzig Millionen vierprozentiger Anleihe unter dem Drucke der Verhältnisse auf die Hälfte des Betrages beschränkt, so haben eine ganze Anzahl deutscher Städte auf die bereits beschlossene Aufnahme größerer Anleihen einstweilen verzichten müssen. Das trifft die Städte um so schwerer, als das ganze vorangegangene Jahr sich der Befriedigung von Emissionswünschen sehr ungünstig zeigte. Daher ist der Betrag der 1912 aufgenommenen Städteanleihen niedriger geblieben als in den letzten sieben Jahren, obgleich doch die Bedürfnisse der Städte während dieser Periode stark gestiegen sind, ebensowohl wegen der Erweiterung der kommunalpolitischen Aufgaben, als wegen der Gewöhnung, sich in der Befriedigung des Anleihebedarfes keine Beschränkung aufzuerlegen. Es sind ganz außerordentlich große, nach mehreren hundert Millionen zählende Summen, deren Deckung die Kommunen bei der ersten günstigeren Gestaltung am Geldmarkt heischen werden. Dazu treten dann die Bedürfnisse der Einzelstaaten und des Reichs, welch letzteres im Frühjahr ebenfalls wieder mit Ansprüchen hervortreten dürfte. Dabei hat das Konsortium für die Übernahme der letzten Emission bis heute sich noch nicht auflösen können! Es ist schlechterdings nicht abzusehen, woher der Geldmarkt die Kraft nehmen soll, all diesen Anforderungen zu genügen, zumal auch die Regelung der großen internationalen Bedürfnisse, der Anleihen Italiens, der Türkei, der Balkanstaaten, Chinas, deren hier zunächst Erwähnung getan worden ist, noch aussteht.

* * *

Vom Geldmarkt drohen daher auch der Wirtschaftskonjunktur die ernstesten Gefahren. Einstweilen ist der rasche Aufstieg der Industrie — wenigstens der schweren — durch den Balkankrieg und die politischen Sorgen nicht gehemmt worden. Der Weltbedarf an Erzeugnissen der Montanindustrie, an Eisen wie an Kohle, ist ein so ungeheuerer, daß in allen drei Hauptproduktionsländern, in Deutschland nicht minder wie in Amerika und England, Produktion und Ausfuhr im letzten Jahre ganz außerordentlich gesteigert werden konnten. Der rheinisch-westfälische Kohlenbergbau hat sich noch nie in so günstiger Lage befunden als im Augenblick. Während früher der Absatz nach dem Ausland zu billigen Preisen forciert wurde und dort vielfach ein verlustbringender Wettbewerb mit englischer Kohle durchzufechten war, liegen heute die Verhältnisse so, daß das Kohlensyndikat zu sehr gewinnbringenden Preisen in das Ausland verkauft. Es ist daher den Zechen gegenüber längst jede Betriebseinschränkung aufgehoben und den Mitgliedern eine Überschreitung der Beteiligungsquote um 5 Prozent zugestanden worden; die Syndikatsumlage ist ermäßigt und wird nach dem Eintreten der beschlossenen Preiserhöhung um weitere 2 Prozent vermindert werden. Wir haben früher schon darauf hingewiesen, welche Gewinne den Zechen allein aus dieser Verminderung der Umlage zufließen. Es zeigt sich jetzt auf das Klarste, wie berechtigt der Widerspruch des

Fiskus gegen die Preiserhöhung war, welche das Syndikat für das zweite Quartal beschlossen hat.

Fast noch mehr in die Augen fallend ist die starke Steigerung der Eisenindustrie. Auch hier handelt es sich um eine Weltkonjunktur, die in den drei rivalisierenden Ländern gleichmäßig in Erscheinung tritt. Deutschlands Eisenerzeugung ist im letzten Jahrzehnt mit Riesenschritten vorangegangen. Ein volles Viertel der Weltproduktion entfällt auf seinen Anteil und im Jahre 1911 hatte es sich unter Überflügelung Englands zum größten Eisenexporteur der Welt gemacht. Das letzte Jahr hat eine abermalige Steigerung der Ausfuhr um nahezu 20 Prozent gebracht, aber die führende Stellung hat uns gleichwohl Amerika entrissen, das seine Ausfuhr mit einer unerhörten Energie in zwei Jahren um volle zwei Drittel steigern konnte. Aber unser Vorsprung vor England hat sich auch im letzten Jahre vergrößert und zwar so sehr, daß es fast unmöglich erscheint, ihn wieder einzuholen. Um nicht weniger als 330 Millionen übertrifft der Ausfuhrüberschuß Deutschlands den englischen. Was aber für die deutsche Eisenindustrie besonders in das Gewicht fällt, ist der Umstand, daß der starken Ausfuhrsteigerung eine noch größere Vermehrung des Inlandsverbrauchs gegenübersteht. Dieser inländische Konsum ist auf das Doppelte der Ausfuhr angewachsen und wird von der deutschen Industrie allein versorgt, denn die Einfuhr ist — anders als in England — auf ein Minimum zurückgegangen. Dieser starke Inlandsbedarf, der freilich zum Teil auch durch die Erweiterungsbedürfnisse der Industrie hervorgerufen ist, gibt der Eisenindustrie eine weit sichere und verläßlichere Grundlage, als die größte Steigerung der Ausfuhr.

Diese außergewöhnlich günstige Weltkonjunktur befestigt in den Kreisen der Industrie die Überzeugung, daß der augenblickliche Stillstand nur eine Pause vor einer noch lebhafteren Aufwärtsbewegung bedeute, sobald nur die politischen Störungen behoben seien. Diese Ansicht ist zweifellos eine zu optimistische. Sie entspricht den Gewohnheiten der Industriellen, welche sich mitten in der Hochkonjunktur nur schwer entschließen können, an einen Rückgang zu glauben. Sie verkennt aber die schwierige Lage des Geldmarktes, dessen Verfassung nicht danach angetan ist, einer verstärkten Konjunkturbewegung mit ihren enormen Geld- und Kapitalbedürfnissen Vorschub zu leisten. Wenn die Industrie die Sturmzeichen wieder übersieht, so wird sie Gefahr laufen, die schlimmen Erfahrungen des Jahres 1907 sich erneuern zu sehen.

* * *

Freilich, auch wenn ein Umschwung kommen sollte, so findet er uns besser gerüstet als fünf Jahre zuvor. Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands sind in kaum faßlichem Maße erstarkt. Eine von der Dresdner Bank herausgegebene Broschüre stellt in äußerst anschaulicher Weise durch eine Aneinanderreihung kurzer statistischer Angaben den wirtschaftlichen Aufstieg unseres Vaterlandes

während der letzten vierzig Jahre vor Augen. Allenthalben zeigt sich eine ganz außergewöhnliche Entwicklung. Kaum ein Gebiet der Volkswirtschaft, auf dem wir nicht unsere Rivalen England und Frankreich weit hinter uns gelassen hätten. Besonders tritt die starke Steigerung des Volksvermögens auffallend in die Erscheinung. Deutschland ist längst das kapitalarme Land nicht mehr, als welches es heute noch oft, namentlich von Stimmen des Auslandes, bezeichnet wird. Die absolute Ziffer des Volksvermögens ist, soweit eine Schätzung möglich ist, sicher nicht niedriger, sondern höher als die Frankreichs und nicht sehr verschieden von der Englands, die jährliche Zunahme (jetzt auf 4 Milliarden geschätzt) ist größer als bei beiden. Die wirtschaftliche Entwicklung ist aber nicht lediglich der Industrie zu danken, sondern in ganz hervorragendem Maße auch der Landwirtschaft. Innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre ist der Ernteertrag vom Hektar Landes in Deutschland prozentual bei allen Kulturgewächsen um mehr als die Hälfte gestiegen, bei den wichtigsten in noch stärkerem Maße, so bei Roggen um 73, bei Hafer um 80, bei Kartoffeln um 61 Prozent. Hier tritt greifbar die Folge der intensiveren Wirtschaft in Erscheinung, welche nur durch die Zollpolitik des Reiches ermöglicht worden ist. So gehört denn auch Deutschland trotz seiner industriellen Entwicklung noch zu den Hauptagrarländern. Obwohl in der Beschaffenheit von Grund und Boden von der Natur weniger begünstigt als andere Länder, hat Deutschland doch infolge der gesteigerten Intensität der Betriebsweise, der Ausbildung wissenschaftlicher Methoden, des Unterrichts- und Genossenschaftswesens glänzendere Ernteergebnisse als irgendein anderes Land. Der Kaliverbrauch in Deutschland allein ist so hoch als der aller anderen Länder der Welt zusammen. Tüchtigkeit und Fleiß haben auch in der Landwirtschaft uns ersetzt, was die Natur versagte. Es kann nicht schaden, sich in kritischer Zeit zu vergegenwärtigen, welche Kräfte in der Nation schlummern.

* * *

Der Reichsanzeiger hat ziemlich überraschend den Entwurf eines preußischen Wohngesetzes veröffentlicht, nachdem kurz zuvor noch erhebliche Zweifel bestanden, ob die Regierung dem Drängen nach gesetzlichem Eingreifen in der Wohnungsfrage nachgeben werde und ob nicht vielmehr das Reich berufen sei, die Lösung der Aufgabe in die Hand zu nehmen. Es ist hoch erfreulich, daß in dieser wichtigen, zurzeit vielleicht wichtigsten Frage der Sozialpolitik endlich ein entscheidender Schritt geschieht. Man mag in Einzelheiten mit der beabsichtigten Regelung nicht einverstanden sein und manches anders oder besser wünschen — in der Hauptsache muß ungeteilte Befriedigung darüber herrschen, daß der Staat sich dazu aufrafft, mit besserer Aussicht auf Erfolg als vor neun Jahren in das Wohnungswesen einzugreifen. Daß er sich dabei auf das Nötigste beschränkt und sorgfältig auf die Schonung berechtigter Interessen bedacht ist, wird man nur richtig finden. Auf der anderen Seite aber ist von Wichtigkeit,

daß der Staat selbst durch eine entsprechende Mitwirkung der Ortspolizeibehörden und der höheren Verwaltungsbehörden für eine wirksame Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen sorgt. Gerade hier setzt aber die Kritik ein; man befürchtet mancherseits eine Beschränkung der kommunalen Selbstverwaltung und möchte die Gemeinden am liebsten mit der selbstherrlichen Regelung des Wohnungswesens betraut wissen. An diesen Bedenken ist ja auch schon der Entwurf von 1904 gescheitert. Die Gemeinden haben aber das in sie gesetzte Vertrauen nicht gerechtfertigt. Mit ganz wenig Ausnahmen sind irgendwelche durchgreifende Maßregeln zur Abstellung der Mißstände im Wohnungswesen nicht getroffen worden. Das kann bei dem Übergewicht, welches der städtische Grundbesitz in den Stadtverwaltungen ausübt, nicht wundernehmen. Aus der bekannten Fehde zwischen der Gemeindeverwaltung in Spandau und Professor Eberstadt ist zu ersehen, wie sich die Auffassungen gewisser Kommunalpolitiker und der Vorkämpfer der Wohnungsreform völlig unvereinbar gegenüberstehen. Hier muß von Staats wegen eingeschritten werden, wenn etwas Ersprießliches dabei herauskommen soll. Der Entwurf sucht nun die Abhilfe dadurch zu schaffen, daß er durch Abänderung des Fluchtliniengesetzes und durch Ausdehnung der sogenannten lex Adickes auf die ganze Monarchie für die Bereitstellung billigen und ausreichenden Baugeländes Bedacht nimmt. Sodann wird durch entsprechende Vorschriften für die Bauordnungen dafür Sorge getragen, daß Erleichterungen für den Wohnungsbau Platz greifen und das System der Mietskasernen durch den Flachbau verdrängt wird. Die Benutzung der Wohnungen wird durch obligatorische Wohnungsordnungen in den größeren Gemeinden und durch die Wohnungsaufsicht geregelt. In den Wohnungsordnungen und der Wohnungsaufsicht liegt zunächst der Schwerpunkt des Gesetzes. Nur eine strenge und gewissenhafte Kontrolle wird die Mißstände, welche mit den unhygienischen, überfüllten Wohnungen, mit dem Schlafgängerwesen und der Heimarbeit verbunden sind, allmählich zu beseitigen vermögen. Eine umfassende Regelung des Wohnungswesens bietet der Entwurf somit nicht. Gehört dazu doch manches, was Gegenstand gesetzlicher Regelung überhaupt nicht sein kann, sondern der Initiative der Verwaltung oder der Privaten überlassen bleiben muß, wie die so ungemein wichtige Frage des Vorortverkehrs und der Schnellbahnen in den Großstädten. Andere gesetzliche Eingriffe, die an sich erwünscht wären, wie eine Reform des Hypothekenrechts und eine Ausgestaltung des Erbbaurechts bedingen eine Abänderung des bürgerlichen Rechts und sind daher Reichssache. Sie bedürfen zudem so gründlicher Erwägung, daß sie nicht ohne sorgfältige Vorarbeiten und statistische Unterlagen in Angriff genommen werden können. Mag man mit diesen weitreichenden Mitteln warten; die Hauptsache ist, daß den Mängeln da energisch gesteuert wird, wo es ohne langes Überlegen möglich ist.

Spectator

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte und Kultur

Geschichtsphilosophische Betrachtungen. Die Geschichtsauffassung aller Zeiten steht in Zusammenhang mit der jeweiligen Weltanschauung. Die Fragen, die die Zeitgenossen am heftigsten bewegten, galten auch den Historikern als die wichtigsten.

So war es mit der dualistisch-theokratischen Geschichtsanschauung des Mittelalters, die letzten Endes auf Augustins „de civitate dei" zurückgehend, das ganze historische Geschehen als den Kampf der „zwei Reiche" auffaßt; die auch heute noch wirksam ist, wo mittelalterliche Gedanken die herrschenden sind; ebenso zur Zeit der politisch-juristischen Geschichtsschreibung, als der Staatsgedanke im Mittelpunkt der historischen Betrachtung stand, ebenso bei der dem Materialismus nahestehenden positivistischen Geschichtsauffassung, die zuerst von dem Franzosen Auguste Comte entwickelt wurde und außerordentlich anregend gewirkt hat. In Deutschland hat vor allem Karl Lamprecht ein System aufgestellt, das durchaus auf positivistischer Grundlage die Entwicklung des Menschen zur Freiheit als Inhalt des historischen Geschehens auffaßt und, trotz der systematischen Versuche im allgemeinen ablehnenden Haltung der deutschen Fachhistoriker, in weitesten Kreisen Beachtung gefunden hat.

Man hatte den historischen Stoff schon längst in Perioden eingeteilt, weniger um daraus tiefgehende Schlüsse zu ziehen, sondern mehr als Hilfsmittel, um gewisse Zeiträume kurz anzudeuten, wie das bei den allgemein verbreiteten Bezeichnungen Altertum, Mittelalter und Neuzeit geschieht. Lamprecht hat auf Grund seiner Anschauung von der Entwicklung von seelischer Gebundenheit zu seelischer Freiheit seine „Kulturzeitalter" geschaffen, deren Eigenheit sich in allen Lebensbetätigungen, der Wirtschaft sowohl, wie auch in den höchsten geistigen Gütern, in Dichtung, Musik und bildender Kunst, ausdrückt. Diese Gruppierung des historischen Stoffes hat zum Teil lebhaften Beifall, zum Teil heftigen Widerspruch gefunden. Eine außerordentlich sachliche, leicht verständliche Auseinandersetzung mit dem Lamprechtschen System bringt die in dritter Auflage vorliegende Lindnersche „Geschichtsphilosophie" (Stuttgart und Berlin, 1912. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Preis M. 4,50, geb. M. 6,—.) — Rein äußerlich läßt sich schon gegen die Kulturzeitalter einwenden, daß sie immer rascher wechseln, je mehr wir uns der Jetztzeit nähern, so daß sie bei der jetzigen schnellen Kulturentwicklung sich immer noch rascher erneuern müßten. Ferner läßt sich Lamprechts Behauptung, daß alle Völker der Welt die gleiche Aufeinanderfolge von Kulturstufen hätten, bei unserer immerhin beschränkten Kenntnis außereuropäischer Entwicklungen noch gar nicht beweisen, doch vermag Lindner auch hier Gegenbeispiele aufzustellen, wenn er z. B. an die Erstarrung des Islams nach den ersten, freieren Jahrhunderten des Khalifats und an analoge Vorgänge in China erinnert.

Der Zentralpunkt des Lamprechtschen Systems aber ist, daß auf das gebundene Seelenleben des Mittelalters ein freieres in der Neuzeit gefolgt sei. Diese Annahme geht auf Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien" zurück; die Renaissance soll zuerst den Menschen, die Persönlichkeit entdeckt haben und sich so grundsätzlich von der Kultur des Mittelalters unterscheiden. Gegen den scharfen Einschnitt, den nach Burckhardt das sechzehnte Jahrhundert in der Entwicklung menschlichen Seelenlebens gemacht haben soll, erhob sich bald Widerspruch, zuerst vielleicht in Thodes „Franz

von Assisi und die Anfänge der Kunst in Italien" (1885); man entdeckte in dem angeblich so gleichförmigen, so „gebundenen" Mittelalter Persönlichkeiten von höchster Individualität und geistiger Selbständigkeit; ja man hat mehrere „Vorrenaissancen" mit all ihren Begleiterscheinungen, von der karolingischen an, im Mittelalter festgestellt, anderseits zeigt Lindner, daß erst die auf die Renaissance folgende Periode der Staatsallgewalt eine dem Mittelalter unbekannte Gebundenheit des Individuums an den absoluten Staat mit sich gebracht habe. So scheint der Individualismus überhaupt nicht, wie Lamprecht will, eine Entwicklungsstufe zu sein, sondern eine allgemein menschliche Eigenschaft: der Selbsterhaltungstrieb des einzelnen gegenüber der Gesamtheit; hier beginnt nun Lindner eigene, positive Gedanken über die geschichtliche Entwicklung an Stelle der widerlegten Lamprechtschen mitzuteilen, die empirisch aus der Arbeit an seiner „Weltgeschichte" erwachsen, allgemeine Geltung beanspruchen dürfen und in ihrer schlichten und klaren Form auch dem Laien die Probleme des geschichtlichen Werdens verständlich machen.

Zwei große Gewalten sind es, deren gemeinsames Wirken die menschliche Geschichte beherrscht: das „Prinzip der Beharrung" und das „Prinzip der Veränderung"; treten in einer unter normalen Bedingungen sich entwickelnden menschlichen Gemeinschaft ein Bedürfnis psychischer oder physischer Natur auf, so wird dieses, sobald es ins Bewußtsein tritt, zur Idee. Die Idee muß nun ihre Lebenskraft im Kampf mit der Beharrung, den bestehenden Zuständen, beweisen, sie muß sich den Verhältnissen anpassen, um endlich ihr Ziel zu erreichen; ist dies aber erfüllt, so regen sich neue Kräfte, neue Bedürfnisse, die als Ideen von einer neuen Zeit aufgenommen werden und an die Stelle der früheren treten. Aber um wirklich Idee zu werden, muß der Gedanke ins Bewußtsein der „Masse" übergehen, die in Ruhe die Trägerin der Beharrung, der langsamen, geschichtlichen Entwicklung ist, wenn sie aber aus dieser ruhigen Existenz sich erhebt, den von außen kommenden Anstoß mit immer wachsender Gewalt fortzupflanzen vermag.

Wie verhält sich aber der einzelne zu dem geschichtlichen Wirken der Massen, da doch die „heroistische", auch heut noch weit verbreitete Auffassung, nur dem großen Individuum einen Einfluß auf die Geschichte zugesteht? Sind durch die Anerkennung der kollektivistischen Geschichtsanschauung die Leistungen der „großen Männer" so im Wert gesunken, daß die Entwicklung sich auch ohne sie vollenden würde, daß sie für den Geschichtsverlauf entbehrlich wären? Erst durch die individuelle Prägung, die eine große historische Persönlichkeit der „Idee" ihrer Zeit gibt, kann sie Verwirklichung finden, und erst durch die Übertragung in die Wirklichkeit wird die Idee ihre Lebenskraft beweisen, und diese Übertragung in die Wirklichkeit ist letzten Endes immer eine individuelle Handlung. Hingegen ist aber die Masse nicht allein als Trägerin der Idee historisch wirksam; sie bietet dem Individuum nicht bloß die Aufgaben und den Stoff zur Ausführung seiner Taten, sie wirkt auch durch tausend Einflüsse der Umwelt, des „Milieus" auf jenes ein, und in diesem Sinne mag auch der Satz, daß jede Zeit ihren Mann hervorbringe, seine Richtigkeit haben. Durch eine Synthese aus der kollektivistischen und heroistischen Geschichtsauffassung vermag der moderne Historiker erst den Anteil beider Elemente an der Entwicklung gerecht abzuschätzen.

Die Geschichte hat es aber nicht mit der Masse als solcher zu tun, sondern mit ihrer Ausprägung als Volk oder Nation. Bei der großen Wertschätzung, die heutzutage der Begriff „Nation" trotz seiner Unbestimmtheit hat, tut man gut daran mit Lindner anzuerkennen, daß sowohl die heutigen Nationen wie auch die „nationale Idee" historisch geworden und dem allgemeinen Entwicklungsgesetz unterworfen sind, daß die großen Kulturzusammenhänge über sie hinausgehen. Weit größere Bedeutung haben für den ganzen Verlauf der Geschichte nach Lindner die drei großen Rassen oder Völkergruppen gehabt, wegen ihres verschiedenen Verhältnisses zu den großen geschichtsbildenden Gewalten: die Mongolen sind Massenmenschen mit geringem Anpassungsvermögen, Verehrung für den Staatsverband religiöser Gleichgültigkeit und starker Beharrung; die Semiten sind in-

dividualistischer, weniger zur Beharrung veranlagt, mit starkem Anpassungsvermögen; nur gezwungen beugen sie sich unter die staatliche Organisation, ihre Religiosität ist vor allem logisch; die dritte Gruppe, die Indogermanen (oder besser Indoeuropäer) sind rein individualistisch, daher zur Volksfreiheit geneigt und religiös gefühlsmäßig empfindend, mit starkem Anpassungsvermögen. Im Laufe der Geschichte hat sich die Begabung der Indoeuropäer als die glücklichste, erfolgreichste erwiesen, während die chinesisch-mongolische und die semitisch-arabische Kultur da stehen geblieben sind, wo bei den Indogermanen die großartige, nach-mittelalterliche Entwicklung einsetzt.

Die große Frage der gesetzmäßigen Entwicklung der Geschichte, die vor jedem, Historiker oder Laien, aufsteigt, wenn er seinen Blick auf den ganzen Geschichtsverlauf richtet, hat Ranke dahin beantwortet, „daß die großen geistigen Tendenzen, welche die Menschheit beherrschen, sich bald auseinander erheben, bald aneinanderreihen. In diesen Tendenzen ist aber immer eine bestimmte partikuläre Richtung, welche vorwiegt und bewirkt, daß die übrigen zurücktreten. . . . Wollte man aber im Widerspruch mit der hier geäußerten Ansicht annehmen, dieser Fortschritt bestehe darin, daß in jeder Epoche das Leben der Menschheit sich höher potenziert, daß also jede Generation die vorhergehende vollkommen übertreffe, mithin die letzte allemal die bevorzugte, die vorhergehenden aber nur die Träger der nachfolgenden wären, so würde das eine Ungerechtigkeit der Gottheit sein."

Übersetzen wir diese Worte aus der Terminologie Rankes, so kommen wir zu dem Grundgedanken der Lindnerschen Geschichtsauffassung, daß das Zusammenwirken der „Faktoren der Geschichte", der „Lebensbetätigungen" — staatliches Leben, Religion, Sitte, Recht, Sprache, Kunst und Wissenschaft — Kultur sei, der Ausgleichungsprozeß dieser Lebensformen die Geschichte.

Alle Geschichtsauffassungen früherer Zeiten, die eine Gesetzmäßigkeit annehmen, sind wie die heutigen Versuche zeitlich bedingt, ein treffliches Mittel um in die Seele einer Epoche einzudringen, aber selber nur ein Stück Geschichte. — Unsere Erfahrung ist zu gering, die geschichtliche Entwicklung, die wir überschauen, zu kurz, um Gesetze aufstellen zu können, die dann auch für die Zukunft gelten müßten. In einzelnen Perioden eine gewisse Regelmäßigkeit festzustellen, dürfte eher gelingen, aber die für gewisse Lebensbetätigungen geltenden Einteilungen Lindners sind keine Dogmen, sondern nur regelmäßige Entwicklungsformen, die bei dem sich stetig ändernden Gesamtzustand nie den genau gleichen Verlauf haben.

Lindners Betrachtungsweise ist eine Synthese aus der rein psychischen, auf der Freiheit des menschlichen Willens beruhenden, und der physisch-materialistischen, aus der geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Anschauung, und da sie durchweg auf empirischem Wege entstanden ist, vermag sie uns ein Führer durch die ungeheure Vielheit und Vielseitigkeit der Menschheitsgeschichte zu werden. Dr. D. Meyer in Berlin

Die Welt als Asien und Europa. Der unter dieser Überschrift von **Moritz Goldstein** im vorjährigen 32. Heft der Grenzboten veröffentlichte Essay hat mich zu so lebhaftem Beifall hingerissen, daß ich mich gedrängt fühle, einige Glossen beizufügen. Wenn er für die heute herrschende Rasse die Bezeichnungen Indogermanen, Arier, Germanen ablehnt und sie Europäer nennt, so stimme ich ihm bei, nur lasse ich das Europäertum nicht erst mit der heutigen europäisch-amerikanischen Kulturgemeinschaft beginnen; es tritt ja in dem Konflikt der Hellenen mit den Persern schon deutlich hervor, obwohl die altgriechische Kultur unseren Erdteil nicht füllte, sondern nur seine südliche Küste, samt der Westasiens und einen Teil der nordafrikanischen umsäumte. Ja schon aus Homer leuchtet uns der Europäergeist mit deutlichen arischen oder germanischen Charakterzügen entgegen. So ist z. B. αἰὲν ἀριστεύειν, καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων das Wesentliche des Agonistikons, eines der Elemente europäischer Überlegenheit, und für dieses Wesentliche macht es keinen Unterschied aus, ob sich der Wettkämpfer seiner starken geschmeidigen Beine oder eines Fahrrads oder eines Flugzeugs bedient. Die von der modernen Technik erfundenen Werkzeuge, die das menschliche Leben von Grund aus umgestaltet

zu haben scheinen, haben in Wirklichkeit nur das Kostüm geändert; der Mensch, auch der Rassenmensch, ist in allem Wesentlichen derselbe geblieben. Ein weiteres Element europäischer Überlegenheit ist das Familienleben, und das finden wir in der Odyssee so rein und so traut wie im deutschen Bürgerhause. „Die Dame" mag das dem Asiaten Unverständlichste am europäischen Geschlechtsleben sein, das Charakteristische ist sie nicht, denn die Ideen und Sitten des französischen Rittertums sind zwar auch in den deutschen Adel, aber nirgends in Europa ins Volk eingedrungen. Erst die heutige Nivelliermaschine hat auch dem Fabrikarbeiter — glücklicherweise noch nicht dem bayerischen Holzknechte — seine Dame beschert. Das charakteristisch Europäische ist das gesunde Verhältnis und die würdige Stellung von Mann, Frau und Kind zueinander im germanischen Hause, das dem schlichten Christen durch das Bild der heiligen Familie im Stalle zu Bethlehem und in der Zimmerwerkstatt zu Nazareth geheiligt wird. Diesem Bilde entspricht zwar das Haus des Odysseus auf Ithaka, nimmermehr aber der irrende Ritter, der zu Ehren seiner Dulcinea auf Abenteuer auszieht. Auch Brunhild und Chriemhild sind keine Damen, sondern Frauen gewesen. Ihr Kulturwert soll damit den beiden Spielarten der europäischen Frau nicht bestritten werden. (Um zwei Nüancen handelt es sich, weil doch die moderne Dame, die wirkliche Dame, etwas ganz anderes ist als ein Ritterliebchen.)

Daß die Perioden der Geschichte, die uns bisher als Weltgeschichte gegolten hat, durch den Wechsel der führenden Völker und ihrer Kulturen gegeneinander abgegrenzt werden, ist richtig; nur möchte ich besonders betont haben, daß die Babylonier, die den Reigen eröffnen, Semiten gewesen sind. Die Semiten gehören also in unseren, nicht in einen der asiatischen Kulturkreise, wie sie ja auch Kaukasier sind, wenngleich dem Blute mehrerer ihrer Stämme das Blut von Schwarzen beigemischt ist und demgemäß die meisten Semiten einzelne Charakterzüge tragen, die sie vom europäisch-arischen Typus, nicht zu ihrem Vorteil, auffällig unterscheiden. Der Gegensatz von Weiß und Farbig ist doch, genau gesehen, der einzige Rassenunterschied, der eine tiefe Kluft zwischen den Völkern reißt.

Daß Europa seine Herrscherstellung einmal in einem großen Entscheidungskriege gegen Asien zu verteidigen haben werde, ist wohl möglich, aber keineswegs gewiß, und an dem siegreichen Ausgange dieses Kampfes, glaube ich im Gegensatze zu Goldstein, brauchen wir nicht zu zweifeln. Voraussetzung des Sieges ist natürlich die Einigkeit der Europäer — d. h. der Bewohner Mittel- und Westeuropas —, an der aber wird es, darin bin ich wieder mit Goldstein einig, im entscheidenden Augenblick nicht fehlen. Von den Konflikten zwischen den europäischen Großmächten meint er: „eigentlich ist das alles Unsinn", und ich habe andernorts zu beweisen versucht, daß die Feindschaften zwischen Deutschen, Engländern und Franzosen nicht Interessengegensätzen, sondern kindischen Einbildungen entspringen, und daß die wirtschaftliche Entwicklung den Staatenbund anbahnt, auf den Goldstein hofft. Dagegen halte ich eine gemeinsame Aktion der Asiaten für undenkbar, weil die Japaner, die Chinesen und die Inder — nur diese drei Völker kommen in Betracht — grundverschieden voneinander sind. Und was ihre Europäisierung betrifft: mögen sie uns immerhin alle unsere technischen Künste abgucken, den Geist, der diese Künste erfunden hat, und der fortfahren wird, zu erfinden, können sie uns nicht abzapfen. Die Wurzel unserer hohen materiellen Kultur, unserer Zivilisation, ist idealer Natur; sie ist der eine der drei Triebe der Europäerseele, die zuerst Plato erkannt hat: der Wahrheits- und Forscherdrang. Ein anderer: die Liebe zum Schönen und die Schönheit selbst, macht den Unterschied zwischen Weißen und Farbigen dem Auge deutlich sichtbar. Die Mongolen können es so wenig wie die Neger zur Ästhetik bringen, weil sie keine schönen Gesichter haben. Ginge ihnen die Idee der Schönheit auf, dann würde die Erkenntnis ihrer Unschönheit sie unglücklich machen, niederdrücken und lähmen. Mit der Schönheit steht die Reinheit und Reinlichkeit in engster Wechselwirkung, und deren Entfaltung ist an die weiße Haut gebunden. Der Schmutz der Chinesen allein schon verbietet, ihre Kultur der unseren gleichwertig zu achten. Mag der dritte Stern des platonischen Dreigestirns, mag Güte und Ge-

rechtigkeit auch ihnen leuchten, für die anderen beiden bleibt ihr Blick verschloſſen. Darum iſt volles und höchſtes Menſchentum das Privilegium der weißen Raſſe, und kann den Mongolen niemals die Führung in der Weltgeſchichte zufallen; ihre Kultur läßt ſich nicht in den Gang der Geſamtkulturentwicklung eingliedern, ſondern iſt, gleich der Neger- und Indianerkultur, eine niedere Form des Menſchenlebens, die, dem Drange der Natur nach Mannigfaltigkeit (der Chriſt ſpricht: dem Ideenreichtum des Schöpfers) zu genügen, abſeits der Kulturentwicklung der vollberechtigten Repräſentanten des Menſchentums vegetiert.

Carl Jentſch in Neiße

Neue Lyrik

Volle Töne erklingen in Wahrheit aus dem Buche der **Alberta von Puttkammer „Mit vollem Saitenſpiel"** (Schuſter und Löffler, Berlin und Leipzig, broſchiert 3 M., gebunden 4 M.). Das Pathos beſtimmt das Weſen dieſer Verſe, in denen eine ſanfte Freude an hallenden Worten laut wird. Man hört zumeiſt nur ſtolze Phraſen, aber nichts Erlebtes, Seeliſches, Mitſchwingendes. Das beweiſen beſonders die ſogenannten Volkslieder, in welchen alles nur Gebärde iſt. Peinlich berührt die häufig wiederkehrende Anmerkung „Preisgekrönt"; die Gedichte ſollten für ſich ſelbſt wirken. Etwas Erhitztes fiebert durch das ganze Buch; und ſo viel gute Verſe es auch bergen mag, — der letzte Eindruck iſt doch ein abwehrender, getrübter.

Weit bedeutender erſcheinen mir **„die Lieder der Mona Liſa"** von **Giſela Etzel** (Georg Müller, München). Hier pulſiert eine wahre, verhaltene Leidenſchaft. Gewiß finden ſich auch hier einige leere Zeilen und allgemeine Verſe, man empfindet aber eine feine lyriſche Kultur und eine reine, ſchöne Hingabe. Mich dünkt zwar, daß die Dichterin erſt beginnt, doch dieſer Anfang iſt voll Verheißung. Wenn ſie auch noch keine unmittelbare Wirkung hervorzurufen vermag, man wird doch gezwungen, aufzuhorchen und iſt voll Erwartung und Sehnſucht nach Wechſel und Wachstum.

Von den drei Frauenbüchern, die mir vorliegen, iſt das der **Erika von Watzdorf-Bachoff** das reichſte und ſchönſte. Es betitelt ſich **„Das Jahr"** (Guſt. Kiepenheuer in Weimar, geb. 3 M.) und durchmißt den Wechſel von Winter zu Winter. Das ſchmale, luxuriös gedruckte Heft feſſelt, wo immer man es aufſchlägt. Auch in den ſchwächeren Gedichten glänzt irgend ein gut geſchautes Bild auf; vor allem aber iſt das Liedhafte dieſer Verſe erquickend und rein gelungen. Es gibt Stücke wie „Blaſſer Tag", „Im kalten April", „Die alten Häuſer", „Doch was wir ſelber uns geweſen", „Septemberabend", „Sammlung", „Vogelbeeren", „Die Sonne kam noch einmal", „Rückblick", die durchaus eine Berufene dartun. Das letzte der Gedichte, „Von Wandlung zu Wandlung", möge als Beweis hier abgedruckt werden:

Hat alles nicht ein Leichtes und ein Schweres?
Ein Wort der Freiheit und ein Wort der Pflicht?
Die Waſſer ſteigen auf vom Grund des Meeres
Und heben ſich als Wolken nach dem Licht.

Wir gehen durch Erdulden und durch Handeln
In ſtetigem Verändertſein umher.
Höhen und Tiefen wollen ein Verwandeln.
Die Wolken weinen ſich zurück ins Meer.

Von dieſer vornehmen Künſtlerin wird noch viel Reiches zu erhoffen ſein, wenn ſie die Grenzen ihrer feinen Begabung beſtändig erweitert und hinausſchreitet in die Tiefen des großen, ewig neuen Lebens und aus ihm Erkenntnis und Erſchütterung erfährt.

Die **„Sonette"** von **Albert H. Rauſch** (Egon Fleiſchel & Co., Berlin, 3 M.) bedeuten für den Leſer eine gewiſſe Anſtrengung. Der Zwang der beſtändig wiederkehrenden Form bedingt eine Ermüdung und Kühle, der man gelegentlich zu unterliegen in Gefahr iſt. Langſam will das ſchön ausgeſtattete Heft genoſſen ſein. Dann aber erkennt man, daß hier ein Dichter geformt hat, daß ein Echter am Werke war. Kraft und Anſchaulichkeit des Ausdrucks paaren ſich mit dem Ringen und Sehnen eines abſeitigen Empfindens, das ſich frei weiß von niederem Begehren,

das in der Stille den Weg zu sich selber sucht:

Wir konnten nie das wehe Volk ertragen
Und gingen abseits, wenn sein Jubel kam.

Je tiefer und ruhiger man in des Dichters Art eingeht, um so reiner erkennt man seine edle Kunst, die freilich niemals auf allgemeine Wirkung wird rechnen können. Aber darin liegt für jeden Kundigen nur ein Lob und Verdienst beschlossen. Ein gesammeltes, reifes Buch, wenn auch kein starkes.

„Gewalten" heißt ein Balladenbuch von **Franz Theodor Csokor** (Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg, 2.50 M.). Es ist darin viel stürmende, gärende, ausholende Jugend. Darum erscheint mir auch der Titel etwas verfrüht. Nicht Gewalten bestimmen und meißeln die Verse; sondern Ungestüm wirft sie keck auf das Papier. Aber gerade diese Frische berührt wohltuend und verheißungsvoll. Noch zerflattern viele Bilder und lassen die Prägnanz vermissen; aber manche packende Strophen zeigen eine werdende Kraft und verlieren sich nicht leicht aus dem Gedächtnis.

„Krieg!" Es springt über Bühel und Berge,
Straßen funkeln in Wehr und Wacht;
Zagende Hände zupfen am Werge,
Felder harren wie lauernde Särge,
Brände gießen Blut in die Nacht.

Die Pest zieht ins Land:

Nach Straßburg kam der schwarze Tod
vom Hansameer den Rhein herab;
wie Würmer kroch er in das Brot
und zog den Trunk dem Zecher ab;
an die er rührte, fielen um
und wurden blau und waren stumm.

Karl Stuart harrt auf die Hinrichtung:

Er kniete hin und küßte sein Schaffot,
gleich einer Schönen, die er überwunden.

Manche Balladen geben zuviel Schilderung, zu wenig Anschauung, Bewegtheit („Die Weinsberger Hatz"); auch provinzielle Ausdrücke werden etwas sorglos eingewoben, ohne sich rechtfertigen zu lassen. Jedenfalls erweckt dieser Anfang Verlangen nach dem Kommenden, dem nur mehr Reife, Zusammenfassung zu wünschen ist. Ballade ist nicht Darstellung, sondern Konzentration; hier gilt nicht das große, sondern das starke Wort.

Sehr ungleichmäßig berührte mich das Buch von **Otto Pick „Freundliches Erleben"** (Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg, 2 M.). Ziemlich sorglos sind die Gedichte geformt, sie wiegen nicht schwer, verraten aber doch hin und wieder eine gewisse Eigenart, zu welcher sich der Verfasser nicht völlig durchgerungen hat. Die Beobachtungen werden in Versen gleichsam nur registriert, ohne in des Dichters Tiefe eingedrungen zu sein oder seine Art widerzuspiegeln („Sonntagsbummel in der Kleinstadt", „Trüber Sonntag", „Einmarsch in die Stadt"). Man findet viel gut gesehene Einzelheiten, die sich noch nicht zum Ganzen runden. Wo es aber gelungen ist, da sind einige frische, feine Stücke entstanden, wie „Der Posten vor dem Gefängnis", „Der Städter im Dorfe". Die stillen Naturbilder und schlichten Lieder muteten mich am erfreulichsten an („Fern von ihr", „Wandlung", „Der Spaziergang", „Frühling"); hier wird der Weg sein, welchen Otto Pick verfolgen muß.

Viel Schönes fand ich bei **Anton Wildgans**, dessen **„Herbstfrühling"** wirklich Beachtung verdient (Axel Juncker, br. 3 M., geb. 4 M.). Seine Verse sind voll Melodie, die sich sanft ins Ohr schmeichelt. Aber nirgends will er äußerliche Klangwirkungen, leeres Wortgeprunk. Er versucht vielmehr, umrißklare Bilder zu zeichnen und Gestalten zu schaffen. „Die Frau des Alternden" geht leisen Seelenregungen nach; „Die Lahmen", „Lastenstraße", „Dirnen" rühren an soziale Probleme, die ohne innere Wucht, aber mit gütigem Verstehen dargetan werden. Reicher, ausgeglichener sind die rein lyrischen Stimmungen: „Herbstfrühling", „Verlorene Stunden", „Das ist die Dämmerung". Das ehrliche, treue Ringen, das in diesen Versen offenbar wird, läßt uns auch schrille Töne, wie „Kind der Liebe", „Letzter Wille" ernst nehmen; doch glaube ich, daß gerade das Verhaltene, Stille das Wesen dieses feinen Dichters bestimmt. Er kennt selbst die Grenzen seiner Begabung:

Sein Wunsch war stärker noch als seine Kraft,
Tiefer sein Wort als seine Leidenschaft. —

Alle Bücher, die ich bisher nannte — und ich wählte aus dem mir zur Verfügung gestellten Material nur das Wichtigste, Wür-

digste —, gaben im einzelnen manches Lobenswerte und Schöne; wenn man aber neue, unverlierbar starke Töne suchte, so fand man nur (stofflich) Gewohntes, freilich immer neu geworden durch die Individualität des Schaffenden. Und so gern man Ludwig Richters keusche, heimelige Kunst an stillen Abenden auf sich wirken läßt, so darf man doch nie vergessen, daß Menzels „Eisenwalzwerk" unserem heutigen Leben reichern und kräftigern Ausdruck verleiht. Denn es gilt überall — auch in der Kunst —, vorwärts zu schauen, die Formel zu finden für die immer fortschreitende Entwicklung in Kultur und Zivilisation. Was der Künstler gestaltet, wird ein Neues und geht über in den Besitz der genießenden Menge. Er ist der Entdecker. Sein Leben fließt geheimnisvoll hinüber in der Dinge letzte Möglichkeiten. Und es geschieht das Wundersame: er bildet sie für alle übrigen, die sie noch nicht kennen und begreifen. Der Künstler — das ist seines Wesens innerste Bestimmung — schafft immer nur sich selbst! Und indem er sein Werk so menschlich, mit persönlicher Hingabe erfüllt, macht er es auch den Vielen verständlich, denen nur das Menschliche klar und deutlich ist. Er ist der Mittler, das Medium; durch ihn lernen die Blinden sehen und die Tauben hören . . . Die Eisenbahn, der man einst die Schändung der Landschaft zum Vorwurf machte, ist längst in ihrer Bedeutung für Malerei und Poesie erkannt worden. Und so lieb und traut uns Eichendorffs waldfrische Lieder auch in die Seele klingen, Verhaerens kantige Verse, seine rauschenden Hymnen bedeuten uns mehr für den Fortschritt; sie sind ein Sieg des modernen Europäers über das vielgestaltige, wechselnde harte Leben unserer Tage. Und so wurde auch die Form eine andere. Man begann, dem immanenten Rhythmus der Dinge zu lauschen. Die Verse waren nicht mehr gebannt und gezwungen in hergebrachte Formen; man ließ sie sich selbst gestalten, man horchte auf ihre natürliche Gesetzmäßigkeit. Die sogenannten freien Rhythmen gewannen Bedeutung und Anerkennung. Darin liegt nun keineswegs Nachlässigkeit, wie manche noch zu glauben geneigt sind, sondern innere Nötigung, künstlerischer Zwang.

Ernst Lissauer gehört zu jenen, welche dieses Neue in ihrem Werke nachhaltig und kräftig betonen. Er begann mit dem schmalen Buche **„Der Acker"** (Eugen Diedrichs, Jena, br. 2 M., geb. 3 M.). Hier ist noch alles knapp, energisch zusammengefaßt. Es herrscht die Neigung zum Epigrammatischen. Klar, fest, sicher wird hier gezeichnet. Diese Einfachheit aber ist ohne jede Pose und Aufdringlichkeit. Die Erde gilt als das Symbol; Arbeit, Schollenbruch wird mit bildhafter Inbrunst gefeiert. Allen Dingen sieht der Dichter ruhigen Auges ins Gesicht. Da sind zwei kurze Strophen, „Brot" betitelt:

Auf meinem Tische steht ein Brot,
Wie rote Erde breit und rot.

Breit, rot; rot, breit.
Festgewordene Erntezeit.

Das ist das Äußerste an Konzentration; einen Schritt weiter, und man ist beim lyrischen Telegramm angelangt. „Geleit", „Jubel", „Glück ist ein Feuer", „Herbst" sind Impressionen voll innerer Kraft, alle nur wenige knappe Zeilen umfassend. Gesund und stark mutet uns dieser Dichter an. Auch liedhafte Klänge sind ihm gelungen: „Saat der Seele", „Sommernachmittag", „Rückweg", „Turmuhren". — Zu achtunggebietender Höhe aber erhob er sich in dem folgenden Buche **„Der Strom"** (Vers. Verlag, br. 2.50 M., geb. 3.50 M.). Er hatte wohl erkannt, daß seine Art leicht zur Manier ausarten könnte. Und er rang nach Größerem. Gab er früher Radierungen, so malt er jetzt in hellen, breiten Farben. Es wäre müßig, einen ausführlichen Vergleich mit Verhaeren zu ziehen. Ist des Belgiers Dichtung auch umfassender, ekstatischer, hymnischer, so ist Lissauer realer, sachlicher. Es ist in der Tat erstaunlich, zu welcher Weite er sich emporgeschwungen hat. Hier eben ist der freie Vers mit Recht, aus Nötigung angewendet. Wo immer man dieses Gedichtheft aufschlägt, überall erstaunt man, überall ist man gefesselt. Die Uhren, die Ampeln, die Wecker, die Türen, die Balkons, die Glocken — alle finden sie Deutung, alle offenbaren sie echt dichterische Momente. Da ist ein kurzes Gedicht „Ferngespräch":

Und es geschah, daß meine Stimme den Raum zerbrach
Und laut zu dir durch die Länder sprach.
Über Stunden
Erde waren wir aneinander gebunden.
Getragen von fliegenden Funken, in zuckendem Hall,
Segen sprach mein Wort auf dein Haupt durch das All.

Wie stärkt dieses Kraftgefühl, das dem modernen Leben Gelassenheit entgegenbringt, das sich nicht verwirren läßt, sondern sich an ihm stählt, an ihm wächst! Und solche Kunst wurzelt doch in der Einsamkeit, in welcher all die wechselnden Erscheinungen in eine ruhige Einheit verschmelzen und sich langsam, sicher gestalten können.

Selten nur verliert sich der Dichter einmal in zuviel Worte (wie in den Hymnen an Beethoven, Bach, Bruckner), aber auch da bleibt stets ein plastisches Bild zurück, irgendeine zusammenfassende, wundervoll kräftige Zeile. Wie ein Ährenfeld im Sommerleuchten wogt, schwer von Segen, so ist auch dieses Buch reif und voll Sonne. Lissauer ist eine neue, seltene Hoffnung. Sein Spruch „Vertrauen" gilt auch ihm selbst als Lob und Mahnung:

Und eins ist not: sei gläubig! Spende
Dich dem Geschick wie ein Segel dem Reisewind!
Fürchte nicht fremde Gelände!
Sei deiner Zukunft gläubig, wie ein Strom dem Meer, in das er rinnt! —

Ein anderer ist **Wilhelm von Scholz**. Er ist ein Grübler, ein Hieronymus. Die **„Neuen Gedichte"** (Georg Müller, München) schließen sich unmittelbar seinem früheren Versbande „Der Spiegel" an. Seine Lyrik schwebt nicht wie Wolken und Winde, sie gleicht einem dunklen, einsamen, schattenden Baume, dessen Zweige ahnungsreiche Melodien rauschen. Sie ist schwer, ein wenig hart und streng mitunter (in der Form). Aber doch wieder umfängt uns ein sanftes Dämmerlicht, alle Dinge verlieren die schroffen Ecken und zerfließen zu weichen Gebilden. Ein echt deutscher, mittelalterlich mystischer Pantheismus raunt in den Versen, die manchmal noch etwas von der chaotischen Fülle der Inbrunst in sich tragen, aus welcher sie sich emporgerungen haben.

Wir alle sind in uns allein.
In schwereloſem ewigem Falle
gleiten wir in uns selbst hinein
wie in die Nacht. Wir sinken alle
zur selben Tiefe ohne Ziel.
Wird es ein Ruhm, ein Sichbesinnen?
Im Blick zurück, woher die Seele fiel,
ist neuen Fallens unerklärt Beginnen.

Überall ein Sehnen, Ringen. Die Sprache sucht nach äquivalenten Lauten; bezeichnend dünken mich die doppelten Adjektiva: hauchkühl, rauchdunkel, abendbraun, raumgrau. Es ist ein bitterernstes Buch voll inneren Gleichgewichts. Die Visionen des Dichters (man darf gerade bei Scholz dieses Wort nennen) sind gebannt und geformt, und man fühlt es, wie tief diese Verse die Eigenart ihres Schöpfers offenbaren. Unverlierbare Bilder werden mit grandioser Einfachheit gemalt. Ein Blinder lauscht den Schritten eines Vorübergehenden:

Mißtrauisch spähte sein Hinterkopf
statt des erloschenen Gesichts.

„Die Dämmerung" wird so erlebt:

Zwischen den Dächern dunkelt das Blau
über Firste, Dachrinnen, Essen
windstill hin. Vom Licht schon vergessen
ist der Gasse steinernes Grau.

Doch im Tordunkel stehn helle Frauen,
Frauen lehnen aus Fenstertiefe heraus.
Heimkehrende bringen das Ergrauen
des Lands. Da schwinden sie Haus für Haus. —

Scholz beweist mit diesem neuen Buche das alte Hamletwort: Reiffein ist alles!

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Der Präſident der franzöſiſchen Republik

Von Wilhelm von Maſſow

Nur eine kurze Zeit trennt uns noch von dem Tage, an dem das neugewählte Oberhaupt der franzöſiſchen Republik, Herr Raymond Poincaré, ſeinen Sitz im Elyſée-Palaſt einnehmen und ſein hohes Amt antreten wird. Es gehört keine beſondere Beobachtungsgabe dazu, um zu erkennen, daß ſich der Wahl des Herrn Poincaré ein viel größeres Intereſſe zugewendet hat, als wir ſeit langer Zeit dem Präſidentenwechſel in Frankreich zu widmen gewohnt waren. Dieſes beſondere Intereſſe iſt nicht etwa nur in Frankreich, ſondern auch in anderen Ländern zu beobachten. Da drängt ſich natürlich die Frage auf: Gilt dieſe Aufmerkſamkeit der Perſon des neuen Staatsoberhauptes, oder gilt ſie den Umſtänden, unter denen ſich die Wahl vollzogen hat, oder gilt ſie der Perſon und den Umſtänden? Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die letzte dieſer drei Möglichkeiten hier vorliegt.

Was die Perſönlichkeit des Herrn Poincaré betrifft, ſo iſt in der letzten Zeit viel von ihm behauptet worden, und noch mehr wird von ihm erwartet. Wird er dieſen Erwartungen gerecht werden? Es wäre vermeſſen, darauf mit Ja oder Nein zu antworten. Wir wiſſen von ihm nur, daß er ein Mann von mehr als gewöhnlicher Klugheit und reicher Erfahrung iſt, der in allen Lebensſtellungen, in denen er ſich bisher bewegt hat, Leiſtungen über den Durchſchnitt hinaus aufzuweiſen hat. In Frankreich geht der Weg zu politiſchen Ehren in der Regel durch den Journalismus oder die Advokatur. Poincaré hat beides durchgemacht. Er iſt ein gewandter Journaliſt und ein geſuchter Advokat geweſen. Dann hat er verſchiedene Miniſterporteſeuilles innegehabt. Daß er bis zu ſeiner Wahl zum Präſidenten der Republik als Miniſterpräſident und Miniſter des Auswärtigen an einer beſonders weit ſichtbaren, bedeutungsvollen und verantwortungsvollen Stelle geſtanden hat, iſt ja ſo bekannt, daß

es kaum erwähnt zu werden braucht. Wer die Dinge nach unseren deutschen Begriffen beurteilen wollte, würde es wahrscheinlich sehr natürlich finden, daß eine Persönlichkeit, die sich in den vorbereitenden Berufen für eine öffentliche Wirksamkeit im großen besonders bewährt hat und dann Deputierter, Minister und Ministerpräsident gewesen ist, nun auch als der Nächstberufene angesehen wird, um den Sprung zum Staatsoberhaupt zu machen. Indessen zeigt eine nähere Betrachtung der französischen Verhältnisse, daß eine solche Schlußfolgerung nicht ohne weiteres zutreffen würde. Es zeigt sich bei den Präsidentenwahlen im Gegenteil eine gewisse Neigung, gerade die Politiker, die am meisten und unmittelbarsten im Vordergrunde stehen und die bereits als Führer der aktiven Staatspolitik bekannt geworden sind, zunächst einmal nicht auf den höchsten Posten der Republik zu stellen. Auch Loubet und Fallières waren natürlich Minister gewesen, aber zwischen dieser Zeit und ihrer Wahl zum Präsidenten lagen stillere Jahre; erst von dem politisch neutralen Amt des Senatspräsidenten holte man sie zur höchsten Würde der Republik. Bei Casimir-Perier lagen die Verhältnisse etwas anders; er war soeben erst vom Ministerpräsidium zurückgetreten und hätte wohl noch längere Zeit im Hintergrunde verharren müssen, wenn nicht die Ermordung Carnots unerwartet eine außergewöhnliche Lage geschaffen hätte. Wenn jetzt der aktive Ministerpräsident zum Präsidenten der Republik berufen worden ist, so ist das also eher eine Ausnahme von der Regel als das Gegenteil, und man ist wohl berechtigt, nach den besonderen Gründen zu fragen. Diese werden allerdings hauptsächlich in der besonderen Lage der Republik zu suchen sein, aber mit demselben Recht darf man die Tatsache dieser Präsidentenwahl wohl auch als einen Beweis ansehen, daß Herr Poincaré in einer ungemein verwickelten und an Hindernissen reichen Lage sehr klug und geschickt operiert haben muß, und das darf man ihm, abgesehen von allen Glücksumständen und Zufällen, auf der Kreditseite seines persönlichen politischen Kontos buchen.

Eine unbefangene Beurteilung wird also viel zugunsten des neuen Präsidenten anführen können, soweit seine Persönlichkeit, das rein Menschliche in Frage kommt, und die internationale Höflichkeit legt uns keinen Zwang auf, wenn wir das ruhig feststellen und anerkennen. Wie sich aber die Persönlichkeit des neuen Staatsoberhauptes von Frankreich politisch betätigen wird, das ist eine offene Frage und muß besonders für uns Deutsche eine solche bleiben. Denn hier spielt unser vaterländisches Interesse mit, und wir können diese Frage nicht von einem allgemeinen Standpunkt, sondern nur vom deutschen Standpunkte aus beantworten. Und da ist es besser, wenn wir kühl abwarten, wie sich Herr Poincaré zu den Aufgaben seines neuen Amtes stellen wird, als wenn wir uns vorschnell gewisse Vorstellungen einprägen, die sich nachher als unzutreffend erweisen. Wie es auch kommen mag, für uns wird es in jedem Falle nützlicher sein, uns nach keiner Richtung enttäuschen und überraschen zu lassen. Wenn im Auslande neue Männer ans Ruder kommen, sei es als

Herrscher oder als leitende Staatsmänner, so pflegen wir gern mit der Frage bei der Hand zu sein, ob sie als deutschfreundlich oder deutschfeindlich anzusehen sind. Ich glaube, es könnte nichts schaden, wenn diese Frage bei uns ebenso selten gestellt würde, wie die entsprechende Frage im Auslande in bezug auf deutsche Staatsmänner aufgeworfen wird. Man erspart sich manchen Fehlschluß und manches schiefe Urteil, wenn man im allgemeinen lieber annimmt, daß das Verhältnis eines ausländischen verantwortlichen Staatsmannes zu unserem Vaterlande weniger von seiner persönlichen Abneigung oder Zuneigung bestimmt wird, als von den Rücksichten und Bedingungen, die ihm die politische Lage auferlegt. Bei französischen Staatsmännern haben wir uns schon daran gewöhnt, sehr wenig danach zu fragen, wie sie gegen uns gesinnt sind. Wir wissen, daß wir von allen nicht viel zu erwarten haben. Mögen sie zu uns Deutschen stehen, wie sie wollen, — mögen sie vielleicht im Grunde ihres Herzens uns gerecht werden und im geheimen bedauern, daß Deutsche und Franzosen nicht Hand in Hand gehen können, oder mögen sie ganz von dem flammenden Haß der schlimmsten Revanchards erfüllt sein, — in ihrem Handeln werden sie sich nicht wesentlich unterscheiden. Denn die Friedfertigen müssen ihre vernünftige Beurteilung Deutschlands ebenso vorsichtig im Busen verschließen, wie die Heißsporne ihrem auf Revanche gerichteten Ehrgeiz Zügel anlegen müssen. Es hat sich in der Frage der deutsch-französischen Beziehungen für das Verhalten der verantwortlichen Machthaber in Frankreich eine gewisse Tradition — fast möchte man sagen: ein gewisser Stil — herausgebildet, eine Form, der sich der einzelne unwillkürlich unterwirft. Dabei wird es im einzelnen natürlich kleine Unterschiede und verschiedene Schattierungen geben. Herrn Poincaré werden wir vielleicht nicht unter die in diesem Sinne relativ deutschfreundlichen Präsidenten stellen dürfen. Wir können das daraus schließen, daß er als Minister des Auswärtigen selbst da, wo es durch die Lage gar nicht erfordert wurde, schärfer als irgendeiner seiner Vorgänger die Tripleentente und einen gewissen Gegensatz zum Dreibund betont hat. Aber ob und wie dies und ähnliches während der künftigen Präsidentschaft des Herrn Poincaré zum Ausdruck kommen wird, darüber läßt sich noch nichts aussagen.

Nun wurde schon angedeutet, daß diesmal der Präsidentenwahl in Frankreich auch aus anderen Gründen eine besondere Bedeutung beigelegt wurde. Man erinnere sich der kleinen Episode, die sich kurz vor der Wahl abspielte und die um ein Haar Herrn Poincaré genötigt hätte, die neue politische Lage mit einem Duell zu eröffnen. Hinter diesem uns etwas kurios anmutenden Ehrenhandel verbarg sich die sehr ernsthafte Tatsache, daß die Radikalen und Sozialisten trotz der sicheren Voraussicht ihrer Niederlage mit mehr als gewöhnlicher Leidenschaft ihren Willen durchzusetzen suchten. Solche Aufregungen hat es bei den früheren Präsidentenwahlen nicht gegeben. Die Parteien suchten wohl mit einem gewissen Eifer das Ansehen ihres Kandidaten zu erhöhen und seine Aussichten zu verbessern, aber es war keine große Erbitterung dabei. So

ehrenvoll es für eine Partei war, daß das Oberhaupt des Staates aus ihren Reihen hervorging, so wenig stand damit die wirkliche politische Bedeutung des Vorgangs im Einklang. Denn den wirklichen Politikern und ihren Drahtziehern war es doch am letzten Ende recht gleichgültig, wer im Elysée repräsentierte und alle die formellen Pflichten und großen und kleinen Lasten auf sich nahm, die zur Würde und Ordnung eines großen Staatswesens gehören, aber mit dem Besitz der wahren Macht und der entscheidenden Einflüsse in der Republik wenig zu tun haben. Nun erleben wir jetzt, abweichend von allem sonst Gewohnten, folgendes Schauspiel: Nach vielem Hin und Her wird der Ministerpräsident Poincaré als Kandidat für die Präsidentschaft aufgestellt, während von den anderen, ursprünglich genannten Bewerbern einer nach dem andern von der Bildfläche verschwindet. Jetzt tritt als einziger Gegner Poincarés Herr Pams, der bisherige Ackerbauminister, auf, ein Mann, an dessen Würdigkeit man nicht zu zweifeln braucht, der aber zweifellos an dem politischen Himmel Frankreichs bisher niemals zu den Sternen erster Größe gehört hatte. Dieser Gegenkandidat wird nun von den alten radikalen Führern, Combes und Clemenceau, unterstützt, während Poincaré mit einer Heftigkeit bekämpft wird, die in den Parteianschauungen keine genügende Erklärung findet. Aber der Mehrheit der Nationalversammlung erscheint der Ausgang der Sache so selbstverständlich, daß sie sich an den üblichen Probeabstimmungen vor der entscheidenden Wahl nur lässig beteiligt. Diesen Umstand benützt Clemenceau, um noch in elfter Stunde bei Poincaré feierlich, von seinen einflußreichsten Parteifreunden begleitet, zu erscheinen und ihn mit dem Hinweis einzuschüchtern, daß seine Wahl ja doch aussichtslos sei! Und als Poincaré selbstverständlich diesen plumpen Versuch zurückweist, tritt Clemenceau derart gegen ihn auf, daß es zu einer Herausforderung zum Zweikampf kommt und der Streit nur mit knapper Not beigelegt wird. Man sieht also, daß diese Wahl unter ungewöhnlichen Umständen vor sich ging. Ungewöhnlich war es, daß ein ehrgeiziger und tatkräftiger Mann von dem bedeutungsvollen Posten des Ministerpräsidenten, des eigentlichen Staatsleiters, aus die zwar ehrenvolle, aber weniger bedeutende Stellung des Präsidenten der Republik erstrebte; ungewöhnlich war es, daß er sogleich eine Mehrheit fand, die zum Teil durch kein näheres politisches Parteiinteresse mit ihm verbunden war; ungewöhnlich war es, daß sein unbedeutender Gegenkandidat von den angesehensten und erfahrensten Führern der Opposition mit einem Fanatismus unterstützt wurde, als ob es sich um Sein oder Nichtsein ihrer Partei und nicht um das gerade parteipolitisch bedeutungsloseste Amt der Republik gehandelt hätte.

Die Erklärung ist von der französischen Presse schon vorher deutlich genug gegeben worden. Sie hat keinen Hehl daraus gemacht, daß eine starke Stimmung dahin geht, der Stellung des Präsidenten der Republik einen größeren Einfluß einzuräumen als bisher, und dazu erschien allen Parteien die Persönlichkeit Poincarés mehr als jede andere geeignet. Sie erschien es auch der Opposition,

und eben darum wurde Poincaré wütender bekämpft als je einer seiner Vorgänger. Es entsteht nun die Frage: Was soll und kann eigentlich mit der Präsidentschaft Poincarés anders werden als früher?

Es ist die eigentümlich verworrene Lage der Parteien, die die Besonderheit der gegenwärtigen politischen Verhältnisse Frankreichs ausmacht. Um das zu erläutern, wird ein kurzer Rückblick notwendig sein. Stellung und Rechte des Präsidenten der Republik beruhen zurzeit auf der Verfassung von 1875. Sie stammen also aus jener merkwürdigen Übergangszeit, als die Kammer eine monarchische Mehrheit hatte und es nur durch die Uneinigkeit der Monarchisten und die persönlichen Verhältnisse der verschiedenen Prätendenten verhindert wurde, daß Frankreich zur Monarchie zurückkehrte. Die Republik, für die man sich vorläufig entschieden hatte, sollte nur die neutrale Form sein, die den Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten Zeit und Ruhe gewähren sollte, um sich zu einigen und zu organisieren. In Wahrheit war sie wohl mehr der Schleier, der die Unfähigkeit und den Mangel an Initiative bei diesen Monarchisten zudecken sollte, bis vielleicht bessere Zeiten kamen. Das war die Zeit der Präsidentschaft Mac Mahons, der aus seinem Bekenntnis zu einer konstitutionellen Monarchie im Sinne der Orleans nie ein Hehl gemacht hatte, der aber zum Unglück für die französischen Monarchisten persönlich zu wenig ehrgeizig, zu geradsinnig und zu wenig politisch veranlagt war, um die ihm zugedachte Rolle mit Glück spielen zu können oder gar die Initiative zu einem Staatsstreich zu finden. Die Sache kam also anders: der alte Marschall fühlte die Unhaltbarkeit seiner Stellung und trat zurück, ohne den Ablauf seiner Amtszeit abzuwarten; das französische Volk aber hatte inzwischen die Erfahrung gemacht, daß die nun einmal zu Recht bestehende Form der Republik zurzeit den einzigen und relativ besten Schutz gegen Intrigen und unerwünschte Umwälzungen bildete und daß sie wenigstens die verfassungsmäßige Ehrlichkeit für sich habe. Nun erst brachten die Wahlen eine republikanische Mehrheit, die den Monarchisten jede Hoffnung raubte. Erst seit der Wahl Grévys zum Präsidenten besteht in Wahrheit die dritte Republik.

Damit rückte die Frage in den Vordergrund, welche Form diese Republik, die nun selbst aufgehört hatte, bloße Form zu sein und ein Prinzip geworden war, haben sollte. Sollte es die sogenannte konservative Republik sein, die sich von der parlamentarischen Monarchie nur dadurch unterschied, daß sie auch die höchste Gewalt im Staate ausschließlich dem Willen des souveränen Volks unterwarf? Oder sollte die neue Republik die Verwirklichung der Demokratie sein, die Ernst machte mit dem alten Schlachtruf der großen Revolution: „Liberté! Egalité! Fraternité!“? Es wurde das Verhängnis der Republik, daß es zu einer ehrlichen und vollständigen Auseinandersetzung dieser beiden Prinzipien nicht kam. Die Geschichte der beständig wechselnden Ministerien zeigt zwar in dieser Zeit die zunehmende Demokratisierung des Staats. Aber bei den Wahlen für die höchste Stelle im Staate machten sich auf das stärkste

entgegengesetzte Einflüsse geltend. Denn hier traten Monarchisten und konservative Republikaner, alle die Elemente, die sonst auf die republikanische Gesetzgebung wenig Einfluß übten, weil sie unter sich selten einig waren, als geschlossene Masse neben die nichtradikale republikanische Minderheit und bildeten dadurch eine Mehrheit in der Nationalversammlung. Diese Verhältnisse waren für die Entwicklung der Präsidentengewalt nicht günstig. Sie hoben die Präsidenten nicht über die Parteien hinaus, sondern schufen nur einen ständigen Mißklang zwischen der Exekutive, d. h. dem Ministerium, und der höchsten Repräsentation des Staates. In diesem Widerstreit aber mußten sich die durch die Kammermehrheit gestützten, radikalen Ministerpräsidenten in der Regel als die Stärkeren erweisen. Am schärfsten trat dies hervor in der Krisis, die Casimir-Perier zum Rücktritt von der Präsidentschaft, die er nur sieben Monate geführt hatte, veranlaßte. Er und sein Vorgänger Carnot waren den Radikalen schon deshalb unangenehm, weil sie ihre hervorragende Stellung vor allem dem Umstand verdankten, daß sie Träger eines großen Namens waren, der den republikanischen Massen Respekt einflößte, ohne daß ihre wirkliche politische Gesinnung einer Feuerprobe unterworfen wurde. Die Auswahl dieser Männer erschien den Radikalen als ein Trick der „Reaktionäre", wodurch sie sich die Majorisierung der Radikalen bei der Präsidentenwahl erleichterten. Die demokratischen Republikaner hatten dann wenigstens die Genugtuung, daß der Rücktritt von Casimir-Perier in seinen Nachwirkungen einen neuen Herrn von ganz anderer Art in das Elysée brachte, nämlich in Felix Faure zum erstenmal einen Vertreter des erwerbstätigen Bürgertums. Nur schade, daß die feierliche Haltung und die fürstlichen Allüren, die der sonst harmlose Mann angenommen hatte, seit er sich mit dem Selbstherrscher aller Reußen verbrüdern durfte, die gallische Spottlust allzusehr herausforderten und ihn gleichfalls zu einem Sorgenkinde des Radikalismus machten. Auch Faure war kein Staatsleiter, der der Präsidentenwürde wirkliche Bedeutung geben konnte.

Schon hatte um diese Zeit der Dreyfushandel die Gemüter in Bewegung gesetzt, und ganz neue Gesichtspunkte fingen an, das öffentliche Leben in Frankreich zu beherrschen. Die alte Prinzipienfrage, ob konservative, ob demokratische Republik, blieb plötzlich, sozusagen, am Wege liegen. Man hatte die Entdeckung gemacht, daß unter dem Deckmantel der Parteifragen die ganze Republik das Opfer rein materieller Interessen geworden sei, daß kapitalistische Gruppen mit ihren persönlichen Rücksichten und Machenschaften den Staat regierten, daß diese aber in Wahrheit abhängig seien von internationalen Beziehungen, die die Sicherheit des Vaterlandes bedrohten und die nationale Existenz in Frage stellten. So sammelten sich gegenüber den Vertretern des herrschenden Systems die Nationalisten und alle, die sich wirtschaftlich und sozial benachteiligt glaubten, in einem besonderen Heerlager, das die streitbarsten Elemente zusammenführte: die Armee und ihre besonderen Anhänger, denen die Formen des modernen

Republikanismus Unbehagen verursachten, und die ecclesia militans, den streitbaren Klerikalismus, der jetzt in der Erregung des Dreyfusprozesses die Stunde gekommen glaubte, um gegen Juden und Freimaurer zu eifern. Im Zeichen dieses neuen Gegensatzes stand die Entwicklungsperiode, die mit dem Tode Faures einsetzte. Die führenden Kreise der Republik — so wie sie sich nun einmal gestaltet hatten — führten jetzt eine Art von Existenzkampf, der ihnen zwei Hauptaufgaben stellte: die Bekämpfung des Klerikalismus und die Rückgewinnung der Armee. Ersteres geschah durch die vollständige Trennung von Kirche und Staat, durch die rücksichtslose Durchführung eines von allen religiösen Ideen und Verpflichtungen völlig losgelösten Rechtes der Staatsgewalt; das andere durch die politische Überwachung der Armee und ihre möglichste Säuberung von allen klerikalen und monarchistischen Elementen. Diese Aufgabe konnte nur durch eine Exekutive gelöst werden, die mit der Zuverlässigkeit einer radikaldemokratischen Gesinnung große Energie und starke Initiative verband, die aber auch einen entsprechenden Rückhalt am Präsidenten der Republik fand. Es war also nötig, den Präsidenten aus dem radikalen Lager zu wählen, aber den Schwerpunkt der Gewalt womöglich noch mehr nach dem Ministerpräsidenten hin zu verschieben. Es ist die Periode, die durch die Präsidentschaft von Loubet und Fallières bezeichnet ist.

Man wird unschwer erkennen, daß das im ganzen doch eine auf die Dauer nicht haltbare, einseitige Orientierung der Regierungsweise war. Sie ergab sich aus den Nachwehen der Dreyfusperiode, kann aber nicht aufrechterhalten werden, sobald neue, vielseitige Aufgaben und Bedürfnisse an den Staat herantreten und gebieterisch Beachtung heischen. Die Parteien treten wieder mit ihren vielgestaltigen Forderungen in den Vordergrund; wo ist die ordnende Hand, die dieses Durcheinander politischer, wirtschaftlicher, sozialer Aufgaben zu entwirren vermag? Die Minister in einer Republik können nur von dem Vertrauen einer Mehrheit der Volksvertretung getragen werden; sie sind also ihrem staatsrechtlichen Begriffe nach selbst Partei. Man beginnt außerdem zu fühlen, daß diese Entwicklung, die immer nur nach einer Richtung hin die Forderungen der radikalen Demokratie zu verwirklichen strebt, zuletzt mit völliger Auflösung enden muß. Das ist der Gedankengang, der zuletzt dahin ausmünden muß, daß man eine grundsätzlich stärkere Gewalt über den Parteien errichtet. Das bedeutet die Verstärkung der Machtvollkommenheit des Präsidenten der Republik. Aber noch scheut man sich, das offen zu bekennen, und will es der Fähigkeit des Mannes überlassen, den man auf diesen Posten stellt. Und weil in dem Augenblick, wo ein neuer Mann in das Elysée einziehen soll, ein Ministerpräsident von mehr als gewöhnlicher Energie und Klugheit vorhanden ist, so glaubt man, daß man am besten tut, ihn zu wählen, weil er bei dem Übergang vom Ministerpräsidenten zum Präsidenten der Republik am ersten das Interesse und die Möglichkeit hat, die notwendige Verschiebung des Schwerpunktes vom ersten Amt in das zweite vorzunehmen.

Wird das Experiment glücken? Das ist eine Frage, deren Beantwortung noch von der Zukunft verhüllt ist. Man versteht, daß sich die radikalen Führer des alten Systems mit Händen und Füßen dagegen wehren und daß sie sich anstellen, als ob die Unterstützung der Rechten, deren sich Poincaré bei seiner Wahl erfreut hat, der erste Spatenstich für das Grab der Republik ist. So schlimm wird es nun freilich nicht werden. Aber Herr Poincaré wird gegenüber dieser heftigen, durch die bisherige Entwicklung verwöhnten Gegnerschaft sehr, sehr vorsichtig sein müssen. Man hat gesagt, es sei mit der Präsidentschaft der französischen Republik ähnlich wie mit dem englischen Königtum, wo das Beispiel Eduards des Siebenten gezeigt habe, wieviel sich trotz der Beschränkungen der Verfassung daraus machen lasse, wenn der Träger der Krone der Mann dazu sei. Ganz stimmt der Vergleich nicht. Was dem König von England gestattet, sich trotz der Verfassung zur Geltung zu bringen, ist etwas ganz anderes, als dem Präsidenten der Republik zu Gebote steht. Der hat doch sehr viel gefährlichere Klippen zu umschiffen. Aber richtig ist, daß der Präsident nach dem Buchstaben der Verfassung erheblich mehr kann und darf, als in der praktischen Entwicklung dieser achtunddreißig Jahre zum Ausdruck gekommen ist. Und vielleicht ist Herr Poincaré von einem guten Genius geleitet, der ihm den Zauber des Elysée lösen hilft.

Von einer neuen und anderen Sozialpolitik

Von G. W. Schiele in Naumburg a. d. S.

Rückgang der Geburten, — Menschenmangel bei wachsendem Wohlstand, — Anschwellen der großen Städte, Verödung des Landes; — Hereinbrechen ausländischer Arbeitermassen, — Vorrücken der Sprachgrenze der kulturärmeren Nachbarvölker, während das Kulturvolk zurückebbt, wie ein See, dessen Spiegel sinkt; — Überschätzung des Wirtschaftlichen, — Mißachtung der Welt des Geistes und Gewissens; — wachsende politische Ansprüche der in den Großstädten zusammengedrängten, abhängigen Massen (das bedeutet Scheindemokratie), — Wohlfahrts- und Wohltätigkeitspolitik zugunsten dieser abhängigen Massen auf Kosten anderer Volksklassen und aus politischen Gründen (was man mit dem Namen Sozialpolitik belegt), — ist das alles nicht schon einmal dagewesen? War es nicht die facies hippocratica der alten Kultur schon in den Tagen der Macht und des Reichtums? Scharfsehende Politiker jener Zeiten haben diese Züge der

Ermüdung so beschrieben, daß man ihre Worte heute als modern in jeder Zeitung drucken könnte. Man kann darüber in Eduard Meyers Vortrag über die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums, Jena 1895, höchst interessante Belege finden. Unsere Zeit hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit jener alten Kultur. Das Menschenleben ist eben immer wieder dasselbe, und gleiche Ursachen haben gleiche Wirkung. Ob es nicht möglich ist, aus der Vergangenheit zu lernen?

Zwar dünken wir uns noch weit von jener Verderbtheit entfernt. Es erscheint uns unbegreiflich, daß so kluge und starke Männer wie Cäsar und Augustus die volksverderbende Wirkung der öffentlichen Brotverteilungen erkannten und doch verzweifelten sie abzustellen; sie werden wohl ihre Gründe der Ohnmacht gehabt haben. Sind denn aber unsere Fleischverteilungen in den großen Städten nicht, wenn auch schüchtern und klein gegenüber dem antiken Vorbild, so doch im Prinzip dasselbe? Am Ende dieser Verteilungen, falls sie ein Ende finden, wird man sehen, daß mit unverhältnismäßigen Opfern wenig erreicht ist: einige Volksklassen sind bevorteilt auf Kosten anderer, einige Mittelstandsexistenzen sind ruiniert, einige Großhändler sind reich geworden, der städtische Steuerzahler hat viel geopfert, der Bedürftige hat nicht viel erhalten, Konsumentendemokratie ist gepflegt, produktiver Stand ist geschädigt, die Großstädte sind beschenkt, die kleine Stadt der Provinz und das Land geht leer aus; eine höchst gefährliche Idee ist in die politische Praxis eingeführt; aus welchem anderen Grunde, als aus dem der Angst vor der Unzufriedenheit der großstädtischen Massen. Schlimmer aber ist, daß unsere vielgerühmte Sozialpolitik auf die Dauer eine lähmende, krankmachende Wirkung auf das Volk haben muß. Die darin umgehende Idee wird, wenn ihr nicht bald Grenzen gesteckt werden, noch jeden deutschen Mann zum Staatspensionär machen. Das ist dann dasselbe wie die Brotverteilungen im alten Rom, geschieht aus denselben politischen Gründen und führt zu demselben Ende. Weil aber dies harte Urteil viele verletzen wird, und weil fast alle Deutschen auf diese unsere Sozialpolitik sehr stolz sind — auch die alten Römer waren gewiß stolz, mit ebensoviel Recht stolz auf ihre Sozialpolitik und Sozialhygiene — weil unsere Sozialpolitik noch als ein heiliges Vermächtnis des alten großen Kaisers gilt, obwohl sie längst nicht mehr ist, was sie war, so besteht die Pflicht, dies Urteil näher zu begründen.

Worin steckt das Gefährliche unserer Sozialversicherung?

Da ist erstens die Unklarheit und Unsicherheit des Falles auf welchen hin versichert wird. Wer ist denn invalide? „Derjenige, welcher nicht mehr imstande ist durch eine Tätigkeit, die seinen Kräften und Fähigkeiten entspricht und ihm unter billiger Berücksichtigung seiner Ausbildung und seines bisherigen Berufes zugemutet werden kann, ein Drittel desjenigen zu erwerben, was körperlich und geistig gesunde Personen derselben Art mit ähnlicher Ausbildung in derselben Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen.“ Das ist nun aber im Einzelfalle

nur mit Willkür zu ermessen. Die scheinbare Zahlenschärfe dieses Begriffes der Invalidität ist nur Trug. Denn in Wahrheit gibt es darin keine objektive Zahlen, sondern nur bureaukratische Willkür oder, um parlamentarischer zu reden, behördliches Ermessen. Dieses aber muß immer nach der einen oder anderen Seite an der Wirklichkeit vorbeischießen. Jahrzehntelang ist dieser Begriff der Invalidität zu mild ausgelegt worden, so daß Leute mit fast 100 Prozent Erwerbsfähigkeit die Rente erhielten. Nunmehr wird strenger ausgelegt. Dann wird aber ebensooft die Auslegung nach der anderen Seite hin fehlen und einem Versicherten die Rente verweigern, dem sie zukäme, weil es eben unmöglich ist genau und gerecht zu sein. Neuerdings sind durch das Angestelltenversicherungsgesetz sehr weite Volkskreise dieser bureaukratischen Willkür unterworfen worden und es ist der Begriff der Berufsinvalidität geschaffen. „Berufsunfähig ist derjenige, dessen Arbeitsfähigkeit auf die Hälfte eines körperlich und geistig gesunden nach dem Versicherungsgesetz für Angestellte Versicherten von ähnlicher Ausbildung und gleichwertigen Kenntnissen und Fähigkeiten herabgesunken ist." Hier ist dieselbe trügerische, scheinbare Zahlenschärfe. Diese Zählbarkeit und Meßbarkeit ist Fiktion. Wenn man nun sich vorstellt, daß ein und derselbe Mensch im Verlauf einiger Jahre erst in den Stand der Berufsinvalidität fällt, wenn er nicht mehr 50 Prozent der Berufsarbeit machen kann, und dann in den Stand der allgemeinen Erwerbsinvalidität hinunterfinkt, wenn er nicht mehr $33^1/_3$ Prozent der allgemeinen Erwerbsfähigkeit hat, so kann man sich ausmalen, was für eine interessante Kasuistik das geben wird, wieviel dicke Bücher darüber geschrieben werden und wie doch in jedem einzelnen Falle jeder einzelne Gutachter zu sich sagen muß: Gott sei mir Sünder gnädig. Nun aber bleibt dem Versicherten nichts anderes übrig, als der Willkür des Gutachters und dem behördlichen Ermessen seine Zähigkeit und seine List gegenüberzusetzen. Man denke doch: jahrzehntelang hat er zahlen müssen und nun soll es von der Willkür und Laune eines Fremden abhängen, ob er sein Recht erhält. Das Gesetz ist ja eine Zwangsversicherung und es ist das schlimmste an dieser Zwangsversicherung, daß daraus eine Zwangserziehung zur Rentenbettelei und Rentenjägerei wird, zu List und Betrug als einer Art Notwehr, daß aber Bescheidenheit und Zurückhaltung notwendig zu kurz kommen müssen. Es liegt wahrhaftig nicht an der Charakterschwäche der deutschen Arbeiter, wenn sie der Rentenkrankheit verfallen, alle anderen Volksklassen tun unter gleichen Verhältnissen dasselbe; sondern es ist der Charakter des Gesetzes, der sie zur Rentenbettelei, statt zu Stolz, Selbstvertrauen und Selbsthilfe erzieht. Dieses wäre gewiß bei den Versicherten längst unerträglich und schwer verhaßt, wenn nicht der Arbeitgeberbeitrag wäre, der alle Unvollkommenheit, Ungerechtigkeit, Unwirtschaftlichkeit des Gesetzes zudeckt. Darin aber liegt nun gerade der andere große Fehler der bisherigen Sozialversicherung, denn es wird hier zum Prinzip erhoben, daß die Bedürftigkeit, die Armut der lohnarbeitenden Klassen, der

sogenannten Minderbemittelten zugedeckt werden dürfe von Staats wegen durch einen Beitrag, den man aus den Taschen derjenigen nimmt, die, wie man meint, es vertragen können, der Unternehmer. Wovon lebt denn aber die Masse der Unabhängigen sowohl wie das ganze Volk, wenn nicht von der Unternehmungskraft? Nun ist es schon falsch, daß man meint, allen großen und kleinen Unternehmungen einen Durchschnittssatz auflegen zu dürfen; denn im Einzelfalle kann die eine Unternehmung sehr gut eine ansehnliche Last tragen, die andere aber auch nicht die kleinste. Es besteht aber außerdem die Gefahr, daß auch die durchschnittliche Unternehmungskraft demnächst stärker belastet wird, als ihre Elastizität verträgt. Dann geschieht, was Gibbon in seinem großen Werk über den Untergang des römischen Reiches in folgendem lapidaren Satz beschreibt: „Als das Verhältnis derjenigen, welche empfingen (der Lohnarbeiter, Privatangestellten und Beamten), die Kraft derjenigen überstieg, welche abzugeben hatten (der Unternehmer, der Steuerzahler), wurden die Provinzen von den Lasten der Abgaben erdrückt." So entstand die Verödung des Landes, der Rückgang der Geburten, endlich die vollkommene Verwüstung der alten Kulturstätten, so daß nicht mehr Zehntausend ihr Brot fanden, wo früher Hunderttausend lebten. — Wodurch? Durch die Erlahmung der Unternehmungskraft.

Die bisherige Sozialversicherung ist eingerichtet, als wenn das Volk nur aus Arbeitgebern einerseits und Arbeitnehmern anderseits bestände oder bestehen müßte, Arbeitgeber, welche zu geben haben und auch geben können und Arbeitnehmern, welche zu empfangen haben und dessen auch immer bedürftig sind. In den Herzen vieler Gönner unserer Sozialpolitik scheint die geheime Sehnsucht zu wohnen nach einer Zeit, wo es in Deutschland nur noch Riesenbetriebe, wie Krupp geben möchte, die so stark sind, daß man ihnen recht viel zumuten darf und demgegenüber einen Stand zwar abhängiger, aber recht wohlbezahlter, ganz sicher gestellter, hoch in der Zivilisation stehender Arbeiter. Oh! Du armes deutsches Volk, wenn es jemals dazu käme, das wäre der Anfang des Sterbens, wenn es nicht schon das Totsein selbst wäre; es gäbe dann kein wahres Volksleben mehr.

Das ist nun der dritte große Fehler unserer bisherigen Sozialpolitik, daß sie eine Einrichtung ist, diese unerwünschte Entwicklung zu solcher Zukunft zu befördern. Alle Sicherheit nämlich, die sie dem Stande des abhängigen Lohnarbeiters erteilt, alle Wohltaten auf anderer Stände Kosten, mit denen sie seine Existenz über dessen eigene Kraft hinaushebt, wird zugleich zum Unrecht an demjenigen kleinen freien Mann, der nichts erhält, weil er nicht in dem Maße wie jene, oder überhaupt nicht abhängiger Lohnarbeiter ist. Es muß und soll, wenn ein Volk im gesunden Wachstum und in Unternehmungskraft beharren will, zwischen jenen großen Arbeitgebern einerseits und jenen gutbezahlten Arbeitern der großen Unternehmungen anderseits, eine recht breite Masse von kleinen und kleinsten Unternehmern, Kaufleuten und Gewerbetreibenden geben

und auch solchen Arbeitern, die nur zum Teil Lohnarbeiter sind, und die mit einem Bruchteil ihrer Existenz kleine Eigenwirte, eigenständige Produzenten sind. Diesen Charakter sollen besonders die Arbeiter auf dem Lande haben. Für den kleinen Unternehmer aber ist unsere Sozialversicherung eine sehr schwer zu tragende Last. So bedrückt sie gerade den Nachwuchs der Unternehmungskraft am meisten, erschwert den Übergang aus dem Stande des Lohnarbeiters zu dem des kleinen Unternehmers und läßt es jedem einfachen deutschen Arbeiter rätlicher erscheinen, im Stande der abhängigen, versicherten Lohnarbeiter auszuharren, statt sich hinauszuwagen in die schwer belastete Selbständigkeit. Sie erstickt die Unternehmungskraft des Volkes, die Liebe zur Eigenständigkeit, zur wirtschaftlichen Selbständigkeit im Keime. Sie wird zu einem Unrecht an dem besseren Teile des Volkes, an dem Arbeiter selber, demjenigen nämlich, der sich herausarbeiten will aus dem Stande der Abhängigkeit. Wer weiß nicht, daß das kostbarste Gut des Arbeiters die Hoffnung, die Aussicht auf Selbständigkeit für ihn selbst oder seine Kinder ist. *Das ist der schwerste Vorwurf gegen unsere Sozialversicherung, daß sie das Emporkommen aus dem Stande der Abhängigkeit erschwert.* Wie lange wird der gute Kern im deutschen Volke eine solche Politik aushalten?

Bisher ist diese Sozialpolitik dargestellt als eine Bevorzugung der Abhängigen auf Kosten der Selbständigen; sie bewirkt aber in derselben Weise auch einen Unterschied von Stadt und Land. Denn auf dem Lande muß auch der Kleinste einen Bruchteil von Eigenwirtschaft, Eigenständigkeit als kleiner Produzent behalten, weil es dort nicht immer alles für Geld zu kaufen gibt. In Städten dagegen wohnt das Ideal der vollkommensten Abhängigkeit, der festbesoldeten und ganz und gar versicherten Existenz, mit fixiertem Geldlohn, mit Aussicht auf Arbeitslosenunterstützung und auf mancherlei öffentliche und private Wohltaten. Nur in den Städten und besonders in der großen Industrie kann der volle Segen unserer Arbeiterversicherung zur Wirkung kommen. Darum muß sie wirken als ein Mittel zur Beförderung der Landflucht und zur Vermehrung des Wachstums der großen Städte, wie einst die Brotverteilungen in Rom. Auf ganz verkehrtem Wege aber sind diejenigen, welche meinen, daß die Landflucht sich verringern werde, wenn unsere segensreiche Arbeiterversicherung auf die ländlichen Arbeiter recht energisch ausgedehnt wird. O nein, diese brauchen ganz etwas anderes.

Ist es nun zu viel, wenn man diese krankmachende, volksverderbende Sozialpolitik, welche die Abhängigkeit prämiiert und die Unternehmungskraft besteuert, als eine *römische Sozialpolitik* bezeichnet, die genau dieselben Erfolge haben muß wie einst im alten Rom die Verhätschelung der abhängigen, großstädtischen Massen? Es ist hohe Zeit, daß wir dieser falschen Sozialpolitik, welche wir die römische nennen, eine richtige, gesunde Sozialpolitik gegenüberstellen, welche wir als die *deutsche Sozialpolitik* bezeichnen wollen, welche nicht den Geist der Abhängigkeit stärkt, sondern auch im Kleinsten das Vertrauen in

die eigene Kraft, die Eigenständigkeit, den Mut zur Unternehmung. Wie kann das geschehen?

Am 25. November war in Berlin eine Anzahl bedeutender Politiker und Arbeiterführer versammelt, um zu beraten, wie man dem Ansturm der sozialdemokratischen Volksfürsorge zu begegnen habe. Die sozialdemokratische Partei plant im Anschluß an ihre Gewerkschaften, das Volk mit einem System von Spar- und Darlehnskassen zu beschenken, eine Volksversicherung zu schaffen, die das Volk wirtschaftlich gut versorgt und doch zugleich von der Sozialdemokratie abhängiger macht. Sie wird damit weite Kreise kleiner Kaufleute und Gewerbetreibender als Prämienzahler und Kreditnehmer an sich fesseln, sie wird damit ungefähr fünfundvierzigtausend Versicherungsbeamte, die zugleich Parteiagitatoren sind, unterhalten, sie wird einen Staat im Staate errichten, der um des Geistes willen, der darin herrscht, für die Zukunft des deutschen Volkes höchst unerfreulich und gefährlich sein wird. Will man das verhüten, so muß man von bürgerlicher Seite dem Volke das Gleiche, nein, nicht das Gleiche, sondern mehr und Besseres bieten, als jene bieten können.

Der Mann, der jene Versammlung angeregt hat, ist der bekannte Generallandschaftsdirektor Kapp. Er benutzte diesen politischen Moment, um der weiten Öffentlichkeit seine Ideen vorzutragen. Denn es ist wahr, was er in seinem Referat nur andeutete, daß das Werkzeug und Rüstzeug seiner Pläne schon seit vielen Jahren bereit liegt, „lange bevor die Sozialdemokratie mit ihrer Volksfürsorge auf den Plan trat".

Es handelt sich um eine längst erwogene, genau vorbereitete Sozialversicherung im deutschen Geiste, die öffentlich-rechtliche Lebensversicherung.

Also doch wiederum eine Versicherung? Ja, aber im folgenden werden wir ihre Vorzüge den Fehlern jener anderen Sozialversicherung gegenüberstellen.

Erstens, es handelt sich um Lebensversicherung. Diese ist immer ein klares und reelles, bis auf den Pfennig ausgerechnetes Geschäft, bei welchem dem Versicherten sein Recht werden muß, während in den Geschäften jener anderen Versicherungen die Austeilung des Rechtes immer ein Werk bureaukratischer Willkür ist.

Zweitens, es ist keine Zwangsversicherung, sondern jeder bleibt der wirtschaftliche Herr seiner Existenz.

Drittens, es sind keine Wohltaten, kein Arbeitgeberbeitrag, kein Almosen und Geschenk dabei, sondern was einer davon hat, verdankt er der eigenen Kraft.

Auf jener Tagung ging der Streit hauptsächlich um den Träger der Versicherung, nämlich ob es öffentlich-rechtliche Einrichtungen sein sollen oder ob das privatwirtschaftliche Kapital mit solcher Volksversicherung betraut werden könne. Bei aller Achtung vor den Leistungen des privaten Kapitals in der Lebensversicherung überhaupt, wurde doch mit Recht betont, daß die Volksversicherung, die Versicherung des kleinen Mannes, nicht eine Aufgabe des privatwirtschaftlichen Erwerbsgeistes sein kann. Denn die privaten Gesell-

schaften kommen nur schwer an den kleinen Mann heran, haben sie ihn, so sind die Agenten gewöhnlich nicht die Männer, ihn richtig zu beraten, nur zu oft verfallen die Versicherungen wieder, dadurch kommt kein rechtes Vertrauen zustande, kurz, in der Hand der privatwirtschaftlichen Gesellschaften kostet die Volksversicherung viel und bleibt doch unvollkommen; es gibt eben im Wirtschaftsleben Aufgaben, die vom Erwerbsgeist nicht befriedigend zu lösen sind. Besonders der sozialdemokratischen Volksfürsorge gegenüber, welche von sich behauptet, daß sie eine Wohlfahrtseinrichtung sei, würde eine von privatem Kapital und vom Gewinninteresse regierte Volksversicherung schweren Stand haben. Für die Volksversicherung müssen wahrhaft gemeinnützige Träger geschaffen werden, die allein das volle Vertrauen der Versicherten gewinnen können. Solche sind die öffentlich-rechtlichen Institute. Um nun diese an den kleinen Mann heranbringen zu können, versuchte Generallandschaftsdirektor Kapp auf jener Tagung eine Fühlungnahme dieser öffentlich-rechtlichen Lebensversicherung mit den nicht sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen, den Hirsch-Dunckerschen, christlichen, nationalen Gewerkschaften und Kriegervereinen herzustellen, die ja alle kleinere Versicherungseinrichtungen, wie Sterbe- und Darlehnskassen, schon haben. Man darf hoffen, daß aus dieser Fühlungnahme ein recht segensreiches Zusammenarbeiten beider Teile entsteht. Wir wollen aber noch hinzufügen, daß die Fürsprecher der öffentlich-rechtlichen Lebensversicherung weit davon entfernt sind, für diese ein Monopol zu wünschen, sondern daß sie ihre Tüchtigkeit im ehrlichen Wettbewerb mit den privatwirtschaftlichen Erwerbsgesellschaften erproben wollen.

Die Hauptsache an dieser öffentlich-rechtlichen Lebensversicherung ist aber die Verwendung. Als Kapp die Idee dieser Versicherung ins Leben einführte, brachte er sie im ostpreußischen Landtag zum Siege, indem er den Grundsatz aufstellte: Die Provinz soll wiedererhalten oder behalten, was sie an Spargeldern aufbringt. Er wies nämlich nach, daß die privatwirtschaftliche Lebensversicherung die ihr anvertrauten Milliardensummen in die großen Städte getragen hat — Berlin und andere Großstädte sind davon erbaut —, der Provinz aber so gut wie nichts zurückgegeben hat. Angewandt auf die Volksversicherung, d. i. die Lebensversicherung des kleinen Mannes, lautet derselbe Grundsatz: „Die Spargroschen des kleinen Mannes sollen diesem auch wieder zugeführt werden,*) (das heißt nicht notwendig demselben, sondern dem Kleinen überhaupt), „sie sollen, da sie von ihm stammen, auch ausschließlich zu seinem wirtschaftlichen Nutzen, vornehmlich auf dem Wege des Realkredits zur Verfügung gestellt werden." „Solche nationale Volksversicherung als selbstlose Treuhänderin der bei ihr zusammenfließenden gewaltigen ‚Sparkapitalien' kann nun aber eine Wohlfahrtseinrichtung allerersten Ranges werden", und zwar auf folgende Weise:

*) Zitiert, wie auch das folgende nach dem Referat des Herrn Generallandschaftsdirektors Kapp.

Es geht ein tiefes Sehnen durch alle Schichten des deutschen Volkes, welche abhängig sind, der Arbeiter, der festbesoldeten Beamten und des sogenannten neuen Mittelstandes, durch die Reihen derjenigen, welche in der fast unpersönlich gewordenen Arbeitsweise der Großbetriebe nur zu Rädchen in der Maschine geworden sind, durch die gewaltigen Volksmassen, welche in Großstädten sich wie wurzellos umhergetrieben vorkommen, ein Sehnen, sage ich, nach einem Bruchteil individualwirtschaftlicher Freiheit, Eigenständigkeit, Bodenständigkeit, Berührung mit der Natur. Dernburgs Erörterung der Wohnungsfrage in den großen Berliner Versammlungen, so verkehrt vieles war, was dabei gesagt wurde, ist doch in ihrer Wirkung ein Beweis, welches Mißbehagen in den großstädtisch wohnenden Massen angehäuft ist. Es ist geradezu ein Kulturgebot, daß dies Sehnen nach Befreiung und Erhebung des Einzellebens aus dem unpersönlichen Bausteinleben, welches es in unserer Zivilisation lebt, befriedigt werde.

Nicht jeder deutsche Mann, aber vielleicht jeder zehnte deutsche Mann, wünscht sich ein kleines Eigenhaus und ist bereit dafür Opfer zu bringen, um darin mit einem Bruchteil seiner Existenz ein freier Mann zu sein; denn er fühlt: durch die wirtschaftliche Freiheit geht der Weg zur wahren persönlichen und politischen Freiheit. Mit Hilfe der in der öffentlich-rechtlichen Lebensversicherung angesammelten Sparkapitalien des kleinen Mannes erscheint es möglich, *das kleine Eigenhaus in Stadt und Land zu finanzieren, als eine Werkstätte wirtschaftlicher Freiheit und als eine Burg politischer Freiheit für den einfachsten deutschen Mann.* Dies wäre nun genau das Gegenteil dessen, was die Sozialdemokratie mit ihrer Volksfürsorge machen wird. „Denn es widerspricht dem innersten, zersetzenden Wesen der Sozialdemokratie„ den kleinen Mann wirtschaftlich zu stärken", sie will im Gegenteil ihn in wirtschaftlicher Abhängigkeit halten, um ihn besser terrorisieren zu können, sie will also das Gegenteil der Freiheit. Geben wir ihm die wahre Freiheit, so wird er die falsche fahren lassen.

Noch eins: *die innere Kolonisation*, die bisher nur mit Staatskredit betrieben wird und eben deshalb nicht vorwärtskommt und hiermit niemals zur Vollendung kommen kann, würde gespeist durch die Sparkraft des kleinen Mannes und getrieben durch die Unternehmungskraft und den zähen Opfermut des kleinen Mannes eine ganz andere Breite und Wucht bekommen. Denn ein so großes Werk muß geschehen zwar unter Führung des Staates, aber durch die Kraft des Volkes, das heißt durch die mit 100 000 multiplizierte Kraft des Kleinsten.

Zum Schluß erinnerte noch Kapp an die große Zeit vor hundert Jahren und er darf es mit Recht; denn, was er bringt, erscheint wie ein Erbteil des Geistes jener Zeit. Hier ist eine Sozialpolitik deutschen Geistes, die gegründet ist auf den altgermanischen Geist der Freiheit des einzelnen; diese wird gegenübergestellt jener Scheinfreiheit und jenem Massenterrorismus, welchen die sozialdemokratischen Führer Volksfürsorge nennen, und auch jener Volksbeglückung,

die bisher bei uns Sozialpolitik hieß. Hier wird nicht die Organisation, sondern die Familie und der einzelne Mann gestärkt. Hier wird nicht zur Abhängigkeit von irgendwem, sondern zum Selbstvertrauen, zur Selbsthilfe und zum Stolz des freien Mannes erzogen. Hier wird nicht mit materiellen Gütern beschenkt, sondern trainiert zur Kraft.

Auf der Tagung wurde von einigen Arbeitervertretern mit großem Nachdruck gesagt: man dürfe nicht hoffen die Sozialdemokratie durch allerlei materielle Bevorteilungen zu übertrumpfen. Denn die Kraft der Sozialdemokratie sei ihre Idee und der Opfermut für diese Idee. Das ist sehr richtig. Also setzen wir Idee gegen Idee, Opfer gegen Opfer, Geist gegen Geist, nämlich gegen den Geist der demagogischen Scheinfreiheit und des sozialistischen Terrorismus den Geist der volkstümlichen wahren Freiheit, der alten deutschen Bürger- und Mannesfreiheit, welche der starke Freiherr von Stein uns Deutschen vor hundert Jahren schon einmal wiederhergestellt hat.

Wenn dieses schwere Werk gelingt, so werden auch jene Krankheitsgespenster, die uns am Eingang unserer Betrachtung erschreckten, wieder verschwinden. Denn sie sind alle nur Folgeerscheinungen der Vergroßstädterung des Volkes, des Nachlassens der Unternehmungskraft in den atomisierten Massen. Der Rückgang der Geburten wird dann aufhören, desgleichen das Hereinquellen der Fremden, und Germanien wird dann wieder wie seit zweitausend Jahren die Welt erobern können, mit dem gesunden und lebensfrohen jungen Blut, das es übrig hat. Ein Volk hat genau soviel Nachwuchs als es Lebensmut, Hoffnung auf die Zukunft und Selbstvertrauen hat. Je mehr Heimstätten, um so mehr Kinder. Die Sparkraft des einzelnen Mannes zu pflegen, das Ersparte in seine Hand zu legen als ein Werkzeug der Selbständigkeit und Freiheit, Heimstätten gründen helfen, dies ist die Aufgabe der neuen Einrichtung, welche öffentlich-rechtliche Lebensversicherung heißt.

Arbeiter als literarische Kritiker

Von Dr. M. in Berlin

Die Grenzboten haben bereits im Jahre 1910 auf die Bestrebungen in der Studentenschaft, der Arbeiterbevölkerung vom reichen Tisch der Wissenschaft abzugeben, hingewiesen. Es gibt viele Kreise in Deutschland, die diesen Bestrebungen nicht nur gleichgültig, sondern sogar feindlich gegenüberstehen, und diese Kreise begründen ihre Stellungnahme mit dem Hinweis, daß die Arbeit zweckmäßiger an den bürgerlichen Schichten, die ebenfalls einer Vertiefung des wissenschaftlichen Besitzes bedürften, geleistet werden sollte. Wir können uns solcher Auffassung nicht anschließen. Ganz abgesehen, daß in den vom Erwerb völlig in Anspruch genommenen bürgerlichen Kreisen das Bildungsbedürfnis, der Bildungshunger nicht so groß erscheint wie bei den Arbeitern, zwingt zu unserer Stellungnahme die maßgebende kulturpolitische Erscheinung. Nachdem die Industrialisierung die tiefe Kluft zwischen Arbeitern und Unternehmern geschaffen hat, eine Kluft, die nur noch auf dem Lande nicht ganz so störend bemerkbar ist, stehen uns lediglich geistige Gebiete zur Verfügung, auf denen wir eine Annäherung zwischen den getrennten Volksteilen in den Städten wieder herstellen können. Im Interesse des Volksganzen, des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft! — — — Es sei auf die Angaben Monzambanos über „Sozialdemokratische Bildungsarbeit" hingewiesen (Grenzboten Heft 34, Jahrgang 1912). Das von uns bemerkte Bedürfnis wird auch seitens der positiven christlichen Volksteile anerkannt; wir haben die große katholische Bildungsbewegung, wir haben in Berlin unter Leitung der Pastoren Mumm und Ilgenstein auch unter evangelischen Männern Bestrebungen, die sich mit denen der Wildenschaft unter den Studenten in Einklang bringen ließen. Pastor Claasen in Hamburg gehört gleichfalls zu den Vorkämpfern. Doch das genügt nicht. Denn wir müssen damit rechnen, daß eine große Anzahl unserer Arbeiter durch die Entwicklung der letzten vierzig Jahre aus der Kirche getrieben worden ist. Da sie aber weder durch Zwang noch durch Überredung wieder zur Kirche zurückzuführen sind, müssen wir, um sie für die nationale Kultur nicht ganz zu verlieren, ihnen auf anderem Wege die Hand reichen. Aus diesen Überlegungen heraus veröffentlichen wir auch die nachfolgenden Arbeiteraufsätze, die vorwiegend aus Kreisen stammen, die sozialdemokratisch organisiert sind. Sie mögen eine Stichprobe sein für die Zugänglichkeit der Arbeiter für geistige Güter. Nebenbei tun sie auch dar, in welchem Geiste sie von der studentischen Jugend geleitet werden. Die Wahl des großen Romans von Otto Ludwig, dieses deutschen Heimatdichters, „Zwischen Himmel und Erde" zur gemeinsamen Lektüre zeugt von der feinsinnigen Überlegung und dem guten Geschmack der Lehrerschaft. G. Cl.

Das deutsche Studententum hat erst ziemlich spät begonnen, sich mit sozialen Aufgaben zu beschäftigen; aber dauernd konnte sich die Jugend, wenn sie in der Freiheit des Universitätslebens von dem Bann traditioneller Anschauungen in Schule und Haus sich zu lösen und selbständig mit den Fragen des Lebens auseinanderzusetzen begann, auch nicht vor diesem großen Problem der Zeit verschließen, sondern mußte endlich den Wunsch empfinden, irgendwie im Kampf der Meinung Stellung zu nehmen, und zwar nicht nur nach theoretischen Erwägungen, sondern auf Grund persönlicher Bekanntschaft mit dem von ihr durch eine fast unüberbrückbare Kluft getrennten Volksteil, um den jener Kampf tobte.

Es ist ganz natürlich, daß diese Wünsche zuerst in Berlin in die Praxis umgesetzt wurden, an dessen Universität Gustav Schmoller lehrte, wo die Frage besonders brennend war und am lebhaftesten erörtert wurde. Im Jahre 1902 wurden von der Wildenschaft der Charlottenburger technischen Hochschule die ersten akademischen Unterrichtskurse für Arbeiter gegründet. Nach diesem Vorbild entstanden sehr rasch ähnliche Kurse in vielen anderen Städten, die sich im Verband der akademischen Arbeiterunterrichtskurse Deutschlands zusammenschlossen. Diese Unternehmungen sind nicht alle gleichartig, sondern unterscheiden sich oft recht wesentlich voneinander in bezug auf die Zahl von Lehrern und Hörern und die Unterrichtsfächer; gemeinsam ist ihnen die Neutralität in allen politischen und religiösen Fragen, im Gegensatz zu den „westdeutschen" auf katholisch-konfessioneller Grundlage ruhenden Kursen, die von Dr. Sonnenschein in München-Gladbach geleitet werden.

Ihrem Zweck, eine Brücke zwischen dem Proletariat und der akademischen Jugend zu bilden, genügen natürlich am besten die Kurse in den Großstädten, wo sonst die Trennung der Klassen schon durch die verschiedenen Wohngegenden besonders schroff und kaum eine andere Möglichkeit vorhanden ist, den Arbeiter auf einem neutralen Gebiet kennen zu lernen. Auch sonst verdienen die Berliner Kurse besonderes Interesse, weil sie nämlich seit ihrer Gründung an dem Programm festgehalten haben, nur das Wissen in den Unterrichtsfächern der Volksschule zu vertiefen und grundsätzlich auf die von anderen Kursen des Verbandes besonders gepflegten fremden Sprachen und Gegenstände der praktischen Berufsbildung verzichten.

Die Hörer sind zum größten Teil Fabrikarbeiter, zum kleineren Handwerker und Angestellte, die Hörerinnen meist Heim- und Fabrikarbeiterinnen.

Im folgenden möchte ich nun über die recht interessanten Ergebnisse eines sogenannten Ferienkurses berichten, der auf Wunsch der Teilnehmer des obersten Deutschkurses in den Universitätsferien ganz wie ein regulärer Kurs einmal wöchentlich abends von 8 bis 10 Uhr in einer Schulklasse im Zentrum Berlins abgehalten wurde.

Die Wahl des Themas für diesen Deutschkurs machte ziemliche Schwierigkeiten; es sollte ein Buch sein, das in einer billigen Ausgabe erschienen war, keinerlei Anlaß zu politischen oder religiösen Debatten gab und zu der Richtung des letzten Kurses paßte, in dem vor allem die literarische Urteilsfähigkeit geübt

worden war. Endlich wurde dann am Schluß des Sommersemesters gemeinsam von den Lehrern und Hörern „Zwischen Himmel und Erde" von Otto Ludwig gewählt, denn dies Werk bot die Möglichkeit, die Kunstform des Romans an einem klassischen Beispiel zu erläutern; es enthielt keine sachlichen Schwierigkeiten; aber das Verständnis des Problems lag nicht auf der Hand, es konnte nur durch Eindringen in die Eigenart des Dichters gefunden werden.

Das Buch wurde in den zehn Kursabenden gemeinsam gelesen und besprochen, so, daß vor allem die großen Linien der Komposition klargelegt wurden, die diesen scheinbar ganz naturalistischen Roman zum großen, in sich abgeschlossenen Kunstwerk machen, und die meisterhafte Charakterschilderung an eigenen Erfahrungen und Erlebnissen erläutert. Gerade diese Betrachtungsweise machte den Arbeitern viel Freude; sie waren unerschöpflich in selbst erlebten Beispielen und debattierten auch außerhalb des Unterrichts lebhaft über die Geschicke der Helden, die ihnen ganz vertraut geworden waren. Als am Ende des Kurses nun einige Hörer noch gern einen Aufsatz machen wollten, ergab sich das Thema fast von selbst: über die Berechtigung der Lösung, die Otto Ludwig gibt, läßt sich jedenfalls diskutieren und nicht bloß für diesen einen Roman, sondern für jede vom bloß „Natürlichen" abweichende Gestaltung eines an sich nicht außergewöhnlichen Geschehnisses, konnte bei diesem Aufsatz Verständnis bewiesen werden. Inwieweit dies gelang, hoffe ich an einigen der folgenden Beispiele zeigen zu können, an anderen wieder, wie manche Leser an der rein anekdotischen Betrachtung des Kunstwerks haften blieben.

* * *

Die erste Arbeit ist die eines etwa fünfundvierzigjährigen Möbelpoliers: ich stelle sie voraus, weil sie den Inhalt des Buches kurz erzählt, auf den die übrigen Aufsätze nicht eingehen.*)

1. Zwischen Himmel und Erde von Otto Ludwig.

In dem Charakter des alten Dachdecker Meisters, den Otto Ludwig als einen zwar ehrenhaften und rechtlich denkenden, aber von einem starren Prinzip beseelten Mann schildert, haben wir den Ausgangspunkt der so verschiedenen Schicksale seiner beiden Söhne zu suchen. Denn gerade das starre Festhalt(en) des alten Herrn, an dem was er ein mal als richtig erkannt hatte, gab seinem ältesten Sohn die Gelegenheit, indem er scheinbar den Willen des alten Herrn nachgab, zu beeinflussen und seinen Bruder Apollonius, der ihm bei der Werbung um Christiane im Wege war, zu entfernen und so, begünstig(t) durch des Vaters Augenleiden das Geschäft in die Hände zu bekommen, daß er aber bald vernachlässigte und an den Rand des Verderbens brachte und nur die opferwillige und gewissenhafte Pflichterfüllung des zurückgekehrten Apollonius

*) Die Mitteilung der Aufsätze erfolgt selbstverständlich im Einverständnis mit den Verfassern. Die eingeklammerten Stellen fehlen im Original.

rettete die Familie vom sicheren Ruin. Die gewissenhafte Pflichterfüllung aber war es die Fritz gegen den Bruder mißtrauisch und neidisch machte. In dem rechtlich denkenden und nur auf das Wohl der Familie und die Ehre des Hauses bedachten Apollonius sieht er nur den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Streber, der es nur darauf abgesehen hate ihn zu verdrängen. Er, der einst den Apollonius aus dem Herzen Christianens verdrängte und, um sie dauernt von einander zu trennen eine Mauer von Lügen zwischen beiden errichtete, sah nun wie Apollonius im Herzen Christianens immer mehr Raum gewann. Anstatt nun aber, den Grund hierzu, in sich und sein Verhalten zu suchen, glaubt er in Apollonius den Uhrheber seines Unglücks zu sehen. Alle seine Arglist scheiterte jedoch an der Ehrenhaftigkeit des Apollonius und so fiel er selbst in die Grube die er seinem Bruder gegraben hatte. Der Tod ihres Mannes machte Christianen frei, aber diese sich so innig liebende Menschen verehelichten sich nicht und das ist was uns nicht befriedigt, aber Apollonius blieb sich nur selbst getreu, wenn er die Frau seines Bruders nicht ehelichte, denn ein Mensch der wie Apollonius nicht nur äußerlich jedes Federchen von sich entfernte, sondern im Innern ebenso reinlich war hätte es — nach dem was voraufgegangen war — als ein innere Unreinlichkeit empfunden, die Frau seines Bruders zu ehelichen. Sein Verhältnis zu Chr. blieb d. h. ein Reines. Apollonius war ein außergewöhnlicher Mensch, deshalb erscheint uns gewöhnlichen Menschen der Schluß außergewöhnlich.

August H.

Die entscheidende Frage wird hier nicht eingehend behandelt, sondern ziemlich flüchtig abgetan, was vielleicht damit zusammenhängt, daß dieser Hörer die letzten Abende des Kurses nicht mehr ganz regelmäßig besuchen konnte. Es fehlt die Lösung des Zwiespaltes zwischen dem „uns nicht befriedigenden" Schluß und der Tatsache, daß hier das Handeln eines außergewöhnlichen Menschen geschildert wird, der ein Prinzip bis zur äußersten Konsequenz vertritt.

Die nächste Arbeit erfaßt das Thema richtiger; es ist der erste Aufsatz den der Verfasser, ein 24 bis 25 Jahre alter Schlosser, überhaupt schrieb, was man dem Stil nicht anmerkt; recht geschickt ist auch die Gliederung bei aller Knappheit: zunächst wird kurz die Situation geschildert, dann die Haltung des Helden aus seinem Charakter entwickelt; am Schluß wird die — augenscheinlich auch dem Verfasser des Aufsatzes — unnatürlich scheinende Lösung erklärt, freilich nicht mit voller Deutlichkeit; aber die etwas dunklen Worte sollen wohl heißen: es handelt sich hier nicht um eine bloße Schilderung des Lebens, sondern um die großen Richtlinien, deren Träger eine Idealgestalt ist.

2. „Zwischen Himmel und Erde." Ist ein anderer Ausgang des Romans möglich? Und welcher?

Wohl wäre anzunehmen, daß sich die Beiden, Apollonius und Christiane nach der Lösung der im Roman gegebenen Wirrnisse bei ihrer Liebe zueinander

vereinigen müßten. Apollonius wie Christiane sind rein von jeder Schuld. Der Vater bringt auf die Ehe, die Leute der Stadt halten sie für selbstverständlich, vor der Welt wäre sie in allen Punkten gerechtfertigt. Man würde das Glück der beiden Treuen neidlos als Entschädigung für die erlebten Zweifel, Entsagungen anerkennen. Christiane will.

Nun aber Apollonius.

In jeder Beziehung ist er ein vollkommener Mensch. Er ist körperlich geistig, beruflich, überhaupt im ganzen wohl eine fertige Persönlichkeit, und steht infolgedessen über dem Durchschnittsmenschen.

Wie würde er sich nun ausnehmen, wenn er wie ein solcher handelte? Sein beinahe heroenhaftes Wesen mußte, konnte, durfte sogar nur durch sein Verzichten auf Glück (wenn auch verdienten Glückes) zur vollkommendsten Vollkommenheit sich ergänzen, wenn er, so wie er handelte, handelte.

Wenn man am Schluß dann zu der Annahme kommt, daß auf der Erde so etwas sich nicht ereignen kann, sich menschlich nicht ohne Anfechtung begründen läßt, so lese man den Titel des Buches „Zwischen Himmel und Erde" mit der in den Worten liegenden Erhabenheit und denke, es war etwas erhöhtes Erhöhendes.

Hellmuth W.

3. Könnte der Schluß in Otto Ludwigs Roman „Zwischen Himmel und Erde" ein anderer sein?

Apollonius ging nach Köln und der Fritz heiratete die Christane. Die Ehe war nicht gerade sehr glücklich, aber immerhin erträglich. Nun kehrte Apollonius zurück und unter der fortwährenden Angst, Apollonius könnte die Wahrheit erfahren, ersann Fritz immer neue Lügen, bis er sich selbst nicht mehr hindurchfand und, da er nicht über viel Geist verfügte, wurde er brutal. Apollonius sah daß das Eheleben seines Bruders immer schlechter wurde er hätte nach der Ursache forschen und mit seinem Bruder, oder Christane darüber sprechen müssen. Es blieben ihm nur zwei Wege entweder nach Köln zurückzukehren, oder die Sache klarzustelen. Aber nichts von alledem; er ließ alles auf der schiefen Ebene weitergehen und hätte es doch vielleicht aufhalten können. Damit hatte er eine große Schuld auf sich geladen. Die Arbeit hätte ein anderer Schieferdecker schließlich auch machen können, aber er hatte wohl Christane doch nicht vergessen und das trug wohl viel dazu bei, daß er blieb. Als es nachher zu Katastrophe kam und der Fritz ihm vom Turm stürzen wollte, da ist mir das gar nicht glaubhaft, daß er nur an seine Familie dachte, ich meine, sein eigenes Leben war ihm doch sehr lieb. Darum war auch die ganze Sorge in ihm, wenn er das Kirchdach von Sankt Georg betreten wollte er fühlte sich schuldig. Christane hing noch mit großer Liebe an Apollonius, das wußte er auch ganz gut. Nun er Christane heiraten müssen, denn sie hatte doch auch ein Recht auf Glück, nachdem sie die vielen Leidenstage hinter sich hatte.

Aber auch jetzt versagt er. Trotzdem er so ideal veranlagt ist denkt er in diesem Punkt nur an sich. Jetzt überspringt der Verfasser dreißig Jahre und schreibt, daß die beiden Menschen noch genau so zusammenleben, als nach Fritz Tode. Das ist gar nicht denkbar, entweder sie hätten sich gänzlich trennen müssen, oder sich doch wenigstens äußerlich mehr zusammenfinden. Nun wird noch geschildert wieviel Apollonius geschafft hat, aber ein so klug berechnender Geschäftsmann kann unmöglich ein Idealist sein wie Apollonius.

Die Verfasserin dieses Aufsatzes, eine ältere, wegen schwerem Lungenleiden dauernd arbeitsunfähige Papierarbeiterin, ist eine konsequente Realistin, die mit kritischer Schärfe und starker Voreingenommenheit gegen den Idealisten Apollonius die Frau verteidigt, die „doch auch ein Recht auf Glück hatte", das ihm mehr am Herzen liegen müßte, als seine überspannten Ideale. Recht interessant ist die Schlußargumentation: nicht bloß das geschwisterliche Nebeneinanderleben der beiden Liebenden sei unmöglich, sondern auch die kluge Geschäftstüchtigkeit eines Idealisten — ganz deutlich wird hier das Urteil der Schreiberin durch eigene Erfahrungen beeinflußt. Von einem Verständnis für höhere, über die getreue Abschilderung der Wirklichkeit hinausgehende Absichten des Dichters ist hier nicht viel zu spüren, und von diesem Standpunkte aus scheint die Lösung natürlich ganz verfehlt, die Heirat der Liebenden der einzig mögliche und in Betracht kommende Schluß.

Bis zum Kern der Frage dringen die beiden letzten Aufsätze vor: der erste ist von einem älteren Metallarbeiter verfaßt, dessen Stil und deutlich durchscheinende Bildung — wofür vor allem die sparsam und richtig gebrauchten Fremdwörter bezeichnend sind — über dem Durchschnitt steht. Daß der verbrecherische Bruder geisteskrank sein könne, steht freilich nicht im Roman und es ist für die Auffassung des Arbeiters nicht uninteressant, daß er das Verbrechen, wie selbstverständlich, so erklärt.

4. Otto Ludwig behandelt in seinem Werke „Zwischen Himmel und Erde" zwei scharf sich gegenüberstehende Gegensätze. Die Welt des Guten und die Welt des Bösen. Es ist die Lebensgeschichte zweier Brüder. Fritz N. verkörpert in sich den Gipfel der Gewissenlosigkeit und geht dabei zu Grunde. A. ist ein Muster von Gewissenhaftigkeit, eine überängstliche und schüchterne Natur. Auch er läuft Gefahr, zu Grunde gerichtet zu werden. Viele Leser werden einwenden, der Ausgang der Handlung sei unnatürlich. Sie werden fragen, warum heiratet A. die Christiane nicht? Die Frage ist leichter gestellt wie beantwortet. A. liebte die Frau und wurde von ihr wieder geliebt. Der Bruder war tot. Weniger fein organisierte Menschen wäre der Tod des Bruders willkommen gewesen, um die geliebte Frau heimzuführen. A. heiratete nicht die Frau. Warum nicht? A. war belastet mit dem Gefühl einer dunklen Schuld. Ein Schuldgefühl läßt sich nicht abwaschen; Schuld bleibt Schuld. Fritz N. ist ein eifersüchtiger Mensch. Die (= der) Eifer-

süchtige sieht etwas, was nicht vorhanden ist; er sieht Gespenster. So ist es auch bei Fritz N. Seine Eifersucht wird von Tag zu Tag heftiger. Es ist nun ganz naturgemäß daß die quälenden Gedanken der Eifersucht das Gehirn des Fritz N. in Unordnung gebracht haben. Die Geisteskrankheit bricht aus. Von der Stunde an, wo Fritz N. den verbrecherischen Gedanken faßte, den Bruder aus dem Wege zu räumen, hört er für uns auf ein geistig normaler Mensch zu sein. Soll das alles den klugen, gewissenhaften und umsichtigen A. verborgen geblieben sein. Mußte er sich nach dem Tode des Bruders nicht fragen Hast Du alles versucht, um den Bruder zu retten? Hat nicht die Möglichkeit einer Geisteskrankheit vorgelegen? Unter Heranziehung dieses Gesichtspunktes wird uns der Ausgang der Handlung verständlicher. Ludwig mag nicht so gedacht haben, darauf kommt es aber garnicht an. Der Dichter schafft nicht mit dem kalten Verstande, er schafft mit dem warmen Gemüt und der Phantasie. Der echte Dichter fühlt nur, was er will. Deshalb braucht der Dichter, während er sein Werk schuf, an vieles nicht gedacht haben, was aber trotzdem darinnen steckt. Im vergangenen Deutsch V Kursus ist es uns ja gelehrt worden, daß die Dichtkunst sich weniger an den Verstand, sondern in erster Linie an das Gemüt und die Phantasie wendet. Nicht jeder, der lesen gelernt hat versteht deshalb auch zu lesen. Das Wort im Faust: „Halb sind sie kalt, halb sind sie roh" findet wohl auf die meisten Leser Anwendung.

Um den A. psychologisch — seine Handlung — zu verstehen, lassen sich natürlich noch andere Gründe ins Feld führen; ich aber halte den oben angeführten für den stärksten. Gustav M.

Die Motivierung der Schuld durch die angenommene Geisteskrankheit und die Verteidigung dieser Konstruktion durch die Ansicht, der Dichter könne vieles, was er und seine Zeit noch nicht wissen, doch schon intuitiv schauen und in sein Werk hineinlegen, ist sehr fein. Die Auffassung von der Pflicht des Lesers, der diesen verborgenen Schätzen nachzugehen habe, wird selbst unter den „Gebildeten" nicht die allgemeine sein: hier zeigt sich die Ehrfurcht vor der geistigen Arbeit, die man bei intelligenten Arbeitern sehr oft findet.

5. Gibt es zu Otto Ludwigs Erzählung: „Zwischen Himmel und Erde" eine andere Schlußmöglichkeit?

Im ersten Augenblick war ich unbedingt der Meinung, daß der Schluß hätte ein anderer sein müssen. Vom menschlichen Standpunkt aus ist es widernatürlich, daß zwei Menschen, die sich lieben und durch die Schuld eines Anderen auseinander gedrängt werden, jetzt, nach Beseitigung aller Hindernisse, den Weg zueinander nicht finden können. Die Schuld des Apollonius, wenn eine solche überhaupt da war, ist durch sein ganzes Tun u. Handeln vollauf bezahlt. Er ist es Christiane schuldig sie zu heiraten, denn sie glaubt an ihn u. vertraut ihm. Wenn er es dann doch nicht tut u. die

Frau ohne jede Erklärung läßt und diese in blindem Vertrauen zu ihm aufsieht wie zu einem Gott, wächst Apollonius ins Übermenschliche. Und das wäre dann die Erklärung für den Schluß, den Otto Ludwig gefunden hat. Er läßt Apollonius zu einer Idealgestalt heranwachsen, und zeigt uns mit ihm, nicht wie ein Mensch ist, sondern wie ein Mensch sein müßte. Er nennt ihn nicht umsonst den „Federchensucher". Wie dieser nicht die kleinste Unordnung u. Unsauberkeit an sich und seiner Umgebung duldet, so muß auch seine Seele frei sein von jedem Stäubchen von Schuld. Wahrhaftig u. selbstlos war sein ganzes Handeln. Wäre der Bruder freiwillig, ohne sein Wissen in den Tod gegangen, hätte er sicher um Christiane gefreit. So aber hielt er einen Augenblick seines Bruders Leben in der Hand. Der Gedanke, der ihn dabei durchzuckte, daß durch des Bruders Tod das Weib frei, für ihn erreichbar wurde, diese Schuld läßt keinen anderen Schluß zu, wenn Apollonius der bleiben soll, der er durch die ganze Erzählung hindurch war; ein Mensch, der sich seinen Himmel, d. h. seinen Seelenfrieden errungen hat.

Ida L.

Dieser Aufsatz, den ich für den besten halte, ist von einer sehr begabten Heimarbeiterin geschrieben, die viel gelesen hat. Sie hat ganz klar den Helden als Idealgestalt erfaßt und daß seine Schuld erst zur Schuld wird, wenn er die Witwe des Bruders heiratet: dann haben seine bösen Begierden den Unglücklichen in den Tod getrieben; der Himmel auf Erden aber ist der Seelenfrieden, sei er auch durch die schwerste Entsagung erkauft.

Die verschiedene Auffassung des Themas in den ausgewählten Beispielen beweist wohl am besten, daß von einer Beeinflussung durch den Kursleiter hier nicht die Rede sein kann. Die Verfasser dieser Aufsätze sind meist organisierte Arbeiter und stehen durchaus nicht über dem Durchschnitt der Kursteilnehmer im allgemeinen. — In ihrer mehr oder weniger gewandten Form zeigen sie alle, daß, bei allen bestehenden Gegensätzen, in der Beschäftigung mit den Meisterwerken der Literatur, in jeder gemeinsamen geistigen Arbeit überhaupt, den Arbeitern nicht nur Belehrung, nicht nur ein intellektueller Genuß, sondern auch Anteil am geistigen Leben gegeben werden kann, das über allen politischen und sozialen Grenzen eine größere, kulturelle Einheit schafft. Es ist auf diesem Felde noch unendlich viel zu tun; niemand, der auch nur wenige Abendstunden dieser Art sozialer Arbeit widmet, wird enttäuscht werden; es liegen im Arbeiterstand noch viele Kräfte brach, die, einmal zur Mitarbeit geweckt, der fortschreitenden Materialisierung und Mechanisierung der Zeit entgegenwirken können. Die Jugend aber, die einen Teil ihrer Kraft in den Dienst dieses Zieles stellt, wird eine tiefere Kenntnis der entscheidenden Probleme als bisher ins Leben und den politischen Kampf hinausnehmen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Briefe aus Trebeldorf

Von Karl Krickeberg

(Dritte Fortsetzung)

Trebeldorf, den 10. November 19 . .

Mein lieber Cunz, so also hast du mich verstanden?

War denn wirklich mein letzter Brief so gar voll von lodernder Begeisterung und „Anbetung", wie Du Dich ausdrückst, daß Du darob einen ganzen Sack voll väterlicher Ratschläge und Ermahnungen über mein törichtes Haupt ausschütten mußtest?

Wäre ich empfindlich, so würde ich darum hadern mit Dir. Doch ich weiß ja, daß mein Enthusiasmus bisweilen mit mir durchgeht. Nur mußt Du Dich auch bemühen, ihn zu begreifen.

Überlege Dir mal, Cunz, auf welche Weise ein Mensch Deines und meines Schlages überhaupt die Möglichkeit besäße, an dieser Stätte zu existieren, wenn ihm nicht hin und wieder das Kleine zum Großen würde und das Alltägliche zum Festlichen.

So ist mirs auch in der Natur. Ganz gewiß habe ich den Mond schon romantischere Gefilde beleuchten sehen als diese dürftigen Einöden, und doch ist mir, als hätte ich nie mit solcher Andacht zu ihm hinaufgeschaut, wenn er sein bleiches Licht herabspendet auf die schwarzen Moorflächen, und ich sehe am fernen Horizont meinen Wald und hier und dort ein paar Windmühlenflügel in unbeweglicher Ruhe silhouettenhaft emporstarren. Ringsum dann dazu die vollkommene Stille! —

Mag also sein, daß ich für Deine Augen meine kleinen Alltagsmenschen zu hoch geschraubt habe, und es ist wohl gewiß, daß ich selbst achtlos an ihnen vorübergeschritten wäre im Getümmel der Großstadt. Wie sollte ich ihnen auch begegnet sein? — Unter Millionen von Kieseln fallen Perlen schwer auf. — Aber hier bedeuten sie mir etwas.

Daß Du gleich ans „Verplempern" gedacht hast, finde ich prachtvoll. — Ich und die schöne Torfbäuerin Anna Ewert! — Hm! Wenn ich mir das so denke! Absonderlich!

Nein, mein alter Junge, das ganz gewiß nicht. Aber meine Freude sollst Du mir lassen; und die ist noch heute so frisch und echt wie neulich.

Inzwischen bin ich zweimal wieder dort gewesen, und ich fand alles so ungekünstelt und herzlich wie beim ersten Besuch.

Was sollte ich sonst? Mich in die Gesellschaft stürzen?

So etwas gibt es hier nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem man das Wort Gesellschaft gemeiniglich versteht. Gehässigkeit und Klatsch sind die Keile, die alles spalten. Kaum drei Familien pflegen hier einen einigermaßen friedlichen Verkehr.

Wem soll ich mich anschließen?

Der Bürgermeister — das gibst Du zu — ist ganz ausgeschlossen. Die zwei Ärzte sind, wie das in solchen Nestern zu sein pflegt, in Brotneid verfeindet. Die Pastorsleute sind für mich zu alt. Zudem ist er in Glaubenssachen ein Despot. Dahin gehöre ich also auch nicht. Mag er immerhin nebenbei der Ortsschulinspektor sein!

Der Rektor meint freilich, man müsse deshalb dort Fühlung suchen. Über den ist aber seit seiner schlimmen Zeit die Angststreberei gekommen. Das ist an ihm eine Seite, die ich nicht schätze. Ich mache das unbedingt nicht mit. Beim Rektor mags allenfalls begreiflich sein. Seine Feinde sind die alten geblieben und können ihm immer noch seine Ausschweifungen von ehemals nicht vergessen. Hier verjährt eben nichts.

Seine Feinde schütteln auch mißbilligend die Köpfe darüber, daß ich für ihn eintrete, wenn sie ihn beschimpfen, und sehr böse werde, wenn sie ihn mit Kot zu bewerfen suchen.

Überall, wie Du siehst, ein hüben und drüben. Da ist es schwer, in der Mitte zu stehen, zumal sie mit Eifer nach allen Seiten zerren, denn der unbeweibte Konrektor ist hier als der sozusagen einzige junge Mann im Dorfe ein viel Begehrter.

Die Mütter der unverheirateten Töchter bilden in unausgesprochener Übereinkunft einen Angelklub, dessen Kitt der gemeinsame Neid auf diejenige unter ihnen ist, die die meiste Aussicht hat, ihre Tochter dem Einzigen anzuhängen. Gelingts ihr, so wird sie gerichtet und in den großen Bann getan.

So haben sie einmal die Frau Senator Bläulich unbarmherzig ausgestoßen, als diese für ihre Angelika den Doktor Weller eingefangen hat. Der ist bis dahin der beliebte Arzt gewesen. Vom Tage der Verlobung an aber haben sie nur noch bei seinem Konkurrenten machen lassen und ihm sonst noch allerlei Dinge angehängt, so daß er zu guter Letzt die Praxis aufgegeben und seinen Stab weitergesetzt hat.

Das ist vor etwa zehn Jahren gewesen. Inzwischen ist eine neue Generation herangewachsen. Unter den fünfzehn bis zwanzig jungen Mägdlein, die etwa für mich in Frage kommen könnten, höre ich Namen von unsagbarer Schönheit, wie: Berthalda Meier, Josepha Pluderig, Veronika Pümpel, Irene Schulze und ähnliche.

Das sind unvergeßliche Klänge, die sich einem tief, tief in die Seele hineinschmeicheln. Denk nur: „Veronika Pümpel!“ — Welch eine Musik darin!

Trotz allem gebe ich mir Mühe, allen möglichst fern zu bleiben. Mit allzu erbarmungsloser Offenheit predigt das Schicksal der armen Angelika Bläulich und des Doktor Welker von der Tiefe des Abgrundes, in den man sich hineinstürzt, sobald man eine unter ihnen zu seiner Erkorenen erhebt.

Lieber nicht! Ich bin zwar in meinem Beruf konkurrenzlos, aber die Strahlenkrone würden sie mir vom Haupte reißen, und um meinen Nimbus wärs geschehen.

Auch der kleine Apotheker hat als weitschauender Politikus erkannt, welch Wagnis es ist, sich mit einer Trebeldorferin zu paaren. Drum hat er von Anfang erklärt, daß er sein Leben im Zustande des Zölibats zu beschließen gedenke. Da ist er aber richtig ins Fettnäpfchen getreten.

Was ist geschehen? Die fürsorglichen Mamas samt ihren Küchlein kaufen alles in der Drogenhandlung. Sie bereden den Drogisten, alle möglichen Artikel zu führen, die er dem Apotheker zum Tort nur irgend verkaufen darf. Sie führen ihm eine Menge neuer Kundschaft zu, und sein Geschäft geht brillant. Der Apotheker schaut abseits grollend aus finsteren Augen zu.

Da rächt sich das Schicksal. Der Drogist, „ein entzückender junger Mann von stets gleicher Zuvorkommenheit“ gegen alles, was weiblich ist, glaubt nunmehr, da er fett in der Wolle sitzt, es wagen zu dürfen: eines Tages plötzlich blitzt an seinem Finger der Verlobungsring, den der „niederträchtige Kerl“ während der ganzen zwei Jahre, seit er den Laden aufgemacht hat, mit heimtückischer Arglist im geheimsten Schubfach seiner Weste verborgen gehalten hat. Er ist verlobt mit einer Hamburgerin. In vier Wochen soll Hochzeit sein, und nun muß er heraus mit dem Ladestock.

Meine Feder ist zu stumpf, der Schatz meiner Worte zu armselig, um das Gewitter von Verwünschungen, Flüchen, Empörungs- und Entrüstungsausrufen zu beschreiben, das nun in Trebeldorf niedergerasselt ist. So ein „infames, abgefeimtes, nichtsnutziges, ordinäres Schwindelmanöver“ ist seit Urzeiten nicht dagewesen, wie es dieser „Betrüger“, dieser „Halunke“, dieser „Spitzbube“, dieser „Kundenschleicher“, dieser „Speichellecker“ in Szene gesetzt hat. „Alt soll er werden, hundert Jahre! Tanzen soll er, sein ganzes Leben, barfuß auf Glasscherben! Zuletzt soll ihn der Satan holen und braten auf dem glühendsten Rost!“

Die Geschichte ist ganz neu. Ganz Trebeldorf steht unter diesem erschütternden Eindruck.

Jetzt lacht sich der Apotheker wieder ins Fäustchen. Er hat inzwischen sein unbedachtes Wort halbwegs zurückgenommen. Seit drei Tagen kann ers mit seinen zwei Händen nicht schaffen im Laden, und der Drogenhändler steht vor einer aussichtsvollen Pleite.

In Summa?

Freie keine Eingesessene in Trebeldorf. Du bist versemt. — Führe keine Fremde heim. Du bist verflucht. — Wolle nicht weiblos bleiben. Du bist verstoßen. —

Und der vierte Weg? Raube keinem die Hoffnung, aber gewähre sie auch keinem! Schreite stumm durch die Mitte! Lächle vielsagend und spanne Deinen Regenschirm auf, wenns zu tröpfeln beginnt!

Vor dem „Verplempern" habe keine Angst, lieber Cunz. Ich bin meiner sicher. Dabei beruhige Dich!

Leb wohl! — Fünf Wochen noch, dann hab ich Dich! Halleluja!

Dein Edward.

Trebeldorf, den 28. November 19 . .

Lieber Cunz,

weißt Du, was der „Pipenklub" ist? — Das ist die Qualm- und Quasselvereinigung der Honoratioren von Trebeldorf.

Um wenigstens Deinen guten Rat nicht ganz am Wege liegen zu lassen und mich nach besten Kräften gegen das Verstimpeln zu wehren, habe ich mich kurzerhand entschlossen, dieser hochwerten Brüderschaft beizutreten.

Ob das nun wirklich gegen benannte Gefahr Immunität verleiht, und ob man sich auf diesem Wege in die Kleinstädterei nicht mehr hineinstimpelt als heraus, bleibt allenfalls abzuwarten.

Indessen, welcher Mensch ist mit Geist und Seele so reich begnadet, daß er für alle Dauer sich selbst genug sein und Herz und Hirn immer wieder speisen könnte von seiner Selbstinnerlichkeit?

Ich vermöchts nicht. Darum habe ich den Sprung getan.

An jedem Donnerstagabend findet eine Sitzung statt, und gestern habe ich die erste mitgemacht. Darob war eitel Freude unter den übrigen vierzehn Pfeifenbrüdern, die mir zu Ehren sich vollzählig versammelt hatten.

Da mehr als die Hälfte von ihnen tatsächlich aus langen Pfeifen qualmt — die übrigen paffen Zigarren —, so magst Du leicht ermessen, welch undurchdringlich blaues Gewölk schon in der ersten Viertelstunde das kleine Hinterzimmer bei Holzberg durchflutet.

Hochlöblicher Präside ist Seine Korpulenz, der Tierarzt, ein Mann von wahrhaft gesegnetem Leibesumfange. Ich besinne mich nicht, je seinesgleichen gesehen zu haben.

Er hat seinen Herrscherstitz an der einen Schmalseite des langen Tisches auf dem schwarzen Ledersofa. Sobald er sich niederläßt auf diesen Platz, vernimmt man ein lautes Krachen und Singen der Sprungfedern unter ihm, und wer an das Schauspiel nicht gewöhnt ist, den packt das bleiche Entsetzen, und eine bebende Angst durchrieselt ihn, der Mann möchte tiefer und tiefer sinken, um schließlich durch den Erdboden hinweg ganz im finstern Orkus zu verschwinden.

Zu guter Letzt aber bekommt er doch festes Land unter seinen Hosenboden. Dann ragt er trotz seiner riesigen Leibeslänge aus seinem tiefen Tal nur noch

in zwergenhafter Höhe an der Tischplatte empor. Sein gutmütiges Antlitz strahlt in stiller Fröhlichkeit, und darauf erglänzen, dicht verstreut, große Schweißperlen.

Wenn einer ihn fragt: „Lieber Tierarzt, warum schwitzen Sie heute wieder so?", dann erhält er die liebenswürdige Auskunft: „Weil mir das Spaß macht."

Sein Sofapartner ist der „Herr Vorsteher", und zwar der Königliche Präparandenanstaltsvorsteher, nicht zu verwechseln mit dem anderen „Herrn Vorsteher", der das hiesige Postamt verwaltet, und dem dritten, der um Ostern herum als der „Herr Vorsteher" des neuen Bahnhofs einrückt, sobald die erste Eisenbahn hierher in Betrieb gesetzt wird.

Die gleiche Titulatur dieser drei Herrscher wird noch Komödien gebären.

Besagter Herr Vorsteher also, der Leiter der hiesigen Präparandenschule, ist ein humorvoller, guter Mann. Die Würde seines Amtes aber läßt er gern nach der Außenseite durchscheinen und trägt sie mit etwas steifer Grandezza. Seine Bewegungen sind gemessen, die Worte kommen langsam und wohlgesetzt in tiefstem Männerbaß hervor mit sorgsam beachteter Akzentuierung jedes einzelnen Lautes. Ich glaube nicht, daß er sich, wenigstens seit er dieses verantwortungsvollen Amtes waltet, schon einmal versprochen hat. Kein „s", kein „r", keine Endsilbe wird leichtfertig von ihm unterschlagen.

An den Längsseiten sitzen die übrigen, normalen Mitglieder, unter ihnen die beiden Ärzte, die wegen ihrer Nebenbuhlerschaft klugerweise die Eckplätze in der längsten Diagonale einander gegenüber einnehmen. Alle tragen auf dem Kopfe eine rote Troddelmütze.

Auf dem Tische stehen blecherne und hölzerne Tabakskästen mit und ohne Muschelverzierung und Aschenbecher von verschiedenster Gestalt, die meisten mit irgendeiner geistreichen Aufschrift.

Am monumentalsten aber wirkt die gewaltige Kuhglocke, die von dem Präsidenten jedesmal in mächtige Schwingungen gesetzt wird, wenn Franz kommen soll, um mit einer großzackigen Säge den blauen Hecht zu durchschneiden, oder wenn ein verspätetes Mitglied den geweihten Raum betritt, oder wenn es ihn selbst gelüstet, eine Rede in die Welt zu setzen.

Das geschah natürlich auch gestern. Mit einiger Umständlichkeit erhob sich der wackere Tierarzt; das Sofa verlor dadurch seine Spannung, und tief zu Tal sank neben ihm der Königliche Präparandenanstaltsvorsteher, der in Hinsicht seiner leiblichen Proportionen auch nicht von Pappe ist. — Seine Korpulenz, der Tierarzt, entledigte sich nunmehr folgender Ansprache:

„Meine lieben Pipenbrüder! Wir haben heute Abend das Vergnügen und die Freude, zum erstenmal ein neues, wohlfrisiertes Mitglied in unserer Mitte begrüßen zu können. Das ist unser verehrter Konrektor. Wir wissen alle, daß die jungen Damen von Trebeldorf ihr schmachtendes Auge auf ihn werfen, und wir müssen ehrlich gestehen, daß auch wir unsere Netze nach ihm ausgeworfen haben. Er ist hineingegangen.

Damit er aber nun nicht dem Größenwahn verfalle und sich einbilde, seine Zugehörigkeit zu unserem Klub bedeute für uns ohne weiteres eine nie geahnte Ehre, so möge er beweisen, ob er in Wahrheit der Auszeichnung, einer so erlauchten Gesellschaft anzugehören, für würdig befunden werden kann.

Er möge darum in aller Selbstlosigkeit und Unerschrockenheit die fünf Proben ablegen, die nach Paragraph acht unserer ungeschriebenen Statuten von ihm gefordert werden müssen:

Zum ersten möge er beherzt in sein Portemonnaie hinabsteigen und allhier zu unser aller herzlicher Ergötzung einen blanken Taler auf den Tisch opfern als Kaufpreis für seinen Eintritt, den der liebe Gott segne.

Zum andern möge er abermals in seine strotzende Tasche greifen und den zweiten Taler spenden als Mitgliedsbeitrag für ein Jahr im voraus.

Zum dritten möge er nach üblichem Aufnahmebrauch den versammelten Brüdern zu leiblicher Erquickung ein Fäßchen echten Trebeldorfer Bieres stiften. Will ers dem Wirt schuldig bleiben, so soll ihm das aus unser aller Gnaden gestattet sein.

Zum vierten möge er seinen besonderen Befähigungsnachweis dadurch erbringen, daß er zwei Pfeifenköpfe hintereinander ausraucht und dazu vier halbe Liter Bieres durch seinen Kanal schüttet, ohne daß ihm vom einen oder vom anderen übel wird, und zum fünften möge er zu aller Nutz und Labung eine gute Geschichte erzählen.

Hat er alle diese Aufgaben mit Kraft, Bereitwilligkeit und Geschick gelöst, so mag er hinfort gleich uns die rote Troddelmütze tragen, zuvörderst noch in dem Armsünderbewußtsein, daß er gar viel noch an sich selbst wird zu wirken und zu schaffen haben, um allgemach uns immer ähnlicher und allen körperlichen und geistigen Ansprüchen gerecht zu werden, die unser erlauchter Orden an alle seine Brüder zu stellen verpflichtet ist."

„Es geschehe!" murmelte bewegt der Chor der Pipenbrüder.

Seine Korpulenz setzte sich. Wieder sank er langsam in die Tiefe hinab, und in gleichem Maße quoll neben ihm der Herr Vorsteher aus seinem Tal zum Lichte empor.

Donnerwetternochmal! — —

Ich habe mich trotz anfänglicher Besorgnis ritterlich durchgepaukt. Nur vor der Geschichte war mir ein wenig bange.

Zunächst dachte ich an Janos. Dann aber schien es mir gewählter zu erzählen von dem Urenkel des heiligen Konfuzius, der eines Morgens bei der Toilette ein kleines Büschel ausgekämmter Haare zum Fenster hinauswerfen und in den Spucknapf räuspern wollte, dafür jedoch das Büschel in den Napf warf und zum Fenster hinaus dem gerade vorbei wandernden Kardinal auf den rot geschwollenen Nasenkolben spuckte, und der zuletzt ein unglückselig Ende fand, da er in mitternächtiger Stunde vom Trunk aus tiefer Quelle heimkehrend seinen Überzieher an dem Türhaken aufzuhängen und sich ins Bett zu legen beabsichtigte,

ſtatt deſſen ſich aber ſelbſt an dem Türhaken aufhängte und den Überzieher ins Bett packte und warm zudeckte.

Nach dieſer unterhaltſamen und lehrreichen Geſchichte, der allgemeiner Beifall geſpendet ward, erklärte man meinen Einſprung in die Liga der Pipenbrüder für zünftig vollzogen und geſetzlich zu Recht beſtehend.

Die Gefährten drängten ſich herzu, ſchüttelten mir mit Kraft und Biederbigkeit die Hand, beglückwünſchten mich mit Wärme, flehten den Segen ihres Schutzheiligen Sanktus Schmökerinus auf mein Haupt herab und deckten es mit der roten Troddelmütze zu.

Die nun ſich entſpinnende allgemeine Unterhaltung war mit Debatten und Stichelreden mancherlei Art durchwürzt. —

Nachdem man dem Drogiſten auch in dieſer Runde den moraliſchen Fußtritt gegeben hatte, wurde mit allem Eifer, den die Sache erheiſcht, die Frage erörtert, ob man bei dem bevorſtehenden Einzuge des neuen Landrats vor dem Rathauſe zwei Fahnenmaſten aufrichten müſſe, oder ob ihrer vier ihm den Empfangsgruß der Stadt zuwimpeln ſollten. Auch in der letzten Magiſtratsſitzung ſind darob die Gemüter heftig aufeinander geplatzt, und der Kämmerer hat ſogar mit der Fauſt auf den Tiſch gehauen.

Unter dem weiblichen Geſchlecht ſind diesmal vulkaniſche Ausbrüche glücklich vermieden worden, weil in allen wichtigen Fragen das Los entſchieden hat. — Auf dieſe Weiſe ſind die zehn Ehrenjungfern gekürt worden, und unter ihnen wieder iſt Joſepha Pluderig die vom Schickſal Erkorene, die den Willkommſpruch deklamieren wird.

„Die paßt auch am beſten dazu," meinte Seine Korpulenz, der Tierarzt.

„Erlauben Sie gütigſt, die liſpelt ja," warf der Torfſtechmaſchinenagent Marci ein.

„Na, mehr als Sie doch wohl auch nicht," ſprach der Kaufmann Fredrich.

„Kinderrr, Kinderrr, keine Unſtimmigkeit!" begütigte der Königliche Präparandenanſtaltsvorſteher. „Die Joſepha iſt jedenfalls ein ſtolzes Gebäude."

„Jawohl, eine überragende Geſtalt," verſicherte der gutmütige Senator Schulz.

„Stimmt, Senator, eine reckenhafte Erſcheinung," pflichtete der „Herr Vorſteher" von der Kaiſerlichen Reichspoſt bei.

„Hihihihi!" meckerte der beeidigte Rendant Pümpel dazwiſchen, „reckenhaft? Überragende Geſtalt? Stolzes Gebäude? Die Joſepha? — Hihihihi! — Jawohl, eine Stange iſt ſie, breit und platt gewalzt wie'n Faſtnachtsfladen."

„Das iſt nun doch der reine Quatſch mit Tunke," fuhr der Hagelverſicherungsinſpektor Köſter gegen ihn auf. „Aus Ihnen ſpricht der blaſſe Neid, lieber Rendant. — Sie denken an Ihre kleine pummelige Veronika. — Für die hätten wir aber erſt 'ne Kanzel aufbauen müſſen."

„Silentium!" donnerte der Tierarzt. „Ich will mal den Willkommſpruch vorleſen. Hab ihn zufällig bei mir. Meine Ehehälfte hat ihn gedichtet."

Er zog das Blatt aus der Tasche, stemmte sich an der Tischplatte hoch und warf einen Herrscherblick über die Runde. Der Königliche Präparandenanstaltsvorsteher war wieder tief zu Tal gesunken; alle verstummten wie die Mäuslein, und Seine Korpulenz las:

„Heil, Landrat, Herr von Hildebrand,
Der Du Dich heut uns machst bekannt!
O mögest Du es nie betrauern,
Daß Du geweilt in unsern Mauern!

Dir gebe, Herr von Hildebrand,
Der liebe Gott recht viel Verstand,
Den ganzen Kreis wohl zu regieren
Und Deiner Ahnen Stamm zu zieren!

Heil! Heil Dir, Herr von Hildebrand!
Dein Name sei mit Lob genannt
Als einer unter denen allen,
Die guten Menschen wohl gefallen!"

Er hatte mit flammenden Augen gelesen. Zum Schluß war seine Stimme ein wenig flackerig geworden, und eine Träne der Rührung hatte sich auf seiner linken Backe langsam bergab gestohlen.

Der Beifall war ungeheuer. Ich nahm sofort von dem einzig schönen Gedicht ein Stenogramm.

Wenn das nicht den Landrat bis zum Schluchzen ergreift, dann hat er kein Herz im Leib. Ich fürchte, er wird unter der Schwere des Eindrucks, mit dem dieser Gefühlserguß sein Innerstes packen wird, keine würdige Gegenrede finden und mit der Zunge kleben bleiben.

Mit dem Schlage zehn Uhr verkrümelte sich der größere Teil der Pipenbrüder, um sich daheim ins Etui zu packen. Unter den ganz wenigen aber, die zurückblieben, begann es erst jetzt wahrhaft geistreich zu werden. Gedanken und Worte flatterten kühn über den Zaun von Trebeldorf hinaus und ergingen sich in Fernen, die jenseits des Horizontes liegen, den man von unserer Kirchturmspitze noch wahrnimmt.

Ich besinne mich nicht mehr auf vieles. Nur ein philosophisches Gespräch ist mir haarklein haften geblieben. Den Anstoß dazu gab der Lockenscherer und Bartschaber Schätzle, ein gar lebhafter kleiner Mann, dem ob seiner höheren Bildung und seines wahrhaft ehrbaren Wandels sich die Pforten dieses Honoratiorenstübchens bereitwillig geöffnet haben, wiewohl er sonst zu den eigentlich Oberen nicht gezählt wird.

Es ist ein eigenes Ergötzen, diesem flinken, zappeligen Kerlchen des Tags über mit den Blicken zu folgen. Immer im Husch tänzelt er mit seinen Trippelbeinchen über die Straße. Eben ist er in einer Tür verschwunden, schon hört man ihn nach wenigen Augenblicken wieder aus seinem Blechnäpfchen den Rasierschaum auf das Pflaster schwuppen und sieht seine Rockzipfel flattern. Und so

immer Trepp auf, Trepp ab, immer im Sturz von Morgen bis Abend. — Ist der Tag zur Neige gegangen, entzündet er sein trauliches Lämpchen und studiert.

Der hetzte uns nun gestern auf die — Seelenwanderung.

„Sagen Sie, Herr Konrektor," wandte er sich an mich, „was halten Sie davon?"

„Von der Seelenwanderung?"

„Ja."

„Wieso?"

„Ich meine, ob das wohl möglich is?"

„Daß die Seele wandert?"

„Ja, natürlich erst, wenn wir tot sind."

„Hm —. Gott ja, kann möglich sein."

„Sie glauben also auch, daß die Seele nachher in irgend so'n Viehzeug hineinburren kann, in 'ne Kuh, oder in 'ne Katze oder 'n Ferkel oder so was?"

„Das wäre denkbar, Meister Schätzle. Wie kommen Sie darauf?"

„Hab ich neulich im Sonntagsboten gelesen."

„So —."

„Ja. Die alten Photagrier haben das auch all gewußt."

„Pythagoräer, meinen Sie!"

„Pythagoräer, jawolling, jawoll, so heißen die Kerls. — Na, un Sie glauben also ganz gewiß un wahrhaftig auch, daß —"

„Je, du lieber Himmel, Meister Schätzle, was heißt da glauben! Wir können nicht rüber gucken über den großen Bretterzaun, aber ich finde, die Sache hat viel für sich."

„Ne, wahrhaftig?"

„Warum nicht?"

„Das wäre aber doch dwatsch. Hm — —, ob man sich dann wohl wenigstens was wünschen kann?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, wenns nu doch mal so sein soll, daß man dann alle Tage immerzu ganz stark daran denkt, was für 'n Tier man nachher wohl am liebsten sein möcht. Ob das wohl geht?"

„Daß Sie immer daran denken?"

„Ja, un daß man das nachher auch ganz gewiß wird?"

„Unbedingt, Meister Schätzle. Verlassen Sie sich darauf. Der Wille in der Natur ist eine kolossale Macht."

„Je, nich? Das wollt ich meinen, ja. — Hm —, je, wissen Sie, in was ich mich denn wohl so am liebsten verpuppen möcht?"

„Na?"

„In ein Pferd."

„Ein Pferd? Weshalb denn gerade das?"

„Ach Gott, Herr Konrektor, Sie wissen, ich habs immer so furchtbar eilig, und dann könnt ich doch wenigstens im Laufen —"

Das letzte Wort ertrank in dem schallenden Gelächter der übrigen. Meister Schätzle aber machte ein ganz verdutztes Gesicht: „Hab ich was Dummes gesagt?"

„I nein, ganz und gar nicht. Im Gegenteil," tröstete ihn Doktor Henschel. „Das ist ein fabelhaft geistreicher Gedanke. Wissen Sie was, Meister? Ich werde diese glänzende Theorie in medizinischen Zeitschriften veröffentlichen und Sie natürlich als den Entdecker preisen. — Das Aufsehen, Meister, das Aufsehen! — Sie haben eine ungeahnt neue Praktik auf die Beine gestellt, nach der man sich für das ewige Leben präparieren kann. Ihr Ruhm wird sich ausbreiten durch alle Lande, und „Meister Schätzle", wird man dereinst sagen, „Meister Schätzle war ein großer Philosoph".

Des Meisters Antlitz erstrahlte in geheimer Freude. Ich aber betete im Stillen: „Sanktus Schmökerinus, du Heiliger, durchleuchte auch ferner die Deinen mit deiner Gnade und schütte das Füllhorn deines Segens auf uns aus! Du hast mich eine weihevolle Stunde erleben lassen. Umwölkt und umwabert von Qualm und Duft habe ich deines Geistes einen Hauch verspürt. — Sanktus Schmökerinus, du Heiliger, ich danke dir." — —

Nun ist es tiefe, stille Nacht. Inzwischen ist ein Tag vergangen mit seinen neuen Werken. Am Himmel stehen die Sterne. Zu ihnen hinauf wandert meine Seele. — Gute Nacht, Cunz, schlaf wohl! — Ich grüße Dich.

Dein Edward.

(Fortsetzung folgt)

Neue Molière-Übersetzungen

Von Prof. Dr. M. J. Wolff in Berlin

Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts hat ein ebenso überraschendes wie erfreuliches Erstarken der Molière-Literatur gebracht. Nicht nur in Frankreich, das damit nur eine bewährte Tradition fortsetzt, sondern auch in den anderen europäischen Ländern, ja selbst in Amerika sind eine Reihe stattlicher Werke erschienen, die sich teils mit dem Leben und Schaffen des Dichters, teils mit seiner Einwirkung auf andere Nationen beschäftigen. Es genügt, auf die Arbeiten von Rigal, Lafenestre, Toldo, Miles, Schneegans und Wolff hinzuweisen. Auch die Bühne hat sich in Deutschland des großen Komikers wieder in stärkerem Maße angenommen. „Pourceaugnac", die „Heirat wider Willen", der „Bürgerliche

Edelmann" wurden in Berlin gespielt, und der Erfolg des „Eingebildeten Kranken" konnte selbst durch eine zweck- und stillose Herrichtung nicht beeinträchtigt werden. Der Boden für eine neue Molière-Übersetzung ist also gut vorbereitet. Daß die älteren nicht mehr genügen, steht außer Frage, zumal gerade die besseren, wie die von Baudissin nicht vollständig ist, die von Fulda nur wenige ausgewählte Stücke umfaßt. Das Bedürfnis nach einer neuen Verdeutschung ist also vorhanden. Daß es gleich dreifach befriedigt worden ist, bedeutet ein für den Molièristen allerdings erfreuliches Übermaß des Guten. Philipp August Becker hat den alten Baudissinschen Text revidiert und die fehlenden Stücke ergänzt, über ihn hinaus gehen zwei Versuche, der eine im Verlag von Alexander Duncker*), der andere in dem von Georg Müller**), die beide eine völlig neue Übertragung beabsichtigen. An der ersten sind drei Übersetzer beteiligt, an der zweiten deren sechs, von denen allerdings nur zwei in dem bisher erschienenen Bande zu Worte kommen. Die Gemeinschaft mehrerer Verfasser unterliegt natürlich gewissen Bedenken, da die Einheit der Wiedergabe darunter leiden muß, aber dieser Fehler wird durch den Vorzug einer rascheren Vollendung des Werkes zum Teil ausgeglichen. Ein vollständiger Molière übersteigt die Kräfte eines einzelnen, und mit der Vollständigkeit ist es beiden Ausgaben bitterer Ernst; selbst die Zwischenspiele und die oft recht unerfreulichen Hofstücke sollen übertragen werden. Dafür gebührt den Übersetzern und den Verlegern besonderer Dank und Anerkennung, denn ein Dichter kann nur aus der Totalität seines Schaffens wirklich verstanden werden. Auch in der Ausstattung ist nichts gespart, so daß Molière uns in einem würdigen Gewande entgegentritt.

Dagegen muß ich bedauern, daß beide Übersetzungen in der Einteilung der Szenen nicht Despois-Mesnard folgen. Wenn eine derartige Standard-Ausgabe wie die der Grands Écrivains de la France vorliegt, soll man ohne zwingenden Grund nicht von ihrer Textgestaltung abweichen. Dem Publikum ist es ja gleichgültig, ob ein Akt in acht oder zwölf Szenen zerlegt ist, aber die wissenschaftliche Gebrauchsfähigkeit einer Übersetzung leidet darunter, wenn sie nicht mit dem Original übereinstimmt, das jeder Forscher benutzt und benutzen muß. Daß Heinrich Conrad darüber hinaus sogar die Akteinteilung des „Bürgerlichen Edelmanns" verändert und die fünf Aufzüge des Originals in drei zusammengezogen hat, ist eine Verkennung seiner Aufgabe. Solche Künste, bei denen es ohne sachliche Eingriffe nicht abgehen kann, müssen den Bühnenbearbeitern überlassen bleiben. Der Übersetzer soll sich möglichst getreu an seine Vorlage halten. Eine Schwierigkeit, die beide Verdeutschungen nicht überwunden haben, bilden die französischen Personenbenennungen. Cléonte,

*) Molière in deutscher Sprache. Übersetzt von Otto Hauser, Udo Gaede und Erich Meyer. Band I. Berlin 1911.

**) Molières sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Eugen Neresheimer. Band V. München und Leipzig o. J.

Eléante, Mascarille können bei einem Deutschen den Eindruck weiblicher Namen erwecken, und an sich wäre gegen die Weglassung des stummen e am Ende nichts einzuwenden, aber dieser erste Schritt auf der Bahn der Entfranzösierung führt zu den unerfreulichsten Konsequenzen. Lélie und Célie werden latinisiert zu Lälius und Cölia, Ascagne italianisiert zu Ascanio, und zum Schluß kommen wir zu Mißbildungen in dem akzentlosen Gros-Rene und Valer, die jeder Deutsche falsch betonen und aussprechen muß. Wäre es da nicht besser, die französischen Schreibungen prinzipiell festzuhalten und die Verdeutschungsversuche auf Namen zu beschränken, die eine sachliche Bedeutung besitzen? Erich Meyer übersetzt den Fechtmeister La Rapière richtig als Plempe, während Neresheimer Benennungen wie La Flêche, Brindavoine, La Merluche beibehält. Warum nicht Pfeil, Haferhalm und Stockfisch? Gewiß, die Namenswitze entsprechen unserem Geschmack nicht mehr, aber der Dichter hat sie doch gemacht.

Der erste erschienene Band der Dunckerschen Ausgabe enthält Molières Jugendwerke bis zum Sganarelleb, also in der Hauptsache Versstücke. Äußerst befremdlich wirkt es, daß die drei beteiligten Herren sich nicht über ein gemeinsames Metrum zur Wiedergabe der Molièreschen Alexandriner verständigt haben. Der „Unbesonnene" ist in gereimten fünffüßigen Jamben, der „Liebeszwist" in Blankvers, der „Sganarelle" in paarweis gereimten sogenannten freien Alexandrinern übertragen. Die Verwendung des Reimes für eine derbe Posse oder eine mythologische Spielerei wie „Amphitryon" ist gerechtfertigt, aber als Metrum des bürgerlichen Dialoges kann die deutsche Sprache nur den Blankvers gebrauchen; auf jeden Fall ist es durch nichts begründet, daß zwei im Stil so ähnliche Komödien wie der „Unbesonnene" und der „Liebeszwist" in verschiedenem Versmaß erscheinen.

Gaedes Verdeutschung des „Étourdi" liest sich gut und flüssig, bei näherem Vergleich ergibt sich allerdings, daß die Glätte durch sehr starke Freiheiten erkauft ist*) Daß sein fünffüßiger Jambus vielfach auf sechs Füßen spaziert, mag hingehen, obgleich es der strengen Form Molières nicht entspricht; bedenklich ist aber, daß der Übersetzer die Verszahl des Originales überschreitet.

Dies in letzter Not statthafte Mittel muß bei häufigem Gebrauch zur Verwässerung und Weitschweifigkeit führen, und das ist der Fall, wenn III, 2 Molières fünfundfünfzig Verse durch vierundsechzig deutsche wiedergegeben werden oder die achtzeilige Rede des Ergaste (Despois 1115 ff.) zu zwölf Reihen auswächst, von denen ungefähr drei freie Zutaten des Übersetzers enthalten. Gaede schreibt überhaupt gern, was der Dichter hätte sagen können. Der dritte Akt hat, abgesehen von kürzeren Zusätzen, ein gutes Dutzend ganzer Verse, die auf

*) Um die willkürlichen Stichproben zu vermeiden, habe ich von dem Anteil eines jeden Übersetzers einen vollen Akt genau verglichen, und zwar Étourdi III, Dépit amoureux IV, den Sganarelle, Avare IV, Pourceaugnac III, Bourgeois Gentilhomme III (Conradsche Fassung). Das gesammelte Material, das ich hier nur zum kleinsten Teil vorbringen kann, stelle ich den Herren gern zur Verfügung.

freier Erfindung des Übersetzers beruhen; zur Entschädigung läßt er solche Molières weg, z. B. 1053, 1089 und 1171 (nach Despois). Die Ursache dieser Mißgriffe scheint in der Schwierigkeit, die der Reim dem Übersetzer bereitet, zu liegen. Ihr verdanken wir die entsetzlichen, aber gut zu reimenden Fremdworte wie observieren, regalieren, perhorreszieren u. a. m., Worte wie jetzunder auf Wunder, die operntextmäßigen Triebe auf Liebe und Reime wie pfui auf nie. Sie führt sogar zu Sinnwidrigkeiten. L'air mignon (Despois 1122) ist mit „zart und blaß" wiedergegeben. Das reimt sich zwar auf Spaß, ist aber als Übersetzung falsch vnd sachlich unmöglich, da es sich um eine maskierte Person handelt. Unerlaubt ist es auch, daß Lélie und Léandre sich plötzlich duzen (S. 53), und zwar aus Rücksichten auf den Reim.

Die Übersetzung des „Liebeszwist" durch Erich Meyer, der auch die beiden Molière zugeschriebenen ersten Possen in gewandtes Deutsch übertragen hat, macht einen sehr zwiespältigen Eindruck. Einzelne Stellen sind trefflich gelungen, besonders S. 58 die große Rede des Gros-René gegen die Weiber; daneben finden sich andere, die hinter dem Original weit zurückbleiben, und statt Molières Wortlaut eine freie, meist recht banale und schwerfällige Umschreibung bringen. Vers 1207 lautet:

De mes justes soupçons suis-je sorti trop tard?

Daraus macht Meyer:

Und als eines bessern ich
Belehrt mich sah, hab' ich mich nicht besonnen,
Den Argwohn aufzugeben!

Die Übersetzung erweckt den Eindruck, als ob sie in großer Hast ausgeführt sei und der letzten Durcharbeit entbehre. Darauf deuten einzelne Verstöße gegen den Sinn des Originals, vielfache eigene Zutaten des Nachdichters, Auslassungen und der oft recht mangelhaft gebaute Vers. War die Niederschrift im Blankvers ursprünglich etwa nur als ein erster Entwurf gedacht, der später gereimt werden sollte? Der häufige Gebrauch des Reimes, auch an Stellen, die keine besondere Betonung verdienen, legt die Vermutung nahe. Das ist um so bedauerlicher, als Erich Meyer bewiesen hat, daß er das Zeug zu einem guten Übersetzer besitzt.

Otto Hausers Übertragung der „Preziösen" wirkt bei der Lektüre recht angenehm, dagegen kann ich mich mit seinem „Sganarelle" nicht befreunden. Schon die Form ist verfehlt. Der angebliche Alexandriner, der die Silben einfach zählt, widerspricht der deutschen Prosodie und dem Wesen der Sprache. Es bleibt davon nichts als ein über Gebühr in die Länge gezogener Knittelvers, von dem der Übersetzer einen recht ungewandten Gebrauch macht. Man meint zunächst, die Ungewandtheit sei Absicht und Molières elegante Form solle durch ein altertümelndes, ungelenkes Deutsch im Stile Hans Sachsens wiedergegeben werden; wenn man aber Worte wie Fahr für Gefahr, gedrange für eng, falsche Pluralbildungen wie Ordern und die nicht seltenen falschen Tempora sieht, kommt man von der Annahme zurück. Ausdrücke wie der „Happ", „huffen", „geufzen",

den „Schabab geigen" mögen in irgendeinem Idiotikon vorkommen, uns sind sie unbekannt und unverständlich. Die vielen Fremdworte dienen gewiß nicht dazu, die Volkstümlichkeit des Ausdrucks zu erhöhen, und nur aus Reim- und Versrücksichten tut der Übersetzer der Sprache in der unglaublichsten Weise Gewalt an. Es heißt auf S. 26:

Mein Herr, sagen Sie, was Ihnen die Dame taten?

Zum Subjekt in der Einzahl — ein Druckfehler ist ausgeschlossen — tritt das Prädikat in der Mehrzahl! Hauser verweist im Vorwort auf eine Verdeutschung Beaudelaires, er ist also kein Neuling als Übersetzer, dann muß er eine sehr schwache Stunde gehabt haben, als er die Übertragung des „Sganarelle" zum Druck beförderte.

Der bisher erschienene fünfte Band der Müllerschen Ausgabe umfaßt den „Geizhals", „Pourceaugnac", die „Vornehmen Liebhaber" und den „Bürgerlichen Edelmann", also wenn man von den Einlagen absieht, nur in Prosa geschriebene Stücke. Die Schwierigkeiten des Verses fallen weg, und man ist berechtigt, erhöhte Ansprüche an die Wiedergabe zu stellen. Leider werden sie nur sehr bedingt befriedigt. Neresheimers oberstes Prinzip ist offenbar, eine möglichst moderne und flüssige Sprache zu schreiben. Den Zweck verfolgen die höchst überflüssigen Partikel wie: denn, noch, na, was, vielleicht, die er überall einstreut, sie sollen natürlich wirken, geben aber dem Ausdruck etwas Saloppes, das sonderlich gegen die vielfach auftretenden Gallizismen absticht. Der Übersetzer verkennt den Unterschied zwischen der Übertragung eines modernen Romans, bei dem es nur auf den Inhalt ankommt, und der eines klassischen Meisterwerkes, bei dem jedes Wort gewogen sein will. Es ist unzulässig, wenn Molière von einer Heirat spricht (IV, 1), den Zusatz „fatal" zu machen. Im Original steht les chagrins et les déplaisirs, in der Übersetzung nur Kummer, ja einzelne Stellen, die dem Übersetzer aus einem nicht ersichtlichen Grunde nicht zusagen, werden glatt ausgelassen, bei bildlichen Ausdrücken wird auch nicht der Versuch einer Wiedergabe unternommen Wenn Elise IV, 1 sagt: Trouve quelque invention pour rompre, so heißt rompre sicher nicht wieder gut machen, so wenig wie démordre (IV, 4 je n'en démordrai point) sich fügen, wenn die Übersetzung auch dem Sinn ungefähr entspricht. Die oberflächliche Art der Wiedergabe muß zu schwereren Mißgriffen führen. In „Pourceaugnac" III, 7 erklärt Éraste, daß er sich von seiner Liebe heilen muß, bei Neresheimer ist er schon „durchaus geheilt". In demselben Stück III, 2 heißt es: Cette coiffe est trop déliée. Das letztere ist ein ungebräuchliches Wort, das von Mesnard als trop mince, trop fine erklärt wird, es ist an eine aus dünnem Stoff gearbeitete, das Gesicht verdeckende Kopfhülle zu denken. Neresheimer überspringt die Schwierigkeit und schreibt aus eigener Machtvollkommenheit: „Der Hut sitzt gar nicht gut." Ich verzichte auf weitere Beispiele; die angeführten beweisen zur Genüge, daß die Übertragung am Stofflichen hängen bleibt und sich nicht zu einem Eindringen in Molières Stil und Sprache erhebt.

Das gleiche Urteil gilt für Heinrich Conrads „Bürgerlichen Edelmann“, wenn auch infolge der größeren Sprachbeherrschung des Übersetzers und der geringeren Schwierigkeiten des von ihm gewählten Stückes die Mißgriffe weniger schroff zutage treten. Aber auch ihm genügt es, wenn er den Wortlaut des Originals ungefähr wiedergibt. Er spricht z. B. III, 12 von einem Türkentanz, statt wie Molière von einem Ballett, und übersieht die Sinnwidrigkeit seines Zusatzes, da es sich um den bevorstehenden Tanz der Nationen handelt. Einzelheiten dieser Art, die noch zahlreich anzuführen wären, müssen für eine Besprechung in einem literarischen oder philologischen Fachblatt verbleiben. Es sei hier nur noch bemerkt, daß die poetischen Einlagen sowohl im „Pourceaugnac“ wie im „Bürgerlichen Edelmann“ von Neresheimer zwar in sehr freier, aber recht gefälliger und ansprechender Form wiedergegeben sind.

Es lag mir daran, schon die ersten Probebände der neuen Molière-Übersetzungen zu besprechen, schon jetzt, wo ein guter Wink den beteiligten Herren noch nützen kann. Sie alle verkünden in den Vorreden das Lob des Dichters; aber das genügt nicht, sie müssen sich bei jedem Wort und jedem Vers vor Augen halten, daß sie es mit einem der größten schöpferischen Geister zu tun haben. Wir sind dankbar dafür, daß uns der ganze Molière geboten werden soll, aber dann, bitte, auch nur Molière und nichts als Molière!

Der alte Bidgar

In meinem Zimmer liegt ein alter Perser.
Bunte Farben schillern wild durcheinander,
Blaue, rote, grüne und weiße.
Die weißen, sie sind mählich grau geworden.

Bei Abend scheinen alle mir wie Blüten.
Kinderhände rissen sie wie spielend vom Stengel,
Weiße, rote, grüne und blaue — — —
Doch alle blühen um den Stern der Mitte.

Viel Träume fallen in das Meer der Zeiten.
Tragen jeder herrlich glühendes Flammen!
Schlügen sie doch in fernen Weiten
Wie du, suchenden Seelen zu einem Ganzen zusammen!

Fritz Köpp

Was ist der Krieg?

Von Hermann Schurig in Lemgo

Nicht die Dinge verwirren die Menschen,
sondern die Meinungen der Menschen über die Dinge

ie theoretischen Erörterungen über Krieg und Frieden im großen Sprechsaal des Reichstags haben wenig befriedigt. Daß der Krieg trotz allem auch in der Gegenwart ein Stück Wirklichkeit ist, spürt die Welt. Und wenn die Apostel der neuen Welt und des ewigen Friedens meinen, daß es mit der Erreichung dieses Ideals noch zweitausend Jahre Zeit habe, so stellen sie sich damit doch ebenfalls auf den Boden der Wirklichkeit. Beide indessen, die Bekämpfer ebenso wie seine Verteidiger, behandeln den Krieg als eine Art Institution im Völkerleben. Ist er das wirklich? Ich meine, so wenig für den Einzelorganismus die Krankheit als eine Institution betrachtet werden kann, eben so wenig auch der Krieg für die nationalen Organismen. Beides sind biologische Erscheinungen oder Prozesse, die zur Genesung des Erkrankten führen können oder zur Vernichtung. Darum beleuchtet auch der Vergleich des Krieges mit einer Kontraselektion nur die eine Seite der Sache; denn abgesehen von jahrelangen oder gar dreißigjährigen Kriegen, die ja jetzt völlig unmöglich sind, hat er bei vollsaftigen, innerlich kernhaften Volkskörpern erfahrungsgemäß recht oft blutauffrischend und wachstumfördernd gewirkt. Ist der Stamm gesund, so treibt die Axt das Leben nur mannigfaltiger und kräftiger heraus. Auch die ethischen, in diametralem Gegensatze sich bewegenden Prädizierungen über den Krieg zeigen doch nur, daß er an sich keins von beiden ist, weder ein Jungbrunnen sittlicher Erneuerung, noch das moralisch Verwerflichste, das die gierigsten Triebe und Gelüste der Menschheit entfesselt. Er kann beides sein, ja sogar beides zu gleicher Zeit. Damit tritt der Krieg jenseits der Grenze von Gut und Böse.

Auch der Krieg ist, wie alles Wirkliche, ein Absolutes, das nur sich selber richtet durch Wirkung und Erfolg. Den Doppelsinn des Lebens bringt erst der Mensch, schnell fertig mit dem Wort, voreilig an die Dinge heran. „Gleich heißt ihm alles schändlich oder würdig, bös oder gut — und was die Einbildung phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen.“ Darum bleiben auch jetzt wieder alle an sich wohlgemeinten Versuche, den Krieg sozial-ethisch und ethisch-religiös zu verwerfen oder zu rechtfertigen ein müßiges ideologisches Spiel, alle die für oder gegen den Krieg zum so und sovielten Male geäußerten Meinungen werden durch Wiederholung nicht beweiskräftiger. Wie die in der Welt vorhandene Unvollkommenheit, das Übel, das Leiden, ja das Böse selbst als ein notwendiger Bestandteil des Menschenlebens zu betrachten ist, der untrennbar mit jedem Leben verbunden ist als der Stoff, den das Leben erst zu formen hat, um aus ihm Gedeihen, Glück und Sittlichkeit zu schaffen, so gehört auch der Krieg zur Natur als der andere Pol des Lebens.

Menschlicher Willkür entspringt der Krieg gewiß, er hat das eben mit dem menschlich Bösen überhaupt gemein. So lange aber Übel und Böses in der Welt sind, so lange die allgemeine Mangelhaftigkeit alles Irdischen besteht, innerhalb

deren es allein menschliches Dasein und Sittlichkeit, Gesellschaft und Geschichte gibt und geben kann, so lange wird auch der Ausnahmezustand des Krieges zu dem natürlich Gegebenen, jeweils Notwendigen zu rechnen sein, an dem die menschliche Vernunft sich zu üben hat. Denn der ewige Weltfriede ist der Widerschein einer höchsten, heiligen Idee, die, so wie sie ist, nirgends die Wirklichkeit haben kann, — sonst wäre er ja eben kein Ideal — sondern allemal von menschlicher Entscheidung eine bestimmte Gestalt erwartet, damit wir nach bestem Wissen und Gewissen, soviel wir von dem Ideal verstanden haben, zur Regel unseres Handelns in den gegebenen Umständen machen. Hörte einmal das Böse auf, so wäre die Sittlichkeit nichts mehr und wir nicht Menschen, sondern eine fromme, weidende Herde. Hört einmal der Krieg auf, — dann sind wir Engel.

Anstatt also apodiktische Urteile zu verfassen, müssen wir in jedem einzelnen Falle prüfen, auf welche Seite ein Krieg die größte Wirkung legt: wird er für ein Volk die Gelegenheit, sich von dem Egoismus, mit welchem gewöhnlich jeder sein Leben fristet, auf das kräftigste zu entselbsten, bringt er die edelsten Regungen der Menschenseele, Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit, zur Betätigung, so ist er ein Mittel, die Menschen im höchsten Sinne zu versittlichen. Wenn auf solche Weise ein Krieg fruchtbar wird, wenn seine zunächst verheerenden Wirkungen umgesetzt werden können in innerlich und äußerlich aufbauende Taten, dann wird eine positive, auf Entfaltung aller Kräfte dringende Lebensanschauung fordern, ihn als einen Teil von jener Kraft zu erkennen, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Über ein Ding wird viel geplaudert,
Viel beraten und lang gezaudert;
Und endlich gibt ein böses Muß
Der Sache widrig den Beschluß.

Hoffen wir, daß die Erscheinung dieses Muß für uns nicht so widrig sein möge, daß wir selbst nur lau und zweifelnd der Notwendigkeit begegnen. Gelingt es den geistig Führenden, die Nation das Leiden des Krieges in dem großen Schwung des

Siegen heißt es oder Fallen,
Ist's was alle Völker schuf

erleben zu lassen, es dahin zu bringen, daß jeder in dem Opfer des Individuums für das Volksganze, in dem Aufgeben der Persönlichkeit als Selbstzweck die quälende Frage nach dem nächsten Sinn und Zweck vergißt, dann wird auch die Begeisterung da sein, dann hat der erhabene Rhythmus der Spannung und Lösung eines Volkskrieges selbst etwas Religiöses an sich, denn

Die Geister macht er nie zu Sklaven,
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er sie nur der Freiheit reif.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel

Parlamentsmiſere — Regierungsmiſere! Wo man in politiſchen Kreiſen Berlins hinhört, iſt es ein Stöhnen und Ächzen über den Reichstag und auch die Preſſe aller Schattierungen hat Veranlaſſung genommen, ſich in den letzten Wochen über den Reichstag zu beſchweren. Wer indeſſen ein feines Ohr für die Untertöne politiſcher Klagen hat, dem wird es wohl auch diesmal nicht entgangen ſein, daß hinter den Klagen Wünſche und Beſtrebungen ſtecken, denen nur gedient wird, je mehr Anlaß zu Klagen vorhanden iſt. Wenn der freikonſervative Abgeordnete Arendt ſich über die Redeſtröme beſchwert, die ſich aus den Schleuſen der großen Parteien in den Reichstag ergießen, ſo wird das niemanden Wunder nehmen, nachdem ſein Parteihäuflein kaum den Charakter einer Fraktion zugeſtanden erhalten hat, — und wenn die Nationalen im preußiſchen Abgeordnetenhauſe ſich über die „Broſchürenreden“ der Sozialdemokraten aufregen, ſo darf man wohl fragen, warum ſie ihre eigenen Reden nicht auch als Agitationsbroſchüren verbreiten. — Damit aber ſtoßen wir auf des Pudels Kern: die Demokraten mit Einſchluß des Zentrums ſehen im Parlament lediglich ein Werkzeug zur Durchſetzung beſtimmter Parteiziele, die Liberalen erkennen in ihm eine gewiſſermaßen geheiligte Inſtitution zur Wahrung der Volksrechte, die Konſervativen aber einen verhältnismäßig überflüſſigen Hemmſchuh an dem Regierungsapparat, den ſie bis in die jüngſte Zeit faſt ſelbſtherrlich leiteten. Der freie Mann aber im Lande, der die Parlamente als notwendigen Beſtandteil am Regierungsapparat bewertet, ſieht nur, das irgend etwas nicht in Ordnung iſt und heiſcht Abſtellung.

Einen tiefen Einblick in die Regierungsmiſere, die zugleich Parlamentsmiſere iſt, haben uns die Verhandlungen über den Etat des Reichsamts des Innern gewährt. Genau fünfzehn Tage haben ſie gedauert und damit einen bisher nicht erreichten Rekord aufgeſtellt! Während dieſer fünfzehn Tage waren nicht nur die achtundzwanzig Mitglieder der Budgetkommiſion voll beſchäftigt — dagegen wäre nichts einzuwenden, denn dazu ſind ſie da —, ſondern auch rund fünfundzwanzig der höchſten Beamten vom Staatsſekretär bis hinunter zum jüngſten Vortragenden Rat! In der Praxis bedeutet das, daß das größte Reichsamt während fünfzehn Tagen außer Betrieb geſetzt wurde. In dieſem Satz liegt keine Übertreibung. Man vergegenwärtige ſich das Bild im Reichstage, wenn der Etat eines Miniſteriums auf der Tagesordnung ſteht: das Haus iſt trotz der Diäten nur dann voll beſetzt, wenn der Staatsſekretär ſelbſt ſpricht, — ſonſt herrſcht unten im Saal die übliche gähnende Leere. Wer von den Abgeordneten nicht gerade Referent iſt, oder als Redner zu Worte zu kommen wünſcht, iſt draußen in der Bibliothek oder in den Schreibzimmern und ſchreibt Zeitungsartikel. Um ſo beſorgniserregender iſt die Fülle am Bundesratstiſch: da ſitzt der Staatsſekretär mit ſeinem Unterſtaatsſekretär und Direktor und der langen Reihe Vortragender Räte; dahinter drängen ſich die ordentlichen Hilfsarbeiter und zwiſchen dieſen die außerordentlichen, die teils als Tele-

phonisten, teils als Gallopins Verwendung finden. In der Budgetkommission das gleiche Bild, nur daß die Abgeordneten und die Regierungskommissare an je einem langen Tisch sitzen und daß der eine oder andere mit besonders starkem Gleichmut ausgerüstete Rat laufende Akten bearbeitet. Dieser Aufmarsch aber ist notwendig, weil die Regierung über allerhand Fragen Auskunft zu geben hat und der Staatssekretär die Details in jedem einzelnen Falle naturgemäß nicht beherrschen kann.

Will man nicht gerade eine Teilung des Reichsamts des Innern ins Auge fassen und dadurch die Zahl der im Reichstag benötigten Regierungsvertreter wenigstens beim Etat dieser Behörde herabsetzen, so bleibt nichts anderes zu tun übrig, als an den guten Willen der Reichstagsmehrheit zu appellieren und um Beschränkung der Redefreiheit zu ersuchen. Einen Erfolg freilich verspreche ich mir von solch einem Appell nicht; denn, wie schon in der Einleitung angedeutet: die heutige Mehrheit sieht im Reichstage lediglich ein Mittel zur Erreichung bestimmter parteipolitischer Ziele; da aber bei den Sozialdemokraten Umsturz des monarchischen Regierungsprinzips, beim Zentrum Unterjochung der Regierung unter seine Gewalt die nächsten mit Hilfe des Reichstags zu erreichenden Ziele sind, so werden diese beiden großen Fraktionen auf ihre wirksamste Waffe, auf die vollste Redefreiheit, nicht verzichten. Es ist kein Kampf der Geister, der durch die Reichstagsreden geführt wird, sondern ein Kampf der Lungen und Kinnbacken. Nicht die Partei, die die feinsten Köpfe zu den ihren zählt, bestimmt den Ausgang des parlamentarischen Kampfes, sondern diejenige — der die meisten und kräftigsten Lungen und Kinnbacken zur Verfügung stehen. Dem entsprechend ist auch der Kampf gegen die Regierung und deren Bureaukratie in seiner gegenwärtigen Phase zu bewerten: nicht durch die Überlegenheit des Geistes soll sie dem Parlament unterworfen werden, sondern durch physische Kräfte. Und der gleichen Gefahr sind Konservative und Liberale ausgesetzt! Läge es nicht in ihrem beiderseitigen Interesse, der Parlaments- und Regierungsmisere gemeinsam entgegen zu treten! G. Cl.

Verbrecher. Schien bislang der Mörderkult hysterischen Gänsen vorbehalten, so hat er jetzt auch einen Anwalt gefunden in jenem Ästhetentum, welches allmonatlich seinen unverdauten Nietzsche in Form von aktuellen Glossen von sich gibt. Ehrfurchtsvolle Tiraden gelten Sternickel, dem Mörder mit dem mondänen Zug zum Großbetrieb, dem gefühlvollen Taubenliebhaber, und vor seiner Größe mußte Herrn Brunings Ruhm rasch verblassen.

Nicht von dem sozialen Schaden soll hier die Rede sein, den solches Treiben anrichtet, indem es einen neuen Verbrechertypus, den erotischen, züchtet — ist doch das ganze französische Apachentum nichts anderes als ein atavistisches Girren um Dirnenliebe — sondern nur die seelischen Dispositionen sollen beklopft werden, welchen dieses modernste Heldentum entspringt, um zu entscheiden, ob ihm jene Größe zuzusprechen ist, die eine überhitzte und erlebnisarme Phantasie in ihm zu finden meint.

Vom Standpunkt des Intellekts ist der Diebstahl die bequemste Methode, sich in den Besitz einer Sache zu setzen, und der Mord die naheliegendste, sich seiner Gegner zu entledigen, ihre Kombination ergibt den Raubmord, der noch im Mittelalter ein rentables und aristokratisches Plaisir war. Aber ein kompromißloser Kampf aller gegen alle hätte in der kürzesten Zeit zur Vernichtung der Menschheit führen müssen, und so war es eine biologische Notwendigkeit (worin alle Ethik wurzelt), Normen zu statuieren, die die Beziehungen der Menschen untereinander zu regeln hatten. Mit der Verbesserung der Waffen verschwanden immer mehr die Chancen, durch Kraft und Mut einen Angriff zu parieren, der feigste Krüppel kann den heldenhaftesten Riesen unschädlich machen — der Intellekt hat das Rittertum endgültig seiner Gloriole beraubt, die Austragung von Feindseligkeiten zwischen Individuen und Völkern, soweit sie noch nicht ins Geistige sublimiert, ist an einen Comment gebunden (der Ehrenkodex des Duells und das Völkerrecht des Krieges), der in der Wahl der Kampfmittel eine Beschränkung auflegt, die die sichere Vernichtung beider Gegner verhindert. Ekrasitbomben werden im Duell nicht verwende

und Feindesland mit Pest- und Cholerabakterien zu besäen, ist auch nicht üblich. Beiläufig bemerkt, von einer stets wachsenden gegenseitigen Angst, nicht von einer Wandlung zu lämmchenhafter Gutmütigkeit, ist der ewige Friede zu erhoffen.

Die reine äußere Entwicklung der Tatsachen mußte jenen Urinstinkt, der nur die Achtung des Menschenlebens in der eigenen Sippe kannte, auf immer weitere Kreise ausdehnen, zum Stammesbewußtsein ausbauen, um ihn im Menschheitsgefühl gipfeln zu lassen. Hier aber setzen auch seelische Kräfte ein, und erheben die Forderung des Instinkts zur moralischen Pflicht. Flüchtige Ansätze hierzu finden sich im Altertum, wie der Ausspruch Epiktets: „Alle Menschen haben die Gottheit zum Vater und sind also Brüder", oder der des Seneka: „Der Sklave ist vor allem ein Mensch." Das Christentum, welches das Gebot der Nächstenliebe der Gottesliebe ebenbürtig zur Seite stellt, läßt vor der erhabenen Größe des göttlichen Wesens alle menschlichen Unterschiede als nichtig verschwinden und diktiert mit dem Geheiß der Demut eine Gleichheit der Menschen, mit der sich das erstarkte Selbstgefühl unserer Zeit nicht befreunden kann.

Wenn wir aber das buddhistische Tat tvam asi mit einem gewissermaßen dynamischen Prinzip ergänzen: „Alles, was ich tue, geschieht mir selbst", dann wird jede Erniedrigung des Mitmenschen zur Erniedrigung des eigenen Ich, jedes Verbrechen am Nächsten zum Verbrechen an mir selbst, und auch aus dem Persönlichkeitskult wächst das Gebot der Nächstenliebe.

Fassen wir zusammen: Delikte gegen das Eigentum und Leben des Nebenmenschen erfordern keinerlei Aufwand an Mut, da unser soziales Gefüge nicht auf physischen Kampf eingestellt ist; die Ritterrüstungen sind in die Museen gewandert, Wall und Mauern sind verschwunden, und nicht besser ist es den Kardinaltugenden früherer Zeit, Kraft und Mut, ergangen, auch sie mußten in die Rumpelkammer. Im Hunger nach neuen Idealen greifen wir in die Vergangenheit zurück, aber solche Wiederbelebungsversuche sind vergeblich, die Zukunft wird nicht der blonden Bestie gehören.

Den Verbrecher müssen wir von seinem Piedestal verjagen, die Eigenschaften, die er mit dem Helden der Vergangenheit teilen soll (auch die Cesare Borgias waren Mörder), die Eigenschaften, die ihn zum Verbrechen befähigen sollen, haben ihren sozialen Wert verloren, aber nicht einmal eine melancholische Betrachtung über den Wandel der Werturteile haben wir nötig darüber anzustellen, daß Qualitäten, die einmal einem Manne zum Fürstenthrone verhalfen, ihn nun ins Zuchthaus bringen, denn der Verbrecher besitzt diese Qualitäten nicht. Eine einzige seelische Disposition ist zum Verbrechen nötig, eine Auflockerung des Instinktlebens, aber nicht als geistige Befreiung von der Autorität des sittlichen Gebotes und Gefühles, sondern als Rückfall in einen atavistischen Menschheitszustand. Dr. Franz Eißler in Berlin

Justiz

Schutz dem Rechtsanwaltsstande. Wenn der Rechtsanwalt auch nicht, wie der Richter, als unmittelbarer Träger der Rechtspflege anzusprechen ist, so nimmt er doch in dieser einen recht gewichtigen Platz ein. Hieraus sollte der Justizverwaltung die Pflicht erwachsen, rege darüber zu wachen, daß der Rechtsanwaltsstand an seinem Ansehen keinen Schaden erleide; denn dieser Schaden geht zu Lasten der deutschen Justiz, beeinträchtigt die gesunde Entwicklung der Rechtspflege und muß schließlich auch das traditionelle, rückhaltlose Vertrauen ins Wanken bringen, das der Rechtspflege in deutschen Landen von jeher gezollt worden ist.

Nun ist aber nach geltendem Recht die Justizverwaltung gar nicht in der Lage, sich das Ansehen und die Ehre des Anwaltstandes gebührend angelegen sein zu lassen. Vielmehr liegt das Aufsichtsrecht in den Händen der Anwaltskammern, die durch die innerhalb der einzelnen Oberlandesgerichtsbezirke zugelassenen Rechtsanwälte gebildet werden. Die Vorstände der Anwaltskammern haben — so bestimmt die Rechtsanwaltsordnung — die ehrengerichtliche Strafgewalt zu handhaben, und sie können im ehrengerichtlichen Verfahren folgende Strafen verhängen: Warnung, Verweis, Geldstrafe bis zu 3000 Mark und Ausschließung aus der Rechtsanwaltschaft. Auch

kann zugleich auf Geldstrafe und Verweis erkannt werden.

Irrig wäre es, hiernach anzunehmen, daß es den mit solcher Strafgewalt ausgerüsteten Vorständen der Anwaltskammern ein leichtes sein müsse, durch schnelles und tatkräftiges Einschreiten in jedem Falle, in dem ein Anwalt die Standesehre gefährdet hat, das Ansehen des Rechtsanwaltstandes hinreichend zu schützen. Wie wäre es sonst denkbar, daß ein Rechtsanwalt, gegen den ein Strafverfahren wegen Betruges schwebt, gegen den in diesem Verfahren bereits die Anklage erhoben und sogar das Hauptverfahren eröffnet ist, unbehelligt sein Amt ausüben darf? Wie könnte es sonst geschehen, daß ein Rechtsanwalt, der durch Beschluß der Strafkammer wegen Verdachts des Betruges und anderer Straftaten verhaftet und sodann gegen eine sehr hohe Kaution auf freien Fuß gesetzt wurde, weiter seiner Praxis, wegen deren recht bedenklicher Führung der Staatsanwalt die Anklage erhoben hatte, nachgehen und sogar als Verteidiger in Strafsachen auftreten darf! Nicht von Phantasiegebilden ist hier die Rede, sondern von wahren Begebenheiten jüngeren und jüngsten Datums, und es muß der größeren Klarheit halber sogar noch hinzugefügt werden, daß die Tatsachen, die den Staatsanwalt zur Erhebung der Anklage gegen jenen Rechtsanwalt und das Gericht zu seiner Verhaftung veranlaßten, der Anwaltskammer bereits im Jahre 1910 durch eine offizielle Anzeige zur Kenntnis gebracht worden waren.

Welcher Mensch mit normalem Rechtsgefühl vermag ob solcher Dinge den Gleichmut zu bewahren? Die Anwaltskammer sah ihnen gelassen zu, indessen — und das verdient unterstrichen zu werden — nicht freiwillig, sondern vielmehr höchst unfreiwillig, durch des Gesetzes Macht gezwungen. Um das zu begreifen, lese man den § 65 der Rechtsanwaltsordnung. Hier wird bestimmt:

> „Ist gegen einen Rechtsanwalt wegen einer strafbaren Handlung die öffentliche Klage erhoben, so ist während der Dauer des Strafverfahrens wegen der nämlichen Tatsachen das ehrengerichtliche Verfahren nicht zu eröffnen und, wenn die Eröffnung stattgefunden hat, auszusetzen."

Die „öffentliche Klage" — die bereits dann erfolgt, wenn sich aus dem staatsanwaltlichen Ermittlungsverfahren genügender Anlaß zum Einschreiten ergibt, und die daher mit der einem späteren Stadium angehörenden, der Eröffnung des Hauptverfahrens unmittelbar vorangehenden „Anklage" nicht zu verwechseln ist — hatte der Staatsanwalt in dem oben erwähnten Falle schon etwa Mitte 1911 erhoben. Von diesem Zeitpunkte ab war daher die Ehrengerichtsbarkeit der Anwaltskammer außer Funktion gesetzt.

Gab es denn aber, so wird man fragen, nicht wenigstens die Möglichkeit, jenen Anwalt einstweilen am öffentlichen Auftreten vor Gericht zu verhindern? Zu dieser Maßnahme war weder die Anwaltskammer noch auch die Justizbehörde befugt, denn weder in der Rechtsanwaltsordnung noch sonstwie ist die Suspension eines Rechtsanwalts vorgesehen. So ist denn die seltsame Tatsache zu verzeichnen: die unteren Organe der Justiz, wie z. B. der Gerichtsdiener und der Gerichtsvollzieher, werden, wenn sie einer strafbaren Handlung verdächtig sind, vorläufig vom Dienste enthoben; einem so wichtigen und hervorragenden Gliede der Rechtspflege wie dem Rechtsanwalt gegenüber ist diese dem Ansehen der Justiz dienende Maßregel nicht anwendbar, wie stark auch der Verdacht einer strafbaren Handlung sein möge. Solange er in Freiheit ist, ja sogar wenn er gegen Stellung einer Kaution aus der Untersuchungshaft entlassen worden ist, darf er das ihm anvertraute öffentliche Amt ausüben, und dieses Recht steht ihm zu bis zur Rechtskraft des strafgerichtlichen oder ehrengerichtlichen Urteils, welches seinen Ausschluß von der Rechtsanwaltschaft nach sich zieht oder — im ehrengerichtlichen Verfahren — ausdrücklich ausspricht. Der durch die Anwaltskammer von der Rechtsanwaltschaft ausgeschlossene, seines Amtes ganz offenbar unwürdige Anwalt kann daher seine forensische Tätigkeit getrost weiter betreiben, wenn er nur gegen die Entscheidung der Anwaltskammer bei dem Ehrengerichtshof, der seinen Sitz in Leipzig hat, Berufung einlegt. Bis zur Entscheidung des Ehrengerichtshofes, der aus dem Reichsgerichtspräsidenten, drei Mitgliedern des Reichsgerichts und drei beim Reichsgericht zugelassenen

Rechtsanwälten zusammengesetzt ist, vergehen aber in der Regel sechs bis acht Monate. Solange noch ist das ahnungslose Publikum dem Rechtsrate jenes Rechtsanwalts preisgegeben, solange noch darf dieser sein Wirken als Organ der Rechtspflege in öffentlicher Gerichtsverhandlung zur Schau stellen. Und dieser Fall ist hier nicht etwa bloß theoretisch konstruiert, nein, er hat sich in der Reichshauptstadt tatsächlich ereignet!

Mit gebieterischer Notwendigkeit ergibt sich aus den geschilderten, wie klar auf der Hand liegt, völlig unhaltbaren Zuständen die Forderung nach einer dem Ansehen deutscher Justiz entsprechenden Änderung der Bestimmungen über das ehrengerichtliche Verfahren gegen Rechtsanwälte. Was in erster Linie verlangt werden muß, das ist die Einführung der Suspension eines Rechtsanwalts, gegen den im Strafverfahren die öffentliche Klage erhoben oder im ehrengerichtlichen Verfahren in erster Instanz auf Ausschließung erkannt worden ist. Schon diese Vorschrift wird ihre Wirkung auf solche Rechtsanwälte nicht verfehlen, deren Auffassungen über das Wesen und die Pflichten ihres Standes noch nicht oder nicht mehr von dem erforderlichen Maße sittlichen Ernstes getragen sind, und für die Wertschätzung des Rechtsanwaltstandes wäre viel gewonnen.

Was zur sicheren Erreichung dieses Zieles weiter zu geschehen hätte, bedarf eingehender Prüfung. Überaus wünschenswert ist die Beschleunigung des Strafverfahrens und des ehrengerichtlichen Verfahrens gegen Rechtsanwälte; ein langer Schwebezustand zeitigt ungesunde Wirkungen und ist dem Prestige der Justiz und insonderheit des Anwaltsstandes abträglich.

Auch die Wiedereinführung des sogenannten numerus clausus erscheint reiflicher Erwägung wert. Diese viel umstrittene Einrichtung, die in Preußen bis zum Jahre 1879 bestand, und die die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft nach der Bedürfnisfrage regelte, mag ihre Schattenseiten haben; der Hebung des Standes der Rechtsanwälte wird es indessen förderlicher sein, wenn bei jedem Gericht nur eine geschlossene, dem Bedürfnis entsprechende Zahl von Rechtsanwälten zugelassen ist, als wenn, wie jetzt, die Zulassung wegen mangelnden Bedürfnisses nicht versagt werden darf. Ist es doch gerade der heute geltende Grundsatz der freien Advokatur und der daraus namentlich in den Großstädten entspringende Konkurrenzkampf, der manchen jungen Anwalt vom Wege strenger Pflichterfüllung abführt auf die abschüssige Bahn des weiten Gewissens — ihm selbst und seinem Stande zum Unheil, der deutschen Rechtspflege zum Schaden.

Dr. jur. Carl König in Berlin-Grunewald

Am 18. Januar lag der Gesetzentwurf betreffend das **Verfahren gegen Jugendliche** dem Reichstage zur ersten Lesung vor. Auf diesen Entwurf haben wir bereits in Heft 4 dieses Jahrgangs hingewiesen. Die Aufnahme seitens der Parteien war ungeachtet zahlreicher Abänderungs- und Ergänzungsvorschläge im allgemeinen eine recht wohlwollende. Aus den bisher bekannt gewordenen Beratungen der achtundzwanziggliedrigen Kommission, welcher der Entwurf überwiesen wurde, verdient der einschneidende Antrag Kerschensteiners besondere Beachtung: die Heraufsetzung des Strafmündigkeitsalters vom zwölften auf das vierzehnte Lebensjahr. Die Notwendigkeit dieser Maßnahme wird von den verschiedensten Kreisen und Parteien seit Jahren von mannigfachen Gesichtspunkten aus vertreten. (Sie bedeutet freilich einen Eingriff ins materielle Recht, den die Regierung offenbar in einem Sondergesetz nicht vornehmen zu sollen glaubte.)

Durch eine besondere wissenschaftlich psychologische Untersuchung hat der am Jugendgericht als Sachverständiger tätige Psychiater **Levy-Suhl** gerade diese Frage zu beleuchten gesucht. Schon in Heft 49 des Jahrgangs 1911 der Grenzboten hat der Verfasser über Beobachtungen bezüglich der sittlichen Reife der jugendlichen Angeklagten berichtet, in der nun vorliegenden Schrift hat er die Ergebnisse seiner Untersuchungen in systematischer Weise dargestellt und zugleich in ihrer Bedeutung für die Gesetzgebung auseinandergesetzt. Die unter dem Titel **„Die Prüfung der sittlichen Reife jugendlicher Angeklagter und die Reformvorschläge zum § 56 des deutschen Strafgesetzbuches"** bei Ferdinand Enke in Stuttgart 1912 als Sonderdruck erschienene Arbeit (Preis 1,60 M.)

gelangt zu dem Ergebnis, daß die untersuchten hundertundzwanzig Jugendlichen, die in der Mehrzahl der Fälle wegen Diebstahls angeklagt waren, allgemein nur wenig sozialethische Vorstellungen besaßen. Bei Zwölf- bis Dreizehnjährigen spielen sozialethische Erwägungen äußerst selten eine Rolle, ihre Zahl steigt dann aber fortgesetzt und erreicht auf der Altersstufe von sechzehnundeinhalb bis achtzehn Jahren ein Maximum. Hier ließen sich nämlich 52 Prozent sozialethische Motivierungen dafür gewinnen, daß trotz günstiger Gelegenheit eine neue Straftat nicht verübt werden würde. Ein Viertel aller Prüflinge waren „Reine Egoisten", d. h. sie kannten keinen anderen Beweggrund als Furcht vor Strafe oder Schaden für die eigene Person. Auch hier spielt das Alter eine Rolle: je jünger desto größer die Zahl der reinen Egoisten. Religiöse Motivierungen traten nur ausnahmsweise zutage.

Diese Ergebnisse, die beim Lesen der sehr interessanten Arbeit natürlich an Leben gewinnen, enthalten zweifellos einen deutlichen Hinweis auf die Abhängigkeit des sozialethischen Verständnisses vom Alter und der ihm entsprechenden Lebenserfahrung, und zwar in dem Sinn, daß die jüngeren Jahrgänge auch bei guter Intelligenz tatsächlich nicht in der Lage sind, den theoretischen Voraussetzungen der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit zu genügen. Für die höheren Altersstufen aber fordert der Verfasser auf Grund seiner Ergebnisse und in Übereinstimmung mit den neuen amtlichen Vorschlägen zum künftigen Strafgesetzbuch, Berücksichtigung des Gefühls- und Willenslebens, wie sie der geltende und durch den vorliegenden Entwurf betreffend das Verfahren gegen Jugendliche nicht berührte § 56 des Strafrechts leider vermissen läßt.

Zweifellos neigen wir immer zu allzu intellektualistischen Anschauungen. Das soziale Verhalten ist aber sehr wesentlich von gefühlsmäßigen Faktoren mitbestimmt. Ihnen in gebührender Weise Rechnung zu tragen sollte die Aufgabe sowohl der wissenschaftlichen Forschung, als auch der praktischen Maßnahmen innerhalb des Gesellschaftslebens sein. *

Schöne Literatur

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, sind seit der Geburt **Otto Ludwigs** hundert Jahre verflossen. Wir pflegen an Geburtstagen rückschauend die Zukunft in Hoffen und Wünschen zu gestalten, und so mag uns denn auch der 12. Februar das Schaffen dieses Heimatdichters deutlich vor die Seele führen, auf daß seine Spuren in ferne Zeiten getragen werden.

Die Werke Otto Ludwigs haben im deutschen Volke beim hastenden Schreiten des modernen Lebens nicht unbeschränkte Verbreitung, und doch sollte diese bodenständige Kunst viel und andächtig genossen werden. Sie ist aus Heimatliebe und Musik geboren. Dem Thüringer Land ist Otto Ludwig treu geblieben bis zuletzt, und musikalische Stimmungen waren es, die ihn zu poetischem Schaffen drängten. In keinem seiner Werke hat er aber so viel von seinem eigenen Wesen offenbart, wie in dem Roman „Zwischen Himmel und Erde", ja im Helden erkennen wir Züge seiner eigenen Persönlichkeit. Wir ehren das Andenken des Dichters, indem wir an seinem hundertsten Geburtstag an den Aufsätzen schlichter Arbeiter über diesen tiefgründigen Roman (siehe S. 313) zeigen, wie seine Kunst sich im Geiste Mühseliger und Beladener spiegelt. Wir wollen an diesem Tage auch ein ansprechendes, von herzlicher Verehrung für den Dichter getragenes kleines Buch von **Wilhelm Greiner**, das soeben unter dem Titel **„Otto Ludwig als Thüringer in seinem Leben und seinen Werken"** (Verlag von Gustav Moritz, Halle a. d. S. 1913, Pr. 3 M.) gern begrüßen, denn es setzt sich ganz besonders als Ziel, den Lehrern, für deren Beruf Otto Ludwig immer eine ausgesprochene Vorliebe hatte, Anregung und Stoff zu bieten, um die heranwachsende Jugend für das Lebenswerk dieses wahrhaft deutschen Dichters zu begeistern. *

Wiltfeber, der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers. Von **Hermann Burte.** Leipzig, Gideon Karl Sarasin, 1912. Der Mann, der hier seine Heimat sucht und das, was er gesucht hat, nicht findet, sucht in der Heimat den unverstellten, echten

deutschen Kern, und er sucht den reinen Kern hinter allem aufgeklexten Putz, hinter allem Modischen, er sucht hinter dem Gerede das Wort und hinter dem Gemachten die Tat. Er sucht den Reinen Krist. Was dieser Reine Krist ist, wird freilich nicht klar, und daß dieser Sucher jemals finden wird, was er wünscht, ist völlig ausgeschlossen: denn nichts kann vor seinen Augen bestehen. Er erlebt einen vollen Tageslauf, an dem alles, von den Räten der Krone bis zum einfachen Arbeitsmann, von der Kirche bis zur Schenke, an ihm vorbeizieht, und nichts bleibt vor seinen Augen lebenswürdig. Woher aber nimmt dieser Sucher, von dessen Leistungen wir nichts sehen, das Recht, über alles mit einem unsagbaren Hochmut abzuurteilen, das Recht etwa, aus Hans Thoma ein Mümmelmännchen, eine Provinzialgröße zu machen und, deutsch und deutlich gesagt, das deutsche Leben auch uns zu verekeln, wie er es sich verekelt? Um so abzuurteilen wie er, müßte die Liebe, die aus dem Buche spricht, viel stärker, müßte die Menschlichkeit, die es enthält, viel reiner und höher sein. Statt dessen glüht durch das Ganze eine im Tiefsten undeutsche sinnliche Brunst, die das Buch stellenweise vollkommen ungenießbar macht. Und wenn irgend etwas bezeichnend ist, so ist es der Tod des Wiltfebers: er hat in der ersten Stunde ein einst verführtes und dann in der Not verlassenes Mädchen wiedergefunden und hat sich ihr neu gelobt — er stirbt aber zu der Stunde, die er ihr versprochen hat, in der Vereinigung mit einer anderen, getroffen vom Blitzschlag des Berggewitters. Ein unleugbares Talent, eine große erzählerische Begabung hat sich hier völlig blind verirrt, und es ist schade, daß, gerade auch von nationaler Seite, ein Buch über die Maßen gepriesen worden ist, das sich als etwas gibt, was es nicht ist. Ich wünsche Hermann Burte statt überschäumender Bewunderer redliche Zweifler.

Dr. Heinrich Spiero in Hamburg

Biographisches

Da mir die Grenzboten zwanzig Jahre lang die Stätte einer mir lieb gewordenen Tätigkeit gewesen sind, bin ich der freundlichen Einladung des gegenwärtigen Herrn Herausgebers, über diese Tätigkeit bei Gelegenheit meines achtzigsten Geburtstages zu berichten, gern gefolgt. Doch damit nicht die allzu wohlwollende Anerkennung, die sich in seinen einleitenden Worten ausspricht, Leser späterer Zeiten dazu verführe, meine Bedeutung zu überschätzen, möchte ich bemerken, daß ich zwar in allen Gauen Deutschlands anerkennende Leser gefunden habe, aber, so weit sich das beurteilen läßt, nur vereinzelte; Einwirkung auf größere Massen würde mir, auch wenn meine Begabung weniger begrenzt wäre als sie ist, schon wegen des Eigensinns nicht möglich gewesen sein, mit dem ich außerhalb aller Parteien und Sekten verharre. Die dankbare Verehrung, mit der ich heute noch des Landeshuter Schulrektors Dr. Kayser gedenke, verpflichtet mich, einen lapsus memoriae zu berichtigen: nicht er war es, der in meiner ersten religiösen Krisis mit Zwang drohte, sondern ein hochmütiger Pastor.

Carl Jentsch in Neiße

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 38/37.

Welf und Waibling

Mit den herzlichſten Wünſchen für eine glückbringende Ehe nahen auch wir heute dem jungen Fürſtenpaar, das es auf ſich genommen hat, langjährigen Zwiſt aus deutſchen Landen zu bannen. Ehrfurchtsvoll richten wir heute unſeren Dank an den Kaiſer, der in faſt fünfundzwanzigjähriger, unverdroſſener Arbeit nun doch einen Weg fand, zehrende Zwietracht auszutilgen. Die Verlobung unſerer Kaiſertochter Viktoria Luiſe mit dem Prinzen Ernſt Auguſt von Cumberland iſt nicht nur ein erfreuliches Familienereignis, ſie iſt ein Akt von weiteſter Tragweite auf dem Gebiete der inneren und äußeren Politik, von dem wir berechtigt ſind die beſten Folgen für die weitere Entwicklung unſeres ſchönen deutſchen Vaterlandes zu erhoffen.

* * *

Was jüngſt der Telegraph als Tatſache melden konnte, die Familienverbindung zwiſchen Hohenzollern und Cumberland, hatte im Jahre 1865/66 Bismarck vergeblich erſtrebt. „Ich bin lebhaft bemüht geweſen," heißt es im zweiten Bande ſeiner Gedanken und Erinnerungen, „Hannover und den mir befreundeten Grafen Platen dafür (für ein Bündnis) zu gewinnen, und es war alle Ausſicht vorhanden, daß wenigſtens ein Neutralitätsvertrag zuſtande kommen werde, als am 21. Januar 1866 Graf Platen in Berlin mit mir über die Verheiratung der hannoverſchen Prinzeſſin Friederike mit unſerem jungen Prinzen Albrecht verhandelte und wir das Einverſtändnis beider Höfe ſoweit zuſtande brachten, daß nur noch eine perſönliche Begegnung der jungen Herrſchaften vorbehalten wurde, um deren gegenſeitigen Eindruck feſtzuſtellen."

Das Unternehmen ſcheiterte aus denſelben Gründen, die auch bis in die jüngſte Zeit die Annäherung zwiſchen Hohenzollern und Cumberland verhindert haben: Einmiſchungen, Verſprechungen und Vorſpiegelungen von außerhalb.

Damals war es der Halbbruder des Königs Georg von Hannover, der österreichische General Prinz Karl zu Solms, der „den König umgestimmt hatte, durch übertriebene Schilderung der österreichischen Heereskräfte". Später ließ der erblindete König sich von Frankreich umgarnen und Bismarck — um sich gegen die welfischen Umtriebe zu verteidigen — war sogar gezwungen im Jahre 1874 jenen Brief zu veröffentlichen, in dem König Georg der Hoffnung Ausdruck gibt, sich sein Reich „mit eigenen Waffen als Verbündeter Frankreichs und Österreichs wieder zu erobern" (Grenzboten 1909, Heft 27, S. 7 ff.). Trotz diesen schlechten Erfahrungen hat Bismarck bis zuletzt zäh an der Möglichkeit festgehalten, einen Welfen nach Braunschweig zu berufen.

Darauf deutet auch die Tagebuchnotiz, die Fürst Chlodwig Hohenlohe am 19. Juni 1885 in Kissingen vornimmt. Es heißt darin:

„. . . Dann war von Braunschweig (wo Prinz Albrecht am 21. Oktober 1884 zum Regenten gewählt war) die Rede und von der Ernennung von Reuß zum Herzog. Der Fürst sagte, dies sei Unsinn. Wenn man nicht die Söhne des Herzogs von Cumberland unter einer guten, sicheren Vormundschaft einsetzen wolle, so läge es doch näher, einen preußischen Prinzen, etwa den Prinzen Heinrich oder Prinz Albrecht, zum Herzog von Braunschweig zu machen."

Aber besser noch entschleiern sich uns Bismarcks Gedankengänge über das Welfenproblem in seinen umfassenden Ausführungen im ersten Bande seiner Gedanken und Erinnerungen.

„Das Vorwiegen der dynastischen Anhänglichkeit," lesen wir bei Bismarck, „und die Unentbehrlichkeit einer Dynastie als Bindemittel für das Zusammenhalten eines bestimmten Bruchteils der Nation unter dem Namen der Dynastie ist eine spezifisch reichsdeutsche Eigentümlichkeit. Die besonderen Nationalitäten, die sich bei uns auf der Basis des dynastischen Familienbesitzes gebildet haben, begreifen in sich in den meisten Fällen Heterogene, deren Zusammengehörigkeit weder auf der Gleichheit des Stammes, noch auf der Gleichheit der geschichtlichen Entwicklung beruht, sondern ausschließlich auf der Tatsache einer in vielen Fällen anfechtbaren Erwerbung durch die Dynastie nach dem Rechte des Stärkeren, oder des zerbrechlichen Anfalls vermöge der Verwandtschaft, der Erbverbrüderung, oder der bei Wahlkapitulationen von dem kaiserlichen Hofe erlangten Anwartschaft. Welches immer der Ursprung dieser partikularistischen Zusammengehörigkeit in Deutschland ist, das Ergebnis derselben bleibt die Tatsache, daß der einzelne Deutsche leicht bereit ist, seinen deutschen Nachbarn und Stammesgenossen mit Feuer und Schwert zu bekämpfen und persönlich zu töten, wenn infolge von Streitigkeiten, die ihm selbst nicht verständlich sind, der dynastische Befehl dazu ergeht. Die Berechtigung und Vernünftigkeit dieser Eigentümlichkeit zu prüfen, ist nicht die Aufgabe eines deutschen Staatsmannes, so lange sie sich kräftig genug erweist, um mit ihr rechnen zu können. Die Schwierigkeit, sie zu zerstören und zu ignorieren, oder die Einheit theoretisch zu fördern, ohne Rücksicht auf dieses

praktische Hemmnis, ist für die Vorkämpfer der Einheit oft verhängnisvoll gewesen, namentlich bei Benutzung der günstigen Umstände der nationalen Bewegung von 1848 bis 1850. Ich habe ein volles Verständnis für die Anhänglichkeit der heutigen welfischen Partei an die alte Dynastie, und ich weiß nicht, ob ich ihr, wenn ich als Alt-Hannoveraner geboren wäre, nicht angehörte. Aber ich würde auch in dem Falle immer der Wirkung des nationalen deutschen Gefühls mich nicht entziehen können und mich nicht wundern, wenn die vis major der Gesamtnationalität meine dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe schonungslos vernichtete. Die Aufgabe, mit Anstand zugrunde zu gehen, fällt in der Politik, und nicht bloß in der deutschen, auch anderen und stärker berechtigten Gemütsregungen zu, und die Unfähigkeit, sie zu erfüllen, vermindert einigermaßen die Sympathie, welche die kurbraunschweigische Vasallentreue mir einflößt. Ich sehe in dem deutschen Nationalgefühl immer die stärkere Kraft überall, wo sie mit dem Partikularismus in Kampf gerät, weil der letztere, auch der preußische, selbst doch nur entstanden ist in Auflehnung gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen, gegen Kaiser und Reich, im Abfall von beiden, gestützt auf päpstlichen, später französischen, in der Gesamtheit welschen Beistand, die alle dem deutschen Gemeinwesen gleich schädlich und gefährlich waren. Für die welfischen Bestrebungen ist für alle Zeit ihr erster Merkstein in der Geschichte, der Abfall Heinrichs des Löwen vor der Schlacht bei Legnano (29. Mai 1176) entscheidend, die Desertion vom Kaiser und Reich im Augenblick des schwersten und gefährlichsten Kampfes aus persönlichem und dynastischem Interesse."

Bismarck hat also die Schädlichkeit und Gefährlichkeit der welfischen Bestrebungen in allen ihren historischen Zusammenhängen gewürdigt und doch nicht so hoch eingeschätzt, daß er die Welfen je gefürchtet hätte. Als eine mit dem Volk fest verbundene Dynastie hätte er sie gern genutzt für die Einheit des neuen Reiches, als Faktor, der die besten Eigenschaften des deutschen Volkes, Heimatstreue, Liebe zur eigenen Scholle immer von neuem belebte und vertiefte. Auf den Säulen dieser Form des Partikularismus thronte für Bismarck unerschüttert fest das die Gesamtheit umfassende Nationalgefühl als vielfarbiges, bild- und gedankenreiches Deckengemälde, nicht als eintönige, graue, alle Eigenart verwischende Wölbung, die den Reichssaal erdrückt.

Aber Bismarcks Ideal standen politische und persönliche Tatsachen gegenüber, die beseitigt werden mußten, ehe jenes sich erfüllen konnte. Dazu gehörte Zeit, Geduld, Kraft.

Wir finden in einem Leitartikel der Frankfurter Zeitung eine in ihrer zusammenfassenden Kürze treffliche Skizze der Zusammenhänge, die Bismarck seinerzeit hinderten, die Welfen ebenso zu behandeln, wie später die anderen Bundesfürsten. Hier ist sie:

„Bei der großen Änderung der deutschen politischen Karte, die dem Kriege von 1866 folgte, hatte Bismarck die Tendenz, die Bundesstaaten, um die es

sich handelte, entweder ganz verschwinden oder unverringert fortbestehen zu lassen. Mediatisierte Fürsten fürchtete er nicht; wohl aber scheute er davor zurück, in den Bundesrat eine Reihe verdrossener Regierungen einziehen zu lassen, denen der Gedanke an die Reichsgründung untrennbar mit der Erinnerung an eine Verkleinerung ihres Gebiets verbunden gewesen wäre. Der erste Kanzler hat damit tatsächlich erreicht, daß die vielfachen Verstimmungen jener Gärungsperiode im Bundesrat nie eine irgendwie nennenswerte Rolle gespielt haben; der Übergang in die neuen Verhältnisse hat sich auch bei den Regierungen viel schneller und glatter vollzogen, als Bismarck selbst erwartet hatte. Eine nachträgliche Schwierigkeit ergab sich hier nur bei Braunschweig, wo im Jahre 1884 nach dem Aussterben der älteren welfischen Linie an sich das Haus Cumberland, also die Familie des abgesetzten Königs von Hannover, zur Nachfolge berufen gewesen wäre. Da aber der Herzog von Cumberland gegen die Annexion von Hannover protestiert hatte und nach wie vor hannoverscher Prätendent war, wäre mit ihm eine jener Persönlichkeiten Herzog von Braunschweig geworden, die Bismarck dem Reich gerade hatte fernhalten wollen, ein Mann, der nicht nur über eine ihm aufgezwungene Depossedierung verärgert war, sondern der sogar in aller Form die Regelung von 1866 und damit die Grundlage des Reichs als Rechtsbruch verurteilte und anfocht. Die braunschweigische Regierung war daher schon in den siebziger Jahren veranlaßt worden, für ein Regentschaftsgesetz Sorge zu tragen, das den Herzog von Cumberland für behindert erklärte, die Regierung des Landes anzutreten, und demgemäß die Einsetzung einer Regentschaft vorsah. Auf Grund dieses Gesetzes wurde im Jahre 1884 Prinz Albrecht von Preußen Regent."

Die Begründung dieser Politik finden wir wieder bei Bismarck selbst, der schreibt:

„Dynastische Interessen haben in Deutschland insoweit eine Berechtigung, als sie sich dem allgemeinen nationalen Reichsinteresse anpassen; sie können mit diesem sehr wohl Hand in Hand gehen, und ein reichstreuer Herzog im alten Sinne ist im ganzen unter Umständen nützlicher als direkte Beziehungen des Kaisers zu den herzoglichen Hintersassen. So weit aber die dynastischen Interessen uns mit neuer Zersplitterung und Ohnmacht der Nation bedrohen sollten, müßten sie auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Das deutsche Volk und sein nationales Leben können nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt werden. Ich bin mir jederzeit klar darüber gewesen, daß diese Erwägung auf die kurbrandenburgische Dynastie dieselbe Anwendung findet wie auf die bayerische, die welfische und andere; ich würde gegen das brandenburgische Fürstenhaus keine Waffen gehabt haben, wenn ich ihm gegenüber mein deutsches Nationalgefühl durch Bruch und Auflehnung hätte betätigen müssen; die geschichtliche Prädestination lag aber so, daß meine höfischen Talente hinreichten, um den König und damit schließlich sein Heer der deutschen Sache

zu gewinnen. Ich habe gegen den preußischen Partikularismus vielleicht noch schwierigere Kämpfe durchzuführen gehabt als gegen den der übrigen deutschen Staaten und Dynastien, und mein angeborenes Verhältnis zu dem Kaiser Wilhelm dem Ersten hat mir diese Kämpfe erschwert. Doch ist es mir schließlich stets gelungen, trotz der starken dynastischen, aber dank der dynastisch berechtigten und in entscheidenden Momenten immer stärker werdenden nationalen Strebungen des Kaisers seine Zustimmung für die deutsche Seite unserer Entwicklung zu gewinnen, auch wenn eine mehr dynastische und partikularistische von allen anderen Seiten geltend gemacht wurde. In der Nikolsburger Situation wurde mir dies nur mit dem Beistande des damaligen Kronprinzen möglich. Die territoriale Souveränität der einzelnen Fürsten hatte sich im Laufe der deutschen Geschichte zu einer unnatürlichen Höhe entwickelt; die einzelnen Dynastien, Preußen nicht ausgenommen, hatten an sich dem deutschen Volke gegenüber auf Zerstücklung des letzteren für ihren Privatbesitz, auf den souveränen Anteil am Leibe des Volkes niemals ein höheres historisches Recht, als unter den Hohenstaufen und unter Karl dem Fünften in ihrem Besitz war. Die unbeschränkte Staatssouveränität der Dynastien, der Reichsritter, der Reichsstädte und Reichsdörfer war eine revolutionäre Errungenschaft auf Kosten der Nation und ihrer Einheit. Ich habe stets den Eindruck des Unnatürlichen von der Tatsache gehabt, daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von dem kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Heide dem Auge unerkennbar, trennt, daß den zu beiden Seiten plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will, deren eines von Berlin, und das andere früher von London, später von Hannover regiert wurde, das eine Augen rechts nach Osten, das andere Augen links nach Westen bereit stand, und daß friedliche und gleichartige, im Connubium verkehrende Bauern dieser Gegend, der eine für welfisch-habsburgische, der andere für hohenzollernsche Interessen aufeinander schießen sollten. Daß dies überhaupt möglich war, beweist die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf den Deutschen. Daß die Dynastien jederzeit stärker geblieben sind als Presse und Parlamente, hat sich durch die Tatsache bestätigt, daß 1866 Bundesländer, deren Dynastien im Bereich des österreichischen Einflusses lagen, ohne Rücksicht auf nationale Bestrebungen mit Österreich, und nur solche, welche „unter den preußischen Kanonen" lagen, mit Preußen gingen. Von den letzteren machten allerdings Hannover, Hessen und Nassau Ausnahmen, weil sie Österreich für stark genug hielten, um alle Zumutungen Preußens siegreich abweisen zu können. Sie haben infolgedessen die Zeche bezahlt, da es nicht gelang, dem Könige Wilhelm die Vorstellung annehmbar zu machen, daß Preußen an der Spitze des Norddeutschen Bundes einer Vergrößerung seines Gebietes kaum bedürfen würde. Gewiß aber ist, daß auch 1866 die materielle Macht der Bundesstaaten den Dynastien und nicht den Parlamenten folgte, und daß sächsisches,

hannoversches und hessisches Blut nicht für die deutsche Einheit, sondern dagegen vergossen ist.

Die Dynastien bildeten überall den Punkt, um den der deutsche Trieb nach Sonderung in engeren Verbänden seine Kristalle ansetzte."

* * *

Als Kaiser Wilhelm der Zweite im Jahre 1888 den Thron bestieg, lag für ihn kein Grund vor, die Welfenfrage anzurühren. Solange Prinz Albrecht lebte, war die ruhige Fortentwicklung Braunschweigs sichergestellt. Aber er wurde durch von Kopenhagen aus eingefädelte Intrigen herausgefordert. Das Zeugnis dafür finden wir in einem bisher noch nicht bekannten Schreiben des Geheimen Legationsrats von Holstein vom 3. August 1888, in dem es wörtlich heißt:

„. . . Sehr gespannt bin ich auf die Cumberlandfrage in Kopenhagen. Der gute Stumm hatte an Waldersee erzählt, es werde leicht sein, die Dänen durch Garantie ihres Besitzstandes zur Neutralität im nächsten Krieg zu bewegen. Ich glaube das gar nicht, glaube vielmehr, daß es unmöglich sein wird sie neutral zu halten, sobald Rußland losgeht. Die Cumberlandanregung ist ein Zeichen wachsenden Selbstgefühls. Ohne den russischen Schwiegersohn als Rückhalt würde die Königin die Anregung gar nicht wagen. Daß der Zar sich vorläufig von der Frage desinteressiert, beweist nur, daß die Sache ihm jetzt nicht paßt. . . . Denken Sie, wie der ‚edle' Alexander der Erste den durchaus nicht naiven Napoleon den Ersten reingelegt hat. . . ."

Als dann der junge Kaiser am 3. und 4. Oktober in Wien bei Kaiser Franz Josef weilte, ergriff er die Gelegenheit einer Aussprache mit dem gleichfalls anwesenden Herzog Ernst August von Cumberland und versuchte diesen zum Verzicht auf Hannover unter gewissen Voraussetzungen zu bewegen. Die Bemühungen scheiterten, wie wir heute wissen, gleichfalls an Intrigen, die die Zarin Maria Feodorowna von Rußland (Dagmar von Dänemark) im Einverständnis mit den russischen Panslawisten und Agitatoren für ein russisch-französisches Bündnis spann.

Jene Unterredung mit dem Cumberländer zu Schönbrunn muß indessen doch beim Kaiser den Eindruck hinterlassen haben, als sei eine baldige Aussöhnung der welfisch-preußischen Gegensätze möglich. Jedenfalls ließ er sich durch nichts und niemand beirren oder gar abschrecken, den Frieden mit den Welfen anzustreben. Am 10. April 1892 wurde, wie Miquel im preußischen Abgeordnetenhause erklärte, „aus der hochherzigen Entschließung des Königs heraus" die Sequestration über den Welfenfonds aufgehoben und die Zinsen aus dem seinerzeit (1868) beschlagnahmten Vermögen Georgs des Fünften wurden dem Herzog von Cumberland zur Verfügung gestellt. Erst im Jahre 1901 gelegentlich der Beisetzungsfeierlichkeiten für die Königin Viktoria von England fand eine flüchtige Berührung des Kaisers mit dem Oberhaupt der Welfen statt. 1903

schien es dann, als wollte die Dänentochter Thyra, Herzogin von Cumberland, den Streit begraben helfen. Gewisse Heiratsprojekte, die eine verwandtschaftliche Annäherung zwischen Preußen und Dänemark zum Ziel hatten, standen im Hintergrunde. Im letzten Augenblick jedoch erneuerte Herzog Ernst August von Cumberland, angeblich überredet durch seine Schwägerin Dagmar alias Maria Pawlowna Kaiserin-Mutter von Rußland, seine Proteste gegen Preußen und seine Ansprüche auf Hannover. Auch auf König Eduard wird als Friedensstörer hingewiesen. Der Kaiser war besonders auch durch die Form der Ablehnung so aufgebracht, daß man allgemein glaubte, die Aussöhnungsversuche mit den Welfen seien ein für allemal als gescheitert zu betrachten.

Am 13. September 1906 starb indessen auf seinem Schloß zu Camenz in Schlesien der Prinz Albrecht von Preußen, Regent des Herzogtums Braunschweig. Ehe man zur Wahl eines neuen Regenten schritt, versuchte das „Herzoglich Braunschweigisch-Lüneburgische Staatsministerium" nach Einverständniserklärung mit dem Landtage sowohl wie mit Preußen und dem Reichskanzler die Gegensätze zwischen Preußen und dem Herzog Ernst August von Cumberland auszugleichen. Ein langer Schriftwechsel, der bis in den Dezember währte, führte zu nichts, da der Welfe sich den durch 1866 und die Gründung des Reiches geschaffenen staatsrechtlichen Verhältnissen nicht fügen wollte. Am 28. Mai 1907 wählte die Landesversammlung auf Antrag des Regentschaftsrates Seine Hoheit den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg zum Regenten des Herzogtums.*)

Inzwischen kam das Jahr 1908 heran und Großherzog Ernst August mußte sich überzeugt haben, daß es keine Bundesgenossen gab, die befähigt wären, seinem Hause den Thron zurückzugewinnen. Besonders der Haß Dagmars erwies sich für Deutschland als unschädlich. Rußland, im eigenen Lande arg zerrüttet, mit seinen weltwirtschaftlichen Interessen im nahen und fernen Osten gebunden, kam als Gegner Deutschlands nicht ernsthaft in Frage. Der Dreibund blieb unantastbar. Kleine Herausforderungen Englands und Frankreichs vermochten aber den Kaiser in seiner besonnenen Friedensliebe nicht zu erschüttern. Für das Oberhaupt der Familie Cumberland bekam die braunschweigische Frage allmählich ein anderes Gesicht. Die Entscheidung von 1866 war unwiderruflich geworden. Unter dem Schutz des mächtigen Deutschen Reiches genossen auch die Mitglieder der Welfenpartei in Hannover und Braunschweig alle die Segnungen des Friedens, die durch Eintreten für eine zur Utopie gewordene Idee gefährdet werden konnten. Die sogenannten „Treibereien der Welfen" bestanden mehr in der erregten Phantasie gewisser Auchpolitiker in Deutschland als in der Wirklichkeit, jedenfalls vermochten sie die großen Massen nicht mehr aufzuregen; schließlich hatte auch das Verhalten des Herzogs während der Verhandlungen

*) Über diese Episode unterrichtet unter voller Wiedergabe der Dokumente ein Aufsatz von A. Rhamm „Die Neuordnung der Regierungsverhältnisse in Braunschweig" in Band I des Jahrbuchs des öffentlichen Rechts der Gegenwart, Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1907, Seite 340—361.

im Jahre 1906 manche Sympathie für ihn erkalten lassen. Nach den voraufgegangenen Brüskierungen des Kaisers war es nun aber am Cumberländer, den ersten Schritt zu tun. Das geschah, indem er den Eintritt seines zweiten Sohnes in die bayerische Armee anmeldete, während sein ältester noch als Träger der reinen Welfentradition in österreichischen Diensten stand. Im Laufe des Jahres 1909 fanden dann vielfache Verhandlungen und Besprechungen statt, die im September mit einer Vorstellung des Prinzen beim Kaiser in München ihren vorläufigen Abschluß fanden. Im Mai 1910 schien wieder alles bisher Unternommene vergeblich. Gelegentlich einer Taufe zu Schwerin war ein Zusammentreffen des Kaisers mit dem Oberhaupt der Welfen vorbereitet. Doch kurz vor den Festlichkeiten reiste dieses ab.

Der Tod mußte mit rauher Hand eingreifen, um den störrigen Fürsten zu beugen. Sein ältester Sohn verlor bei einem Automobilunglück das Leben. Der Kaiser ergriff die Gelegenheit, um dem Bruder des Verstorbenen alle Beweise seiner menschlichen Teilnahme zu geben und ihn und die Familie mit Gunstbezeugungen zu überschütten. Und nun kam der letzte mild ausklingende Akt: der Welf und die Waiblingstochter fanden Gefallen an einander. An der wirksamen Schlußszene hat denn noch Prinz Max von Baden ausgleichend mitgewirkt.

* * *

Die Entwicklung der Welfenfrage unter der Regierungszeit Wilhelms des Zweiten, das ist von dem Schönbrunner Gespräch am 4. Oktober 1888, bis zum Einzuge des Welfen in Berlin am 13. Januar 1913, als Bräutigam der Hohenzollerntochter und preußischer Reiteroffizier ist ein ernstes, patriotisches Schauspiel, das zu denken gibt. Den Kaiser zeigt es uns als den zäh festhaltenden, der keine persönliche Unannehmlichkeit scheut, wo es gilt, dem Wohle des Vaterlandes zu nutzen.

Die Einzelheiten des Ausgleiches zwischen den Cumberländern und dem König von Preußen sind noch nicht bekannt. Soviel scheint aber festzustehen, daß Prinz Ernst August einen formellen feierlichen Verzicht auf Hannover nicht geleistet hat. Ängstliche Gemüter wollen darin eine ernste Gefahr für das Reich erblicken. Ich halte solche Bedenken für unerheblich angesichts der Tatsache, daß der Prinz in preußische Dienste übertreten soll und den Ziethenhusaren als Offizier angehören wird. Als preußischer Soldat muß er seinem Kontingentsherrn, dem Könige von Preußen, den Treueid leisten. Allein durch diesen Eid ist er viel fester an das Haus Hohenzollern gebunden als er es je durch den einfachen Verzicht auf Hannover gewesen wäre. Und so halten wir uns auch in staatsrechtlicher Hinsicht für berechtigt die Neuordnung der Dinge mit frohem Optimismus zu begrüßen. Gewiß, die eheliche Verbindung als solche ist noch keine absolute Garantie für die Stabilität freundschaftlicher Beziehungen. Aber sie schafft doch Interessengemeinschaften, die nicht unterschätzt werden

dürfen. Werden diese noch begleitet von so starken äußeren Umständen, wie es die bisherige Gestaltung des Reiches ist, dann können wir die Welfenfrage als erledigt betrachten, — wenigstens in ihrer Bedeutung für das Reich und für die Gesamtheit der Nation.

Freilich darf man nicht erwarten, daß die angebahnte staatsrechtliche Veränderung nun auch über Nacht alle Bewegung, die mit der Welfenfrage zusammenhing, zum Stillstand brächte. Die Mitkämpfer des Herzogs von Cumberland werden wahrscheinlich nicht so einverstanden sein mit der Neuordnung der Dinge, und die Hitzköpfe unter ihnen werden vielleicht gar aufschäumend dagegen protestieren. Die Welfenpartei, die keine Berechtigung mehr hat, sobald das alte Welfenprogramm, Wiederherstellung des Königreiches Hannover, fallen gelassen wurde, wird nicht von heute auf morgen aufgelöst werden. Auch das ist eine Frage der Zeit; aber die Zeit wird um so kürzer sein, je taktvoller von unserer Seite, insbesondere von unseren nationalen Parteien der Genesungsvorgang gefördert wird. G. Cleinow

Schule und Kunsterziehung

Von Dr. Roland Schacht in Charlottenburg

Daß die Gesamtmasse unseres Volkes wieder zur Kunst erzogen werden muß, daß von dieser Erziehung und ihren Ergebnissen nicht nur die Zukunft der Kunst, sowie die wirtschaftliche Kraft des deutschen Kunst- und Kunsthandwerksmarktes, sondern zum guten Teil auch die gesamte Kulturstellung unseres Volkes abhängen wird, dessen sind sich heute die weitesten Kreise bewußt. Und schon steht man, hier und da seit länger als einem Jahrzehnt, an der Arbeit. Überall haben wir Vorträge für das Volk über Kunst, Literatur und Musik, wir haben billige und dabei gut gedruckte Bücher für Groß und Klein, haben Volkstheater, Volkskonzerte. Ein öffentlicher Bau findet allgemeines Interesse; eine Münze, eine Briefmarke wird auch auf ihre Schönheit hin geprüft; alles Dinge, die vor dreißig, ja vor zwanzig Jahren noch keineswegs selbstverständlich waren. Aber dennoch bleibt die beste Arbeit noch zu tun, auch abgesehen davon, daß die Popularisierung der Kunst, so wie sie jetzt vielfach, von Dilettanten aus Begeisterung, von Spekulanten um des Geschäftes willen, betrieben wird, ein unendliches Gewebe von inhaltslosen oder verwirrten Phrasen über das Volk ausbreitet. Denn wir werden stets eine falsche Stellung zur Kunst einnehmen,

solange wir sie als Beschäftigungsgegenstand für Erholungs- und Feierstunden betrachten. Kunst darf nicht als ein schöner Mantel angesehen werden, mit dem man sich in Mußestunden mehr oder weniger feierlich drapieren kann, sie muß als Lebenselixier brauchbar gemacht werden, das die Kräfte des ganzen Menschen hebt und veredelt. Kunsterziehung ist ein wesentlicher Teil der Erziehung zur Kultur. Und Kultur kann nicht von außen an den Menschen herangebracht werden wie die Fassade an das Mietshaus von 1880, sie muß aus dem Menschen heraus entwickelt werden, alle seine Äußerungen lebendig fördernd durchdringen. Und deshalb muß sie von Jugend auf gepflegt werden.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Forderung der Kunsterziehung in der Schule. Über ihre Ziele wird, wo es noch nicht der Fall ist, bald Einigung herrschen. Sie sind kurz formuliert:

möglichst harmonische Ausbildung aller Sinne und damit Erziehung zu künstlerischer Genußfähigkeit, sowie lebendiger und wahrhaftiger Auffassung von Natur und Wirklichkeit;

möglichst fördernde Ausbildung künstlerischer Fähigkeiten, also im Zeichnen, Modellieren, Sprechen, Vortragen, Erzählen, in Handfertigkeiten aller Art, usw.

Gegen die Forderung, daß auch in der Schule, und gerade hier, energisch auf diese Ziele losgearbeitet werden muß, erhebt sich bei der großen Propaganda, die in allen beteiligten Kreisen gemacht worden ist, kein ernsthafter Einwand mehr. (Die reiche Literatur stellt zusammen J. Richter, „Die Entwicklung des kunsterzieherischen Gedankens," Leipzig 1909.) Auch macht man fast überall recht befriedigende Versuche, den zweiten Hauptpunkt des Programms zu erfüllen. Zeichen- und Nadelarbeitsunterricht sind bedeutend verbessert worden, die Kinder werden, auch in Handfertigkeitskursen, mehr und mehr zum Erfinden, statt zum Kopieren angeleitet (beachtenswerte Winke gibt neuerdings wieder das von L. Pallat und A. Jolles herausgegebene Schriftchen „Aus der Praxis der deutschen Kunsterziehung", Teubner, 1912), und in zehn Jahren werden wir sicher alles erreicht haben, was sich bei unserem gegenwärtigen Schulsystem überhaupt erreichen läßt.

Anders steht es mit dem ersten Punkt, der Erziehung zur künstlerischen Genußfähigkeit. Hier erhebt sich herber Zwist, weniger über das Ziel selbst, als über die Methode, es zu erreichen.

Daß es einer Methode bedarf, ist selbstverständlich. Ohne Methode, ohne ein bestimmtes Ziel und Klarheit über die einzuschlagenden Wege, bekommen wir nur ein Tippen und Tappen, vielleicht einzelne hübsche Erfolge, doch ohne Nachhaltigkeit und allgemeine Breite der Wirkung. Es fragt sich nur, ob diese Methode uniformiert werden muß, oder ob sie sich nach Ort, Gelegenheit, Lehrer- und Schülermaterial zu richten hat.

Das erstere fordern die Herbartianer, Rein an der Spitze. Zu ihnen bekennt sich auch die jüngst bei Teubner erschienene Broschüre von Karl Reichhold, „Architektur und Kunsterziehung" (Säemann-Schriften, Heft 3), die uns, als

ein charakteristisches Beispiel dieser Richtung, willkommenen Anlaß zur Betrachtung geben mag. Die Einleitung gibt zu, daß für die Volksschulen vielleicht der gegnerische, in erster Linie von Lichtwark und den Hamburgern eingeschlagene Weg gangbarer ist. Diesen ist es weniger um das Lehren von Wissenswertem als um das Ausbilden einer natürlichen Fähigkeit zu tun. Völlig voraussetzungslos treten sie mit den Kindern vor ein Bild, an dem diese ein natürliches Interesse nehmen, ein Bild also aus der heimatlichen Natur, aus dem täglichen Leben. Sie suchen dieses Interesse zu konzentrieren, zu entwickeln und zu lenken. Das erste bleibt immer die Anleitung zum Verstehen, d. h. zum genauen Aufnehmen des sachlich Dargestellten, Vorgeschrittenere werden durch Vergleiche auf Eigenarten verschiedener Meister hingewiesen. Mit Geduld und zäher, entsagungsvoller Arbeit kann auf diese Weise viel erreicht werden: das genaue Eingehen auf jede Einzelheit des Kunstwerks, das notwendige Vergleichen mit der Natur schärft die Beobachtung. Die Auswahl der Kunstwerke regt an, in der heimischen Natur, im täglichen Leben neue Werte zu suchen. Der Beschauer tritt voraussetzungslos, also naiv an das Kunstwerk heran, da ihm historische oder ästhetisch-dogmatische Gedankengänge fernliegen. Reichhold setzt in seiner Schrift voraus, daß die „Freude am Schönen", wie er sich etwas vage ausdrückt, bereits geweckt ist, und will nun einen Lehrplan für die vier oberen Klassen von Vollanstalten aufstellen. Ein besonderes Fach „Kunstgeschichtlicher Unterricht" wird zunächst, in Übereinstimmung mit fast allen, die sich zu der Frage geäußert haben, und durchaus mit Recht, verworfen. Aber durch eine Hintertür kommt das neue Fach doch herein. Es heißt da: „Es wird auch darauf ankommen, die Entwicklung künstlerischer Ideen zu verfolgen, dem historischen Bildungsgang entsprechend ein Kunstwerk auch aus seiner Zeit heraus verstehen zu lernen." Kann es wirklich darauf ankommen? Gewiß, die gelungene Lösung einer künstlerischen Aufgabe kann unter Umständen deutlicher hervortreten durch Gegenüberstellung von unvollkommenen Lösungen, doch eben nur unter Umständen, denn frühere Zeiten, die „vorbereitende" Lösungen unbeachtet ließen, haben z. B. an Raffael mindestens ebensoviel Genuß und Bereicherung gefunden wie wir, die wir alle vorhergehenden Versuche der Frührenaissance am Schnürchen herzählen können. Aber was heißt nun vor allem „aus seiner Zeit heraus verstehen zu lernen"? Der heute allerdings sehr beliebte Satz stammt ja letzten Endes von Taine, doch fängt Taine in letzter Zeit an, erschreckend unmodern zu werden. In zwanzig Jahren wird niemand mehr an Taine glauben. Denn in letzter Linie handelt es sich doch bei dieser Art von Kunstbetrachtung um nichts anderes als ein höchst künstliches Zurückschrauben in eine fremde Zeit, um ein gänzlich unnaives und ausschließlich gelehrtes Verfahren, das wohl einige Eigenheiten erläutern kann, aber ausschließlich am Rohstoff hängen bleibt und niemals zu erklären vermag, weshalb eine gothische Madonna qualitativ gut wurde, und eine andere mittelmäßig oder schlecht. Bereicherung an Rohstoff aber brauchen wir nicht, wir brauchen

in erster Linie Gefühl für Qualität, die sich ja durchaus nicht durch vorlaute Kritik Luft zu machen braucht. Doch hören wir weiter: „Wir haben uns auf die Baukunst beschränkt." Für diese Beschränkung werden folgende Gründe angegeben: „Die Architektur ist die Mutter aller Künste." Ein höchst anfechtbarer und in dieser Formulierung ganz unbeweisbarer Satz. „Die Einführung in die großen Meisterwerke der Baukunst weckt den Raumsinn (als ob das das einzig Wichtige wäre!), das Verständnis für die Harmonie der Verhältnisse (das tun andere Künste doch auch), für die Schönheit als inneres Prinzip (auch dies trifft nicht die Baukunst allein). Sie lehrt aber auch ein Grundgesetz aller Kunst: Stil kann nur wachsen aus stilvollem harmonischen Leben." Wenn ich nun frage, was ist ein stilvolles Leben, so dürfte ich kaum mehr als Phrasen zur Antwort bekommen. Die Geschichte der griechischen Welt, des deutschen Mittelalters und der italienischen Renaissance sollen die Bekräftigung für den letzten Begründungssatz sein. War nun aber die Zeit der Phidiasschule, als ein Perikles durch Kleon ersetzt wurde, die Zeit des Praxiteles, da die Sittlichkeit griechischen Lebens rettungslos zugrunde ging, wirklich stilvoll oder harmonisch? War die zerrissene und zerspaltene Welt des deutschen Mittelalters harmonisch? Und wie ist es mit der Baukunst des Barock? Wo ist da das „stilvolle und harmonische" Leben? Auf so unsicherer Grundlage sollte man kein System aufbauen.

Doch ein Vorschlag kann vortrefflich sein, auch wenn er schlecht begründet wird. Wir werden aber sogleich sehen, daß der Vorschlag selber nichts taugt. Dieser Unterricht wird nämlich, an sich ein vortrefflicher Gedanke, auf drei Unterrichtsfächer, die Hand in Hand arbeiten müssen, auf das Zeichnen, auf die Geschichte und Deutsch verteilt. Der Geschichtslehrer benutzt, wie es ja auch bereits in den meisten Lehrbüchern der Geschichte angedeutet ist, die Ruhepausen zwischen den einzelnen großen Abschnitten der Geschichte, um auf die wichtigsten Bauten der behandelten Epoche einzugehen. Der Zeichenlehrer bereitet das Verständnis dafür durch konstruktive Anleitungen vor, während der Deutschlehrer den Schülern Gelegenheit gibt, in Aufsätzen und Vorträgen das Gelernte selbständig zu verarbeiten. Soweit klingt alles sehr schön. Aber nun wird, „dem historischen Bildungsgang entsprechend", natürlich mit der antiken Baukunst angefangen. Hier stocke ich schon! Denn trotz aller schönen Erklärungen aus dem Wesen der Zeit wird kein Erwachsener, geschweige ein Schüler, falls er nicht einfach Vorgetragenes unselbständig nachempfindet, die innere Schönheit eines griechischen Tempels auf Grund einer Abbildung erleben. Ich entsinne mich aus meiner eigenen Schulzeit, daß ich, obwohl für Kunstgeschichte lebhaft interessiert und durch begeisterte und verehrte Lehrer unterwiesen, griechische Tempel stets absolut uninteressant und langweilig gefunden habe. Und das blieb so, bis ich als Student in einem Pariser Museum vor einer originalgroßen Nachbildung einer Tempelecke stand. Da ging mir auf, etwas müsse daran sein. Ich

ahnte. Aber über das Ahnen wird kein Mensch hinaus können, der nicht die Qualität der Steinbearbeitung, die Konsistenz des Materials, den Kontrast gegen den südlichen Himmel, den Zusammenklang von Architektur und Landschaft wirklich gesehen und aufgenommen hat. Und dieser Fall steht gewiß für viele. Aus diesem Grunde kann ich es auch nicht billigen, daß die Schüler nach Gipsabgüssen antiker Kapitäle oder Abbildungen, und seien es die besten Photographien, kopieren sollen, um Verständnis zu gewinnen. Gewiß können sie damit zur Aufmerksamkeit auf Einzelheiten geführt werden, aber anderseits kämen sie, wie auch die der Broschüre beigegebenen, äußerlich recht sauberen Zeichnungen deutlich und warnend erkennen lassen, in einen öden Akademismus hinein. Die Aufgabe des Geschichtslehrers sodann wird nach dem oben Angedeuteten hinfällig. In den mitgeteilten Aufsätzen und Vorträgen aber zeigt sich die ganze Schädlichkeit des Verfahrens bei von Haus aus vortrefflichen Bestrebungen. Die Sätze der Schüler klingen nicht ehrlich, sondern auswendig gelernt. Sie plappern nach und geben nichts Eigenes, bringen nur fremde Gedanken in stilistische Ordnung, anstatt selbst Verarbeitetes, wenn auch mühevoll, auszudrücken. Was mich in dieser Auffassung, deren Richtigkeit ich an den jungen Leuten natürlich nicht nachprüfen kann, bestärkt, sind ein paar charakteristische Einzelheiten. Da berichtet z. B. ein Untersekundaner, daß er auf dem Münchener Königsplatz (vor den Propyläen) „die täglichen Sorgen des eilenden Lebens" vergißt, und ein anderer empfindet es als wohltuend, wenn er „von dem Straßenleben und dem Getriebe der Großstadt gehetzt" (im friedlichen, sonnigen und gemütlichen München!!) über diesen Platz gehen kann. Korrekturvermerke der Lehrer sind mit verzeichnet, bei diesen Phrasen aber steht keine Korrektur, ein Beweis, daß ein Gefühl für Ehrlichkeit bei den Korrigierenden nicht bestand. Und wer bürgt mir nun dafür, daß die anderen „Beobachtungen" nicht auch Phrasen sind? Das kann der richtige Weg nicht sein. Sehen wir zu, ob nicht ein anderer möglich ist.

Wenn wir einmal von den oben gestreiften kunstgeschichtsphilosophischen Begriffen absehen wollen, so ist kein Grund vorhanden, weshalb denn absolut historisch vorgegangen werden muß. Ist es nicht einfacher, wenn wir schon bei der Baukunst bleiben wollen, an ein Original, irgendein gutes ist ja wohl in in jeder Stadt, anzuknüpfen? Man macht dem Schüler zunächst die Aufgabe klar. Was muß geschehen, wenn ich ein Haus baue? Zunächst eine Blockhütte, dann mehrere Zimmer. Welche Forderungen stellt dieses Material, welche jenes? „Wie baue ich die Decke, wie eine Wölbung, wie eine Kuppel? Wie spare ich an Material, wie mache ich den Bau ausdrucksvoll? Alles aus dem Einfachsten entwickelnd, mit Rücksicht auf den Bau, der zunächst betrachtet werden soll. Nach Klarlegung dieser technischen und konstruktiven Erfordernisse kommen die realen Bedürfnisse der Zeit. Ein zahlreicher Klerus z. B. fordert Vergrößerung des Chors usw. Und dann den wirklichen Bau vom Grundriß bis zum kleinsten Ornament methodisch geordnet und genau durch-

gesprochen. Natürlich wird man nach Möglichkeit nicht mit dem Schwersten anfangen, eine einfache Dorfkirche leistet für den Anfang oft bessere Dienste als der verwirrende Reichtum eines Domes, und was der Lehrer am großartigsten findet, braucht den Schüler nicht immer am meisten zu interessieren. Von der Baukunst lassen sich dann Brücken schlagen zur dekorativen Kunst und zum Kunstgewerbe. Auch hier kommt erst die Erörterung der Aufgabe, dann die Lösung. Zum Einprägen und zur Wiederholung wird schematisches oder detailliertes Zeichnen nach dem Original oder aus dem Gedächtnis treffliche Dienste tun. Weshalb man sich aber gerade auf die Baukunst beschränken soll, ist nicht einzusehen. Mädchen z. B., die für Baukunst gewöhnlich nicht viel Verständnis zeigen, werden sich mehr für Malerei interessieren, sollten aber mehr als es bis jetzt geschieht, auf alte Handarbeiten und Trachten unter genauen technischen Erläuterungen für jedes Stück, auch auf Porzellan, Glas und andere in ihrem Bereich liegende Kleinkünste hingewiesen werden. Über die Schönheit darf so wenig geredet werden wie möglich, und niemals geschwärmt!

Die Vorteile solchen Vorgehens liegen auf der Hand. Der Schüler lernt an Originalen sehen und Qualität werten. Das Studieren von Abbildungen, die doch selbst erst, oft unter ermüdenden Anstrengungen übersetzt werden müssen, wird das lebendige Resultat solcher Übungen nie ersetzen können. Und dann noch ein wichtiger Punkt: der Schüler wird zuerst auf die Bauten oder Kunstwerke seiner Vaterstadt hingewiesen; er lernt zunächst nur sie kennen und bekommt ein lebendiges Gefühl für die künstlerische Ausdrucksfähigkeit des eigenen nationalen oder provinziellen Lebens, ein Gefühl, das sich weit weniger lebendig ausprägen wird, wenn es erst allerlei fremde Stile „historisch" bewältigen muß. Solch ein Studium der nationalen Kunstwerke kann mehr Nationalgefühl erwecken als jahrelang wiederholte Sedanfeiern. Die Nachteile liegen allein darin, daß der Schüler nicht „historisch" lernt, aber dieser Mangel an Lexikonweisheit dürfte mehr als reichlich durch die angeführten Vorteile wettgemacht werden. Reichholds Einwand, daß wir zu solchem Lehrgang nicht genug künstlerisch vorgebildete Lehrer haben, kann nicht berücksichtigt werden. Denn ohne künstlerische Vorbildung der Lehrer lassen wir überhaupt besser die Hände von der ganzen Kunsterziehung und warten ruhig ab, bis wir jene haben. Fragt man mich aber, in welches „Fach" dieser Kunstunterricht gepreßt werden soll, so antworte ich: ganz gleich in welches. Der Lehrer soll sich der Sache annehmen, der Lust, Liebe und Befähigung dazu hat — am besten natürlich der Deutschlehrer, weil ihm ja auch die Aufgabe zufällt, die Schüler in die Literatur einzuführen. Aber natürlich kann es auch der Zeichenlehrer oder irgendein anderer Lehrer sein.

Vielfach wird der Begriff der Kunsterziehung auch zu eng gefaßt. Nicht nur die bildenden, auch die anderen Künste müssen den Lernenden besser und sorgfältiger nahegebracht werden, als es jetzt geschieht. Welcher Gesanglehrer gibt z. B. nur die einfachsten harmonischen Winke? Aber Singen ist ja bloß ein

„Nebensach" und wird dementsprechend behandelt, weshalb es denn nicht wunder nehmen kann, daß trotz aller verzweifelten Reden der Volksgesang immer mehr abstirbt. Sehen wir einmal zu, wie es mit der Poesie steht. Da hat nun Severin Rüttgers ein temperamentvolles und sehr beherzigenswertes Buch geschrieben: „Über die literarische Erziehung als ein Problem der Arbeitsschule" (Teubner, 1910). „Die Lösung der Jugendschriftenfrage," heißt es im Vorwort, „darf nicht von ästhetischen Problemen und Dogmen aus versucht werden, sie muß vom Kinde und der Gegenwart ausgehen und in der Richtung auf praktische und nationale Ziele hingeführt werden." Aber was tun wir? Jungen Leuten, die in zwei Jahren im Kontor oder an der Universität Realitäten erfassen sollen, geben wir ganz weltfremde Bücher in die Hand, auf deren Gedankeninhalt sie kaum jemals von selbst kommen würden. Wie gehören etwa Dramen, die das Verhältnis von Künstler und Welt behandeln, Tasso, Sappho in die Schule? Wie die „Jungfrau von Orleans"? Und wie die Greuel des Atridenhauses oder des König Ödipus? Wer vor einer Klasse von fünfundzwanzig Schülern die Iphigenie schulmäßig mit Abfragen und Aufsätzen behandeln muß, wird nicht umhin können, das Werk zuschanden zu treten. Einfach, weil es zu schwer ist. Werke, deren Gedankeninhalt uns ganz naturgemäß erst auf der Höhe des Lebens aufgehen, wie könnten Siebzehnjährige sie erfassen? „Gerade das vorfrühe Darbieten der letzten und höchsten Bildungen unserer klassischen Literatur mag," wie Rüttgers richtig betont, „die gänzliche Verständnislosigkeit, das mangelnde Interesse für klassische Formenschönheit und Lebensweisheit begünstigt haben." Und warum müssen eigentlich immer Dramen gelesen werden? Warum gerade die komplizierteste und unserem Leben doch relativ fremdeste Kunstform Unerfahrenen geboten werden? Unsere Mädchen lesen neben den schönsten Dramen den fürchterlichsten Romanschund, weil sie einfach nie gelernt haben Romane zu lesen, nie auf gute Romane hingewiesen werden. Dreiviertel unserer Jungen nehmen nach dem Abiturium nie wieder ein Drama zur Hand, wohl aber einen Roman. Und wir haben nie ein Werk von Keller oder Fontane oder Gotthelf oder sonst irgendeines guten Erzählers mit ihnen gelesen! Nun sagt man freilich, die Schüler müssen, bevor sie die Schule verlassen, das Beste kennen gelernt haben. Aber können sie es denn verstehen? Man hätte statt das Beste lieber das Tüchtigste sagen und dann nicht vergessen sollen, daß ein gut erzählendes Volksbuch in seiner Art so tüchtig wie Goethe, Storm so tüchtig wie Schiller ist, und daß erstere dem Schüler leichter erreichbar und darum zuträglicher sind. Und warum müssen es immer nur die paar vorgeschriebenen Werke sein, an denen die Lehrer sich stumpf arbeiten? Warum läßt man nicht die Schüler einmal wählen? Aber wie sagt doch Rüttgers? „Die praktische Pädagogik — von unten bis oben hinaus — ist die einzige Wissenschaft ohne Selbstverwaltung und mit reglementarisch-bureaukratischer Regie."

Wie kann man beſſern? Rüttgers macht ausgezeichnete Vorſchläge: „den Bedürfniſſen des kindlichen Gemütes, ſeinen formalen und ſtofflichen Intereſſen werden die Werke der Volksliteratur, die Märchen und Sagen viel eher entſprechen, als die Werke der klaſſiſchen und modernen Literatur ... Apollos edles Gewand und gemeſſener Schritt, die prieſterlich getragene Leier und pathetiſche Gebärde paſſen ſchlecht zu germaniſcher Kraft und toller Wildheit, zu unſerer bunten Phantaſtik und verſonnenen Myſtik.“ Das ſind vortreffliche Grundſätze. Unſere Zwölfjährigen lächeln bereits vornehm über die ſchönſten Märchen, und mit ſechzehn iſt es auch mit den Sagen für immer vorbei. Dann kommt die kosmopolitiſche und (nicht im ſchlechten Sinne) artiſtiſche Dichtung der Klaſſiker (man rede hier ja nicht von dem „nationalen“ Tell!), und wir wundern uns über den Rückgang alles Volkstümlichen, und beklagen uns noch über den Mangel an Bodenſtändigkeit.

Da wäre noch viel zu ſagen. Wer weiß z. B., daß das Erzählen eine große Kunſt iſt und hohe Freude gewähren kann? Alle die kleinen Mittel der Schule, Sprechen, Wiedergeben von Beobachtetem, Aufſätze, können im Sinne einer verſtändigen Kunſterziehung angewandt werden. Aber es muß von unten herauf geſchehen. Immer heißt es, das Kind iſt der größte Künſtler. Weshalb gehen wir nicht genauer auf ſeine Künſtlereigenſchaften ein und entwickeln ſie organiſch? Nur weil ſie nie erzählen lernten, ruinieren unſere Erwachſenen die anmutigſte Geſchichte bei der Wiedergabe, nur weil ſie nie ſprechen lernten, ſtochern unſere Redner aus dem Manuſkript mühevoll ihre Sätze zuſammen, nur weil ſie nie lernten, das Naheliegende und Reale knapp und klar auszudrücken, ſchreiben unſere Juriſten ein ohnmächtiges Deutſch. Gewiß liegt viel an der Begabung, aber zu einem tüchtigen Durchſchnitt könnten wir es alle bringen. Und wir müſſen es, wollen wir vor unſeren Nachbarn nicht ewig als das Volk der weltfremden Gelehrten und kulturloſen Barbaren gelten.

Für oder wider die innere Koloniſation?

Der ſchöne Glaube iſt wieder einmal zerſtört. Dafür ſollte man — recht betrachtet — Herrn von Oldenburg nur Dank wiſſen. So klar, ſo offen, ſo entſchieden hat ſich bisher kaum jemand an ſolcher Stelle wider die innere Koloniſation erklärt. Jetzt haben wir es ſchwarz auf weiß.

In neueſter Zeit wird über die innere Koloniſation nicht nur mehr denn je geſchrieben und geredet, ſondern es wird auch mehr denn bisher *gehandelt*. Das muß gerade auch mit Rückſicht auf die angekündigten Regierungsvorlagen

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

rückhaltlos anerkannt werden. So können Außenstehende heute wirklich den Eindruck gewinnen, daß die Überzeugung von der Notwendigkeit einer planmäßigen und energischen Durchführung der innere Kolonisation Gemeingut aller führenden und maßgebenden Kreise unseres Volkes geworden sei, daß es sich allenfalls in einzelnen Fragen der Ausführung noch um Meinungsverschiedenheiten handeln könne. Dem ist aber doch nicht so. Die Skeptiker haben leider wieder einmal Recht behalten. Die es wußten, sehen es allhier bestätigt.

Es gibt namhafte Kreise, die die innere Kolonisation nicht wollen. Weil sie ihnen unbequem ist.

Auf der diesjährigen Kaisertagung standen wie bekannt die Maßnahmen zur weiteren Produktionssteigerung der deutschen Landwirtschaft zur Erörterung. Im Anschluß an die Referate der Rittergutsbesitzer von Lochow-Petkus und Beseler-Cunrau hatte Professor Sering die nationalwirtschaftliche Bedeutung der inneren Kolonisation in großen Zügen dargelegt. Der geschlossene Eindruck dieser Vormittagstagung des Landwirtschaftsrates, der noch erhöht wurde durch den eingefügten Vortrag den der Kaiser als Gutsherr von Kadinen hielt, sollte doch noch in eine Disharmonie ausklingen, als Herr von Oldenburg sich zum Wort meldete. Eine Disharmonie für alle, denen es mit der Siedlungsarbeit ernst ist.

In der Resolution des deutschen Landwirtschaftsrates heißt es wörtlich, nachdem auf die Kultivierung und Besiedlung der Ödländereien hingewiesen ist:

„Aber auch auf der bisherigen Kulturfläche ist in den Gebieten, welche unter Abnahme der Landbevölkerung und unter Mangel an einheimischen Arbeitskräften leiden, aus landwirtschaftlichen, volkswirtschaftlichen und politischen Gründen die planmäßige Ansiedlung von selbständigen Landwirten dringend geboten mit dem Ziele, eine gesunde Mischung von kleinen, mittleren und großen Gütern herbeizuführen.

Diese innere Kolonisation sowohl auf kultiviertem Neuland, wie altem Kulturland sollte möglichst im nächsten Menschenalter durchgeführt werden, weil später in dem noch weiter fortgeschrittenen Industrie- und Handelsstaat die dazu notwendigen und tauglichen Menschenkräfte voraussichtlich fehlen werden."

So der deutsche Landwirtschaftsrat als Körperschaft. Und nun Herr von Oldenburg.

An den anwesenden Landwirtschaftsminister richtete Herr von Oldenburg zunächst den dringenden Appell, Domänen nur aufzuteilen, so weit es unbedingt notwendig sei. Bekanntlich ist im Vorjahre der Antrag Engelbrecht, die Staatsregierung zu ersuchen „in stärkerem Maße als bisher pachtfrei werdende Domänen in bäuerlichen Besitz überzuführen", einstimmig im Abgeordnetenhaus angenommen worden. Gemäß einer amtlichen Zusammenstellung (im Februarheft des „Archives für innere Kolonisation" veröffentlicht), sind von 1902 bis

Ende 1912 insgesamt 29716 Hektar Domänen zu Besiedlungszwecken bereit gestellt worden. Die Angaben von 1912 lassen im Vergleich zum Vorjahre deutlich erkennen, daß sich die Domänenverwaltung die Förderung der inneren Kolonisation durch Abgabe von Domänen neuerdings in erhöhtem Maße angelegen sein läßt. Im Vorjahre wurden 24 Domänen einschließlich derjenigen für die noch die allerhöchste Genehmigung fehlt, zur Verfügung gestellt. Selbstverständlich kann in dem Umfange nicht alljährlich abgegeben werden, aber jedenfalls beweist doch das Vorgehen der Staatsregierung, daß sie ernstlich gewillt ist auch von seiten der Domänenverwaltung aus das Werk der inneren Kolonisation durch Landhergabe nach besten Kräften zu unterstützen.

Der in Gegenwart des Kaisers an den Landwirtschaftsminister gerichtete Appell bedeutet also nichts anderes, als die im Flusse befindliche Bewegung zurückzuschrauben. Anhänger der inneren Kolonisation sind froh darüber, wenn — im Bilde gesprochen — die Bahnstrecke und Gleisanlagen der inneren Kolonisation stetig weiter ausgebaut werden, Herrn von Oldenburgs einzige Sorge geht dahin, wirksame Bremsvorrichtungen und Haltesignale aufzustellen. Anders konnten und sollten wohl seine Ausführungen nicht gedacht sein.

Herr von Oldenburg scheint die rein wirtschaftliche Bedeutung der inneren Kolonisation in Zweifel zu ziehen, trotz der klaren Ausführungen Professor Serings. Einwandsfrei steht aber doch fest, daß die Vermehrung der Landbevölkerung und die Steigerung des Viehbestandes unmittelbar nach der Aufteilung in Erscheinung treten. Wir verweisen beispielsweise auf amtliche Zusammenstellungen, die in dieser Beziehung die Wirkungen der Siedlungstätigkeit innerhalb der bisher aufgeteilten Güter des Kreises Osterode in Ostpreußen zahlenmäßig erläutern. Während auf den ehemaligen Gütern 393 Familien lebten, zählen die neuen Bauerngemeinden 684 Familien. Die Aufteilung bedeutet also für den Kreis einen Zuwachs von rund 300 mit der Scholle verbundenen Familien. Der Viehstand hat durch die Begründung neuer Bauerngemeinden ungefähr eine Verdoppelung erfahren. Der Rindviehbestand vermehrte sich von 1330 auf 2172, der Schweinebestand von 1346 auf 3610. Auch der Pferdebestand weist eine erhebliche Vermehrung auf. Nur der Schafbestand verringerte sich naturgemäß. Es handelt sich bei dieser Zusammenstellung, die übrigens im letzten Dezemberheft des Archives veröffentlicht ist, nicht um eine einzelne Ansiedlung, sondern um sieben verschiedene Kolonien. Also um ein Durchschnittsbild. Die Behauptung des Herrn von Oldenburg, wenn die Viehproduktion gesteigert würde, müsse naturgemäß die Getreideproduktion leiden, ist durchaus nicht erwiesen. Im Gegenteil, Erfahrungen der inneren Kolonisation stehen dem durchaus entgegen. In dem vorerwähnten Archiv für innere Kolonisation (Band III Heft 1) behandelte Herr Regierungsrat Rall-Kolberg in sehr eingehender Weise die Umwandlung des Rittergutes Rützow i. Pom. in eine Bauerngemeinde, sein Gesamturteil am Schlusse dahin zusammenfassend:

Obwohl die Gutsfläche gegen früher die dreifache Menschenzahl, einen fast doppelten Pferde- und Rindviehbestand und einen neunfachen Schweinebestand schon jetzt ernährt und sehr bedeutende Mehrerträge an Vieh liefert, wird trotzdem noch ein nicht unbeträchtlicher Überfluß der Bodenprodukte auf den Markt geworfen. Und dazu, was sehr zu beachten, ist dies möglich, obwohl Rützow, wenn auch etwas extensiv bewirtschaftet, so doch ein in bester alter Kultur befindlicher Großbetrieb besten Bodens war, der hohe Erträge brachte und durchaus rentabel war. Hieraus ist klar zu ermessen, und durch zahlreiche praktische Beispiele ziffernmäßig nachweisbar, wie bedeutend erst im Kleinbetriebe die Steigerung der Produktion nicht nur, wie allgemein zugestanden, an Vieh, sondern, was vielfach bestritten, auch an Bodenerzeugnissen in den zahlreichen Fällen sein muß und tatsächlich ist, wo heruntergewirtschaftete, unrentable Großbetriebe — unter erheblicher Verbesserung der Landeskultur, die mit allen solchen Rentengutsgründungen unzertrennlich verbunden ist — im Wege der Besiedlung in Mittel- und Kleinbetrieb umgewandelt werden.

Die innere Kolonisation stellt eine allgemeine bodenpolitische und bevölkerungspolitische Aufgabe dar. Wieder möglichst viele Menschen in der heimischen Scholle verankern, eine gesunde Grundbesitzverteilung herbeiführen, das sind die Ziele. In seiner viel beachteten Studie von 1910 hat Herr Professor Sering die engen Zusammenhänge zwischen Grundbesitzverteilung und Abwanderung vom Lande auf statistischer Grundlage klargelegt. Vorherrschender Großgrundbesitz entvölkert das platte Land. In diesem Kernsatz gipfelt die Seringsche Beweisführung. Aus dieser Grundtatsache wächst die Grundaufgabe klar hervor: Bauerngemeinden in die Gebiete mit vorherrschendem Großgrundbesitz! Da gibt es aus Gründen, die in der Sache selbst liegen, kein Wenn und Aber.

Für oder wider die innere Kolonisation? so lautet die Frage.

Die innere Kolonisation ist nicht nur ein Gegengewicht gegen die Abwanderung vom platten Lande, sie ist auch eine wirksame Maßregel zur Hemmung der Landstadtflucht. Durch die umfangreiche Denkschrift der Ansiedlungskommission: „Zwanzig Jahre deutscher Kulturarbeit", die 1907 erschien, ist einwandsfrei erwiesen, daß die innere Kolonisation das Schwergewicht sowohl der ländlichen wie der kleinstädtischen Bevölkerung gegenüber den Großstädten nachhaltig verstärkt. Nicht nur, daß sie Menschen aufs Land hinauszieht und hält, sie füllt auch in mannigfacher Gestalt die Kleinstadt mit neuem Leben und wirtschaftlichen Kräften. Auch Herr Regierungspräsident von Schwerin-Frankfurt a. O. hat in Wort und Schrift zu wiederholten Malen zahlenmäßig dargelegt, daß vorherrschender Großgrundbesitz die wirtschaftliche Entwicklung der von ihm eingeschlossenen Landstadt beeinträchtigt oder hindert.

Wie auch unsere weltwirtschaftliche Stellung in ihrer weiteren Entfaltung und Sicherung mitbedingt ist durch das Maß und das Tempo, in dem wir die innere Kolonisation zur Durchführung bringen, zeigte Sering in seiner vor-

jährigen Rede im Landesökonomiekollegium. Er wies auch diesmal auf der Tagung des Landwirtschaftsrats von neuem auf die Verknüpfung unserer weltwirtschaftlichen Beziehungen mit den Aufgaben der inneren Kolonisation hin.

Diese verschiedenartigsten Momente sollten doch keinen Zweifel darüber lassen können, daß die Durchführung der inneren Kolonisation ein nationales Lebensinteresse allerernstester Art bedeutet. Dieser Überzeugung scheint Herr von Oldenburg nach seinen Ausführungen nicht zu sein. In seinen Gedankengängen war von jenen weitsichtigen nationalen Gesichtspunkten, wie sie Sering zum Ausdruck brachte, nichts zu spüren. Die Ausführungen Oldenburgs entsprangen dem engsten Gesichtswinkel einseitiger Großgrundbesitzerinteressen. In einer Weise ist es erfreulich, daß gerade in Gegenwart des Kaisers ein Vertreter desjenigen Teiles des Großgrundbesitzertums, dem die innere Kolonisation ein Dorn im Auge ist, hier einmal ungeschminkt gesprochen hat. Gottlob sind maßgebende Führer der Großgrundbesitzer unter den Freunden der inneren Kolonisation zu finden, man braucht ja nur an Freiherrn von Wangenheim zu denken, der zu den hervorragendsten Förderern der inneren Kolonisation gehört.

Die Rede des Herrn von Oldenburg im Deutschen Landwirtschaftsrat wider die innere Kolonisation verdient die weiteste Verbreitung. Sie zeigt, wo der Hauptheimmschuh der inneren Kolonisation zu suchen ist. Wenn Herr von Oldenburg darauf hinweist, daß von einigen Seiten aus (gemeint sind wohl die politisch linksradikalen) das Eintreten für die innere Kolonisation nur als Mittel zum Zweck gedacht ist, um den Großgrundbesitz politisch zurückzudrängen, so wird das leider nicht zu leugnen sein. Von den wirklichen Freunden und Verfechtern der inneren Kolonisation aber ist bei den verschiedensten Gelegenheiten immer wieder betont worden, daß kein Verständiger den Großgrundbesitz in seiner politischen Führerstellung verschwinden sehen möchte.

Es muß daran festgehalten werden, die innere Kolonisation ist keine parteipolitische Forderung, sondern ein nationalwirtschaftliches Erfordernis.

Herrn von Oldenburgs Rede erreichte ihren Höhepunkt in dem Satze, vor allem gälte es, „das Bestehende zu konservieren". Nein, Herr von Oldenburg, vor allem gilt es

„eine gesunde Mischung von kleinen und mittleren und großen Gütern herbeizuführen",

um den Wortlaut der auch von Ihnen angenommenen Resolution zu benutzen.

Dr. L. M.

An der Wiege des Königreichs Rumänien

Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten

Die früher veröffentlichten Berichte befinden sich in Heft 28, 31, 42 und 48 des Jahrganges 1912 der Grenzboten.

Konstantinopel, den 25. Januar 1857.

In meinem Berichte an Euer Königlichen Majestät Ministerpräsidenten vom 23. d. M., welchen ich mit der letzten österreichischen Post abgeschickt habe, ist im allgemeinen des gespannten Verhältnisses Erwähnung geschehen, welches auch zwischen dem hiesigen österreichischen Internuntius Baron Prokesch und dem zum Gesandten an Euer Königlichen Majestät Hoflager designierten österreichischen Kommissär Baron Koller besteht, und daß sich beide Diplomaten ebenso schroff gegenüberstehen, als Lord Stratford und Sir Henry Bulwer, wenn auch erstere bemüht waren, davon weniger in die Öffentlichkeit kommen zu lassen.

Baron Prokesch hat sich jedoch in der letzten Zeit in dieser Richtung mehr gehen lassen, und seine Abneigung gegen Baron Koller und überhaupt gegen die ganze Donaufürstentümerkommission so unverhohlen zur Schau getragen, daß sich anderseits auch Baron Koller das diesfällige Verhältnis nicht mehr kachieren konnte; es ist darüber nunmehr manches in die Öffentlichkeit gekommen, und ich glaube daher verpflichtet zu sein, Euer Königlichen Majestät hiervon alleruntertänigst eine nähere Meldung machen zu müssen, besonders auch da zu befürchten steht, daß das widerwillige Verhältnis des Baron Prokesch zu dem Kommissär seiner Regierung und der Kommission der gleichen Richtung des Lord Stratford Vorschub leisten, und in Zukunft hieraus sich eine Art prinzipieller Koalition in Konstantinopel gegen die Wirksamkeit der Kommission in Bukarest bilden wird, welche den Zweck der Kommission ernstlich gefährden, ihre Arbeiten erschweren, und somit wesentlich zur Neutralisierung derselben beitragen wird.

Beide Diplomaten, Baron Prokesch und Lord Stratford, besonders ersterer, können es dem Pariser Kongreß nicht vergessen, daß derselbe von den Grundlagen, die sie im Verein mit dem französischen Ambassadeur und der Pforte im Februar vorigen Jahres zur politischen Reorganisation der Fürstentümer ent-

worfen hatten, Grundlagen, die ziemlich alles beim Alten ließen, nicht die mindeste Notiz genommen, und eine von ihnen unabhängige Separatkommission für diese Angelegenheit eingesetzt habe.

Die prinzipielle Abneigung gegen diese Kommission hat bei beiden durch die Person, auf welche die Wahl ihrer Regierungen gefallen ist, eine stärkere Nahrung erhalten, und zu dem Mißbehagen ihren Einfluß auf jene Frage vermindert zu sehen, ist noch dasjenige gekommen, daß dieser Einfluß auf Personen übertragen wurde, die sie als Nebenbuhler betrachten zu müssen glauben.

Sir Henry Bulwer hat von Anfang an als politischer Widersacher von Lord Stratford und als ein Konkurrent desselben für die Ambassadeurstelle gegolten.

Baron Koller war vor der Ernennung des Baron Prokesch zum Internuntius als außerordentlicher Gesandter und berufener Minister bei der Pforte akkreditiert, und kam hier mit einer Spezialsendung seines Kaisers für den Sultan, dem er den St. Stephansorden brachte, an, über welche Baron Prokesch sich verletzt glaubte.

Schon während der ganzen Zeit meiner Anwesenheit, und wo sich nur eine Gelegenheit darbot, habe ich den Baron Prokesch stets die Maßregel des Pariser Kongresses kritisieren hören, und ich habe nicht unterlassen, Euer Königlichen Majestät schon in früheren ehrfurchtsvollsten Berichten alleruntertänigst anzuzeigen, daß dieser Diplomat der Meinung ist, daß der Pariser Kongreß nichts Unverständigeres und Sinnloseres hätte erfinden können, als die Donaufürstentümerkommission und die Diwans, und daß überhaupt so lange nichts Vernünftiges zustande kommen wird, als bis die Angelegenheit wieder der ausschließlichen Einwirkung der hiesigen Repräsentanten zurückgegeben wird, und die projektierten Grundlagen vom Februar vorigen Jahres wieder zur Geltung kommen.

Auf einem Balle bei Lord Stratford am vergangenen Donnerstage, dem auch die türkischen Autoritäten beiwohnten, hatte ich Gelegenheit, merkwürdige Äußerungen von Herrn von Prokesch in dieser Richtung zu hören. Es war von unserer, der Kommissäre, Abreise die Rede, und ich bemerkte, daß zur Beschleunigung derselben auch die Erklärung der Herren Ambassadeure beigetragen habe, daß die Kommission sich mit der Konstatierung der Expedition des Firmans hier nicht aufzuhalten habe, da die Herren Ambassadeure veranlaßt hätten, daß die Pforte die diesfällige Mitteilung an die Gesandtschaften richten würde, so daß nur jeder Kommissär individuell von seiner Gesandtschaft später eine Kommunikation hierüber erhielte. Baron Prokesch, der durch ein anderes Gespräch, von dem ich erst später Kunde erhielt, im hohen Grade aufgeregt und ganz blaß war, was ich im ersten Augenblicke, als ich zu ihm herantrat, nicht wahrnahm, äußerte nun mit der größten Heftigkeit: „Ihm sei von einer hier befindlichen Donaufürstentümerkommission ganz und gar nichts bekannt, seine Regierung habe ihm immer nur von einem österreichischen Kommissär geschrieben, über die

Kommission, als solche, aber gar keine Mitteilung gemacht. Hier in Konstantinopel gelte dieselbe daher gar nichts, und er würde nicht dulden, daß die Kommission hier als solche in eine Wirksamkeit irgendwelcher Art trete; wenn der österreichische Kommissär, oder überhaupt ein Österreicher irgend etwas bei der Pforte oder beim Sultan zu suchen hätten, so könne es nur durch ihn geschehen, es dürfte sich kein österreichischer Untertan unterstehen, ohne ihn hier einen Schritt bei der Pforte zu tun, und wenn, wie er immer leidenschaftlicher zufügte, die Kommission hier zu keiner Geltung gekommen wäre und kommen würde, so läge das ebensowohl an der unhaltbaren und unmöglichen Stellung, die ihr der Pariser Kongreß gegeben, als an der augenscheinlichen Absicht, die einige der Herren Kommissäre an den Tag gelegt hätten, ihre Ambassadeure und Minister zu beseitigen und sich an ihre Stelle zu setzen, und wenn die Kommission daher wirklich, wie dies in der Instruktion steht, den „envoi des Firmans nach Bukarest und Jassy konstatieren" wolle, so könne ja jeder der Herren Kommissäre sich zu Pferde setzen, um sich das Spezialvergnügen zu machen, den Tartaren nachzujagen, die die Firmans nach beiden Punkten abtragen würden.

Ich ging auf diesen Ton ein, und gab dem Gespräche, um ihm das Bittere zu nehmen, eine scherzhafte Wendung, erfuhr aber bald darauf, daß der Zorn des Baron Prokesch und derjenige von Lord Stratford dadurch aufgeregt war, daß die Pforte die Absicht hatte, eine direkte Einladung an die Kommissäre zur Abschiedsaudienz bei dem Sultan zu richten. Lord Stratford und Baron Prokesch hatten sich dadurch verletzt gehalten und dem Großwesir Reschid Pascha und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Edhem Pascha bereits das Unziemliche eines solchen Schrittes zu erkennen gegeben, und veranlaßt, daß die Einladung für die Kommissäre durch Vermittlung der Minister erfolge. Auch hatten Lord Stratford und Baron Prokesch dem Großwesir auf das ausdrücklichste eingeschärft, daß die Abschiedsaudienz der Kommissäre beim Sultan in dem strengsten Charakter einer durchaus privaten Audienz bleibe.

Diese Audienz hat nun gestern in dem Palast des Sultans zu Dolmabagdsche am Bosporus stattgehabt.

Wir waren, der uns erteilten Weisung gemäß, in großer Uniform erschienen, und trafen das kaiserliche Palais von allem, was sonst an Ehrenwachen, Palastoffizieren und Kammerherren dort herumzuschwärmen pflegt, entblößt. Ein gewöhnlicher Diener empfing uns und leitete uns zu dem Empfangszimmer, in welchem, nachdem wir eine Weile gewartet hatten, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Edhem Pascha eintrat. Er war ohne Uniform und ohne Dekoration, in einem ebenso nachlässigen Anzuge, als die Diener, die den Kaffee und die Pfeifen präsentierten. Für uns hatte die Sache nichts Auffälliges, da wir von dem Auftritt Lord Stratfords mit dem Großwesir unterrichtet und daher auf den Empfang bereits vorbereitet waren, den uns Lord Stratford und Baron Prokesch hatten bereiten lassen. Der russische Kommissär, Mr. Basily, mit dem ich zusammen, und zuerst eintrat, war von

einem Dragoman begleitet, und hatte mir schon vor dem Eintritt gesagt, daß er den Dragoman mitgebracht habe, um einer neuen Inconvenienz von Lord Stratford vorzubeugen. Sir Henry Bulwer kam zuletzt an, ebenfalls von einem Dragoman, dem jüngsten der englischen Ambassadeure, begleitet, und erst nachdem Edhem Pascha bereits eingetreten war. Vor der Ankunft von Sir Henry Bulwer mit dem Dragoman hatte Mr. Basily sich sogleich an Edhem Pascha mit der Frage gewendet, ob es nötig sei, daß er von dem Dragoman in die Audienz begleitet werde und hatte eine verneinende Antwort erhalten. Der Dragoman der russischen Ambassade hatte den englischen Dragoman hiervon kaum unterrichtet, als dieser, ohne irgend welche Weisung von Sir Henry Bulwer abzuwarten, sich in brüsker Weise an Edhem Pascha mit der Bemerkung wendete, Lord Stratford habe ihn ausdrücklich beauftragt, der Audienz der Kommissäre beim Großherrn seitens der englischen Ambassade beizuwohnen. Lord Stratford habe ihm die positivsten Weisungen in dieser Hinsicht erteilt, und werde es der Pforte sehr übel vermerken, wenn er nicht mit zur Audienz zugelassen werde. Sir Henry Bulwer suchte dem Skandal dadurch ein Ende zu machen, und den armen Minister, der augenscheinlich schon vor Lord Stratford zitterte, der Verlegenheit zu entziehen, daß er dem Dragoman sagte: „Lord Stratford hat Sie mir beigegeben, um mir nützlich und angenehm zu sein, und da ich sehe, daß ich Ihrer nicht bedarf, so werden Sie hier bei dem russischen Dragoman verweilen.“ Der Dragoman wollte sich jedoch hierüber noch nicht beruhigen, und war im Begriff, eine schriftliche Ordre Lord Stratfords, die er für den äußersten Fall in der Tasche hatte, herauszuziehen, als ihm Edhem Pascha sagte, er werde Lord Stratford hierüber vollständige Auskunft geben, denn dieser selbst habe nur eine ganz private Audienz für die Kommissäre haben wollen, und der Teskeret des Sultans laute daher auch nur auf Zulassung der Kommissäre und nicht ihrer Suite. Der Dragoman erklärte daher, daß er seine Verantwortlichkeit gedeckt halte, und Lord Stratford hierüber schriftlichen Rapport erstatten werde.

Nachdem dieser Zwischenfall, der eine gute Viertelstunde weggenommen, und welcher zu dem Skandal bei der Konferenz beim Großwesir am 13. d. M. ein würdiges Seitenstück bildet, hierdurch beendet war, kam ein Diener, um zu melden, daß der Sultan zu unserem Empfange bereit war.

Seine Majestät, welche weit wohler und kräftiger aussahen, als bei meiner Vorstellung im August vorigen Jahres, empfingen uns ebenfalls ohne irgendein äußeres Zeichen ihrer Würde und ohne allen Hofstaat. Nach den gewöhnlichen Verbeugungen zog der Sultan langsam ein Papier aus der Tasche und las in türkischer Sprache eine an uns gerichtete, ziemlich lange Rede mit ungewöhnlich heller Stimme, und unter Betonung einzelner Stellen ab. Nachdem dies geschehen war, gab er die Rede dem Minister des Äußeren, der uns ihren Inhalt so langsam ins Französische übersetzte, daß es schien, er habe von der beabsichtigten Rede seines Herrn vorher keine Kenntnis gehabt. Der Sultan

hatte die Rede mit den Einleitungsworten des Firmans begonnen, und erklärte, daß er dem zwischen den Repräsentanten und der Pforte vereinbarten Firman sein hohes Zeichen beigedrückt habe. Zwischen den Repräsentanten und der Pforte habe eine rühmenswerte Einigkeit bei der Redaktion des Firmans obgewaltet; er hoffe, daß diese Einigkeit auch in dem Schoße der Kommission bestehen werde, welche berufen sei, über die innere, administrative Reorganisation der Fürstentümer Vorschläge zu machen. Er hoffe, daß die Kommission selbst stets der Herrschaftsrechte des Sultans über jene Länder eingedenk sein, und auch zu verhüten wissen werde, daß die Diwans ad hoc in ihren Beratungen die Grenzen der Konvenienz, der Mäßigung und vor allem die „Untertanstreue" nicht vergessen, und sich mit nichts beschäftigen werden, was den Rechten seiner Hohen Pforte zuwider sei. Er hoffe, daß auf diese Weise die Prosperität der Länder gesichert, und die Arbeiten der Kommission und der Diwans fruchtreich sein würden.

Nach dieser Übersetzung nahm der Sultan dem Minister die Rede wieder aus der Hand und steckte sie ein. Jeder einzelne von uns richtete hierauf, nach der alphabetischen Ordnung der Staaten, deren Allerhöchste Souveräne uns abgesendet, einige Worte des Dankes für das uns hier bewiesene Wohlwollen an den Sultan, und sprach die Versicherung aus, an seinem Teile dazu beizutragen, die Absichten zu realisieren, welche den Kongreß von Paris bei Einsetzung der Kommission geleitet haben, wobei ich meinerseits darauf Bezug nehmen konnte, daß ich in einer früheren Stellung in der Moldau und Wallachei bereits so glücklich gewesen sei, ebenso den Allerhöchsten Intentionen Eurer Königlichen Majestät zu entsprechen, als das Wohlwollen der Hohen Pforte zu gewinnen.

Der Sultan endigte die Audienz demnächst damit, daß er sagte, daß er über die Einstimmigkeit erfreut sei, mit der die Kommission ans Werk gehe, und die soeben vernommenen Äußerungen der Kommissäre für ein glückliches Vorzeichen betrachte. Damit wurden wir entlassen.

Sir Henry Bulwer fragte, nachdem wir das Audienzzimmer verlassen, den Minister, ob wir eine genaue Übersetzung der Rede Seiner Majestät erhalten könnten, was dieser aber mit der Bemerkung abschlug, daß der Sultan, wie wir gesehen hätten, die Rede sofort wieder eingesteckt, und dadurch zu erkennen gegeben habe, daß dies nicht in seiner Absicht liege.

Es ist zum erstenmal in den Annalen der orientalischen Politik, daß der Sultan eine Rede ablieſt; dieses Ereignis hat daher hier ein großes Aufsehen gemacht, und beweist, daß der Sultan jedes seiner Worte hat abwägen wollen.

Hiermit ist die Wirksamkeit der Kommission in Konstantinopel beendet.

Der französische Ambassadeur hat heute Depeschen aus Paris erhalten, von deren Inhalt Baron Talleyrand gleichzeitig in Kenntnis gesetzt worden ist. Letzterer hat mir dieselben zu lesen gegeben. Mr. Thouvenel hat hiernach den Auftrag erhalten, bei der Pforte und den Repräsentanten der übrigen Mächte

dahin zu wirken, daß die Kommissäre sich so schleunig wie möglich, und auch wenn die Räumung der Fürstentümer noch nicht vollständig bewirkt, sondern nur ernstlich begonnen wäre, sich nach Bukarest begeben, und ihre Arbeiten beginnen.

Baron Talleyrand wird demgemäß Mitte oder Ende Februar dieses Jahres gleichzeitig mit dem türkischen Kommissär Saafet Effendi von hier zu Lande über den Balkan nach den Fürstentümern abreisen, und wie ich von ersterem höre, wird dies alsdann in Etappen von achtundzwanzig Tagen, welche die beschwerliche Landreise erfordert, geschehen.

Die übrigen Kommissäre werden über Triest und Wien nach Bukarest reisen, und ich werde dabei die mir von dem Ministerpräsidenten erteilte Erlaubnis benutzen, auf ein paar Tage nach Berlin kommen zu dürfen, teils um meine Familie wieder zu sehen, teils, und besonders aber, um dem Ministerpräsidenten noch über einige Angelegenheiten mündlich Vortrag zu halten, die ich für die Regelung meines Verhältnisses zu den Konsulaten in den Fürstentümern erforderlich halte.

Bei dieser Gelegenheit werde ich mir auch Eurer Königlichen Majestät etwaige weitere mündliche Befehle in Absicht auf die mir allergnädigst anvertraute Mission in tiefster Untertänigkeit zu erbitten wagen.

(Weitere Berichte folgen)

Briefe aus Trebeldorf

Von Karl Krickeberg

(Vierte Fortsetzung)

Trebeldorf, den 14. Dezember 19 . .

Lieber Cunz,

seit drei Tagen darf ich die Nase wieder in Freiluft stecken. Eine ganze Woche habe ich im Bett kuschen müssen. Das Nebelfieber, wie sies hier nennen, hatte mich ganz von den Beinen gebracht. Wie elend das doch ist, so da zu liegen ohne rechte Pflege und Aufwartung! Zudem war mirs peinlich, so lange den Dienst aussetzen zu müssen.

Nun gehts wieder. Vorgestern habe ich mich bereits zum andermal in den Pipenklub gewagt und dort die untrügliche Wahrnehmung gemacht, daß Männerklatsch bösartiger ist denn alles Weibergetratsch. Immer und immer wieder kommen dieselben Sachen aufs Tapet und werden breitgetreten nach allen Seiten.

Der Einzug freilich, den hier vor fünfzehn Jahren der Bürgermeister gehalten hat, steht einzig da als eine der denkwürdigsten Tatsachen der Weltgeschichte.

Er schickt eine Drahtmeldung voraus, daß er am festgesetzten Tage des Nachmittags um vier Uhr mit der kaiserlichen Reichspost eintrifft. „Tausend fleißige Hände regen, helfen sich in munterm Bund." Das ganze Städtchen leuchtet im Festgewand, alle Häuser sind beflaggt und bewimpelt, der Schulunterricht ist für den vollen Tag ausgesetzt, feierlich läuten die Glocken ihren Empfangsgruß; kurz, ganz Trebeldorf ist ein Trubeldorf.

Bei Holzberg ist das Ehrenmahl gerüstet. Die Guts- und Rittergutsbesitzer mit und ohne „von" sind geladen aus der ganzen Umgegend. Ein glänzender Ball soll stattfinden. Die Damen machen große Toilette, und der Magistrat steht schwarz befrackt und weiß behandschuht vollzählig und pünktlich am Tore.

Auf goldbesticktem Sammetkissen hält der älteste Senator die Schlüssel der Stadt, um sie nach altehrwürdigem Brauch dem neuen Oberhaupt mit einer Ansprache zu überreichen. Beklommen trippelt er von einem Fuß auf den andern, und Angsttropfen stehen auf seiner Stirn.

Da schlägt es vier Uhr. Gleich darauf rumpelt die Postkutsche in das Tor. Sie hält an. Ein feierlicher Choral, von der Schuljugend gesungen, braust durch die sonnenklare Luft zum Himmel empor. Der Senator primarius tritt dicht an den Wagen heran und redet in das eine der geöffneten Fenster hinein.

Aus dem anderen schaut mit dem Ausdruck maßlosen Erstaunens eine runzelige alte Frau. Sie weiß nicht, was sie aus der Sache machen soll. Einen Augenblick geht ein Lächeln über ihr Gesicht. Dann aber, als sie sich weiter hinauslehnt und das ungeheure Menschengewühl erst richtig überblickt, wird sie von gräßlicher Angst gepackt. Mit einem Ruck stößt sie von innen die Tür hinten am Wagen auf. Ein Sprung hinaus, und fort ist sie. In fliegender Hast stürzt sie links um die Ecke an der äußeren Stadtmauer davon. Sie denkt, die Leute in Trebeldorf sind samt und sonders verrückt geworden, denn sie hat keine Ahnung, daß das alles dem Bürgermeister gelten soll, und daß das der Mann ist, der bis vor einer Meile etwa mit ihr zusammen im Wagen gesessen und geschnarcht hat. Dann ist er, von einem inneren Drange getrieben, während der langsamen Fahrt plötzlich ausgestiegen und nicht wiedergekommen. Er hat zwar dem Postillon zugerufen, er solle in noch gemäßigterem Tempo weiterfahren. Der aber hat gar nichts gemerkt und besitzt keine entfernte Wissenschaft davon, daß sein Passagier nicht mehr im Kasten hockt.

Festmahl und Ball haben trotzdem stattgefunden. Der Bürgermeister aber hat erst sein Räuschlein im Dorfkruge überschlummert und ist am nächsten Morgen still und beschämt zu Fuß nachgekommen. — Das war der erste Streich.

Auch das Geheimnis von der Else-Musch hat sich mir mitten im Qualmgewölk des Pipenklubs entschleiert.

Der Bürgermeister hat sie durch einen Heiratsvermittler zur Ehehälfte beigesellt bekommen. — In schöner, glatter, gelber Seide gleich einer Königin ist sie in die erste Abendgesellschaft hineingerauscht, die das damals schon betagte Pastorenpaar ihr zu Ehren veranstaltet hat. Nach allseitiger Vorstellung läßt sie sich auf das Sofa nieder, breitet vor den entsetzten Augen der Pastorsleute und der Geladenen die vollen Arme mit einem Bombentemperament weit auseinander und jauchzt in entzückender Unbefangenheit: „Komm an mein Herz, mein süßer, süßer Dicker!“ — Gehorsam wie ein Sklave stürzt der Bürgermeister auf seine Else-Musch zu, umschlingt sie in seliger Wonne, und ein knallender Schmatz explodiert auf ihren Lippen. Man sagt, sie sei voll süßen Weins gewesen. Man sagt auch, sie habe jeden Morgen mit Champagner gegurgelt und sich mit Rüdesheimer gewaschen. Man sagt auch sonst noch allerlei. Anders als in schöner, glatter, gelber Seide hat sie nie einer gesehen.

Als sie nach etwa drei Jahren eingegangen ist in das bessere Land, da hat der Arzt als Todesursache delirium perpetuum festgestellt In schöner, glatter, gelber Seide hat man die stolze Else-Musch in den Sarg gelegt.

„Sie waren einer des andern würdig,“ erklärte Seine Korpulenz, der Tierarzt.

„Das waren sie,“ bestätigte Doktor Henschel. „Er trank, sie tat desgleichen. Das war der Unterschied.“

Solche und ähnliche Geschichten erzählt man sich im Pipenklub. Wer danach lüstern ist, kommt stets auf seine Rechnung. Ich habe deren nun vorläufig genug vernommen.

Nach solchen Abenden hat immer mein Idyll seinen ganz besonderen Zauber.

Gestern war ich wieder dort. Paul ist von seinem Schmerzenslager aufgestanden, aber er humpelt noch an zwei Stöcken herum. Bisweilen habe ich ihn ganz allein angetroffen, wenn der Vater im Stalle oder draußen, die Frauen in Küche oder Keller zu schaffen hatten. Manchmal war auch Anna da, und dann war es am allerschönsten.

Es hat für mich einen eigenen Reiz, zu beobachten, wie dieses Mädchen vor mir mehr und mehr alle Befangenheit verliert und zutraulicher wird. — Wir sprechen von dem Meer, von den Bergen und von fremden Völkern. Wir machen in unseren Gedanken Ausflüge in das Reich der Botanik und gelangen wohl auch zu den Sternen, die droben am Himmel leuchtend stehen. Wir wandern über die Planeten und kommen hinauf bis zur heiligen Sonne.

An allen diesen Dingen hat Anna einen ebenso lebhaften Anteil wie ihr Bruder. Von den häßlichen Stadtgeschichten aber, die sonst hier einzig die Gemüter bewegen, mag sie nichts wissen.

Oft sitzt sie eine Weile mit verträumten Augen ganz still. Dann sehe ich deutlich, wie es plötzlich in ihr aufleuchtet, und sie kommt mit dieser oder jener zutreffenden Bemerkung in ernstem oder komischem Ton oder mit einer Frage heraus. Das ist immer sinnreich und klug. Es ist eine glückliche Mischung

von Verstand und Seele in ihr. Sie hat denselben Hunger nach Höherem wie Paul. Darum verstehen sich auch die zwei so gut und halten viel voneinander.

Gestern sind wir mit unserer Phantasie hübsch unten geblieben auf Mutter Erde und haben Berlin und andere große Städte durchstreift. Da war nun des Wunderns und Fragens kein Ende. Paul hatte zwar durch seine Bücher schon allerlei Kenntnis von der Hauptstadt, fand es aber besonders anziehend, gerade von mir darüber zu hören, weil ich dagewesen sei.

Anna wurde zuletzt ganz schweigsam und nachdenklich. Es war, als trüge sie einen stillen Kummer im Herzen, dem ich vergeblich nachspürte. Ich ließ aber nicht locker, und nach und nach kam es heraus, daß sie am Fernweh und noch etwas litt. Das Elternhaus ist ihr zu enge geworden, und sie möchte auch dahinaus in die weite Welt, wo das Leben hurtiger durch die Adern kreist. „Paul," sagte sie, „ist ganz gewiß nicht lange mehr hier. In zwei Jahren wird er konfirmiert, und dann geht er bald fort von Hause. Ich weiß das. Nicht wahr, mein Jung?"

Sie reichte ihm die Hand, und in heimlicher Zustimmung schlug er ein.

„Und dann bin ich ganz einsam," fuhr sie fort. „Das, was ich hier schaffe, kann jede Dienstmagd tun."

„Ja, aber, Anna," fragte ich, „wohin möchten Sie denn?"

„Nach Berlin oder nach Hamburg oder nach Wien, oder — irgendwohin, wo es recht weit und groß und schön ist."

„Wie alt sind Sie?"

„Ostern bin ich einundzwanzig geworden. Noch ist es Zeit. Nachher dann —"

„Was dann, Anna?"

Sie wurde verlegen, und die Röte stieg ihr in das liebliche Gesicht.

„Darf ichs nicht wissen?"

„Der Fritze Ahlers!" stieß sie hervor. „Der läuft mir nach. Und ich will ihn nicht!"

„Warum nicht, Anna?"

„Ich mag ihn nicht, und ich will nicht, und ich tus nicht!"

Wie schön dieser Zorn war! — „Nun, dann lassen Sie ihn," begütigte ich.

„Aber der Vater wills, und die Mutter wills auch."

Aha! Also so stand es hier. Die alte Geschichte! — — Ich fühlte Erbarmen mit dem jungen Dinge, konnte aber nicht unterlassen, ihr vorzustellen, daß sies am Ende doch gut haben würde mit dem Fritze Ahlers; und ich schilderte ihr die Enttäuschungen, die auf so viele Menschen lauern in der großen weiten Welt, die sie sich immer nur schön denken. Ich wies sie auf die tausenderlei Gefahren hin, die dort gerade den Unschuldigen umdräuen. Sie lächelte dazu und blieb fest. Sie ist wohl auch gefeit gegen alles.

„Und darum wollen Sie fort von hier, Anna?" forschte ich weiter.

„Darum auch, ja, — und dann überhaupt —, es ist so eng hier."

„Ja, aber was wollten Sie wohl beginnen in der großen Stadt, Anna?“ fragte ich. „Sie müßten doch eine Stellung haben, irgendeinen Beruf ergreifen, aber welchen? Meinen Sie, es ist eine große Freude dabei, seine Füße unter fremder Leute Tisch zu strecken?“

„Ich wüßte schon, was ich möchte,“ entgegnete sie. „Wenn ich nur nicht so dumm wäre. Die Erna Haebge, die ist vor vier Jahren auch nach Hamburg gegangen und Buchhalterin geworden in einem ganz großen Geschäft. Viel Geld verdient sie und schickt ihren armen Eltern immer noch was. Aber die war klug. In der Schule konnte sie immer am besten rechnen, und dann hat sie englisch gelernt und französisch bei dem Konrektor, der damals hier war, und alle Briefe kann sie schreiben. — Sie hat das Geld für die Stunden von Hamburg nachher geschickt.“

„Und so einen Beruf möchten Sie auch haben, Anna?“

„Ich möchte schon,“ erwiderte sie, „wenn ich nur so klug wäre wie die Erna Haebge.“

Sie hatte mirs nahe genug gelegt, aber so ganz unbefangen, daß es mir eine Freude war, ihr zu sagen, ich wollte ihr denselben Unterricht auch geben, wenn sie wirklich ernsthaft auf ihrem Vorsatz beständе. Sie solle sichs überlegen und vor allem mit den Eltern darüber reden.

Ihr Angesicht verfärbte sich. Sie schwieg.

„Nun, Anna? Wollen Sie nicht?“

Schüchtern und verschämt kam es heraus: „Wir sind so arme Leute, Herr Konrektor.“

„Ei was, Kind! Was soll das?“ — Ich fühlte, es würde ihr peinlich sein, wenn ich ihr die Stunden umsonst anböte. Drum sagte ich: „Wir machen es, wies der alte Konrektor bei Erna Haebge getan hat. Es ist ja ganz gleichgültig, wann Sie die Stunden bezahlen und ob Sie sie bezahlen. Mir solls eine Freude sein, wenn ich Ihnen helfen kann zu dem Beruf, nach dem Sie sich sehnen. — Wollen Sie?“

Sie war noch immer unentschlossen. Vater und Mutter, meinte sie, würden gewiß nicht einverstanden sein.

„Na, Anna,“ sagte ich, „es eilt ja nicht. Überlegen Sies.“

„Sag doch ja, Anna!“ redete Paul kurz und bündig zu.

Anna sagte nichts, aber sie drückte meine Hand inniger als je zuvor.

Was wird nun? — Ich weiß es nicht. Aber mein Idyll bleibt doch das einzig Schöne in Trebeldorf.

Ich grüße Dich, lieber Cunz.

Dein Edward.

Trebeldorf, den 18. Dezember 19..

Mein lieber Cunz.

„Nun hast Du mir den ersten Schmerz getan, der aber traf.“ — All meine Freude, meine wochenlange, heimliche, kindlich reine Freude! — Du

kommst nicht? — Muß ich das glauben? Kann ich es fassen so unmittelbar vor der Erfüllung?

Ich hatte schon alles so hübsch vorbereitet. Schon wußte ich, was an den einzelnen Tagen, was in jeder Stunde durchlebt werden sollte, und nun bleibst Du daheim, und ich ahne nicht einmal, warum das so sein muß. — Muß es denn wirklich? — „Es gibt eine Überraschung," schreibst Du. Weshalb sagst Dus nicht glatt heraus? — Ich ahne und fürchte, daß ich auf der rechten Spur bin. Ich will Dirs sagen: Du willst Dich verloben, Cunz. Ist es nicht so? Ich fühle, es ist nicht anders; es kann gar nicht anders sein. Sonst schreibt man nicht so, wie Du getan hast. — Und wenns nun geschieht, lieber Junge, so will ich Dich segnen und alles Glück vom Himmel auf Dich herabflehen; aber das andere weiß ich dann auch: mir bist Du verloren. — Liebe zum Weibe und Freundschaft zum Manne! — Welche von beiden Gewalten die stärkere ist, dafür haben wir der Beispiele genug.

Dann sitze ich Einsamer hier ganz verlassen. Ich werde Dir schreiben nach wie vor; aber Deine Antworten werden kürzer sein, Du wirst nicht mehr das Bedürfnis haben, so auf mich einzugehen wie jetzt. Die Briefe werden spärlicher kommen und eines guten oder bösen Tages ganz fortbleiben. — Das werd ich ertragen und mich fassen müssen. —

Verzeih mir, Cunz, daß ich Dir meine Seele so ganz offen enthülle. Wenn Du den Neid herausspürst auf die, der von nun an der größere Teil Deines Herzens gehören wird, so seis immerhin. Ich mag nicht vor Dir dastehen als ein Selbstloser, wenn ich es doch einmal nicht bin. Ehrlich wenigstens will ich sein.

Aber, mein Gott, ich schwatze, als wäre bereits vollendet, was nur erst in meiner furchtsamen Phantasie lebt. — Ist es vielleicht doch anders? — Schreibe mir alles! Ich will abwarten und geduldig sein. — —

Annas Angelegenheit scheint sich glatter zu entwickeln, als ich und sie erwartet hatten. Sie hat sich den Alten mutig entdeckt. Der Vater ist anfangs knurrig gewesen. Der verdammte Konrektor, hat er gesagt, verdrehe ihr den Kopf, und er sehe nicht ab, wo das hinaus solle. Der Fritze Ahlers sei ein nüchterner und fleißiger Kerl. Die Ackerbürgerei, die er vom Vater geerbt habe, sei nicht groß, aber sie werde ihr reichlich Brot haben bei ihm und gut zuwege sein. Daß sie den Fritze nicht lieb haben kann, versteht er nicht. Das ist ihm eine grenzenlos alberne Phantasterei. Sie solle sich keine Raupen im Gehirn wachsen lassen. Am Ende werde ihm der Paul auch noch mal mit ähnlichem Blödsinn kommen, hat er gemeint.

Anna ist im heimlichen Bunde mit der Mutter ebenso ruhig wie bestimmt geblieben. Aus ihr und Fritze Ahlers werde nun mal nichts, hat sie standhaft glatt heraus erklärt. Und wenns mit dem Lernen auch nichts werden könne, dann müsse es unterbleiben; aber den Burschen, den nehme sie nicht. Der sei jähzornig, und sie fürchte sich vor ihm. — Der Alte hat vor Staunen über

dieſen Mut des Widerſpruchs die Augen immer weiter aufgeriſſen und zuletzt geſagt: „Dunnerwetter, Dirn! Wenn du nich willſt, das is ja wohl bald noch doller, als wenn ich will.“ Damit hat er ohne eigentliche Erklärung in dieſem Punkte klein beigegeben. Von den Unterrichtsſtunden bei mir aber hat er durchaus nichts wiſſen wollen. Was er nicht bezahlen könne, hat er erklärt, das wolle er keinem Menſchen ſchuldig bleiben, und was denn ſchließlich noch groß dran wäre an ſo ner Ladenmamſell. Das ſei eine zimperliche Bagage, ein faules Geſindel. Keinen Spaten möchten ſie anfaſſen, nicht mal die Finger möchten ſie ſchmutzig machen. Damit ſolle ſie ihm vom Halſe bleiben, einmal für allemal.

Das alles hat mir heute Anna erzählt. Sie war guter Dinge dabei und meinte, der Vater gebe ganz gewiß noch von ſelber nach. Er werde es ein paar Tage mit ſich herumſchleppen und dann allein davon anfangen. Sie kenne ihn. So ſei er immer. — Mir ſei ſie dankbar, daß ich ihr Mut gemacht habe. Sie habe ſichs ſchlimmer vorgeſtellt. — Die Hauptſache ſei, daß nun der Fritze Ahlers nicht mehr ſo oft kommen werde. — Den habe ich ſelbſt bisher nur einmal dort getroffen. Er iſt ein ſtrammer, anſehnlicher Burſch. Die beiden hätten ein geſundes Paar abgegeben. — Mich hat er aus finſteren Augen angeblickt. Er iſt wortkarg und anſcheinend etwas verbiſſen. Das liegt wohl aber hier ſo im Menſchenſchlag, der alles und jedes dem Leben ſchwer abringen muß. Anna bleibt dabei, er ſei ein leicht aufbrauſender und gewalttätiger Menſch.

Ich hatte mir vorgeſetzt, Vater Ewert ſelbſt zu bearbeiten für den Fall, daß er bockbeinig ſein würde. Beſſer iſt es aber, wenn es ohne das glatt abgeht. Man tut nicht immer gut, wenn man ſeine Naſe in derlei Angelegenheiten ſteckt und macht ſeine Sache oft am ſchlechteſten, wenn man ſie am ehrlichſten beabſichtigt. — —

Mir iſt ſo dumm heute. Ich kann meine Gedanken nicht ſammeln. — Immer wieder geht mirs zwiſchendurch im Kopfe herum, daß meine ſchöne Hoffnung ſo jämmerlich zerſchlagen ſein ſoll. Den Weihnachtsbaum habe ich eingekauft. Nun mag ich ihn nicht mehr ſehen.

Bitte bald Antwort! Und dann gleich heraus mit der Wahrheit! Überraſchungen ſind nicht mein Schwarm.

Gruß

Dein Edward.

Trebeldorf, den 21. Dezember 19 . .

Mein lieber Cunz, richtig erraten alſo. Ich wußt es ja, daß es gar nicht anders ſein könne. — Wie ſtolz ſich die Verlobungsanzeige ausnimmt: Aſſeſſor Cunz Mangold und Olga von Brendel! —

Meine Gedanken ſind ganz Dir zugewendet. — Wie ſie wohl ausſieht? Ob ſie ſchön iſt? Sicher. Alles Unſchöne war Dir immer fremd. Wahrſcheinlich iſt ſie auch reich. Aber vor allem: Wird ſie auch klug ſein? Wird

ſie ein Herz haben, wie Du es verdienſt? — Ich ſchütte meinen Segen über Dich aus, Du mein Guter, und wünſche, daß Du in dieſem Bunde all das Glück finden mögeſt, deſſen Du wert biſt.

Gott, wie einem doch oft die Worte gerade da fehlen, wo einem das Herz am vollſten iſt! Mein Glückwunſch ſollte ſo voller Wärme ſein. Und nun? — Wie armſelig die paar Worte! Aber Du weißt es ja. Wie oft ſind wir in Schweigen nebeneinander hergegangen, wo wir uns eigentlich am meiſten zu ſagen hatten. Das iſt wohl ſo unter den Menſchen. Was braucht es der Worte, wenn es geheimnisvoll überſtrömt von einem zum andern und jeder fühlt, es ſind die gleichen Gedanken, die beide bewegen? So findeſt Du auch wohl zwiſchen den Zeilen für Dich noch genug heraus.

Du haſt nun fürs erſte und gerade jetzt zu Weihnachten genug mit Dir und Deiner Liebe zu ſchaffen, Cunz, und ich erwarte vorläufig keinen Brief von Dir. Zwinge Dich nicht in der Meinung, es ſei Deine Pflicht, mir regelmäßig zu ſchreiben wie ſonſt, ſondern ſchenke mir nur den Augenblick, der etwa zufällig für mich frei iſt. Ich finde mich darin.

Der Pipenklub gibt bei Holzberg einen Weihnachtsball. Ich dachte urſprünglich, mich um die Teilnahme daran herumzudrücken. Indeſſen jetzt habe ich keinen triftigen Grund mehr dafür, obgleich ich mich augenblicklich wieder nicht ganz wohl fühle.

Alle herzlichen Grüße an Dich mit einer Empfehlung an das Fräulein Braut und die Frau Mutter.

Dein Edward.

P. S. Mir war eben, als ich die paar Zeilen wieder durchflog, wie wenn ich Deine Braut deutlich vor mir ſähe. Sie trug etwas von Annas Zügen. Nicht voll ſo ſchön, aber ebenſo fein und mild. Ich zweifle nicht, ſie wird auch ebenſo klug ſein. Verſteh mich recht, Cunz. Klugheit iſt nicht Fülle des Wiſſens, Klugheit iſt, beim Weibe zumal, glücklicher Lebenstakt, Mutterwitz und ein helles Auge. — Seltſame Definition, nicht? Aber für mich iſt ſie richtig; und nun lache Du nur über meinen Vergleich: Deine Olga von Brendel und Anna Ewert, die Torfbäuerin! Lache nur und erzähle Deiner Braut, welch närriſcher Kauz ich bin.

Es iſt heute ſo trübe um mich her. Aber welch Wunder! Wir haben den ſonnenloſeſten Tag im Jahr.

Dein E.....

(Fortſetzung folgt)

Etwas über die Ära Cassirer

Es mag ziemlich gewagt erscheinen, über ein Unternehmen, das offenbar auf der Höhe seiner Entwicklung steht, eine Art retrospektiver Betrachtung anzustellen, aber da es nach dem Ausspruche seines Gründers und Leiters selbst in ganz neue Bahnen einzulenken begonnen hat, so wird es sich einen derartigen Rückblick schon gefallen lassen müssen. Herr Paul Cassirer war, als er im Jahre 1898 seinen Kunstsalon auftat, einer von jenen Gescheiten, von denen man so richtig zu sagen pflegt, daß sie einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen wußten, und jetzt, nach fünfzehn Jahren, kann man sich fragen, ob er nicht vielleicht — wie schon so mancher — im Begriff ist, zu den weniger Gescheiten überzugehen, die über ihren Erfolgen vergessen, daß die Bedürfnisse von heute nicht mehr die von neulich sind. Damals war er derjenige, der mit einem sympathischen Anflug von mutigem Idealismus, wie er dem spekulierenden Kunsthändler so vortrefflich ansteht, neue Werte einzupflanzen unternahm, die in der Fremde gediehen waren und hier erst Wurzel fassen sollten. Er mußte dabei mit einer starken Gegnerschaft rechnen, nämlich aus all den Kreisen, die in Kunstfragen keine Revolution vertragen, unter ihnen solche von Geschmack und Kapital — beides schmerzliche Verlustreihen. Seine Anhänger konnte er zunächst nur dort finden, wo es galt, ein lebhaftes, aus Mangel an Tradition aber noch vages Sensationsbedürfnis irgendwie zu befriedigen, dann aber — und das war ihm wichtiger — vornehmlich unter denen, deren gesteigertes und verfeinertes Kunstempfinden die Öde des Hergebrachten empfand und nach Werken verlangte, die — gleichviel woher sie kamen — neues zu sagen hatten und die Schaffensfreude der Jungen anzuspornen geeignet waren. Herr Cassirer führte also — allen nationalen Bedenken zum Trotz — moderne Franzosen ein; er stellte den Berlinern nach und nach alle Phasen und Richtungen des Impressionismus vor, er wurde der Sezession, die nicht ohne sein Verdienst aus der Berührung mit diesen neuen Strömungen als heimische Gruppe hervorging, Hort und Schirm. Die Künstler holten sich in seinem Salon ihre besten Anregungen, die Kritik feierte ihn, Museen und Sammler kauften seine Bilder, und die verwöhntesten Kunstfreunde schworen auf sein Urteil.

Ist es etwa heute anders? Vorläufig jedenfalls nicht; denn soeben erst hat er seine Räume um ein Stockwerk vermehrt und nach wie vor pilgern andächtige Scharen zu jeder seiner Ausstellungen, nach wie vor gilt er als die führende Persönlichkeit auf dem modernen Kunstmarkt. Ja, einen Erfolg, wie er in den Annalen der Künstlerzünfte vielleicht einzig dasteht, hat er noch kürzlich errungen: die Berliner Sezession hat ihn — den Kunsthändler — zu ihrem Präsidenten erwählt. Die Tragweite eines derartigen Beschlusses — fast von der Bedeutung eines Staatsstreiches — leuchtet wohl jedem ein, und so wenig man von irgendeinem Standpunkte aus diesen Schritt einer hochangesehenen Künstlervereinigung wird billigen können, so muß man doch darin ein beredtes Zeugnis für das blinde Vertrauen erkennen, das alle dem Einfluß und der Organisationskraft dieses Mannes entgegenbringen. Und der erste greifbare Erfolg dieser Personalunion, die imposante Corinth-Ausstellung im Hause am Kurfürstendamm, sollte eher zu einem begeisterten Lobgesang als zu einem warnenden Unkenruf an die Adresse des Veranstalters verleiten.

Trotzdem bleibt freilich die Frage, ob Herr Cassirer durch die Erwerbung dieses morschen Kolosses — denn um einen solchen handelt es sich bei der Sezession offenbar — neben dem materiellen auch ein ideelles Verdienst zu verzeichnen haben wird, und das möchte man bezweifeln. Denn er begibt sich damit, ob er will oder nicht, in eine konservierende Strömung, wie er sie selbst so lange erfolgreich bekämpft hat, und fordert geradezu das Auftreten neuer Persönlichkeiten heraus, die für die junge Generation einzutreten bereit sind, da er selbst mit ängstlicher Hand das eben Gewesene zurückzuhalten und zu sammeln sucht.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß der Cassirer von heute doch nicht mehr ganz der von damals ist oder vielmehr, daß er es allzusehr geblieben ist. An seinen Ausstellungen war immer etwas zu bemängeln: die Qualität der Bilder ließ oft sehr zu wünschen übrig; man sah bei ihm häufig große Namen in Werken vertreten, die nur enttäuschen konnten und die gerade das Gegenteil von dem erreichten, was sie hätten bezwecken sollen; man sah neben den bedeutenden Meistern kleine, klägliche Erscheinungen, die man herzlich gern entbehrt hätte, und die offenbar nur deshalb mitkamen, weil sie „auch" Franzosen waren, man fand schließlich die Auswahl der deutschen Impressionisten bisweilen ungeschickt, tendenziös. Aber man nahm doch eigentlich stets einige erfreuliche Eindrücke mit, für deren Vermittlung man dankbar sein mußte. Daran wird es gewiß auch in Zukunft nicht fehlen, nur sieht man plötzlich den berühmten roten Faden nicht mehr, der zuerst so geschickt angesponnen wurde und später, wenn auch nicht immer, so doch dann und wann sich aus dem Wirrwarr des Knäuels deutlich abhob. „Wohin treiben wir?" Diese Frage legte man sich wiederholt vor, als bei der Neueröffnung des Hauses im Oktober Herr Cassirer die rätselhafte Verheißung machte, von jetzt an werde es bei ihm ganz anders aussehen als zuvor, und als dann Kollektionen vom biederen Kalckreuth, Brockhusen,

Strathmann, Beckmann u. a. kamen statt der erwarteten Überraschungen — „wohin treiben wir?“ Und eines Abends ging man in einen so betitelten Vortrag, den Julius Meier-Gräfe bei Paul Cassirer halten sollte. Die beiden gehören eng zusammen, denn die Ansichten, die der eine, sicherlich der beliebteste Kunstschriftsteller unserer Tage, in der Theorie entwickelt und mit großer Energie durchgekämpft hat, sind auf derselben Grundlage entstanden und haben dasselbe Ziel wie die praktische Tätigkeit des anderen. Beide können sich die Einbürgerung der modernen Malerei von Manet bis van Gogh bei uns zum Verdienst anrechnen, wie man ihnen beiden gleichermaßen wird nachzuweisen haben, wie sie sich bei der Überschätzung dieser Strömung verrannt haben. Man konnte also darauf gefaßt sein, daß die Stellungnahme Meier-Gräfes zu den neuesten Kunstströmungen ungefähr auch die Anschauungen Cassirers widerspiegeln würde. Und darin wurde man allerdings nicht enttäuscht, denn die geradezu rührende Befangenheit mit der der Redner zu dem Resultate gelangte, daß mit dem Impressionismus die ganze Malerei überhaupt aufhöre, und der groteske Angstschrei, mit dem er gegen alle Neuerer samt und sonders in die Posaune stieß, paßten vortrefflich zu dem retardierenden Tempo, das auch Cassirer neuerdings anzuschlagen scheint. Erstaunlich bei diesem interessanten Doppelvorgang ist nur die Gleichgültigkeit oder Ahnungslosigkeit, die beide dem Urteil desselben Publikums gegenüber bekunden, das sie so lange mit Leckerbissen verwöhnt haben, und das nun natürlich Kritik genug besitzt, um nicht mit ihnen zu „verspießen“. Sie beachten nicht, daß ihnen aus den begeisterungsfähigen und kunstempfänglichen Elementen, die früher zu ihrer Fahne stießen, allmählich ihre erbittertsten Gegner erwachsen; sie übersehen, daß sie nach und nach auch aus der Schar ihrer alten Anhänger alle die verlieren, die besser „mitkönnen“ als sie selbst. Herr Meier-Gräfe hat sich schon sein Fiasko bereitet, wird ihm Paul Cassirer auf demselben Wege folgen? Wird er die Gegenwart mit den in Sturm und Drang Schaffenden an sich vorüberbrausen lassen, aus Sorge, daß sie ihm das ruhige Geschäft stören könnte, das ihm seine Beziehungen mit der letzten Vergangenheit gewährleisten? Dann dürften doch die Jahre seiner Ära eher, als er ahnt, gezählt sein.

Momos

Stützpunkte und Überseetelegraphen

Die politischen Vorgänge der letzten Jahre haben es dazu gebracht, daß wir in unseren Kriegsvorbereitungen einseitig geworden sind. Die immer mehr in Erscheinung tretende Zusammenziehung der europäischen Flotten in ihren heimischen Gewässern hat uns dazu veranlaßt auch unsere maritime Verteidigung zunächst dahin zu verstärken, und so sind keine Mittel übrig geblieben, uns auf Kriegshandlungen in ferner gelegenen Gewässern in dem Maße vorzubereiten, wie es sonst vielleicht geschehen wäre.

Für jede kriegerische Operation müssen zwei Grundlagen einwandfrei gesichert sein: Die Verbindung mit der Leitung und dem ganzen Apparat des Nachrichtenwesens und die Operationsbasis. Sind diese beiden Elemente nicht absolut zuverlässig, so ist jeder Erfolg der kriegerischen Tätigkeit in Frage gestellt.

Nach Nauticus, dessen Gedankengang hier mehrmals gefolgt werden muß, gibt es für das überseeische Nachrichtenwesen, soweit es größere Entfernungen zu überwinden hat, im Schnellverkehr hauptsächlich zwei Hilfsmittel, die Drahttelegraphie und die drahtlose Telegraphie (F. T.). Beide Instrumente sind in ihrer Nutzbarkeit so grundverschieden, daß sie einander nicht ersetzen, sondern nur ergänzen können. Vom Standpunkt des Strategen aus sollten sie im Prinzip immer zusammen arbeiten und nur aushilfsweise zur Herstellung der Verbindung zweier weit voneinander entfernter Punkte dürfte das eine ohne das andere angelegt werden. Der hauptsächlichste Unterschied für den Strategen ist nämlich der, daß das Kabel mit verhältnismäßiger Sicherheit Punkte aneinander knüpft, während die F. T. Flächen bedeckt. Das Kabel überträgt seine Telegramme mit großer Schnelligkeit, ohne das eine andere als die gewünschte Empfangsstation es bemerkt. Es ist aber, sobald einmal aufgefunden, leicht zu zerstören und schwer wieder herzustellen. Die F. T. gebraucht zur Übermittlung längere Zeit als das Kabel. Sie wirkt über Flächen, wird also von allen in ihrer Reichweite befindlichen Stationen gehört, ihre Anlagen sind aber von See aus nicht ohne weiteres zu zerstören und können, wenn die nötigen Reserveteile vorhanden sind, verhältnismäßig schnell wieder hergestellt werden. Beispielsweise empfängt ein von Berlin nach New York übermitteltes Kabelgramm nur jene Stadt selbst und die Stationen, an welche

es erneut weiter telegraphiert wird. Ein Funkspruch, der über die gleiche Strecke abgegeben wird, ist mit dieser einen Handlung auch sämtlichen in seiner Reichweite befindlichen F. T.-Stationen zugegangen; mögen sie sich auf dem Lande oder auf See an Bord von Schiffen befinden. Es ist klar, daß in dieser Art die beiden Nachrichtenmittel nicht nur füreinander ergänzend wirken, sondern daß sie auch jedes an sich für einen Kriegführenden besondere Vorteile besitzen.

Während nun das eine dieser Verkehrsmittel, die F. T., bei uns schon soweit berücksichtigt worden ist, daß wir nach den augenblicklich in Schwebe befindlichen Projekten darauf rechnen können, in absehbarer Zeit zwei größere Gebiete funkentelegraphischer Verbindungen zu besitzen — Deutschland mit den afrikanischen Besitzungen, Tsingtau mit den Südseekolonien —, liegt unser Kabelwesen noch im argen.

Unser nordamerikanisches Kabel wird für unsere Kriegführung nur wenig in Frage kommen. Wichtiger ist das nach Südamerika gelegte, das eine Abzweigung nach den westafrikanischen Kolonien erhalten soll. Leider genügt dieses den vom strategischen Standpunkt aus zu stellenden Anforderungen in keiner Weise, denn es hat zwei Landungspunkte, die im Besitz schwächerer fremder Mächte liegen, auf den kanarischen Inseln und in Liberia. Es ist dieses ein bedeutender Nachteil in seiner Anlage, da der am leichtesten zu findende und zu zerstörende Teil eines Kabels an seinen Landungsstellen liegt und so diese beiden nicht durch deutsche Waffen zu verteidigenden Punkte als eine schwere Gefährdung der gesamten Kabelverbindung zu betrachten sind.

Gänzlich fehlt noch ein Anschluß an unseren Tsingtau-Südsee-Komplex. Bisher hängt jenes Gebiet verkehrstechnisch an Kabeln fremder Mächte.

Die Herstellung dieses Anschlusses wird in dem angeführten Artikel des Nauticus nicht gefordert. Sie mag zunächst auch noch wegen der großen zu überwindenden Entfernung Schwierigkeiten technischer und pekuniärer Art haben, ihre Notwendigkeit ist aber unschwer aus den dort gegebenen Darstellungen als Folgerung zu ziehen.

Weniger einfach ist es, aus seiner Besprechung überseeischer Stützpunkte zu einem Schluß zu kommen. Es wird nur allgemein der hohe Wert solcher Anlagen besprochen und dann kurz gesagt, daß von Deutschland, abgesehen von dem nicht als Hauptstützpunkt eingerichteten Tsingtau, „anscheinend keine Schritte getan sind, um andere koloniale Häfen zu Stützpunkten auszubauen."

Da nun ohne Zweifel in dieser Hinsicht eine bedeutende Schwäche Deutschlands besteht, die zu beseitigen allerdings vielleicht noch fernen Zeiten überlassen bleibt, so sei hier versucht, in kurzer Überlegung festzustellen, was von uns in Zukunft zu tun sein wird.

Nauticus stellt den Begriff „Stützpunkt" folgendermaßen klar: „Als Stützpunkt kann ein Ort bezeichnet werden, der einzelnen oder allen Anforderungen als Station des Nachrichten- und Befehlswesens wie des Versorgungs- und

Reparaturwesens entspricht. Der Grad, in dem ein militärischer Platz den Anforderungen der Strategie gerecht zu werden vermag, entscheidet darüber, ob er als Hauptstützpunkt oder Nebenstützpunkt zu bezeichnen ist."

Also eine der Hauptforderungen an einen solchen Platz ist, daß er den Ansprüchen des Nachrichtenwesens genügt, sie muß deswegen hier hervorgehoben werden, weil sie am besten geeignet ist, die richtige Örtlichkeit für eine solche Anlage ausfindig zu machen. Sie stützt sich, im Grunde genommen, nicht auf die Natur des Platzes selbst, sondern auf seine Beziehungen zu seiner weiteren Umgebung, auf geographische Verhältnisse, wie sie von der Natur geschaffen sind, und auf künstliche Anlagen, die Verkehrswege.

Nimmt man nun eine Karte zur Hand, auf der die vorhandenen Kabel und F. T.-Stationen eingezeichnet sind, sieht man sehr bald, daß voraussichtlich der Anschluß unserer afrikanischen Kolonien an die heimischen F. T.-Stationen in der geplanten F. T.-Großstation Kamerun erreicht werden soll. Wenn diese Station mit den heimischen Anstalten wirklich guten Verkehr erreicht — und hierzu besteht nach den vor mehreren Jahren bekannt gewordenen Versuchen alle Aussicht —, so ist hierdurch die Schwäche unserer Südamerika- und Westafrikakabel zum Teil wieder ausgeglichen, soweit dieses durch F. T. eben geschehen kann. Von Kamerun aus wird sodann Verbindung mit Ostafrika und Südwestafrika unschwer zu erhalten sein. Es wurde nun schon gesagt, daß, wenn in dieser Art eine ausgedehnte Zone deutscher F. T.-Verbindung auf der westlichen Halbkugel geschaffen ist, eine Verbindung dieses Gebietes durch Kabel an den Südseebesitz das Gegebene sein würde.

Es wäre dann also in dem afrikanischen Landungspunkt dieses Kabels, sagen wir in Dar es Salaam, ein Verbindungspunkt geschaffen für die bisher getrennten Gebiete beider Halbkugeln. Hiermit hätte dieser Platz tatsächlich die wesentlichste Eigenschaft eines Stützpunktes.

Betrachtet man nun Ostafrika weiter in seinen Beziehungen zu dem Weltverkehr, so findet man, daß es in nicht allzugroßer Entfernung von dem südlichen Ausgang des Roten Meeres liegt, also einer der belebtesten Handelsstraßen der Welt, der von Europa nach Ostindien, Ostasien und Ostafrika. Es liegt auch nicht ungünstig zu dem Wege Kap der guten Hoffnung — Ostindien, der bei einer etwaigen Sperrung des Suezkanals außerordentlich belebt sein würde. Ein ostafrikanischer Stützpunkt würde demnach nicht nur ein guter Verbindungspunkt in der strategischen Operationslinie Europa — Tsingtau sein, sondern er würde auch schon an sich eine gute Operationsbasis für Seestreitkräfte bilden, die von ihm aus diese wichtigen Verkehrslinien beeinflussen sollen, sei es in Verteidigung der deutschen Schiffahrt, sei es im Angriff auf die feindliche.

Man bedenke weiter, daß für den Indischen und Stillen Ozean mit der Eröffnung des Panamakanals von vielen Seiten eine ganz bedeutende Steigung des Verkehrs erwartet wird, sowie ferner, daß es diese Gestade sind, denen gegenüber das in schweren Entwicklungskämpfen liegende China, das auf-

strebende Japan, das aussichtsreiche Australien liegen. Man erinnere sich, daß dort noch andere Gebiete sind, die allerdings weniger in der Allgemeinheit genannt werden, die aber doch nicht geringere Entwicklungsmöglichkeiten bieten: Siam, das in seiner Natur keiner indischen Kolonie nachsteht, und der holländische Besitz, für dessen Förderung noch verhältnismäßig recht wenig geschehen ist. Erwägt man die Entwicklungsmöglichkeit und die Tatsache, daß der deutsche Kaufmann gewohnt ist, an solchen Entwicklungen in weitgehender Weise teilzunehmen, so wird man zu dem Schluß kommen, daß es früher oder später nötig sein wird, der militärischen Sicherung dieser Interessen ein großzügigeres Gepräge zu geben, als sie bisher zeigt.

Für den Schutz unserer ostasiatischen Interessen kann von dem aufblühenden Tsingtau aus gesorgt werden, wie es ja jetzt schon in reichem Maße geschieht, soweit es die Zahl des bisher verfügbaren Schiffsmaterials erlaubt. Doch bedarf das Kolonialgebiet in der Südsee angesichts dieser Zukunftsmöglichkeiten einer weitergehenden Berücksichtigung als bisher, also ebenfalls der Errichtung eines Stützpunktes; denn gerade durch die Inselwelt unserer Südseegebiete laufen jene Schiffahrtslinien, für die man eine starke Belebung erwartet, die von Westamerika nach Ostasien und Australien sowie die Ostasien—Australische. Für diese beiden Stationen Tsingtau und Südsee würde Ostafrika das nötige Verbindungsglied nach der Heimat zu geben.

Wurden bisher nur die Schlüsse gegeben aus einem Aufsatz, der lediglich strategische Forderungen berücksichtigt, so sei hier noch kurz erörtert, welche weitere Dienste eine Befestigung dieser als Stützpunkte gedachten Plätze leisten würde.

Die Befestigung eines Platzes als Stützpunkt ist nicht nur von Wert für die an kriegerischen Handlungen beteiligten Streitkräfte, sondern auch in recht hohem Maße für die ihrem Gewerbe nachgehende Zivileinwohnerschaft des betreffenden Gebietes und für die Handelsschiffahrt sowohl des Ortes selbst wie auch der benachbarten Gewässer.

Wenn schon ein jeder Krieg eine schwere Schädigung der Erwerbstätigkeit der gesamten Bevölkerung mit sich bringen wird, so ist es doch Sache des Staates, Vorkehrungen zu treffen, daß diese in so geringen Grenzen wie möglich gehalten wird. Schon das Interesse der Kriegführung selbst verlangt es, denn ohne die Erwerbstätigkeit der Zivilbevölkerung würde in kürzester Zeit die Vorbedingung jeder Waffentätigkeit, der Strom des Geldes, infolge der zurückgehenden Steuerkraft des Volkes versiegen und der Staat wie unter innerer Auszehrung zusammenbrechen. Die Erwerbstätigkeit einer Hafenstadt beruht nun aber daheim wie in den Kolonien auf der Schiffahrt. Sowohl das Wirken des Großkaufmanns wie des Plantagenbesitzers, des weißen Kleinkrämers wie des schwarzen Hafenarbeiters findet ein Ende, wenn die Dampfer ausbleiben, die bestimmt sind, das eingelieferte Erz in Europa in bar Geld umzusetzen, und welche die zum Verkauf an die Eingeborenen bestimmten europäischen Industrieartikel herbeischaffen sollen. Wird der Hafenplatz in seiner Tätigkeit

lahmgelegt, so herrscht im selben Moment dort Totenstille. Die Folgen sind aber noch schlimmere. Nicht der Platz allein ist hiermit aus der Liste alles Lebenden gestrichen, vielmehr als in Europa, wo in jedem Lande die Bevölkerung noch durch die Wechselseitigkeit ihrer Tätigkeit zum Erwerb Möglichkeit findet, sind die Kolonien auf ihre Hafenplätze angewiesen. Die Kohle, die in Schantung abgebaut wird, und die Kopra, die in Neuguinea gewonnen wird, kann in diesen Gebieten gar nicht oder nur zum geringsten Teil verbraucht werden. Erst durch ihre Verschiffung gewinnt sie ihren Geldeswert, und ist diese durch Sperrung des Hafenplatzes infolge kriegerischer Aktionen nicht mehr möglich, so legt auch der Einwohner des Hinterlandes wegen Mangel an Arbeit in kürzester Zeit die Hände in den Schoß.

Kann die Sperrung eines Hafenplatzes durch seine Befestigung verhindert werden? Gewiß! Denn der Seeverkehr eines Hafens kann auf zweierlei Weise lahmgelegt werden: durch Besetzung des Platzes und durch Blockade. Die erstere ist die bedeutend einfachere und gründlichere Maßregel für unsere in Frage kommenden Gegner. In allen Weltteilen vermögen sie Landstreitkräfte ins Feld zu führen, die unseren schwachen Schutztruppen an Zahl weit überlegen sind. Wenn diese zum Angriff auf einen unbefestigten Hafenplatz benutzt werden sollen, können sie nach bequemem und schnellem Seetransport unter dem Schutz des Artilleriefeuers eines einzigen Kreuzers binnen wenigen Stunden nach ihrem Erscheinen vor dem angegriffenen Ort den Strand gewonnen haben, um unsere unterlegenen Landstreitkräfte zu vertreiben. Auch die hartnäckigste Gegenwehr unserer Schutztruppen würde nicht hindern können, daß ein stärkerer Gegner sich bald nach Kriegsausbruch der wichtigsten Seeplätze bemächtigte und sie in ihrer Wirksamkeit als Übermittler des Überseeverkehrs lahmlegte.

Anders wenn der Platz auch nur durch eine Batterie, sagen wir von vier modernen 21 cm-Kanonen, geschützt wäre. Die Landung könnte dann erst unternommen werden, wenn die Küstenartillerie niedergekämpft wäre, und an diese Aufgabe würden sich die feindlichen Kreuzer, bei der geringen Besetzung der auswärtigen Stationen mit gepanzerten Schiffen, wohl schwerlich heranmachen. Sollten sie wirklich Erfolg gehabt haben, so würden sie wohl infolge der unvermeidlichen schweren Beschädigungen für ihren in erster Linie stehenden Zweck, die Jagd auf deutsche Kreuzer, für lange Zeit untauglich sein.

Bei Befestigung des Platzes bleibt also für seine Sperrung nur die Blockade. Eine Blockade findet rechtliche Anerkennung aber nur, wenn sie effektiv ist, d. h. wenn sie wirklich so gründlich durchgeführt wird, daß der Verkehr von Seeschiffen im allgemeinen verhindert wird. Es würde dies ein einzelner Kreuzer aber keinesfalls leisten können, sondern es müßten mehrere dazu herangezogen werden, schon weil, abgesehen von der notwendigen zeitweisen Entfernung zur Kohlenergänzung, ein einzelnes Fahrzeug nur bei außerordentlich günstigen Fahrwasserverhältnissen außerhalb der befestigten Küstenbatterien die nötige Übersicht über den Seeraum hat.

Da aber die Verteidigung der feindlichen Handelsschiffahrt gegen die deutschen Kreuzer eine viel wichtigere Aufgabe für jeden unserer Gegner darstellt, als die langwierige Blockade einzelner Auslandshäfen, ist bei der geringen Zahl der Auslandskreuzer jeder Nation mit Bestimmtheit anzunehmen, daß wenigstens während des ersten Teils eines Krieges, so lange unsere Kreuzer noch nicht vernichtet sind, diese Plätze unbelästigt bleiben würden und ihren Verkehr durch neutrale Schiffahrt aufrecht erhalten könnten. Allerdings muß hierbei vorausgesetzt werden, daß unsere Auslandskreuzer sich nicht gleichsam wie Besatzungstruppen einer Festung, sich an den Stützpunkt klebten, sondern ihn nur zeitweise, etwa zur Kohlenergänzung und zu Reparaturen, aufsuchten. Mit dem Weiterbestehen unserer eigenen Handelsschiffahrt dürfte allerdings kaum zu rechnen sein.

Wir kommen hiermit zu der Frage, was wird im Kriege aus der deutschen Handelsflotte und in welcher Weise kann die Befestigung einiger Auslandhäfen ihr eine Unterstützung bieten.

Man betrachte den schwersten Kriegsfall: Deutschland gegen England und Frankreich. Welche Maßnahmen das Reichsmarineamt und die Schiffahrtsgesellschaften bei Kriegsausbruch zum Schutz der in See befindlichen Schiffe und ihrer wertvollen Ladungen zu ergreifen gedenken, ist naturgemäß nicht bekannt, doch kann man wohl annehmen, daß die Schiffahrt deutscher Flagge von allen Meeren verschwinden würde, wenn nicht freiwillig, so durch die Tätigkeit feindlicher Kreuzer und Hilfskreuzer gezwungen. Es würde den deutschen Handelsschiffen nichts übrig bleiben, als den Schutz deutscher oder neutraler Häfen aufzusuchen, denn für ihre Sicherung auf hoher See könnte seitens der Kriegsmarine in Anbetracht der geringen Zahl unserer Auslandskreuzer kaum viel geschehen. Der Schutz neutraler Häfen wäre gut, wenn die betreffenden Mächte wirklich den Willen hätten, ihn zu bieten. Es ist aber die Frage, ob nicht Gouverneure schwächerer neutraler Mächte fremden Einflüssen genügend zugänglich wären, um deutsche Handelsschiffe unter vorgeschütztem Hinweis auf Platzmangel oder ungenügende Gesundheitspässe zum Wiederauslaufen zu veranlassen oder andere Drangsalierungen ausüben; ferner wäre das Schiff mit Ladung und Personal für die Dauer des Krieges wahrscheinlich einer Benutzung durch unsere Kreuzer entzogen. Und schließlich sind durchaus nicht überall neutrale Häfen sofort zu erreichen. Beispielsweise würde ein Dampfer, der in Apia von dem erwähnten Kriegsausbruch überrascht würde, keinen derartigen Zufluchtsort zur Verfügung haben.

Anders wäre es bei Vorhandensein befestigter Stützpunkte. Die Stätten, die ein Handelsfahrzeug sorgfältig zu meiden hat, weil sie, wenn ungeschützt, die feindlichen Kreuzer direkt auf sich ziehen, würden befestigt sichere Zufluchtsstätten bieten und aus dem Mittel der stilliegenden Dampfer könnten deutsche Kreuzer leicht Material und Personal ergänzen.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß also die Anlegung von Stützpunkten im Auslande nicht nur im strategischen Sinne ihre Vorteile hat, sondern

daß auch die dadurch geschützten Gebiete im Kriegsfall durch Sicherung der Fortführung ihrer friedlichen Entwicklung bedeutend gewinnen würden.

Daß diese Ideen nicht sofort am morgenden Tag in die Tat umgesetzt werden dürften, wurde schon gesagt. Noch sind unsere fraglichen Kolonialgebiete und die erwähnten Länder am Stillen und Indischen Ozean nicht soweit in ihrer Entwicklung vorgeschritten und noch ist die Frage der Sicherung unseres Besitzes auf der östlichen Halbkugel nicht so brennend geworden, daß nicht andere Forderungen des nationalen Wehrwesens dringlicher sind, es ist auch falsch, auf einmal allzuviel unternehmen zu wollen, denn es führt zur Zersplitterung der verfügbaren Kräfte und man ist schließlich an keiner Stelle stark.

Zu entscheiden, wann die angedeuteten oder ähnliche Projekte zur Ausführung kommen sollen, ist Sache der verantwortlichen Stellen. W. F.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sprache

Sophus Hochfeld: „Das Künstlerische in der Sprache Schopenhauers." (Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1912. M. 5.)

Simmel sagt einmal: „Philosophie ist ein Temperament, gesehen durch ein Weltbild." Nun taugt diese Brille nicht für jedermanns Augen. Trotz ehrlicher Bemühungen auf beiden Seiten ist es noch nie gelungen und wird es nie gelingen, Philosophie in den Kulturbesitz des Volkes überzuführen. Es ist nicht die Wissenschaft, die dabei verliert. Aber so gewiß die Philosophie zum wesentlichen Bestande jeder Kultur gehört, ist das Volk in seinem Anteil an dieser Kultur verkürzt, wenn ihm der philosophische Geist seiner Zeit völlig fremd bleibt. Was ist da zu tun? Wir müssen uns begnügen, aus der Kultur des Volkes, als seinem dauernden Besitz, alles Inhaltliche, Problematische der Philosophie auszuscheiden und sie nur nach dem formalen Gesetz ihrer Bildung mitzuteilen, also gleichsam die physische Struktur des wissenschaftlichen Gehirns statt einer Psychologie der Wissenschaft selbst zu geben. Nicht die Summe der Erfahrung gilt es populär zu machen, sondern das Ausmaß des Geistes, das nötig war, diese Summe zu begreifen. Und wäre der Erfolg auch nur eine bescheidene Korrektur der extremen Werturteile, deren sich die halbverstandene, d. h. also die weniger als gar nicht verstandene Wissenschaft im gemeinen Kopfe erfreut, der zwischen einer „gesunden" (lies: faulen) Skepsis und der Begeisterung schwankt, daß wir es „so herrlich weit gebracht."

Als einen neuen Schritt auf diesem Wege begrüße ich die vorliegende Schrift von Sophus Hochfeld. Vor keinem anderen Philosophen als Schopenhauer wird es uns so klar, daß nach Abzug des inhaltlichen Weltbildes als ungelöster Rest ein Temperament verbleibt, also ein Boden, der jedem vertraut ist. Dieses Temperament Schopenhauers in seiner stilistischen Spiegelung macht sich Hochfeld zur Aufgabe und gibt damit für jeden nicht fachphilosophisch Interessierten ein ebenso eigenartiges wie ansprechendes Bild seines zeitlosen Wertes. Mit großem Fleiß und sicherer Beherrschung des weitverstreuten Materials sind hier die künstlerischen Elemente seiner Sprache zusammengetragen und in einem umfangreichen Anhang übersichtlich klassifiziert. (Bei den Schimpf- und Fremdwörtern ist leider von der sonst sorgfältig durchgeführten Stellenangabe abgesehen worden; was aber schließlich nur der Fachmann bedauert.) Die vorausgehende systematische Untersuchung leitet eine sehr glückliche, historische Einordnung Schopenhauers in die literarische Entwicklung

der Philosophie ein. Seine Erneuerung des philosophischen Stils erscheint hier als die Reaktion gegen das mystische Halbdunkel, in dem sich der romantische Geist gefiel. Der Hauptteil selbst zerfällt in zwei Abschnitte. Einmal wird Schopenhauer vor die eigenen Stilforderungen gestellt, die er zu wiederholten Malen und mit der ihm eigentümlichen Wendung gegen zeitgenössische Unarten der „Lohnschreiber" eingehend behandelt hat. Sodann unterzieht Hochfeld die Schopenhauersche Sprache einer „ergänzenden Betrachtung", die ihre künstlerische Qualität nach Gesichtspunkten erweist, von denen sich Schopenhauer noch keine Rechenschaft gegeben hat. An dieser Stelle leistet Hochfeld das Wertvollste seiner Arbeit. Von besonderem Interesse ist der Nachweis der rhythmischen Bewegung in Schopenhauers Prosa, die Untersuchung seiner Periode und die Ausdehnung des „Künstlerischen" auf die gesamte Komposition seines Hauptwerkes. Hochfelds Darlegungen sind überall von einer schönen Wärme für seinen Gegenstand getragen, was sich nicht zuletzt darin ausspricht, daß er selbst seinen Stil an Schopenhauer zu bilden mit Erfolg bemüht ist. Zwei Beispiele für viele. Nachdem er Schopenhauers tiefsinnige Antwort auf die Frage nach seinem Grabe: „Es ist einerlei. Sie werden mich finden" angeführt hat, sagt er (S. 51): „Ich glaube, jedes Lesers Blick ruht eine Weile auf dieser Zeile, bevor er sich entschließt, weiter zu eilen." Oder er bezeichnet eine der typischen, alliterierenden Gehässigkeiten Schopenhauers gegen seine Widersacher mit dem treffenden Wort (S. 87): „Er nimmt sie zwischen die Zähne."

Diese tüchtige Arbeit hätte aber verdient, dadurch über das Niveau einer relativ begrenzten Fachstudie erhoben zu werden, daß Hochfeld seinen konkreten Ausführungen eine grundsätzliche Erörterung vorangestellt hätte, ob, beziehungsweise wieweit das Künstlerische in der wissenschaftlichen Sprache berechtigt ist. Daß Hochfeld von dieser Berechtigung überzeugt ist, genügt nicht, auch wenn wir von seiner Darstellung den Eindruck davontragen, als sei er wohl befähigt, uns einen Beweis dafür zu erbringen. Die Frage wird wohl als solche erkannt, aber nicht klar entschieden, vielleicht in allzu gewissenhafter Anlehnung an Schopenhauer, der selbst nicht eindeutig dazu Stellung genommen hat, wofür Hochfeld zehn verschiedene Belege bringt. Aus dieser fundamentalen Unklarheit geht der Widerspruch hervor, daß Hochfeld nach der ganzen Tendenz seines Buches in der liebevollen künstlerischen Durchbildung der Sprache einen Vorzug der Schopenhauerschen Philosophie sieht und doch in der Einleitung (S. VI) die teilweise, inhaltliche Überholung Schopenhauers und verwandter Dichterphilosophen damit erklärt, „daß hier um der Liebe willen zur Sprache allein an einem Irrtum festgehalten wurde, ja: vielleicht erst der Irrtum möglich war." Ebenso nennt er einmal (S. 4) Schopenhauer „zunächst und vor allem Philosoph", während es bereits S. 11 heißt: „Mehr aber war er Dichter als Philosoph." Diese Behauptung ist nun, wenn sie auch auf ein (einziges) Selbstzeugnis Schopenhauers zurückgeht, entschieden falsch. Daß er, seinem Schwerpunkt nach, noch ganz im philosophischen Gebiet wurzelt, wäre sofort klar geworden, wenn Hochfeld an seinem Gegensatz zu Nietzsche (wenn bei diesem historisch auch noch so sehr eine Abhängigkeit vorliegt) die Grenzlinie entwickelt hätte, auf der Philosophie zur Dichtung wird. Begründet erscheint mir ihre Verwischung in der Zweideutigkeit von „Objektivität", die Hochfeld, nach dem Vorgang Schopenhauers, als ersten Vorzug seines Stiles erkennt. Wissenschaftliche Objektivität ist nicht Gegenständlichkeit des Gedachten, sondern Gegenständlichkeit des Denkens. Sie enthält keine Bestimmung vom Stoff (wie in der Kunst), sondern von der Form her. Sehr richtig sagt daher Schopenhauer: „Alle großen Köpfe haben stets in Gegenwart der Anschauung gedacht," nicht in und mit der Anschauung selbst. Es ist nur eine Folge davon, wenn Hochfeld in das „Künstlerische" der Sprache Elemente aufnimmt, die, rein inhaltlich qualifiziert, darin nichts zu suchen haben. „Gedankenreichtum" ist ebensowenig eine künstlerische Tat, wie die Beziehung philosophischer Gedankengänge auf fachwissenschaftliche Analogien (Anhang XI, besonders 12, 16, 23) als Vergleich im künstlerischen, anschaulichen Sinne gelten kann.

Daß die Vernachlässigung einer so theoretischen, weit ausholenden Grundlegung das

Hochfeldsche Buch lesbarer gemacht hat, wird hoffentlich seiner Verbreitung in weitere Kreise förderlich sein.

Ric von Carlowitz in Dresden

Von **Fritz Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache"** ist der 2. Band „Zur Sprachwissenschaft" bei Cotta in zweiter Auflage erschienen. Die lebhaft polemisierende Einleitung ist fortgefallen. Der Verfasser begnügt sich, mit Freude zu beobachten, „wie die eigenen Gedanken in fremden und wissenschaftlich guten Köpfen weiterarbeiten". Inzwischen ist Mauthners „Wörterbuch der Philosophie" erschienen, und auch den letzten Zweiflern an Mauthners Wissenschaftlichkeit werden nun die Augen aufgegangen sein. Danach ist es eine Undankbarkeit, Mauthner noch länger totschweigen oder verächtlich behandeln zu wollen; vielleicht wird er allerdings im Lager der positivistischen Philosophen eher Schule machen, als bei den Sprachforschern; auf die Dauer wird ihm aber auch hier die gebührende Anerkennung nicht versagt werden können. Was tut es, daß vieles von Mauthners Anregungen schon anderswo zu finden ist, daß er namentlich einen ketzerischen Grundgedanken mit Kretschmer gemein hat: „Die Spracheinheit liegt nicht am Anfang der Sprachentwicklung, sondern an ihrem Ende!" Es ist doch wohl etwas anderes, ob man hier und da seinen Zweifeln an den geläufigen Hypothesen Raum gibt, oder ob man diese Hypothesen überhaupt wegräumt und möglichst voraussetzungslos von vorne anfängt. Immer wieder wird kühnen Neuerern entgegen gehalten: Das war schon einmal! Gerade von diesem Satz ist Mauthner mit Goethe, Wilhelm Busch u. a. aufs tiefste überzeugt:

Gebraucht sind die Gedankensachen
Schon alle, seit die Welt besteht.

Ein Beispiel liegt in der Luft: Tausende von Pädagogen behaupten, die „Arbeitsschule" sei nichts Neues und glauben sie deshalb ablehnen zu dürfen. Und auch hier ist es gerade einer der Hauptvertreter der neuen Richtung, Kerschensteiner, der nicht müde wird, das Alter des Prinzips der Arbeitsschule zu betonen. Was ist denn das Neue? Festzustellen, daß unter einem Wust von Kleinkram der große Gedanke verloren gegangen ist, und zu wirken, daß er als beherrschendes Prinzip zu seinem Rechte kommt. Genau so Mauthner: er ist z. B. nicht der erste Skeptiker der Indogermanen-Hypothese, betont vielmehr ausdrücklich, daß ältere Gelehrte, wie Bopp und Schleicher, indogermanisches Urvolk und indogermanische Ursprache nur als Hilfskonstruktion betrachteten, daß diese Vorsicht aber verloren gegangen ist und von der neueren Sprachwissenschaft die wissenschaftliche Hypothese als historische Realität genommen wird. Nun kommt es ihm darauf an, den ganzen Hypothesenschwall einmal völlig beiseite zu lassen und die Geschichte der jetzt übersehbaren Sprachen und die Verkürzung der Sprachgeschichte in dem Sprechenlernen des Kindes zu befragen.

Ins einzelne zu gehen, ist hier nicht der Ort, zumal die zweite Auflage nicht stark verändert ist. Jedenfalls glaube ich, Mauthners Kritik der Sprachwissenschaft und sein Versuch, eine rein positivistische Sprachbetrachtung zu schaffen, ist von der größten Bedeutung für Sprachwissenschaft und Erkenntnistheorie. Fritz Tychow in Einbeck

Zur Reform unserer Rechtschreibung. Daß die Rechtschreibung eines Sprachgebietes normalisiert wird, ist ein rein wirtschaftliches Erfordernis, denn Ungleichmäßigkeiten erfordern vom Lesenden mehr Zeit und Aufmerksamkeit und machen den Schreibenden in der Fixierung seiner Laute unsicher. Daß ein damit als notwendig erwiesener Normaltypus stets, auch bei sogenannter phonetischer Schreibung, auf Konvention beruhen wird, liegt in der Natur der Sache und kann leicht eingesehen werden. Aber müssen wir deshalb auch gleich zu einer vom Natürlichen sehr stark abweichenden und daher sehr schwer erlernbaren Konvention greifen beziehungsweise an einer solchen festhalten? Wirtschaftlicher, und das gibt wie gesagt den Ausschlag, dürfte jedenfalls diejenige sein, die dem Natürlichen am nächsten kommt und deren Erlernbarkeit und Beherrschung den geringsten Aufwand an geistiger Kraft verlangt. Dieses Haupterfordernis nun erfüllt, wie O. Kosog (Unsere Rechtschreibung und die Notwendigkeit ihrer gründlichen Reform, Säemann-Schriften für Erziehung und Unter-

richt, Heft 1, Teubner, 1912) nachweist, unsere gegenwärtige Rechtschreibung nicht. Das amtliche Regel- und Wörterverzeichnis schreibt als Hauptregel vor: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen." Nach dieser Regel stellt Kosog allein 63 (!) verschiedene Möglichkeiten für die Fixierung des aus nur vier Lauten bestehenden Wortes „Fuchs" auf — und ein vernünftiger Grund, weshalb 62 von diesen Möglichkeiten falsch sein sollen und nur die eine richtig, ist beim besten Willen nicht einzusehen. Bedenkliche Inkonsequenzen ergeben sich auch, wie jeder Lehrer weiß, durch die amtlichen Regeln über Schärfung, Dehnung (vier Möglichkeiten!); und das „richtige" Setzen von großen und kleinen Anfangsbuchstaben ist so schwierig, daß Kosog selbst ein 37 Druckzeilen langes Diktat über diese Regeln mit 4 Fehlern schrieb, während bei 80 Lehrern der Durchschnitt 13, bei 10 Herren mit akademischer Vorbildung $20^1/_2$, bei 2 Subalternbeamten $23^1/_2$ Fehler betrug. Diese und andere vom Verfasser angeführten Tatsachen lassen deutlich erkennen, welche enormen und sinnlosen Anforderungen wir an unsere Schulkinder stellen. Wir müssen also durchaus einen Normaltypus schaffen, der leichter zu lernen und zu beherrschen ist; die Kraft- und Zeitersparnis, die dadurch nicht nur im Bereich der Schule, sondern auf allen Gebieten, wo schriftliche Mitteilung eine Rolle spielt (Buchhandel, Behörden usw.), erzielt werden würde, ist geradezu ungeheuer. Auch die Reformvorschläge, die Kosog einstweilen zur Erörterung stellt, sind durchaus der Beachtung wert. Ein rein phonetisches System hält er mit Recht vorläufig für nicht durchführbar. Dagegen verlangt er die Ausmerzung doppelt vertretener Buchstaben, wie des c (für z), des qu (für kw), des x und des v (für f). Die Dehnungszeichen könnten, wie schon Weinhold, Wackernagel u. a. wollten, überhaupt wegfallen, dafür wären die Schärfungszeichen überall folgerecht durchzuführen. Ferner müssen die Regeln über große und kleine Anfangsbuchstaben vereinfacht werden. Doch geht der Verfasser meiner Meinung nach zu weit, wenn er vorschlägt, die Großschreibung auf Satzanfänge und Eigennamen zu beschränken. Ich weiß sehr wohl, daß das in Philologenkreisen auch im Druck schon vielfach üblich ist, gebe auch ohne weiteres zu, daß nicht immer mit Sicherheit zu entscheiden ist, wo ein Hauptwort vorliegt und wo nicht, und daß ästhetische Gegengründe nicht ausschlaggebend zu sein brauchen. Aber solange nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen ist, daß die großen Buchstaben wirklich kein schnelleres und leichteres Lesen ermöglichen, scheint es mir bedenklich, diesen vielleicht doch existierenden Vorteil für den der Zeitersparnis beim Erlernen der Großschreibung fahren zu lassen. Dagegen vermisse ich die Forderung größerer Konsequenz in der Schreibung eingebürgerter Fremdwörter. Warum soll ich Cousine schreiben aber Kognak, warum Coupon aber Kulisse, warum Chor aber Kartause, wozu die Widersinnigkeit, auf ein deutsches e einen Akzent zu setzen wie in Charité oder Coupé, und wozu müssen unsere Kinder Bureau oder Telephon lernen, wenn sie überall Büro oder Telefon lesen können?

Dr. R. Schacht in Charlottenburg

Tagesfragen

Monismus und Sozialdemokratie. Das Streben nach Einheit ist im innersten Wesen des Menschen begründet. Es wird ausgelöst durch das Bewußtsein der widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit in den Erscheinungen der Wirklichkeit. Der moderne Monist sucht die Widersprüche durch die wissenschaftliche Erkenntnis, durch die Erkenntnis der ursächlichen Bedingtheit aller Erscheinungen auszugleichen und durch ein ästhetisches Betrachten der Welt, wobei alles einzelne als Teil eines großen harmonischen Zusammenhangs aufgefaßt wird. Der Gesunde und Wohlhabende mag sich mit einer wissenschaftlichen und künstlerischen Einheit der Welt zufriedengeben. Dem Kranken aber, dem die Schönheit der Welt verschlossen ist, und dem Armen, der von früh bis abends um das tägliche Brot kämpfen muß, und der keine Zeit hat zum Genießen, wird das Bewußtsein nicht genügen, daß das Elend seines Lebens durch eine Reihe von Ursachen bedingt ist, wie Abstammung, Vererbung, soziale Gliederung unseres Staates und ähnliches, und daß gerade ihm in dem großartigen Drama

des Lebens eine so traurige Rolle zufallen mußte. Der Mensch will nicht nur Erkenntnis, er hat auch Bedürfnisse und fordert die Erfüllung seines Wollens. Für die einen wird die Spannung von Wunsch und Wirklichkeit durch die Religion ausgeglichen. Wer Religion nicht hat, für den bestehen zwei Möglichkeiten: entweder er ist reich und satt, und er kann infolgedessen mit dem Leben und der Wirklichkeit zufrieden sein — der moderne Monist; oder er ist arm, und sein höchstes und einziges Ziel ist der Umsturz unserer Gesellschaftsordnung — der moderne Sozialdemokrat. Selbstverständlich streben auch religiöse Naturen auf Verbesserung sozialer Verhältnisse hin, und dies gilt besonders für das tatkräftige Christentum mit seiner gestaltend ins Leben hineingreifenden Macht. Aber wenn die religiösen Regungen ertötet sind, dann ist der soziale Umsturz das einzige Ziel, das dem Leben des Enterbten seinen Inhalt gibt. Darum bekämpft die Sozialdemokratie — in der Praxis wenigstens — Religion und Religiosität. Darum, nur darum steht sie der monistischen Bewegung unserer Zeit günstig gegenüber: hier wird die Religion mit einem Schein von Wissenschaftlichkeit untergraben, und am Gläubigen scheint der Makel der Zurückgebliebenheit zu haften. Die Führer der Sozialdemokratie sind zu sehr Realpolitiker, um nicht zu sehen, daß die positiven Ziele des Monismus allgemein menschliche Ziele sind, denen gläubige Kirchenchristen ebenso nachstreben. Das gilt von Wissenschaft und Kunst ebenso wie von sozialer Tätigkeit, von starker Lebensfreude und heroisch sich aufopferndem Idealismus.

Daß jede geistige Bewegung erst durch Organisation stark und von weitestragender Bedeutung wird, das ist ein Gedanke, der unserer Zeit vertraut ist. Die religiösen Bestrebungen sind nun in der Kirche organisiert. Wenn hierbei individuelle Freiheiten bisweilen eingeschränkt werden, so hat dies die Kirche mit jeder anderen Organisation gemein. Wie alles Irdische ist auch die Kirche nicht vollkommen; sie hat eine Geschichte, die reich an großen Taten, aber auch an finsteren Zeiten ist. Aber das gilt ebenso von anderen alten Organisationen, wie z. B. vom Staate. Die Monisten verdammen die Kirche wegen ihrer Geschichte; aber die Sozialdemokraten sind nur konsequenter, wenn sie auch unsere Gesellschaftsordnung verurteilen.

Wenn es nun den Monisten und denen, die ihnen in ihren Gedanken verwandt sind, gelänge, die Kirche aufzulösen, die Folge würden Neuorganisationen der religiösen Bestrebungen sein; es würden zahlreiche Sekten entstehen, wie dies die amerikanischen Verhältnisse deutlich zeigen. Dem Monismus und seiner Forderung einer allgemeinen rein wissenschaftlich-ästhetischen Weltanschauung wäre damit nicht gedient. Die Erscheinungen aber der Religiosität, wie sie in den Sekten zum Ausdruck kommen, würden den sozialdemokratischen Führern viel mehr Angriffsflächen bieten, ihr Kampf gegen die Religion würde ihnen erleichtert, und das wäre ein bedeutender Fortschritt im Streben nach ihrem Ziel.

Daß andrerseits die Kirche, wie sie heute ist, reformbedürftig ist, darüber sind sich wohl die meisten einig. Ob eine Reform im Sinne Jathos und Traubs jedoch der richtige Weg ist, das scheint mir aber zweifelhaft zu sein.

Walther Mogk in Leipzig

Ausländische Literatur

Miguel de Cervantes: „Des scharfsinnigen Junkers Don Quixote Leben und Rittertaten." Übersetzt und neu bearbeitet durch **Wolfgang Sorge.** Bei Wilhelm Borngräber, Verlag Neues Leben. Wenn auch des „Caballero de la triste figura" seltsame Abenteuer längst heimisch geworden sind in der deutschen Literatur, ist doch jede neue Übersetzung derselben (wofern sie gut ist) eine Bereicherung unseres Bücherschatzes. Denn es gibt in der gesamten Weltliteratur kaum einen Roman ähnlicher Art, dessen Stoff gerade den Germanen sympathischer berührte als der des Don Quixote, dieses berühmtesten Werkes des großen Spaniers Cervantes.

Heine, in seiner Vorrede zur Luxusausgabe des Don Quixote, rühmt ihm alle Vorzüge eines wahren Volksbuches nach. Doch steht seiner Verbreitung in die weitesten Schichten seine große Länge wohl etwas im Wege. Die oben angezeigte Neubearbeitung des spanischen Werkes durch Wolfgang Sorge sucht hier

Wandel zu schaffen, indem sie in einem einzigen stattlichen Bande das Leben und die Taten des scharfsinnigen Junkers wiedergibt.

Allerdings mußte manch schönes Kapitel des ursprünglichen Don Quixote diesem Ziele zum Opfer fallen. Alle die mitunter so anmutigen Geschichten von seltsamen Menschenschicksalen, die Cervantes dem Kranz der Abenteuer eingeflochten hat, mußten gestrichen werden. Sehr häufig sind die interessanten Zwiegespräche Don Quixotes mit seinem Knappen, die an sich einen Hauptwert des spanischen Buches darstellen, in indirekter Rede wiedergegeben. Was von den eingestreuten poetischen Ergüssen beibehalten wurde, zeigt eine bessere und frischere Übersetzung, als in anderen Bearbeitungen. Die durch die Kürzung entstandenen Lücken sind geschickt überbrückt. Die Sprache ist flott, volkstümlich und in enger Fühlung mit dem spanischen Texte, ohne den Eindruck der Übersetzung zu übermitteln. Alles in allem kann man sagen, daß bei dieser Bearbeitung bloß der äußere Rahmen des Stoffes geschmälert wurde, der innere Gehalt aber im wesentlichen unangetastet blieb.

Der dem Grundton des Don Quixote mit Geschick angepaßten Vorrede von Paul Friedrich ist eine Biographie des genialen Dichters Cervantes angegliedert. Die berühmten Doréschen Illustrationen vervollständigen das Buch.

So entstand durch das Zusammenwirken eines geschickten Übersetzers und eines kunstsinnigen Verlegers ein Werk, das sich den bereits im gleichen Verlag erschienenen Neubearbeitungen anderer alten Literaturwerke würdig anreiht, und dem man die weiteste Verbreitung wünschen möchte.

M. Dangelmayr in Charlottenburg

Zwei Veröffentlichungen in der vom Insel-Verlag, Leipzig, veranstalteten „Bibliothek der Romane“ (Preis eleg. geb. je 8 M.) verdienen kurze Hervorhebung: die Übersetzung des „Papageienbuches“ (Tuti-Nameh) aus der türkischen Fassung, und Thackerays Roman „Henry Esmond“, des britischen Realisten und Humoristen kulturhistorische Darstellung der Königin Anna-Zeit. Was auch den deutschen Leser bei der Geschichte Henry Esmonds fesselt, ist die Unabhängigkeit des Urteils, das der Erzähler mit seiner genauen Kenntnis verband, und wir werden uns vermutlich noch gedulden müssen, bis hierzulande jemand aufsteht, der schon entlegenere Abschnitte unserer Vergangenheit schärfer zu durchdringen und dann wieder zu komponieren unternimmt. — Georg Rosens Verdeutschung des Tuti-Nameh, einer Novellenfolge in Rahmenfassung nach Art von 1001 Nacht, erschien 1858 und ist der weitaus ansprechendste Versuch geblieben, dieses orientalische Werk unserem Geschmack zu erschließen. Farbig und meist genügend pointiert, liefern diese Bilder aus dem Leben und Fühlen südöstlicher Nationen mancherlei interessante Streiflichter. Im angenehmen Gegensatz zur windigen Art einer Reihe heutiger Neuausgaben wird zum Schluß Georg Rosen dem Leser durch eine gute biographische Skizze wieder nahegebracht. Das dort Gesagte dient auch dem besseren Verständnis des Buches selbst. C. N.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3680, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Kolonialer Fortſchritt im Jahre 1912

Von Rudolf Wagner in Berlin

Das Jahr 1912 iſt für die Kolonien ein geſegnetes geweſen, nicht ſo ſehr wegen der im letzten Berichtsjahre 1911/12 erzielten rein materiellen Fortſchritte, wie ſie in dem ſoeben erſchienenen amtlichen Jahresbericht*) zum Ausdruck kommen, ſondern wegen der in ihm gewonnenen wertvollen Erkenntniſſe auf kolonialpolitiſchem und kolonialwirtſchaftlichem Gebiete. Das heißt, manche von dieſen Erkenntniſſen ſind nicht neu, aber man hatte ſich ihnen an maßgebender Stelle gefliſſentlich verſchloſſen. Und dieſes Nichtſehenwollen gewiſſer Entwicklungsnotwendigkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten, das die letzte Zeit der Dernburgſchen Wirkſamkeit kennzeichnete, drohte die großen Erfolge gerade der Ära Dernburg teilweiſe ins Gegenteil zu verkehren. Dernburgs rein kapitaliſtiſche Anſchauungsweiſe in wirtſchaftlichen Dingen, Fiskalismus und Zentraliſationsdrang auf politiſchem Gebiete, mußten auf die Dauer hemmend auf die freie Entwicklung derſelben Kolonien einwirken, die ihm die Grundlagen für dieſe Entwicklung verdankten, die Schaffung eines großzügigen Verkehrsnetzes. Er hat es geradezu perſönlich übel genommen, als z. B. unſere Landsleute in Südweſtafrika Selbſtändigkeitsbeſtrebungen erkennen ließen und mehr als einmal die Vorkämpfer der Selbſtverwaltung mit bitteren und unfreundlichen Worten bedacht. Es war ihm unbegreiflich, wie die Organiſationen der Einzelpflanzer und Farmer ebenſogut das Intereſſe und die Fürſorge der Kolonialverwaltung für ſich in Anſpruch nehmen konnten, wie großkapitaliſtiſche Unternehmungen. Mit unverhohlener Ungeduld und Geringſchätzung hat er die Anſprüche dieſer „kleinen Leute“ behandelt und ihnen wiederholt ein kühles „hilf dir ſelbſt“, auf den Weg

*) Jahresbericht über: „Die Entwicklung der deutſchen Schutzgebiete 1911/12.“ Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

gegeben. Dieser Standpunkt war auch dem Verwaltungskörper der Kolonien daheim und draußen in Fleisch und Blut übergegangen. Kein Wunder, denn erst mit Dernburg war die Kolonialverwaltung unabhängig, ein mit den nötigen Machtmitteln und Finanzkräften ausgestattetes Reichsamt geworden. In diese Rolle mußte sie sich erst allmählich hineinfinden. Und natürlich ging die Anschauungsweise ihres Herrn und Meisters unwillkürlich auch auf die „nachgeordneten Organe" über. Der gesamte Organismus war bald auf einen gewissen autokratischen Ton gestimmt, wenn auch ein Teil der Beamten, namentlich manche von denjenigen, die draußen im praktischen Leben standen, mit der Zeit einen vermittelnden Standpunkt einnahmen und der Politik der Zentralverwaltung die schärfsten Spitzen abzubrechen suchten. Bei der etwas schroffen Gemütsart des damaligen Staatssekretärs half das nur einige Zeit, zumal sich auch in dem Vorgehen der vielleicht etwas zu hastig vorwärts strebenden weißen Bevölkerung der Kolonien mehr und mehr eine ausgesprochene Verbissenheit geltend machte, die sogar in offenen Haß ausartete. An diesen Verhältnissen mußte der verdienteste Staatssekretär scheitern. Obwohl sein Nachfolger, Herr von Lindequist, wieder freundlichere Beziehungen zwischen den Kolonien und der Kolonialverwaltung herzustellen wußte, so vermochte doch er, der politischem Hervortreten, programmatischen Erklärungen u. dgl. abhold war, nicht, in der kurzen Zeit seiner Amtstätigkeit eine neue Richtung einzuschlagen und die koloniale Verwaltungspolitik auf einen neuen Ton zu stimmen. Noch in neuester Zeit hat man z. B. in Ostafrika Dernburgschen Geistes einen Hauch verspürt, als es sich um die Einführung einer Städteordnung für Dar-es-Salam und Tanga handelte. Nicht einen eigenen selbstgewählten Bürgermeister sollten diese Gemeinwesen erhalten, sondern an seine Stelle sollte der Bezirksamtmann, der Vertreter des Gouverneurs treten. Das diese Städteordnung von der weißen Bevölkerung abgelehnt wurde, ist verständlich, denn eine Selbstverwaltung mit dem Vertreter der Staatsgewalt als maßgebender Spitze ist keine Selbstverwaltung. Das soll kein Vorwurf gegen den neuen Gouverneur sein. Auch er kann nach seiner bisherigen Tätigkeit an maßgebender Stelle nicht ohne weiteres aus seiner Haut heraus und seine Wirksamkeit in Ostafrika ist zu kurz, als daß er schon auf die besonders autokratische und dem Selbständigkeitsdrang der weißen Bevölkerung abholde Politik des Herrn von Rechenberg hätte mildernd einwirken können.

Seit einem Jahre, im Verlauf unseres Berichtsjahres, haben nun erhebliche Verschiebungen an den wichtigsten Stellen der Kolonialverwaltung stattgefunden. Ein neuer Staatssekretär, neue Gouverneure in Ostafrika, Kamerun, Togo und Samoa. Solchen Neubesetzungen pflegt in der Regel die Versicherung auf dem Fuße zu folgen, daß nicht beabsichtigt sei, an der bewährten Politik des Herrn Amtsvorgängers etwas zu ändern. Abgesehen davon, daß bei Neubesetzung politisch wichtiger Posten heutzutage selten mehr „Gesundheitsrücksichten" der Zurücktretenden ausschlaggebend sind, als vielmehr der Wunsch auf seiten der

obersten Reichsverwaltung, aus irgendwelchen Gründen dem betreffenden Verwaltungszweig in bestimmter Richtung neues Leben einzuhauchen, erwartet die öffentliche Meinung selbstverständlich von dem neuen Mann einen gewissen individuellen Betätigungsdrang — kurz, etwas Neues. Auch Herr Dr. Solf hat taktvollerweise bei seiner Berufung erklärt, er wolle die bewährte Politik Dernburgs nicht durch ein neues Programm umwerfen und die Öffentlichkeit, die in ihm — unschuldigerweise — jahrelang den Schildträger Dernburgscher Politik gesehen hatte, konnte sich zunächst einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren. Die Wissenden waren aber schon darüber orientiert, daß ein neuer Wind wehen würde. Er hat denn auch mittlerweile die kolonialpolitische Atmosphäre gereinigt, Mißtrauen und Verstimmung hinweggefegt und den Weg freigemacht für eine gut deutsche von reinlichem Rassegefühl getragene Kolonialpolitik. Und wenn auch die Kolonialverwaltung an manche Fragen der Kolonialpolitik, wie die der Selbstverwaltung und der Besiedlung noch zaghaft herangeht, so muß man Geduld haben — kein Baum fällt auf einen Hieb und gut Ding will Weile haben, zumal wenn es bisher amtlicherseits als quantité négligeable behandelt worden ist. Eins folgt aus dem anderen. Wenn nun Dr. Solf mit solcher Energie dem Widerstande bisher gefürchteter Parteien zum Trotz die Rassenfrage angefaßt hat, so hat er dies sicher im Hinblick auf eine künftige, viel größere weiße Bevölkerung in den Kolonien getan. Näher darauf einzugehen, können wir uns versagen, denn diese Fragen sind an dieser Stelle schon bei Würdigung der Solfschen Afrikareise (Nr. 45 des letzten Jahrganges) erörtert worden, ebenso wie die Bereitwilligkeit des Staatssekretärs, endlich die Farmwirtschaft in Südwestafrika durch Schaffung eines staatlichen Kreditinstituts auf eine entwicklungsfähigere Grundlage zu stellen. Dieses Kreditinstitut ist in Vorbereitung, und zwar im wesentlichen in der Form, wie sie von uns schon vor etwa zwei Jahren vorgeschlagen wurde. Also nicht nur programmatische Erklärungen hat uns der neue Staatssekretär gebracht, sondern eine respektable Portion praktischer und ideeller Fortschritte.

Ehe wir nun die materiellen Ergebnisse des verflossenen Jahres aufzählen, muß auf das verkehrspolitische Programm Dr. Solfs, das er neulich bei einem parlamentarischen Abend entwickelte, eingegangen werden, weil es die aus der heutigen Entwicklung des Eisenbahnnetzes zu ziehenden Schlüsse vorwegnimmt. Mit schlichter Selbstverständlichkeit vorgetragen, wirkte dieses Programm sichtlich auf die Teilnehmer an dem Abend, und wird wohl eher beachtet und „in einem feinen Herzen bewahrt“ werden, als dieselben Ausführungen im allgemeinen Teil des oben erwähnten amtlichen Jahresberichts. Herr Dr. Solf kennt seine Pappenheimer, er weiß wohl, daß dieser Jahresbericht auch von den Leuten, für die er hauptsächlich bestimmt ist, den Volksvertretern, meist nicht gelesen wird, obwohl sein gewissenhaftes Studium viel Rederei im Reichstag überflüssig machen würde. Leider hat Herr Matthias Erzberger, dessen koloniales Sachverständigentum in letzter Zeit, infolge sichtbarer Mängel elementarsten

Wissens vor der Öffentlichkeit einen argen Stoß erlitten hat, an jenem Abend durch Abwesenheit geglänzt. Das sehr lehrreiche verkehrspolitische Praktikum hätte seinem Sachverständnis nichts geschadet. Von dem gefürchtetsten Kolonialpolitiker des Reichstags hätte man eigentlich so viel Interesse für eine solch wichtige Materie erwarten können, wie sie die Erörterung der kolonialen Eisenbahnpolitik durch die maßgebenden Persönlichkeiten der Kolonialverwaltung war. Doch zur Sache.

Wir waren in den letzten Jahren stolz auf unser sich rasch entwickelndes koloniales Eisenbahnnetz. Herr Dr. Solf hat trotzdem unverblümt erklärt, daß noch viel zu tun übrig sei, mit anderen Worten, was zu tun er für seine Aufgabe halte. In Ostafrika haben wir die Kilimandscharobahn und das Steckenpferd Dernburgs, die große Zentralbahn, deren unmittelbare wirtschaftliche Erfolge wohl noch manches Jahr werden auf sich warten lassen. Wir haben uns darüber an dieser Stelle mehr als einmal ausgesprochen. Herr Dr. Solf weist nun mit Recht darauf hin, daß sowohl der Nordwesten wie der Süden der Kolonie noch ohne Eisenbahn sei. Er hätte, da er von den Erfolgen der englischen Ugandabahn sprach, ruhig hinzufügen können, daß der Ausbau der Nordbahn vom Kilimandscharo nach dem Viktoriasee, wenn er Hand in Hand mit dem Bau der Zentralbahn gegangen und demnach jetzt fertig wäre, einen vollen wirtschaftlichen Erfolg bedeutet hätte. Nämlich: die britische Ugandabahn hat den Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit erreicht und am Viktoriasee lagern bedeutende Mengen von Ausfuhrgütern, die nicht rasch genug befördert werden können. Nehmen wir hinzu, daß die deutsche Nordbahn kürzer, technisch einfacher und demgemäß tarifpolitisch konkurrenzfähiger wäre als die englische Bahn, so können wir uns jeden Kommentar sparen. Etwa dasselbe gilt für die Südbahn. Ob uns die Wirkung der Zentralbahn über diese Feststellungen in den nächsten Jahren hinwegtrösten wird, erscheint einigermaßen fraglich. In Togo hat die Eisenbahn den Weg zur Nordgrenze kaum zu einem Drittel zurückgelegt. Aus den Nordbezirken kommen schon Klagen, daß die Bevölkerung Neigung zur Abwanderung nach der höhere Verdienstmöglichkeiten aufweisenden englischen Goldküstenkolonie zeige. In Kamerun ist noch sogut wie alles zu tun. Was hilft alle Fruchtbarkeit, wenn sie nicht ausgenutzt werden kann. Was hilft der schönste Gebietszuwachs mit guten Wasserstraßen als Zubringern, wenn er tausend Kilometer von der Küste liegt! Südwestafrika hat schon ein richtiges Eisenbahnnetz, aber gerade der fruchtbarste Teil, das Amboland im Norden, ist noch nicht einmal unter Verwaltung genommen, weil wir mangels einer Eisenbahnverbindung den dortigen Häuptlingen, die nicht einmal die Anlage von Handelsstationen in ihrem Gebiet dulden wollen, unsere Macht nicht zeigen können. Obwohl nun fast alle bis jetzt vorhandenen Kolonialbahnen einen vollen Erfolg bedeuten, wird es nicht leicht werden, beim Reichstag weitere Bahnbauten durchzusetzen. Aber Herr Dr. Solf scheint sich nicht abschrecken zu lassen, wie aus seiner jüngsten Äußerung hervorgeht: „Die Versicherung

kann ich aber und will ich abgeben, daß wir nicht die Absicht haben, uns mit dem bestehenden Bahnnetz zu begnügen, sondern nach Kräften weiterbauen werden."

Eine andere Frage ist die, ob wir unsere Kolonialbahnen richtig ausnützen. Solf kommt zu dem Resultat, daß dies nicht der Fall sei. Neu ist diese Erkenntnis höchstens im Kolonialamt, denn auch wir haben auf Grund von Beispielen schon mehr als einmal darauf hingewiesen, daß manche Bahnlinien in Afrika in erster Linie zur raschen Verzinsung des Anlagekapitals gebaut zu sein scheinen, nicht zur Entwicklung des Verkehrs. Die Beschwerden über die vielfach sinnlose Tarifpolitik verhallten aber bisher meist wirkungslos, weil Herrn Dernburg in den letzten Jahren ein schöner Etat wichtiger war, als die Entwicklung des Verkehrs. Herr Dr. Solf denkt erfreulicherweise anders: „Gewiß, eine gute Rente ist etwas schönes, und doch ist sie kein Maßstab dafür, ob die Bahn ihren Zweck erfüllt. Dafür ist die Größe des Verkehrs maßgebend. Der Verkehr ist der zuverlässigste Gradmesser für die Entwicklung des Wirtschaftslebens. Lebhafter Verkehr bedeutet blühende Wirtschaft, und der Wirtschaft zu dienen, ist die Aufgabe der Bahn. Dem Kolonialpolitiker ist es lieber, eine Bahn hat 1 Million Tonnen Güterverkehr und wirft nur 1 Prozent Rente ab, als daß sie mit 100000 Tonnen 4 Prozent Zinsen erzielt. Was an unmittelbarer Rente eingebüßt wird, wird reichlich gewonnen an der zunehmenden Entwicklung der Gesamtwirtschaft."

Das sind an sich Binsenwahrheiten und doch sind sie für uns goldene Worte, weil sie eine wertvolle Erkenntnis bedeuten, der man sich seither im Schoße der Kolonialverwaltung verschlossen hatte. Freilich dürfen wir Dernburg diesen falschen Weg nicht allzu übel nehmen, er war nicht allein daran schuld. Es gab noch zwei Faktoren, ohne die er nicht auskam: der Reichstag und das Großkapital. Dem Reichstag, dessen Mehrheit sich manchmal ein Eindringen in wirtschaftspolitische Probleme teils aus Interesselosigkeit, teils absichtlich gern erspart, war der wichtigste Gradmesser für die Entwicklung der Kolonien ein schöner Etat, für das Großkapital, das die Eisenbahnen gebaut hatte, eine rasche Verzinsung. Es scheint, daß sich die Kolonialverwaltung, die heute ja allerdings diesen Faktoren freier gegenübersteht, noch mehr emanzipieren will.

Nun zur wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien im Berichtsjahre. Sie war in den meisten Kolonien zufriedenstellend, in einigen, wie wir sehen werden, sogar überraschend gut. Die Statistik des auswärtigen Handels ist für uns der einzige zahlenmäßige Anhaltspunkt, denn der Handelsumsatz und Verbrauch in den Kolonien selbst läßt sich nicht feststellen. Der gesamte Außenhandel stieg von 229 Mill. auf 240 Mill. Mark. Davon entfielen auf die Einfuhr 142 Mill. (128 Mill. im Vorjahr), auf die Ausfuhr 98 Mill. (101 Mill. im Vorjahr). Der Rückgang der Ausfuhr ist auf die Minderung der Diamantenausfuhr in Südwest und der Phosphatausfuhr, auf die wir noch zu sprechen kommen, zurückzuführen. Da diese beiden Ausfälle aber größer sind als der Rückgang

der Gesamtausfuhr, so ergibt sich, daß im übrigen die Ausfuhr gestiegen ist. Erfreulich ist, daß auch der Anteil des Mutterlandes am Außenhandel der Kolonien wiederum gewachsen ist. Freilich ist bei den nachfolgenden Zahlen zu beachten, daß sie nicht das Ergebnis des Jahres 1912, sondern erst des Jahres 1911 darstellen. Die Statistik hinkt leider immer ein Jahr nach.

Die einzelnen Kolonien beteiligen sich an diesem Ergebnis, im Vergleich zum vorhergegangenen Berichtsjahre, wie folgt:

	1910		1911	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
Ostafrika	38,7 Mill.	20,8 Mill.	45,9 Mill.	22,5 Mill. Mark
Kamerun	25,5 „	19,9 „	29,3 „	21,2 „ „
Togo	10,8 „	7,2 „	9,6 „	9,3 „ „
Südwestafrika	44,3 „	34,7 „	45,3 „	28,6 „ „
Deutsch-Neu-Guinea	6,0 „	14,6 „	8,1 „	12,1 „ „
Samoa	3,5 „	3,6 „	4,0 „	4,3 „ „
Zusammen	128,8 Mill.	100,8 Mill.	142,2 Mill.	98,0 Mill. Mark

Von Ostafrika ist nichts besonderes zu berichten. Die Eröffnung der Kilimandscharobahn ist uns nichts Neues mehr. Immerhin zeigt die Verkehrsentwicklung auf dieser Bahn, daß in den Gebieten, wo vorzugsweise Europäer leben und arbeiten, die Aufwärtsbewegung flott vorwärts geht. Lehrreich ist in dieser Richtung ein Vergleich der Entwicklung des Außenhandels in Tanga und Dar es Salam mit ihrem verschieden gearteten Hinterland. Dort europäische Plantagen und deutsche Pflanzer, hier Eingeborenenproduktion. Man merkt den Unterschied! Nun, der Gouverneurwechsel wird mit der Zeit manches ändern. Unter dem Regime des Kosmopoliten Rechenberg, mit dem ähnlich gearteten Staatssekretär Dernburg als Rückhalt, ist der im Vergleich zwischen Dar-es-Salam und Tanga zutage tretende Entwicklungsgang in der Kolonie nicht sonderlich gefördert worden, denn deren Ideal war die Negerhandelskolonie mit möglichst wenigen Europäern. Der neue Gouverneur muß zwar auf diesem Gebiet auch noch manches zulernen, wie der oben erwähnte Versuch am untauglichen Objekt, rasch noch die Rechenbergsche Städteordnung unter Dach zu bringen, zu beweisen scheint. Wir überschätzen zwar keineswegs die Talente unserer ostafrikanischen Landsleute auf dem Gebiet der Selbstverwaltung, aber wenn schon auf diesem Gebiet ein Versuch gemacht werden soll, dann soll er auch ein wirkliches Urteil über die Fähigkeiten der weißen Bevölkerung ermöglichen!

Südwestafrika war im letzten Jahre wieder einmal das Schmerzenskind. Zwar die Farmwirtschaft hat sich, soweit dies im Wachsen des Viehbestandes zum Ausdruck kommt, gut weiterentwickelt. Aber auf dem Gebiete der Diamantengewinnung hat es, wie wir seinerzeit prophezeiten, dank der Hartnäckigkeit Dernburgs, der geringen Entschlußfähigkeit und Energie des Gouverneurs, einen üblen Rückschlag gegeben. Die Diamantenproduktion ist um fast 4 Mill. Mark zurückgegangen, weil man sich nicht rechtzeitig entschließen konnte, die der nachgerade

geringeren Ergiebigkeit der Diamantenfelder nicht mehr entsprechenden Bruttoabgaben in Nettoabgaben umzuwandeln, und lieber grundsätzlich zusah, wie ein Diamantenfeld nach dem anderen den Betrieb einstellte. Nicht nur der Fiskus der Kolonie hat dadurch einen fühlbaren Ausfall erlitten, sondern auch das Wirtschaftsleben der Kolonie infolge zahlreicher Entlassungen von Angestellten und Arbeitern, nicht zu vergessen die Diamantengesellschaften selbst. Sie mögen sich beim Gouverneur bedanken! Nach Ernennung von Dr. Solf kam Leben in die Sache und heute sind die Nettoabgaben eingeführt, rückwirkend bis zum 1. Januar 1912. — Auch der Farmwirtschaft winkt Erlösung aus ihrer Stagnation durch die kommende Kreditorganisation. Freilich bleibt für sie noch eine Lebensfrage zu lösen, an die niemand ernstlich heranwill: was wird aus dem Fleischüberschuß, den die Kolonie in absehbarer Zeit produziert? Der Respekt vor den heimischen Agrariern wirkt bis hinüber in die Kolonie. Diese betrachten das Mutterland als ihre alleinige Domäne, fremdes Fleisch darf nicht herein, auch kein deutsch-südwestafrikanisches. Wird den Herren nicht viel helfen. Auch die südwestdeutschen Farmer sind deutsche Landwirte, die im Notfall zu Hause ein Absatzgebiet beanspruchen dürfen. Wir sagen im Notfall! Denn vorläufig finden wir in der Einfuhrstatistik der Kolonie noch verschiedene Posten im Werte von zusammen 2,4 Mill. Mark für Fleisch, Fleischwaren u. dgl., also Waren, die unschwer in der Kolonie selbst hergestellt werden könnten. Technisch ist dies durchaus möglich. Mögen die Farmer schon heute anfangen, sich in der Verarbeitung ihres Fleisches in Konserven im Kleinen zu üben und dieses in der Kolonie auf den Markt zu bringen; im Genossenschaftswege kann diese Wirtschaftsform dann in gewerbliche Form übergeführt werden. Und eines Tages, wenn ein wirklicher Überschuß da ist, werden die südwestafrikanischen Fleischkonserven im Mutterlande, namentlich vom Militärfiskus, gern aufgenommen werden. Alles andere wird sich schon finden, wenn die Südwestafrikaner sich nicht von den Sendboten des Bundes der Landwirte irre machen lassen. Wie singt doch Scheffel: „Man kanns doch noch zu etwas bringen, wenn man nur herzhaftiglich drückt!“

Kamerun steht natürlich unter dem Eindruck der Neuerwerbungen. Die Lebensfrage ist hier eine reine Verkehrsfrage. Schlecht ist der Zuwachs trotz aller früheren Lamentationen der Marokko-Enthusiasten nicht. Auf alle Fälle sind die Jagdgründe der Kautschukinteressenten erheblich erweitert; im übrigen wartet alles auf neue Eisenbahnvorlagen, die ja wohl nach dem Solfschen Programm nicht lange auf sich warten lassen dürften. Einstweilen dürfte der Kautschuk aus dem neuen Gebiet die Ausfuhrstatistik verbessern und den Entschluß zur Investition von Kapitalien für Verkehrsanlagen erweitern. Für 11 Mill. Mark Kautschuk ist im verflossenen Berichtsjahre aus der Kolonie ausgeführt worden, das ist mehr als die Hälfte der ganzen Ausfuhr. Auch sonst geht es langsam aber stetig vorwärts mit Kakao, Palmöl und Palmkernen usw. Bis jetzt sind etwa 250 Kilometer Eisenbahn fertig, kann man da mehr verlangen?

In Togo hat sich der Außenhandel ganz ansehnlich gehoben, trotzdem der Einsturz der Landungsbrücke dem Verkehr nicht geringe Hindernisse bereitete. An der Steigerung der Ausfuhr war namentlich die erhöhte Produktion von Palmöl und Palmkernen beteiligt, die augenscheinlich auf die Wirkung der Eisenbahnen zurückzuführen ist. Um so mehr muß man den oben erwähnten Schrei nach der Eisenbahn für die Nordbezirke der Beachtung empfehlen.

In Neuguinea ein kleiner Rückgang des Außenhandels, hauptsächlich zurückzuführen auf den starken Rückgang der Phosphatgewinnung auf den Marschallinseln. Dieser Ausfall ist aber vorübergehend. Ungünstige Witterungsverhältnisse behinderten die Aufbereitung des Phosphats. Durch Anlage von großen Trockenschuppen wird gegenwärtig Vorsorge für gleichmäßigen Abbau getroffen.

Auf Samoa ist im Berichtsjahr der alte Oberhäuptling Mataafa gestorben. Da aber der Posten nicht wieder besetzt wurde, so hat es keine Streitigkeiten unter den Eingeborenen, also auch keine Störungen im Wirtschaftsleben gegeben. Der Außenhandel hat einen überraschenden Aufschwung genommen. Einer ansehnlichen Steigerung der Kopra- und Kakaoproduktion ist dies zu verdanken. Auch sonst geht die Plantagenwirtschaft vorwärts.

Nun noch ein paar Worte über den Kolonialetat für 1913. Viel besonderes bietet er nicht, obwohl die mancherlei Umwälzungen des letzten Jahres auch auf dem Gebiet des Kolonialhaushalts Veränderungen hätten erwarten lassen sollen. Aber vielleicht kommt das erst im nächsten Jahre. Man muß immer in Betracht ziehen, daß die Entfernungen zwischen Mutterland und Kolonien eine rasche Verständigung erschweren. Bei Aufstellung des Etats von Südwestafrika, dem der Ausfall an Diamantenabgaben recht weh getan hat, mag der Verwaltung ein wenig warm geworden sein, namentlich weil man im Reichstage schon lange ein scharfes Auge auf diesen willkommenen Angriffspunkt geworfen hat. Doch Dr. Solf ist nicht daran schuld und braucht sich darum keine grauen Haare wachsen zu lassen. Insofern hat die Kolonialverwaltung Glück. In Kamerun ist eine Vermehrung der Schutztruppe mit Recht vorgesehen, denn Neu-Kamerun ist groß und will behütet sein.

Auch gegen die Vermehrung der Polizeitruppe auf Neuguinea läßt sich nichts sagen, sie war seither ihrer Aufgabe entschieden nicht entfernt gewachsen. Der Sturm auf die Schutztruppe von Südwest ist abgeschlagen. Auf den Beschluß des Reichstags vom Mai 1912, der eine Verminderung der Schutztruppe fordert, hat der Bundesrat eine ablehnende Antwort erteilt. Er stellt sich mit Recht auf den Standpunkt, daß wir in dieser Beziehung nicht in den früheren Fehler zurückverfallen wollen. Weder Hereros noch Hottentotten haben sich mit ihrer verschlechterten Lage abgefunden und würden sich sofort empören, sobald sie sich der Truppe, die heute nicht einmal mehr zweitausend Mann beträgt, gewachsen fühlten. Für derartige Etatskunststücke kann eine gewissenhafte Verwaltung die Verantwortung nicht übernehmen. Auf diesen Etat näher einzugehen, erübrigt sich im Hinblick auf die erheblichen Veränderungen, die an

den maßgebenden Stellen und im Umfang des Verwaltungsgebiets stattgefunden haben. Im Augenblick befinden wir uns in einer Übergangszeit. Ein desto interessanteres Objekt dürfte der Etat für 1914 werden. Hoffentlich finden wir darin schon dies und jenes aus dem neuesten Programm des Staatssekretärs Solf realisiert. Ruhiges Vertrauen ohne ausschweifende Hoffnungen auf sensationelle Neuigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiete ist im Augenblick die Signatur des kolonialen Lebens. Der neue Staatssekretär hat schon eine ganze Menge geleistet und man hat das Gefühl, daß die Kolonien bei ihm in guter Hut sind und auch ohne nervöses Drängeln zu dem ihrigen kommen werden. Wenn es so weiter geht, wie im Jahre 1912, so können wir zufrieden sein.

Vaterländische Jugendschriften

Von Dr. Wilhelm Stapel in Dresden

Die Schule hat ein Jahrzehnt ums andere den redlichsten Fleiß daran gewendet, unsere Jugend zu vaterländischer Gesinnung zu erziehen. Aber niemand wird behaupten wollen, daß nun eine einzige große, stolze Liebe zum Vaterlande durch unser ganzes Volk hin erzittere als ein lebendiger Strom, daß jeder das Schicksal seines Volkes zugleich als sein eigenes deutlich erfühle. Weitesten Kreisen unseres Volkes ist das Vaterland zu einem bloßen geographischen und politischen Begriff geworden, und bereits in Millionen von Köpfen hat irgendeine Weltanschauungsdialektik auch diesem bloßen Begriff jede Berechtigung abgestritten und ihn in die Schublade geworfen, in der alle jene schönen Dinge aufbewahrt werden, die es nach der Behauptung dieser oder jener Theorie „eigentlich gar nicht gibt“. Warum hat sich die vaterländische Schulerziehung so unwirksam gezeigt? Die wesentlichste Schuld tragen wohl die Einflüsse, die das Leben neben und nach der Schule auf die Jugend ausübt. Man ist nun seit einiger Zeit am Werke, die Stöße, welche das aufkeimende Volksgefühl, das erwachende Bewußtsein vom Vaterlande in den jugendlichen Seelen zerstören, durch Gegenstöße unschädlich zu machen. Das Hauptergebnis davon stellt sich uns heute als „Jugendpflege“ dar.

Nichts ist natürlicher, als daß man bei der Suche nach den Einflüssen, die das vaterländische Empfinden unserer Jugend hinwegschwemmen, auch die Jugendschriften einer Prüfung unterzieht: sind sie von vaterländischem Geist erfüllt oder nicht? Gewiß, schon jene Kulturarbeiter, die bei ihren Bemühungen um eine echte, bodenwüchsige deutsche Kultur auch den Jugendschriften ihre Aufmerksamkeit zuwandten, haben diese Frage, als einen Teil der

ganzen Kulturfrage überhaupt, gestellt und beantwortet. Aber die besondere Bedeutung der Frage wurde in dieser Umhüllung wohl den wenigsten klar. Es mußte einmal jemand kommen, der im Zusammenhang mit all den modernen Erziehungsbestrebungen, die über die Schule hinausgehen, untersuchte, ob unsere vaterländische Jugendliteratur ihre Aufgabe erfülle, und zu zweit, ob ihr die Erfüllung durch die Kritik erschwert oder erleichtert werde.

Der Jugendschriftsteller Kotzde und sein Verleger Scholz schienen das tun zu wollen, sie veröffentlichten vor ein paar Monaten ein Heft über den „vaterländischen Gedanken in der Jugendliteratur".*) Leider ist das eigentliche Problem, das ohne eine Erörterung der Grundlagen nationaler Erziehung gar nicht fruchtbringend behandelt werden kann, in dieser Schrift kaum berührt worden. Wollte man sich mit den Hamburgern auseinandersetzen, so hätte man meines Erachtens keinen besseren Anknüpfungspunkt finden können als Wolgasts, des Hamburger Rektors, Buch „Ganze Menschen". Denn dieses Buch, dem ein völlig auf nationalem Boden stehender Ausschuß**) einen Preis zuerkannte, enthält sehr beachtenswerte grundsätzliche Ausführungen über das, worauf es auch hier schließlich ankommt. Statt dessen aber griffen Kotzde und Scholz den unter Wolgasts geistiger Leitung stehenden Hamburger Jugendschriftenausschuß, den führenden unter den mehr als hundert Jugendschriftenausschüssen deutscher Lehrer, persönlich an. Seine Mitglieder wurden verkappter sozialdemokratischer Gesinnung angeklagt, und die übrigen Ausschüsse wurden aufgefordert, die Hamburger abzuschütteln. Die betroffenen Herren bestritten aufs entschiedenste die Angaben Kotzdes und Scholzens. Nun, es gibt kaum eine widerwärtigere Art von Streit, als wenn jemandem aus allerlei Indizien eine Gesinnung nachgewiesen werden soll, die zu haben er selbst auf das entschiedenste bestreitet. Doppelt peinlich wurde der Streit in diesem Falle dadurch, daß seine beiden Urheber durch den Ausgang geschäftlich, je nachdem, geschädigt oder gefördert werden. Gewiß wird man ihnen subjektiv den guten Willen zur Sache allein zubilligen. Dennoch, der Takt gebietet, auch den Schein zu meiden. Wir würden es ja auch nicht ertragen können, wenn etwa die Firma Krupp Stimmung für einen Krieg machte, auch wenn wir selbst den Krieg aufs dringendste wünschten.

Wollte ich hier zu dem Inhalt der Streitschrift von Kotzde und Scholz Stellung nehmen, so würde man vielleicht meinen Ausführungen mißtrauen, da ich dem Arbeitsausschuß des Dürerbundes angehöre und diesem von den beiden bereits der Vorwurf gemacht worden ist, er sei in dem Streite Partei. Aber auch sachlich erübrigen sich solche Ausführungen, da die Angriffe auf die Hamburger Lehrer heute als erledigt gelten müssen. Die von Kotzde und

*) Verlag von Jos. Scholz, Mainz.

**) Mitglieder des Preisgerichts waren: Heinrich Prinz zu Schoenaich-Carolath, Dr. Graf Stanislaus zu Dohna, Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller, der Abgeordnete von Schenckendorff, Universitätsprofessor Dr. Theobald Ziegler, Stadtrat Dr. Ziehen, Professor D. Dr. Zimmer.

Scholz aufgerufenen Jugendschriftenausschüsse der deutschen Lehrer haben sich ja ausnahmslos einer Vertrauenskundgebung für die Hamburger angeschlossen und auch die von der Hamburger Oberschulbehörde veranlaßte Untersuchung hat, wie ich höre, nichts Belastendes ergeben. Sehen wir also von diesen unerquicklichen Kämpfen, die in der Tagespresse und in einigen Zeitschriften einen so starken Wiederhall fanden, ab. Wichtiger als die Frage, ob und warum Wolgast in seinem Amtszimmer ein Napoleonsbild hängen habe, ob der Lehrer Lamszus, wenn auch nicht als Mitglied, so doch als „Mitarbeiter" in „Beziehung" zu dem Hamburger Jugendschriftenausschuß stehe, ob man diesen Ausschuß für die politischen Anschauungen Scharrelmanns in Bremen mitverantwortlich machen dürfe usw., ist doch im Grunde die noch unerledigte Frage: trifft unsere Jugendliteratur eine Schuld an dem allgemeinen Schwinden vaterländischer Gesinnung? Ich möchte sie, um längere geschichtliche Erörterungen zu vermeiden und mehr die praktisch wichtige Seite hervortreten zu lassen, positiv wenden: welche Forderungen müssen wir an die Jugendliteratur stellen, damit sie zur vaterländischen Erziehung unserer Jugend beiträgt? Wir können so fragen, einmal lediglich in bezug auf den Inhalt der Bücher, zum andern aber auch im Hinblick auf die Jugend, die diese Bücher lesen soll.

Daß der vaterländische *Gedanke* in den Jugendschriften mißachtet werde, beklagten Kotzde und Scholz. Aber die Anschauung, daß es sich hier um einen „Gedanken" handle, ist irrig. Gedankliches wie etwa die Lehrsätze der Mathematik, geschichtliche und geographische Daten, lateinische Grammatik usw. kann man den Köpfen der Jugend von außen her einpflanzen. Ob sie darin bleiben und gegebenenfalls praktisch wirksam werden, ist in erster Linie Sache des Gedächtnisses. Werden sie in Zweifel gezogen, so kann man sie, wiederum von außen, beweisen oder wahrscheinlich machen oder demonstrieren. Vaterländisch ist aber niemand allein darum, weil er vielerlei von seinem Vaterlande, insbesondere vielleicht von seiner Geschichte weiß. Ein Bauer, den die seinem Könige oder seinem Volke angetane Kränkung unmittelbar zum Zorne reizt, der schweren Herzens und dennoch gern sein gewohntes Leben verläßt und sich freiwillig, im Gefühl das Rechte zu tun, dem Tode aussetzt, wie viel weniger „weiß" er doch von Vaterländischem als so mancher, der bei drohender Kriegsgefahr schleunigst die Papiere seines Vaterlandes verkauft. Jeder von beiden handelt aus einer bestimmten Gesinnung, der eine aus vaterländischer, der andere aus vaterlandsloser. Eine *Gesinnung* aber kann man niemals lediglich von außen in einen Menschen hineinpumpen. Die schönsten Gedanken und die längsten Predigten können keine „Urzeugung" einer Gesinnung hervorbringen. Sie muß im Keim bereits vorhanden sein, der Lehrer kann sie von außen her nur frei machen, nähren und entwickeln.

Die vaterländische Gesinnung nun scheint mir hauptsächlich zwei Wurzeln zu haben: den Instinkt des Volkstums und die Verflechtung des Gemütes mit der Heimat. Daß es ein unmittelbares Gefühl gibt nicht nur für das, was

unserer subjektiven Art entspricht, sondern auch dafür, was zu unserer Stammes- und Volksart gehört und was ihr fremd ist, daß es ein Gefühl gibt, welches die Volksgesamtheit in ihrer Eigenart im subjektiven Bewußtsein als ein von der übrigen Menschheit gesondertes „Wir" kennzeichnet, ist eine Tatsache, die nur der bestreiten kann, dem dieses Erlebnis fremd ist. Es handelt sich dabei keineswegs um eine Suggestion, vielmehr hält jener Instinkt auch der mißtrauischen Kritik stand. Freilich, bei vielen ist er durch andere Erlebnisse verschüttet oder unentwickelt oder nicht vorhanden. Bei anderen wieder ist er so stark, daß er, bewußt oder unbewußt, fast alle ihre Lebensäußerungen bestimmt. Zuweilen tritt er, angeregt etwa durch ein Dichterwort oder durch irgendein besonderes Erlebnis, aus dem dämmerigen Weben unserer Gefühle blitzartig als starker Affekt hervor. Dieser Instinkt ist der festeste Kitt eines Volkes. Solange er lebendig ist, bleibt ein Volk als Volk regenerationsfähig, auch trotz äußerer Knechtschaft und trotz der stärksten Verluste an Menschenzahl.

In einer gewissen Wechselwirkung mit diesem Instinkt steht die Heimatliebe. Man darf sie nicht verwechseln mit bloßer Heimatkenntnis. Nicht darauf kommt es an, daß ich alle Dinge in der Heimat mit Namen nennen und in ein wissenschaftliches oder praktisches System einordnen kann, sondern darauf, daß ich mit Denken, beschaulichem Sinnen, Fühlen, kurz mit ganzem Gemüt Natur- und Menschenleben meiner Heimat umfasse und durchdringe, so daß ihr Geist den meinigen entscheidend mitbestimmt. Darum ist ein naturnahes Leben so unschätzbar wichtig für das Erwachsen vaterländischer Gesinnung, darum ist ein vernünftig betriebenes Wandern für die vaterländische Erziehung der Großstadtjugend eine unerläßliche Notwendigkeit.

Bewußtsein des Volkstums und Heimatliebe zu entwickeln, das sind also die Grundforderungen, die wir an gute vaterländische Jugendschriften stellen müssen. Sie werden nur von wenigen unter den Tausenden der vorhandenen Bücher erfüllt. Das ist freilich verständlich genug, denn nur ein wirklicher Dichter vermag sie zu erfüllen. Es handelt sich ja um die Erweckung von geistigen Lebenskeimen, die in der Seele ruhen. Sie werden wachgerufen und zur Entfaltung gebracht nur durch einen echten Klang. Den echten Ton aber trifft nur, wer das zu erweckende Erlebnis selbst in sich ausgereift hat und die Fähigkeit besitzt, aus ihm heraus die rechte Sprache zu finden. Die große Bedeutung des Phänomens der „Echtheit" ist in weiteren Kreisen der Literaturkritik noch längst nicht genügend gewürdigt. Es kommt oft nur auf einen Wortklang, auf einen Rhythmus, auf eine eigentümliche Gefühls- oder Vorstellungsfolge an, auf Dinge, die sich äußerlich höchst unbedeutend ausnehmen, und doch, Tausende treffen das nicht und bleiben deshalb Dilettanten. Gerade diese scheinbar winzigen Differenzen bedeuten den schwierigen Schritt aus der papierenen Welt in die wirkliche, aus der Welt des toten Klanges, des Buchstabens und der Phrase in die des ursprünglich sprudelnden Lebens. Wenn einem Jungen ein echtes Dichterwort oder Dichterbuch ins Herz trifft, dann

erwacht da ein Regen und Sich-Recken, er reift zu einem Charakter. Und ist es ein vaterländisches Buch, das das schlummernde Volks- und Heimatsgefühl weckt, so wird eine vaterländische Gesinnung ersprießen, die durch keine begriffliche Dialektik umzubringen ist. Wenn aber nur irgend ein vaterländischer Schriftsteller aus Geschichte und heimatlicher Natur irgend welchen patriotischen Stoff zusammenträgt und ihn dem Jungen vorführt, so hat dieser bestenfalls eine bunte Unterhaltung, vielleicht eine aufwallende Sehnsucht: dergleichen möchtest du auch wohl einmal erleben. Aber wie bald verfliegt das wieder, wenn der Nerv der Seele nicht getroffen ist. All die so gut gemeinte patriotische Schriftstellerei ist darum im Grunde so gut wie wertlos. Wir können von der Forderung, daß auch die vaterländischen Jugendbücher Kunstwerke, daß sie echt sein müssen, nicht das geringste ablassen. Das ist keine „einseitig literarische" Forderung, kein „bloßes Ästhetentum", sondern eine Forderung praktischer Lebenserfahrung, die psychologisch wohlbegründet ist.

Die wohlmeinende patriotische Schriftstellerei, die da glaubt, es sei mit der mehr oder weniger geschickten Vorführung eines geeigneten Stoffes alles getan, schädigt unter Umständen sogar die erwachende patriotische Gesinnung. Wie wenig die „beste Absicht" vor Entgleisungen bewahrt, dafür aus Kotzdes „Stabstrompeter Kostmann", einem Buche, das in der oben erwähnten Polemik eine große Rolle spielt, ein Beispiel. Einer Anzahl Jungen werden da patriotische „Antworten" eingelernt, deren Inhalt an sich vortrefflich und ernsthaft, für diese Jungen sogar über alles Verständnis ernsthaft ist. Sie müssen die Antworten aufsagen — bei welchem Anlaß? Um einen Veteran zu besänftigen, der im Begriff war, sie wegen eines lustigen Dummen-Jungens-Streiches (dessen Motiv übrigens schon bei Schaumberger) der Polizei zu überantworten. Ein wirklicher vaterländischer Dichter würde niemals die Situation so gestaltet haben. Die Antworten sind von den Jungen nicht selbst gefunden worden, sie sprechen sie nur nach. Bitterernste patriotische Rede wird zu einer Komödie verwendet, die den Zweck hat, einer Strafe zu entrinnen! Sicherlich ist sich Kotzde der inneren Unmöglichkeit der ganzen Situation, als er sie so erzählte, nicht bewußt gewesen; eben weil er, wenigstens hier, kein Dichter war. Aber die Kritik hat die Pflicht, die Jugend vor solchen literarischen Entgleisungen in Schutz zu nehmen. Es darf sie nicht milde stimmen, daß die Erzählung patriotisch gemeint ist.

Hiermit sollen nun nicht etwa alle Maßstäbe für gute vaterländische Jugendschriften aufgestellt sein. Die wichtige Frage der Lebenswirklichkeit zum Beispiel gehört gleichfalls hierher. Aber sie würde zu weit in allgemeinere Zusammenhänge hineinführen. Genug, es ist klar, daß im Interesse einer vaterländischen Jugenderziehung eine strenge Kritik nötig ist, die alle wohlmeinende, aber dilettantische Schriftstellerei ausschaltet. Denn diese fördert die Jugend innerlich nicht, ja, sie trägt unter Umständen dazu bei, die vaterländische Gesinnung durch Züchtung einer leeren Phantastik zu verschütten.

Die zweite Frage, die im Interesse nationaler Erziehung gestellt werden muß, die aber nicht aus dem Gehalt des einzelnen Werkes allein beantwortet werden kann, ist: welche Forderungen sind an die vaterländischen Jugendschriften im Interesse der sehr verschiedenartig empfänglichen jugendlichen Leserschaft zu stellen? Daß das Buch, welches man einem Vierzehnjährigen gibt, nicht auch für einen Neunjährigen gut und nützlich zu lesen ist, erscheint jedem als selbstverständlich. Merkwürdig oft aber übersieht man, daß ein Buch, das etwa bei einem Bauernknaben vaterländische Gesinnung weckt und fördert, bei einem proletarischen Großstadtkinde noch keineswegs denselben Erfolg haben muß. Die soziologischen Unterschiede wollen nicht weniger berücksichtigt sein wie die des Alters. Man verlangt zuweilen in bester Absicht von den Lehrern, sie sollten den in sozialdemokratischer Umgebung aufwachsenden Kindern patriotische Schlachtenerzählungen oder dergleichen in die Hand geben. Wer die Verhältnisse kennt, wird über solche lebensfremde Erziehungsversuche lächeln: just das, von dem das Kind in seiner Umgebung immerfort hört, wie es karikiert, lächerlich gemacht und verabscheut wird, das bietet man ihm dar zur „Erziehung". Ein naiver Junge berauscht sich vielleicht an dem Buch, der sozialdemokratisch infizierte spottet oder ärgert sich darüber. Sollen wir, weil das so ist, einfach die sozialdemokratische Jugend verloren geben? Es bleibt doch der schönste Sieg, gerade in ihren Herzen den Funken lebendigen Vaterlandsgefühls zu erwecken, damit daraus ein Feuer werde, das die hölzernen, wirklichkeitsfremden Utopien verbrennt. Um das zu erreichen, muß eine bis ins Allerpersönlichste gehende systematische Arbeit einsetzen. Man kann nicht ein Dach ohne Fundament und Mauern in die Luft bauen. Ehe man in einem proletarischen Großstadtkind Vaterlandsliebe erwecken kann, muß man in ihm einen gesunden Boden dafür bereiten. Man muß der Neigung zum Intellektualismus, zum Spott und zu frühreifer Kritik entgegenwirken. Das kann aber nur durch solche Bücher geschehen, die ein gesundes Gefühlsleben entwickeln helfen und zugleich dem Spott und der Kritik keine Angriffspunkte bieten. Die dilettantische patriotische Jugendliteratur ist bei dieser Jugend gerade das ärgste Hindernis fruchtbarer vaterländischer Erziehung.

Wir sind von einer richtigen Verwendung unserer vaterländischen Jugendliteratur zu einer solchen Erziehung noch sehr weit entfernt. Es fehlt uns einstweilen selbst noch an Mitteilungen über praktische Erfahrungen und an ihrer klärenden Erörterung. Nachdem aber einmal der Wille sich auf vaterländische Erziehung eingestellt hat, wird das sicherlich nicht ausbleiben. Viel Verständnis, viel Behutsamkeit und viel sorgende Liebe ist nötig, um den rechten Weg zu finden: um die ernste vaterländische Jugendliteratur von der wertlosen zu sondern und sie in der Weise an die verschiedenen Schichten der Jugend heranzubringen, daß sie wirklich fruchtbar wird. Aber ist der Weg erst einmal gefunden, dann werden die Wirkungen für die Gesundung unseres völkischen Gefühlslebens nicht ausbleiben.

Die Deutschen in Rumänien

Von Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz

Als es sich anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts darum handelte, die Rechte Rumäniens an der Regelung der Schiffahrt auf der unteren Donau festzustellen, schrieb kein geringerer als Felix Dahn zugunsten des jungen Königreiches seine Streitschrift: „Eine Lanze für Rumänien“ (Leipzig 1883). Die Beweggründe, welche ihn zu diesem Schritt veranlaßt haben, faßt Dahn dahin zusammen, daß ein freies aufblühendes Rumänien eine wichtige Bastion gegen den anschwellenden Panslawismus ist. Rumänien sei eine „antislawische Schanze“, daher müsse das deutsche Volk diesem Staate Interesse entgegenbringen. Dazu kommt, daß dieses Reich unter einem Hohenzollern an Macht und Ansehen gewann. Aber es befinden sich auch an rumänischen Werten fast eine Milliarde in deutschen Händen und gewaltige Summen deutschen Geldes sind in Rumänien in allerlei Unternehmungen angelegt. Auch die gegenwärtigen Ereignisse am Balkan beweisen, daß Rumänien sich wie eine Phalanx zwischen die Südslawen und Nordslawen schiebt.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß man in Österreich und im Deutschen Reiche großes Interesse an der Entwicklung Rumäniens nimmt. Diese Teilnahme muß unbedingt noch steigen, wenn man erfährt, daß Deutsche seit etwa siebenhundert Jahren im Gebiete dieses Königreiches auftreten und hier schon im Mittelalter eine wichtige Rolle gespielt haben.

Deutsche kamen aus den benachbarten „sächsischen“ Ansiedlungen Siebenbürgens schon im dreizehnten Jahrhundert in die Walachei. Wenig später wanderten Deutsche teils aus Siebenbürgen, teils aus den deutschen Orten Galiziens auch in die Moldau ein. Vor allem waren es Kaufleute und Handwerker, ferner Bauern, die hier ihr Glück suchten; aber auch deutsche Priester, Beamte der Fürsten, Krieger, später auch Ärzte, Apotheker und Gelehrte werden öfters genannt. Diesen Einwanderern verdankten die Fürstentümer Walachei und Moldau die Anfänge des städtischen Lebens, das ganz deutschen Mustern nachgebildet war. In allen größeren Orten wurde deutsches Recht heimisch; die Handwerker waren nach deutscher Art in Zünften vereinigt; Deutsche legten die Grundlage zur Entwicklung des Handels und der Gewerbe; sie bauten Mühlen und Brauhäuser, betrieben Bergbau und verbesserten den Weinbau.

Leider ist diese verheißungsvolle deutsche Ansiedlung durch mancherlei Umstände geschädigt worden. Die beständigen Unruhen, die zahlreichen Kriege, schließlich die verderbliche türkische Oberherrschaft vernichteten in den meisten Orten das deutsche Leben. Um 1750 machten einsichtige Fürsten den Versuch, neue Ansiedler ins Land zu ziehen; aber auch diese Ansiedlungen mißglückten. Nur in Bukarest entwickelte sich eine deutsch-evangelische Gemeinde. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts setzte dann eine stärkere deutsche Einwanderung aus den benachbarten Ländern der österreichischen Monarchie ein. Schon am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts soll die Zahl der Deutschen daselbst an zehntausend betragen haben, die zum größten Teil in Bukarest wohnten. Seither nahm die Einwanderung von Deutschen in die Walachei und Moldau stetig zu; später zogen sie auch nach Serbien und Nordbulgarien. „Ärzte und Apotheker, Ingenieure und Baumeister, Fabrikanten und Maschinisten, Kaufleute und Handwerker, Erzieher und Dienstboten kamen zunächst aus Siebenbürgen, später auch aus den anderen Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie und aus Deutschland.“ Neben manchen hemmenden Momenten, insbesondere Seuchen, Kriegen und andauernder Unsicherheit, machten sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts auch manche fördernde Momente geltend. Dazu gehörte die Übernahme des Schutzes der deutsch-evangelischen Gemeinde in Bukarest durch Österreich und Preußen (1839). So kam es, daß sich unter den Förderern der Bukarester deutsch-evangelischen Gemeinde Kaiser Franz Joseph der Erste, Friedrich Wilhelm der Vierte und Kaiser Wilhelm der Erste befanden. Ebenso haben sich andere deutsch-evangelische Gemeinden unter preußischen Schutz gestellt, so Craiova (1843) und Jassy (1844). Sie schlossen sich ferner an die preußische Landeskirche an und werden daher vom Berliner Oberkirchenrat und vom Gustav-Adolf-Vereine gefördert.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Zunahme des Deutschtums war vor allem die 1886 erfolgte Wahl des deutschen Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten der sieben Jahre zuvor zum Fürstentum Rumänien vereinigten Länder. Seit seiner Thronbesteigung wurde eine überaus segensreiche Tätigkeit für die wirtschaftliche Hebung des Reiches entfaltet. Er war es, der sofort nach seinem Regierungsantritte für die Erbauung von Eisenbahnen in Rumänien eintrat. Dadurch wurden zahlreiche deutsche Beamte, Ingenieure und Handwerker ins Land gebracht. Ebenso wichtig war das Industrieförderungsgesetz von 1887, das fremdes Kapital und fremde Unternehmer, darunter vor allem Deutsche, ins Land zog. Da gerade ein Jahr zuvor der Zollkrieg zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien ausgebrochen war, der den Absatz der in Österreich-Ungarn hergestellten Industrieerzeugnisse in Rumänien vereitelte, so zogen viele Österreicher und Siebenbürger Sachsen in dieses Land und errichteten hier ihre Fabriken. So hatte der Zollkrieg, der in Siebenbürgen und in der Bukowina einen argen Niedergang des deutschen Gewerbes veranlaßt hatte, eine bedeutende Steigerung deutschen Lebens in Rumänien

hervorgerufen. Auch die Handelsbeziehungen, die sich besonders seit 1886 zwischen Rumänen und Deutschland entwickelten, veranlaßten weitere Einwanderungen deutscher Elemente. Ebenso wurden zahlreiche Deutsche durch die in den letzten Jahrzehnten erschlossenen reichen Petroleumquellen, ferner auch durch die Holzindustrie ins Land gezogen. Mit den deutschen Geldmännern, Kaufleuten, Beamten, Ingenieuren und Handwerkern kamen aber auch deutsche Priester, Lehrer, Erzieherinnen, Diener u. dgl. So entstanden in vielen Orten Rumäniens bürgerliche Niederlassungen Deutscher.

Weniger günstig lagen die Verhältnisse für bäuerliche Ansiedlungen. Einige Versuche hierzu sollen zwar schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gemacht worden sein. Nach einem Berichte der Bukowiner Landesverwaltung vom 15. Oktober 1782 wird bemerkt, daß man in der Bukowina angelangte arme deutsche Ansiedlungswerber unterstützen müsse, „weil sie sonst gezwungen wären, in die Moldau auszuwandern, wo sie als Arbeiter gerne und unter Begünstigungen aufgenommen werden und woselbst schon die Errichtung einiger deutschen Gemeinden begonnen haben soll." Nachrichten über diese Ansiedlungen fehlen. Es scheint, daß sie sich nicht entwickelt haben, weil ihnen wahrscheinlich kein Grundbesitz ins Erbeigentum überlassen wurde. Auch noch Jahrzehnte später bot sich in Rumänien für deutsche Bauern keine günstige Ansiedlungsgelegenheit dar. Als Banater Schwaben vor einem halben Jahrhundert dahin auswandern wollten, stellten die Bojaren ganz unannehmbare Bedingungen. Ebensowenig gelang es deutschen Auswanderern aus Rußland, die sich seit 1842 nach Rumänien wandten, hier festen Fuß zu fassen. Nur in Jacobsontal bei Braila siedelte sich eine kleine Zahl an. Die anderen wählten unter der Führung des „Vaters" Kühn, der noch in Deutschland (bei Gnesen) geboren war, die Dobrudscha zur neuen Heimat. Dieses südlich der Donau am Schwarzen Meere gelegene Gebiet war damals noch türkischer Besitz. Die deutschen Einwanderer ließen sich zunächst in Acpunar, einem von Türken bewohnten Dörfchen, nieder. Anfangs waren etwa zwanzig Familien dahingekommen, aber allmählich stießen noch mehrere der umherziehenden deutschen Familien zu ihnen. Später kamen andere nach, und so entstanden in der Dobrudscha zunächst unter türkischer Oberhoheit einige deutsche Kolonien. Auch als nach dem türkisch-russischen Kriege die Dobrudscha an Rumänien kam (1878), wanderten sowohl deutsche Bauern aus Rußland als aus Galizien ein. Bei der Erwerbung von Ländereien hatten auch hier die Einwanderer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; immerhin fanden sie in der Dobrudscha größere Berücksichtigung als in den altrumänischen Ländern, weil in dem völlig öden, unkultivierten Gebiete Ansiedler dringend nötig waren.

Gegenwärtig wohnen Deutsche vor allem in folgenden Orten der Walachei: Bukarest, Craiova, Turnu-Severin, Pitesti, Tirgoviste, Ploesti, Buftea, Campina, Sinaia, Busteni, Campolung, Rimic-Valcea, Targu-Jiu, Giurgiu, Galatz, Braila, Jacobsontal und Buzau. In der Dobrudscha

finden wir Deutsche in Atmagea, Catalui, Ciucurova, Cogealac, Tariverdi, Macin, Ortheakeoi, Sulina, Tulcea, Malcoci, Culelia, Fachrie, Constanza, Anatolchioi, Koschali, Copadin, Sarighiol, Caraschcula, Osmanschi, Elekoe, Osmanfak, Caramurat, Cogeali, Horoslar, Sofular, Alacap und Mamusli, in der Moldau in Jassy, Bakau, Fontaneli, Buhusi, Piatra, Roman, Pascani, Falticeni, Botosani, Dorohoiu, Marasesti und Focsani.

Die Abstammung der in Rumänien angesiedelten Deutschen ist ebenso mannigfaltig wie in den anderen Karpathenländern. Unter den Vertretern der bürgerlichen und gelehrten Berufe gibt es Deutsche aus Österreich-Ungarn, Deutschland und der Schweiz. Von den deutschen Bauern in der Dobrudscha rührt ein kleiner Teil aus den schwäbischen Ansiedlungen in Galizien her, die Mehrzahl ist aus den deutschen Kolonien Rußlands eingewandert. Ihrer Abstammung nach sind diese Deutsche teils Norddeutsche, teils Schwaben. Sie waren aus Ostpreußen und Posen, ferner aus Südwestdeutschland (Pfalz, Schwaben) am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach Südrußland gewandert und hatten von der Kaiserin Katharina der Zweiten und dem Kaiser Alexander dem Ersten mancherlei Freiheiten erhalten. Trotzdem die Ansiedlungen aufblühten, griffen viele von ihren Insassen zum Wanderstab, teils weil ihre Vorrechte allmählich geschmälert wurden, teils aus Wanderlust; viele beseelte der Wunsch, ihre Verhältnisse noch günstiger zu gestalten. Adam Kühn, der schon oben genannte Patriarch der deutschen Bauern in der Dobrudscha, sagte einst zu seinem Pastor: „Herr Pastor, wenn der deutsche Mensch einmal gewandert ist, so hat er nirgends mehr lange Ruhe. Wir Deutschen sind so: wenn wir Brot haben, dann wollen wir Semmel haben." So waren diese Deutschen nach mancher Irrfahrt in ihre jetzigen Ansiedlungen in der Dobrudscha gekommen. Ihre heimatliche Sprache haben sie bisher bewahrt. Die Bewohner von Atmagea und Anatolchioi sprechen z. B. plattdeutsch, während jene in Tariverdi sich der schwäbischen Mundart bedienen. Und wenn man hört, daß der einzige Luxus, den sich die Hausfrau im deutschen Kolonistenhause gestattet, ihre hochauf getürmten Betten mit vielen großen und kleinen Kissen und weißen Gardinen sind, so genügt dies allein schon, die deutsche Herkunft zu bestätigen.

Die Zahl der Deutschen in Rumänien läßt sich nicht ganz genau feststellen. In den Städten dürften fünfundvierzig bis fünfzigtausend wohnen; die Zahl der deutschen Landbevölkerung in der Dobrudscha soll sechstausendfünfhundert betragen. Außerdem wohnt aber noch zerstreut im Lande eine gewiß ansehnliche Zahl deutscher Müller, Maschinisten, Gutsverwalter u. dgl. Die Anzahl der evangelischen Deutschen wird auf etwa fünfundzwanzigtausend geschätzt; jene der katholischen würde also etwas größer anzunehmen sein.

Von hervorragender Bedeutung war die deutsche Ansiedlung in Rumänien für die Kulturentwicklung. Auf die ländlichen Verhältnisse kann zwar dieser Einfluß kein bedeutender sein, weil deutsche Bauernansiedlungen nur in der Dobrudscha in

beachtenswertem Umfange stattfanden und auch hier erst seit wenigen Jahrzehnten bestehen. Und doch wären deutsche Musterdörfer für Rumänien überaus nötig. Denn noch heute ist das rumänische Bauernhaus sehr primitiv; die rumänische Bäuerin bäckt noch immer gewisse Fladen unter der primitiven Backglocke oder auf vorher erhitzten Steinen; Ställe für den Winteraufenthalt des Viehs fehlen, so daß das Kleinvieh gegen das rauhe Wetter im Hause selbst Unterschlupf suchen muß; das Düngen der Felder ist dem Bauer so gut wie unbekannt; seine Ernte verdankt er der Fruchtbarkeit des Bodens, der er höchstens durch Brache nachhilft; von Klee- und Gemüseland ist kaum eine Spur zu finden. Auch die Viehzucht läßt viel zu wünschen übrig; Pferde und Rinder von gutem Schlag sind selten, die Wartung ist schlecht, die Milchwirtschaft unentwickelt. Auf die Hebung der Landwirtschaft auf den Gutshöfen haben deutsche Verwalter unstreitig Einfluß gewonnen; die ersten Göpel- und Dampfdreschmaschinen wurden um 1860 von Deutschen in Verwendung gebracht. Ein fördernder Einfluß der deutschen Bauern in der Dobrudscha auf die aus Bulgaren, Rumänen, Türken und Tataren bestehende Bevölkerung wird schon jetzt festgestellt. Ihre Häuser zeichnen sich durch größere Sauberkeit aus; trotz ihrer einfachen Bauart und schlichten inneren Einrichtung müssen sie gegenüber den Hütten und Erdhöhlen der einheimischen Bevölkerung als anstrebenswerte Muster erscheinen. Ihr Fleiß und ihre bessere Wirtschaft findet schon darin ihren Ausdruck, daß viele von ihnen als arme Knechte und Mägde einwanderten, nach zwei Jahrzehnten aber schon trotz der rechtlosen Zuständen, der Bedrückung durch die türkischen Beamten und räuberischen Überfällen wohlhabend waren.

Ganz hervorragend ist der deutsche Einfluß auf die Entwicklung der städtischen Kultur in Rumänien. Die moderne Entwicklung der rumänischen Städte ist zum großen Teil ein Werk der Deutschen. Nach übereinstimmenden Nachrichten boten diese Städte, Bukarest und Jassy nicht ausgenommen, noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein jämmerliches Bild; es waren orientalische Orte mit engen, krummen Gassen; Erdhütten standen inmitten der Häuser; auf den Wegen erstickte man entweder im Staub oder man blieb im Schmutz stecken. Von Jassy wird ausdrücklich berichtet (1848), daß die „Deutschen und Juden erst vor kurzem angefangen haben, einige städtische und mehr zusammenhängende Häuser zu bauen, wodurch manche Straßen endlich zeigen, daß vielleicht aus diesem Chaos einst eine Stadt werden könnte". In Bukarest stellte der Österreicher Freywald 1824 bis 1826 die Straßenpflasterung her; Ernst Meyer aus Sachsen entwarf 1824 den ersten Plan zur Rohrwasserleitung; der Wiener Brenner errichtete 1828/29 das erste Hotel mit einer Gartenanlage und der Major von Brotzin, ein Deutscher, vermaß etwas später wohl zum erstenmal die Ausdehnung der Stadt, als es sich um die Ausgestaltung des Straßennetzes und der Wasserleitung handelte. Erwähnt sei auch, daß in Bukarest eine Reihe der hervorragendsten Bauten von deutschen Meistern, wie Gotterau, Heft, Sperl, Dombaumeister Schmidt aus Wien und anderen errichtet wurden.

Die ordentlichen Handwerker und bedeutenderen Gewerbetreibenden waren fast ausschließlich deutsch. Schon am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zählten die deutschen Handwerker zu den „vorzüglichsten Klassen" der Bewohner von Bukarest; ebenso war es in Jassy und wohl auch in den anderen größeren Orten. Anfangs kamen die deutschen Handwerker wie in früherer Zeit vor allem aus Siebenbürgen, dann aber auch aus entfernteren deutschen Ländern. In Bukarest werden schon 1784 deutsche Handwerker erwähnt. Zu den in den Städten seither vertretenen deutschen Gewerbetreibenden zählten: Uhrmacher, Goldarbeiter, Baumeister und Bauleute, Tischler, Schlosser, Schmiede, Kupferschmiede, Stellmacher (Wagner), Hutmacher usw. Leider verfielen viele von diesen Handwerkern infolge des leichten Verdienstes und des billigen Weines in Trägheit und Trunksucht. Das Bierbrauen wurde wie in früheren Jahrhunderten auch jetzt von Deutschen gefördert. Es sei auch erwähnt, daß in Bukarest schon in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Deutsche fabrikmäßig Hüte und Musikinstrumente erzeugten. Die Tuchfabrik eines Bojaren in Trunov bei Bukarest wurde von deutschen Arbeitern betrieben. Auch gab es schon damals in Bukarest die Badeanstalt eines Warmberg. Zu den Buchhändlern in Bukarest und Jassy zählten mehrere Deutsche; sie führten schon um 1830 zahlreiche deutsche Werke ein. Auch deutsche Schulbücher, ferner Zeitungen (besonders Wiener und Frankfurter) wurden bezogen. Ebenso zählten Deutsche zu den bedeutenden Buchdruckern und Verlegern. Auch die wichtigsten neueren Fabriken, die Sägeindustrie und vor allem die Petroleumgewinnung befinden sich zum großen Teile in deutschen Händen. Um die Hebung der letzteren haben sich nach mehrfachen finanziellen Niederlagen anderer Nationen besonders die Deutschen verdient gemacht. Ihnen ist zu verdanken, daß Rumäniens Erdölgebiet heute mit demselben Nachdruck ausgebeutet wird, wie die russischen und amerikanischen Erdölgebiete. Die Deutschen haben in der rumänischen Petroleumindustrie über 100 Millionen Lei (Francs) angelegt; die deutsche Gesellschaft Steaua Romana, zu der die Deutsche Bank in Berlin und der Wiener Bankverein gehören, besitzt allein ein Betriebskapital von 50 Millionen Lei. Mehr als die Hälfte der Erdölindustrie Rumäniens ist in deutschen Händen. Das deutsche Großkapital beherrscht den rumänischen Geldmarkt; etwa eine Milliarde rumänischer Werte befindet sich in deutschem Besitz. Die erste rumänische Eisenbahn (vor 1870) wurde von Strousberg erbaut, das Post- und Telegraphenwesen von Deutschen eingerichtet. Die Rumänen nehmen an industriellen Unternehmungen erst in den letzten Jahrzehnten regeren Anteil, seitdem sie durch besondere Gesetze außerordentlich begünstigt werden. Erwähnt sei noch, daß die Zahl der deutschen Kaufleute in Rumänien seit dem achtzehnten Jahrhundert keine große ist; sie haben in dieser Periode niemals jene Bedeutung erlangt, die sie in früheren Jahrhunderten besessen hatten.

Überaus groß war auch der Einfluß der Deutschen auf die geistige Kultur. Vor allem muß der deutsche Fürst genannt werden, der für die kulturelle Ent-

wicklung Rumäniens in den letzten Jahrzehnten maßgebenden Einfluß übte. Auch unter den rumänischen höheren Beamten gab es Männer deutscher Herkunft, wie den Finanzminister A. Steege. Deutsch waren und sind eine Reihe hervorragender Ärzte; ähnliches gilt von den Apothekern. Der 1833 in Bukarest errichteten Naturforschenden Gesellschaft gehörten vor allem Deutsche an. In ihrem Auftrage hat der Botaniker Edel die Moldau bereist und ein Herbarium von vierzehnhundert Pflanzen zustande gebracht. Eine Mineraliensammlung aus der Moldau wurde durch den Bergbeamten Lisel hergestellt. Die astronomische Gradmessung hat erst vor kurzem Geheimrat Albrecht aus Potsdam durchgeführt. Die rumänische Geschichte ist vielfach von Deutschen gefördert worden. Zu den rumänischen Dichtern zählen mehrere Deutsche, allen voran die Königin selbst, die unter dem Dichternamen Carmen Silva allgemein bekannt ist. Ebenso wurde die Musik, Malerei, Bildhauerei und Baukunst in Rumänien durch Deutsche gefördert. Unzählige Namen müßten hier angeführt werden. Auch die Anfänge des Theaters waren deutsch. Um 1790 kam infolge einer Einladung eine kleine Schauspielgesellschaft aus Kronstadt (Siebenbürgen) ins Hauptquartier des Prinzen von Koburg, das er während des türkischen Krieges in Bukarest aufgeschlagen hatte. Im neunzehnten Jahrhundert wurden in Bukarest und Jassy oft deutsche Opern und Schauspiele aufgeführt. In Bukarest bildet sich von Zeit zu Zeit ein Liebhabertheater. Auch jetzt kommen nach Bukarest deutsche Operetten- und Schauspieltruppen, meist aus Wien. Zahlreiche deutsche dramatische Dichtungen werden ins Rumänische übersetzt.

Deutsche Bildung macht ihren Einfluß aber auch sonst geltend. Vor 1848 durften die rumänischen Zeitungen nach den Zensurvorschriften ihre Nachrichten nur russischen und österreichischen Blättern entnehmen; unter letzteren kamen vor allem deutsche in Betracht. Auf die Einfuhr deutscher Zeitungen und Bücher ist schon oben hingewiesen worden. Deutsche Bücher wurden schon um 1830 übersetzt, und zwar sowohl Dichtungen als auch Schulbücher und gemeinnützige Schriften. Die Übersetzungen besorgten teils Deutsche, teils Rumänen. Auch walachisch-deutsche Briefsteller und Gesprächsbücher wurden schon damals herausgegeben. Das Festspiel zur Thronbesteigung des walachischen Fürsten Bobescu erschien in deutscher und rumänischer Sprache; gedichtet hat es C. Schweder, in Musik setzte es J. Wachmann, verlegt wurde es bei Walbaum (1843). Für das Gymnasium in Bukarest wurden schon vor 1848 Lehrer an der Berliner Universität ausgebildet; das Gymnasium in Craiova stand damals unter einem in Deutschland gebildeten Lehrer. Junge Männer, die höhere Bildung erlangen wollten, zogen überhaupt an deutsche Schulen des Auslands. Seit dem achtzehnten Jahrhundert können wir eine Reihe hervorragender Männer nachweisen, die auf österreichischen und reichsdeutschen Universitäten ihre Bildung erworben haben. Der früher herrschende französische Einfluß wird immer mehr durch den deutschen ersetzt: an vielen Schulen wird deutsch gelehrt, die Erziehung der Kinder durch deutsche Lehrer und Lehrerinnen ist in wohlhabenden Familien

sehr häufig; in Bukarest werden die Kinder der höheren Gesellschaft in die deutsch-evangelische Schule geschickt; die Zahl der an auswärtigen deutschen Schulen studierenden jungen Leute steigert sich von Jahr zu Jahr; die Nachfrage nach deutschen Büchern ist lebhafter geworden, ebenso wächst die Zahl der Übersetzungen aus dem Deutschen rasch an. Rumänische Gelehrte befassen sich in der letzten Zeit mit den deutschen Kultureinflüssen auf die rumänische Sprache. Einer von ihnen, S. Mândrescu, erhielt die von der Bukarester Universität neu errichtete Kanzel für deutsche Sprache (1906).

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Deutschen an der Kultivierung Rumäniens einen Löwenanteil haben; überall tritt der Einfluß deutscher Arbeit und Bildung zutage. Es erübrigt noch, einiges über die völkische Lage des Deutschtums in Rumänien zu sagen.

Ein verläßlicher Gewährsmann, der preußische Generalkonsul der Moldau und Walachei, Neigebaur, hebt 1848 hervor, daß die deutsche Nationalität in diesen Ländern sich sehr gut erhält: „Unter den jetzt Lebenden gibt es Individuen, die in der dritten, auch wohl in der vierten Generation von Eingewanderten abstammen und noch ebenso deutsch sind, als ob sie jetzt erst aus dem Mutterlande kämen, wenn sie gleich die Landessprache vollkommen fertig sprechen." Als Ursache für diese Erscheinung bezeichnet Neigebaur die höhere Bildung der Deutschen und das verschiedene Glaubensbekenntnis. Die Deutschen bildeten untereinander „Gesellschaften, die mit den Walachen in beinahe gar keiner Berührung stehen und Verheiratungen mit Individuen griechischer Konfession haben religiöse Schwierigkeiten". Die Deutschen besuchten im Sommer öffentliche Gärten, wo Deutsche die Wirtschaften führten; im Winter veranstalteten sie deutsche Bälle, zu denen selbst Bojaren nur ausnahmsweise Zutritt erhielten. Die Deutschen wahrten ihr Volkstum vor allem durch Abschluß gegen die Rumänen, ganz ähnlich wie es die Siebenbürger Sachsen allzeit gemacht haben. In neuerer Zeit haben sich aber die Verhältnisse geändert. Jene Schranken sind zum Teil gefallen, Mischehen sind nicht selten und der kosmopolitische Zug führt die Deutschen häufig zur Entnationalisierung. Nach der Beobachtung des Bukarester Pfarrers Honigberger gehen die Deutschen gegenwärtig in vielen Fällen schon in der zweiten oder dritten Generation im Rumänentum auf. Besonders rasch erfolgt die Entnationalisierung der zahlreichen eingewanderten deutschen Arbeiter, Diener u. dgl.

Wie ist es nun mit den Schutzmitteln der Deutschen gegen die Entnationalisierung bestellt? Vor allen haben sie zu allen Zeiten ihr eigenes Schulwesen gepflegt. In Bukarest kann man deutsche Lehrer schon seit etwa 1760 nachweisen. Gegenwärtig bestehen etwa vierzig teils von der evangelischen, teils von der katholischen Kirche erhaltene Schulen. In Bukarest besitzt die evangelische deutsche Gemeinde eine Oberrealschule, eine Handelsschule und eine höhere Mädchenschule mit Handelsklassen. Die Organisation der beiden erstgenannten ist derart, daß ihre Zeugnisse in Österreich und Deutschland An-

erkennung finden. Früher sorgten für die deutsche Bildung gute deutsche Privatschulen. Die Deutschen in Rumänien besitzen ferner seit 1845 deutsche Zeitungen; die älteste war die Bukarester deutsche Zeitung. Heute bestehen das Bukarester Tagblatt, der Rumänische Lloyd und das Bukarester Gemeindeblatt. Das deutsche Vereinswesen entwickelte sich besonders in Bukarest sehr rege. Genannt seien: die Vereinigung der Reichsdeutschen, der Verein der Siebenbürger Sachsen, die österreichisch-ungarische Landmannschaft und der Verein der Schweizer. Sehr bedeutend ist die 1852 begründete Bukarester Liedertafel. Ferner sind anzuführen: der deutsche Turnverein, der Volksbildungsverein, der Krankenunterstützungs- und Begräbniskassenverein Germania, der Deutsche Unterstützungsverein, der Verein Anker und der Österreichisch-ungarische Hilfsverein. Außerhalb Bukarests ist bisher wenig von deutscher Vereinsarbeit zu bemerken. Vor etwa fünfzehn Jahren haben die Deutschen in Bakau und Umgegend einen deutschen Verein begründet.

Der Zusammenschluß aller Deutschen Rumäniens zu einem allgemeinen deutschen Schutzvereine ist noch nicht erfolgt. Es mag dies seine Erklärung darin finden, daß die deutsche Kulturarbeit sich lange Zeit ungestört entwickeln konnte und es an wohlwollender Anerkennung ihres Nutzens bei einsichtigen Rumänen auch gegenwärtig nicht fehlt. Es mehren sich aber die Zeichen, daß auch in Rumänien diese günstigen Verhältnisse schwinden. Die Fremden in Rumänien sind vom ganzen öffentlichen Leben ausgeschlossen; der staatsbürgerliche Anschluß wird ihnen sehr schwer gemacht. Sie können sich weder am politischen Leben beteiligen, noch in der städtischen Verwaltung betätigen. Durch besondere gesetzliche Bestimmungen von 1902 werden die Rumänen vor fremden Handwerkern bei allen Lieferungen an den Staat und die Gemeinden vorgezogen. Zu Beginn 1910 brachte der neue Industrieminister Orleanu ein Gewerbegesetz ein, wonach das von Fabrikanten verwendete fremde Personal nicht mehr als 25 Prozent von der Gesamtzahl der Angestellten betragen dürfe. Wäre dieses Gesetz angenommen worden, so hätten die Ausländer in Rumänien nichts mehr zu tun und alle von den Deutschen errichteten Unternehmungen wären in rumänische Hände gelangt. Dazu kommt, daß die Konkurrenz der Juden, z. B. in Jassy, die deutschen Handwerker und Kaufleute fast gänzlich verdrängt hat. Den bäuerlichen Ansiedlern in der Dobrudscha werden die Versprechungen zum Teil nicht gehalten, so daß große Erbitterung herrscht und zahlreiche Auswanderungen nach Amerika stattfinden. Die deutschen Privatschulen in der Dobrudscha sind durch rumänische Staatsschulen ersetzt worden, in denen der deutsche Unterricht auf ein völlig unzureichendes Mindestmaß eingeschränkt wurde. Der neue Unterrichtsminister Haret sucht in neuerer Zeit den Besuch der evangelisch-deutschen Schule in Bukarest und anderer Privatschulen durch Ausnahmebestimmungen zu stören, so daß die deutsche Schutzmacht einschreiten mußte. Dazu erschallt in den letzten Jahren der Alarm, daß Bukarest germanisiert werde. Ein Professor der dortigen Universität, der seine deutsch geschriebenen

historischen Werke in Deuschland erscheinen läßt, steht an der Spitze dieser Bewegung. Nicht nur durch seine Schriften beweist er seine deutschfeindliche Gesinnung, sondern er trägt auch die Agitation auf die Gasse, indem er z. B. Vorträge der deutschen Liedertafel durch Lärmen stört.

Alle diese Erscheinungen beweisen, daß die Stellung des Deutschtums in Rumänien von nationalen Heißspornen gefährdet wird. Noch darf man aber hoffen, daß die bessere Überzeugung, Rumänien sei nicht so weit, als daß es der deutschen Kulturarbeit entbehren könnte, den Sieg davon tragen wird. Ohne Anschluß an die Deutschen wird aber Rumänien überhaupt der slawischen Hochflut nicht widerstehen können. Und anderseits hat das Deutschtum an Rumänien deshalb besonderes Interesse, weil es eine Bastion gegen den anschwellenden Panslawismus ist. Die Interessen sind also gegenseitig; das sollte zu ihrer Stärkung beitragen. Für jeden Fall müssen die Deutschen Rumäniens sich einigen und Anschluß an die anderen Karpathendeutschen suchen; und das große deutsche Volk muß mehr als bisher die Schicksale seiner Vorposten im Karpathenlande ins Auge fassen.*)

Eine These Lassalles

Von Dr. Franz Eißler in Berlin

Politik ist, nach dem Ausspruch Lassalles, aktuelle Wirksamkeit, ist die Fähigkeit, durch das gesprochene Wort die Energien des eigenen Ichs auf andere überzuleiten, in fremden Herzen Sehnsucht und Wunsch zu wecken oder zum klaren Bewußtsein zu bringen. Der geniale Politiker wird mit intuitiver Sicherheit Wünsche erraten, die stark genug sind, sich die Zukunft zu erobern. Er wird nicht immer die treffendsten Argumente finden, ja, er wird sich nicht scheuen, der Logik Gewalt anzutun, denn er spricht zum Herzen und nicht zum Verstande des Menschen, und die Kunst der Überzeugung wird ihm oft zur Kunst der Überredung. Das macht aber die Zweideutigkeit der Politik, und läßt sie dem reinen Denker, der die Janusköpfigkeit des Lebens nicht vergessen kann, leicht anrüchig erscheinen; doch die Männer der Tat haben sich vor dem Zweifel zu hüten.

*) Näheres über diesen Gegenstand findet sich bei Kaindl, „Studien zur Geschichte des Deutschen Rechts in Ungarn und seinen Nebenländern". (Wien 1908), „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" II. (Gotha 1907), „Zur Statistik der Deutschen in Rumänien" (Deutsche Erde 1912, S. 123 f.).

In der Prägung von Schlagworten, um die die Gefühle des Proletariers sich ranken konnten, war Lassalle unübertroffener Meister, und es ist kaum ein Einwand gegen ihn als Politiker, wenn die Zeit das eherne Lohngesetz als wächsern erwies. Und doch scheint mir eine Stelle seines Arbeiterprogramms, die niemals im Vordergrunde der Erörterungen stand, einer Zurückweisung heute noch wert, weil sie vielleicht wie keine andere den klaffenden Gegensatz sozialdemokratischer und liberaler Lebensanschauung beleuchtet.

Mit blendendster Rhetorik wollte Lassalle das Schicksal des vierten Standes zum Schicksal der Menschheit erheben, und es wuchs ihm die Größe seiner Mission, indem er jene adelte, über die er „Heerschau" hielt. Längst hat der feine Witz der Weltgeschichte seine Früchte getragen, der einen Autokraten die Arbeiterbewegung in die Wege leiten ließ. Denn ein Autokrat war der Mann, von dem Bismarck sagte, er wisse nicht, ob an der Spitze des geeinten Deutschlands die Dynastie Hohenzollern oder die Dynastie Lassalle stehen werde.

Seinem Ehrgeiz konnte es nicht genügen, eine Partei zu schaffen, die Männer, die sich zu ihm bekannten, mußten auch dessen würdig sein, und so hat er denn mit unvergleichlicher Kraft das Selbstbewußtsein des Arbeiters aufgerüttelt. „Dieser vierte Stand ist . . . . gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. Seine Sache ist daher in Wahrheit die Sache der gesamten Menschheit, seine Freiheit ist die Freiheit der Menschheit selbst, seine Herrschaft ist die Herrschaft aller. . . ." „Sie sind in der glücklichen Lage, daß dasjenige, was Ihr wahres persönliches Interesse bildet, zusammenfällt mit dem zuckenden Pulsschlag der Geschichte."

Diese Worte haben ihre Schuldigkeit getan.

„Mann der Arbeit, aufgewacht,
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will."

Der Arbeiter ist sich seines Werts bewußt geworden, ja, mehr als das, er hat es auch gelernt, ihn zu überschätzen. Noch hat jede politische Partei, die zur Macht drängte, sich als Repräsentantin der Gesamtheit betrachtet, aber keine mit weniger Recht, als das Proletariat.

Es ist das Schicksal, vielleicht auch die Tragödie des menschlichen Geistes, keine Ruhe zu finden; wenn wir ein Ziel erreicht haben, müssen wir uns ein neues stecken, und die Freude des Eroberns ist stets größer als die Freude des Besitzens. In Schopenhauers Hauptwerk finden wir die Höllenfahrt (Apotheose?) des Willens, seine ewige Jagd nach dem Unerreichbaren, die schon der heilige Augustin erkannte, der in allen Zuständen der Seele nur „voluntates" sah.

Aus dieser Beschaffenheit unseres Willens, in die Schopenhauer das tiefste Leid, Nietzsche aber die höchste Lust hineininterpretierte, erklärt sich die fast mystische Weihe, die auf allem Zukünftigen als dem noch nicht Erreichten liegt, und die Überlegenheit der geistigen Werte über die materiellen, diese im Ge-

brauche sich abnutzend, jene stets neue Kräfte ansaugend und voll wunderbarer Fernwirkung.

Die Schöpfer der geistigen Werte sind die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, ihnen freie Bahn schaffen, heißt der Menschheit die Freiheit schenken, sie sind es wirklich, die in der ausnehmend günstigen Lage sind, daß sich ihre Interessen mit denen der Menschheit decken. Die liberale Idee der Freiheit, eines Titanengeschlechtes würdig, hat die moralische Kraft des Menschen überschätzt, jene Idee, die im Reiche des Geistigen nicht streng genug verfochten werden konnte, mußte zu einem engherzigen Egoismus ausarten, als sie zum ökonomischen Prinzip herabsank. Das liberale Pflichtbewußtsein war zu schwach gegenüber den Lockungen der Privilegien, man überhörte geflissentlich die Stimme des Elends. Hier setzt das Jongleurstück des Sozialdemokraten ein: was die Pflicht der Besitzenden wäre, soll nun zum Recht der Besitzlosen werden. Ganz als ob von Staats wegen die Amputation eines Gliedes verordnet würde, weil es Krüppel gibt.

Die Maschine setzt den Arbeiter frei; im Marxschen Sinne heißt das, sie wirft ihn der Bestie Kapital zum Fraße vor, von der freieren Warte des Liberalismus aus gesehen, befreit sie immer mehr Menschen von mechanischer Arbeit, die Qualität der Arbeit wird menschlicher, weil geistiger. Gewiß, das Proletariat ist das Schmerzenskind unserer Zeit. Die sozialdemokratische Heilmethode aber gleicht der Weisheit eines Arztes, der einen Hirntumor heilen wollte, indem er das Gehirn exstirpiert, der Patient wird aber wenn er nicht stirbt leider ein Idiot sein. Dem Boden der Privatwirtschaft entsprangen die Auswüchse des Kapitalismus: also fort mit der Privatwirtschaft.

Die Privatwirtschaft des freien Bürgers, die dem Zwang der Zünfte ein Ende bereitet hatte, war nur der soziale Reflex der geistigen Freiheit, die sich die Besten erkämpft hatten. Die geistige Vormundschaft der Kirche, die soziale Vormundschaft der Zünfte, sie fanden zu gleicher Zeit ihr Ende, als das Individuum sich der eigenen Kraft bewußt geworden war. Die Beseitigung der Privatwirtschaft bedeutet darum einen Angriff gegen die Wurzeln jenes gesunden Individualismus, dessen kein starkes Volk entbehren kann.

Die Struktur des sozialen Lebens hat so gefügt zu sein, daß sie der Entfaltung der Besten angepaßt ist und deren Pflicht wird es sein, den Bedrängten beizustehen. Wenn der Liberalismus sich dieser beiden Teile seiner Aufgabe wieder voll bewußt werden wird, dann muß er sich, unbekümmert um rechts und links, stark in Liebe, aber wenn es die Stunde fordert, auch stark im Hasse die Zukunft erobern.

Briefe aus Trebeldorf

Von Karl Krickeberg

(Fünfte Fortsetzung)

Trebeldorf, den 28. Dezember 19 . .

Lieber Cunz,

Pipenklub! Weihnachtsball! — Welche zauberischen Klänge! Welch Geschiebe, welch Gedränge!

Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß Trebeldorf aus Veranlassung dieses Festes so auf den Kopf gestellt sein könnte. Natürlich waren Einladungen ergangen auf die benachbarten Güter und durch die Stadt hindurch, aber doch, wie sich versteht, mit weiser Vorsicht, auf daß kein Minderwertiger die geweihte Halle verunziere. Sie waren alle, alle gekommen. Es ist eben höchste Ehre, in diesen Kreis der Auserlesenen gerufen zu werden.

Brechend voll war es, und wenn schließlich, als schon der dämmernde Tag sein Haupt erhob, die ausgelassenste Lustigkeit herrschte, so darf ich einen Teil davon auf meine Rechnung setzen.

Ein Verärgerter oder Enttäuschter, ein Verzweifelter kann unter Umständen, wenn es ihn plötzlich befällt, die unbändigste Fröhlichkeit entwickeln und rings um sich herum alles damit anstecken. Wir nennen das Galgenhumor. Das war mein Fall, denn, offen gestanden, ich hatte es doch nicht verwinden können, daß ich in diesen Tagen Dich entbehren und statt dessen mich in den Trubel stürzen sollte.

Mit trüben Gedanken betrat ich das Haus. Auf den engen Fluren standen in Gruppen die Tänzer, deren nicht allzuviele waren, und machten ihre mehr oder minder witzigen Bemerkungen über die Damen, die durch ihre Reihen hindurchpassieren mußten. Mich belegte sofort der Tierarzt mit Beschlag. Er tatzte auf meine Schulter, daß ich schier zusammenknickte und bezeichnete mich in seiner breiten Art als „die glänzendste Nummer", die „Hauptattraktion" des Abends. Schon das verdroß mich.

Als ich dann in den Saal trat, wurde meine Stimmung nicht gehobener dadurch, daß ich alle Blicke sich auf mich vereinigen sah. — An den Wänden, die in einem häßlichen Berliner Blau gehalten sind, glänzten in dichten Reihen unter ihren Mamas in Weiß, Rot, Gelb, in Wolle, Musselin und Seide gehüllt

die Jungfräulein Trebeldorfs, einige wenige kühn herausfordernd, die meisten mit züchtig gesenkten Augen der großen Freude harrend, die da kommen sollte.

Der Saal war kreuz und quer durchzogen mit bunten Papiergirlanden, mit Fähnchen und Sprüchen, die daran baumelten, phantastisch aufgedonnert, und von der einen Längsseite her, dem Eingange gegenüber, ließ ein riesiger Weihnachtsbaum, mit vielem Flitterwerk behängt, sein Licht verheißungsvoll durch den überheizten Raum fluten.

Eine Jubelouvertüre, aus vier Blechinstrumenten entsetzlich getutet und von drei Geigen und einem Brummbaß noch nervenzerreißender gefiedelt unter der Bumbumbegleitung eines schlaff gespannten, aber wirksam bearbeiteten Paukenfells, leitete die erhebende Feier ein.

Seine Korpulenz riß mich, so gut es in der Hast noch gehen wollte, mit sich fort zu einigen der Damen, stellte mich vor und machte dazu jedesmal irgendeine unangebrachte Bemerkung. Die Mütter reichten mir alle sofort die Hand in Wohlwollen und sprachen ihre Freude darüber aus, daß ich ihnen die Ehre gäbe.

Schmetternd rief ein Signal zum Antreten für die Polonäse. Ich stürzte aufs Geratewohl auf irgendeinen Punkt der Wand los, der ich gerade zugewendet stand, und erwischte Veronika Pümpel, des Herrn Rendanten dralles Töchterlein. Sie ist wenig über drei Schuhe hoch, hats aber dafür im Umfange. Alles ist rund an ihr. Zwischen den zwei Wänglein, über die eine rosenrote Haut zum Platzen straff gespannt ist, lugt keck die kleine Regennase in die Luft, und kaum ist in dem kugeligen Gesichtchen Platz genug für die zwei pechschwarzen munteren Augen.

Aus diesen Augen blitzte sie mich an in heimlicher Freude, als wollte sie sagen: „Du bist der Rechte. Auf Dich warte ich schon, ach Gott, wie lange! Wie danke ich Dir, daß Du sogleich zu mir kommst und mich so sichtbarlich erhöhst vor allen anderen.“

Die Unterhaltung freilich floß spärlich tröpfelnd wie aus einer verstopften Brunnenröhre. Ich gab mir die redlichste Mühe, aber sie kam bei all meinem Geschwätze und auf alle meine Fragen mit ihren Antworten über ein schüchtern gehauchtes „ja“ oder „nein“ nicht hinaus. Zuletzt jedoch raffte auch sie sich zu einer Frage auf, ob ich nämlich nicht auch fände, daß der Saal wunderhübsch herausgeputzt sei.

„Einzig schön,“ stimmte ich ihr zu.

Wir standen unter einer Girlande, an der ein Transparentspruch hing. Ich las ihn laut:

„Freu dich an Taback, Wein und Sang,
Und streck zum Tanz die Beine lang!“

„Wie niedlich!“ flüstert Veronika.

„Niedlich?“ sage ich. „Das ist mehr, viel mehr. Das ist erhaben, das ist gigantisch, das ist göttlich.“

„Ach, wie schön Sie das sagen können!“ erwidert sie lächelnd.

„Was vermuten Sie, wer das gedichtet hat?“ frage ich.

„Wohl die Frau Tierarzt. Die ist so furchtbar klug,“ antwortet sie.

„Die Frau Tierarzt? Alle Achtung vor ihrem Talent! Aber das hier ist sicher nicht von ihr. So etwas kann nur aus der Feder eines Gewaltigen kommen. Ich möchte wetten, es ist einer von Goethes Sprüchen in Prosa. Sie kennen die ohne Zweifel?“

„Ach nein,“ haucht sie verlegen.

„O bitte, bitte, mein gnädigstes Fräulein, das macht nichts, macht durchaus garnichts. Im übrigen riecht mir die Sache doch mehr nach Heine. Sie lieben doch Heine, nicht wahr?“

Da steht sie wie von einer Feuerlohe glutrot übergossen. „Ach Gott,“ stammelt sie, „wer hat Ihnen das bloß erzählt! — Er schreibt garnicht mehr.“

„Ne,“ sage ich, „das tut er nie wieder.“

„Nie wieder?“ fragt sie traurig.

„Bombensicher nicht.“

„Woher wissen Sie das, Herr Konrektor?“ stößt sie angstvoll hervor.

„Weil er tot ist.“

„Heine tot?“ Wie mit einem Schluchzen kam das heraus.

„Aber, mein gnädiges Fräulein, wie mag Sie das nur so erschüttern! Es ist ja über sechzig Jahre her.“

„Was?“ fragt sie erstaunt. „Von wem sprechen Sie?“

„Von Heinrich Heine.“

„Heinrich Heine? Den jungen Mann kenne ich gar nicht. — Ich dachte, Sie wüßten die Geschichte von mir und ihm und meinten — Heine Mahnke.“ Sie lächelte nun wieder.

Also geschehen in diesem Jahre des Heils am 26. Dezember zu Trebeldorf.

Von nun an packte mich der Satan des Übermutes beim Schopfe und hielt mich fest bis zum Ende des Balles. Vor allem lustig, immer lustig! Der Rundtanz hatte begonnen. Wie sie sich wiegte und wippte, die kleine Veronika! Das war ihr Element.

Nun weiter tanzen, immer weiter, und mit allen! Das hatte ich mir vorgenommen. Nur keine Ausnahme machen mit dieser oder jener! Immer möglichst der Reihe nach! Es sollte sich keine unter ihnen einbilden, eine Bevorzugte zu sein. Gefiel mir einmal die eine oder die andere besonders, so daß ich ein Tänzchen mit ihr auf der Stelle hätte wiederholen mögen, dann rief ich mir immer und immer wieder zu: „Sei weise, Mensch, sei weise! Vergiß das Schicksal des armen Doktor Welker nicht!“

Bald nach zehn Uhr war ich zum erstenmal herum mit der Reihe. Ich hatte sie alle in meinen Armen gehabt. Kein trockener Faden mehr am Leibe. Ich huschte auf ein Viertelstündchen in meine Wohnung hinüber, legte eine

neue Garnitur Wäsche an, und dann kam die zweite Runde. Immer herum! Immer herum!

Diesmal führte ich Josepha Pluderig beim Lancier. Du entsinnst Dich vielleicht. Sie ist die Erhabene, die beim Einzuge des Landrats die Sprecherin sein soll. Ihre Erscheinung ist das gerade Gegenteil zu der kleinen Veronika. Sie ist eine Riesin, macht aber im übrigen den Eindruck, als käme sie geradenwegs aus den sieben bösen Hungerjahren des Nillandes. Drum ist wohl auch die Ernährungsfrage in ihrem jungen Dasein von solcher Wichtigkeit. Sie verriet mir, daß ihre Eltern in der vergangenen Woche ein Schwein von dreihundertneunundsiebzig Pfund geschlachtet hätten.

„Donnerwetter!" sprach ich und mag dazu ein weidlich dummes Gesicht gemacht haben.

Lachend fragte sie: „Haben Sie schon mal ein solches Schwein gesehen?"

„Nicht daß ich wüßte, meine Gnädigste."

„Unsere Biester sind immer so groß. Wir haben Glück damit. — Ach, und Würste hat das gegeben, und Schinken haben an dem Vieh gesessen! — Sagen Sie, Herr Konrektor, haben Sie schon mal so'n rechten, großen, saftigen Schinken so richtig angesehen? — Wie ein Gedicht!"

„Und wenigstens was Reelles," sprach ich.

„Ja, nicht wahr? Ich hab schon immer zu Vater gesagt, das Schwein wird jawohl zu und zu dick. Das hätte mir eigentlich 'n bißchen von seiner Fettigkeit abgeben können. — Finden Sie nicht auch, Herr Konrektor, daß ich für meine Größe reichlich mager bin?"

„Aber ich bitte Sie, meine Teuerste! Ich habe schon den ganzen Abend Ihre amazonenhafte Gestalt geradezu bewundert."

„Amazonenhaft? Wie ist das?"

„Nun, das ist, wenn man recht schlank und geschmeidig ist."

„Meinen Sie? — Ach Gott, ach Gott, ne, Herr Konrektor, wie ich mich aber doch auf die Mettwurst freue!"

„Wer wills Ihnen verdenken!"

„Nicht wahr? — Sie mögen doch auch gerne Mettwurst?"

„O gewiß, gewiß."

„Und nun erst die Tollatschen! — Ach!" Sie legte begeistert die Hand auf den abwesenden Busen.

„Tollatschen?", frug ich, „was ist das?"

Sie lachte hell auf. „Kennen Sie wirklich keine Tollatschen?"

„Habe wahrhaftig nicht die Ehre."

„O, dann müssen Sie zu uns kommen. Sie sollen bei uns Tollatschen essen. Von mir selbst geknetet."

Ich verneigte mich: „Dank für die Güte. Aber ich weiß noch immer nicht —"

„Ach, Sie Schelm! Blutklöße sind das, rund, groß und saftig, wie Berliner Pfannkuchen. Und schmecken, Herr Konrektor, schmecken! Ach, einzig!“

Mittlerweile war der Lancier zu Ende. — Habe ich nun eigentlich die Einladung angenommen? Hoffentlich hat sies nicht so aufgefaßt. — Tollatschen! Blutklöße! — Puh! — Aber Josepha Pluderig? An der ist doch etwas Frisches, Urwüchsiges, Bodenständiges, „Erdgeruch“, wie mans heute nennt.

Du mußt nicht denken, lieber Cunz, daß alle Unterhaltungen des Abends in dieser Tonart verlaufen sind. Einige haben sich auch in ganz normalen Spuren bewegt. Nur von dem Abschluß muß ich noch erzählen.

Gegen drei Uhr morgens war es, als mitten im Saale der lange Kaffeetisch aufgeschlagen wurde. Ich fand meinen Platz zwischen der Frau Senator Strabel und ihrem Töchterlein Lenchen.

Der Mutter war mein Dialekt aufgefallen, und sie forschte nach meiner Heimat. „Sie sprechen so hübsch, so anders als wir,“ sagte sie, „Sie sind gewiß weit weg zu Hause.“

„Aus dem Harz, gnädige Frau.“

„O je,“ sagte sie, „von da unten?“ — Das ist ja wohl eine gefährliche Gegend.“

„Gefährlich?“

„Ja, mit Erdbeben und feuerspeienden Bergen.“

„Ach so. Gott, daran gewöhnt man sich. Es war auch früher schlimmer als heute.“

„Kommt so was nicht mehr vor?“

„O gewiß, sehr häufig. Aber man baut die Häuser in neuerer Zeit alle auf Gummiunterlagen, die zwei, auch drei Fuß dick sind. Das macht die Erschütterungen völlig unwirksam, vorausgesetzt, daß guter Kontinentalgummi genommen wird. Die Häuser schaukeln ein wenig, aber sie fallen nicht um.“

„Ach.“

„Ja, und wenn etwa die Berge zum Überkochen und Feuerspeien Lust verspüren, so weiß man das ganz genau vorher aus der Beobachtung der meteorologischen Apparate. Es ist dann immer noch Zeit genug, die riesigen Glastrichter herbeizuschaffen, die eigens für den Zweck gegossen sind. Die stülpt man den Bergen höchst einfach wie eine Mütze über den Kopf, und darin tobt sich die Geschichte schnell aus.“

„Nein, was aber die Menschen auch alles erfinden!“ sagt sie. „Aber mit den wilden Tieren, das ist doch da gewiß noch ganz schlimm.“

„Auch nicht so sehr, wie Sie vermuten,“ beruhige ich sie. „Füchse und Wölfe kommen nur vereinzelt vor, Hyänen freilich noch in Rudeln, aber die Tiere sind dumm, und man fängt sie leicht.“

„Was Sie sagen! Wie macht man das?“

„Verschieden. Einige gehen in Fuchsfallen, andere hängen sich auf an starken Angelschnüren, die man von Baumästen herabhängen läßt. Das geht

besonders gut in Mainächten, wenn der volle Mond am Himmel steht. Noch anderen legt man große Schwämme hin, die in reichlich gesalzenem Speck gebraten sind. Sie schlingen die Dinger in ihrem Heißhunger heil herunter, bekommen bald darauf einen unbezwinglichen Durst, laufen an einen der vielen großen Seen des Harzes, trinken sich voll, der Schwamm quillt auf, und die Hyänen sterben an Magenerweiterung."

„Das ist aber praktisch," spricht die Frau Senator voller Bewunderung.

„Nicht wahr?" sage ich. „Ja, die Not ist die große Lehrmeisterin der Menschen."

Mir gegenüber sitzt der Königliche Präparandenanstaltsvorsteher. Er hat still zugehört und lacht heimlich in sich hinein, daß ihm die Tränen herunterkollern und die Uhrkette vor Vergnügen auf seinem Bäuchlein hüpft.

„Und wie ist das mit den Bären?" fragt er dazwischen.

„Die sind im Harze ein kümmerlich verkrüppelt Geschlecht. Geschickte Leute greifen sie mit der Hand, hängen sie irgendeinem auf, der zufällig des Weges kommt und lassen ihn damit laufen."

„Der aber merkts nicht," fügt er ergänzend hinzu. Er blinzelt mich an und erhebt sein Glas zu mir: „Na, Prosit Konrektor! — Teufelskerl!" — —

Jetzt macht mich die Frau Senator auf Fräulein Jorinde Wesenberg aufmerksam. Die sitzt uns schräg gegenüber und tut ein wenig zärtlich mit dem kleinen Apotheker.

„Wie unanständig!" sagt die Frau Senator.

„Was denn?"

„Wie sie sich hat mit ihm, und wie die überhaupt angezogen ist! Am Halse nichts, und auf den Schultern auch nichts. Sie ist die einzige, die sich so was herausnimmt."

„Das ist aber doch chic," wage ich zu behaupten.

„Na, ich danke; schickt sich gar nicht," erwidert sie spitz.

„Gestatten mir gnädige Frau einen Gegenbeweis," sage ich. „Als ich vor zwei Jahren den großen Hofball mitmachte —"

„Ach ne, Herr Konrektor," unterbricht sie mich staunend, „einen Hofball haben Sie auch schon mitgemacht?"

„Ich hatte die hohe Ehre, jawohl, bei meinem Studienfreunde, dem jetzigen Großherzog von Honolulu, der gegenwärtig in Halberstadt residiert."

„Ach, das ist aber interessant," ruft sie laut über den Tisch hinüber. „Der Herr Konrektor hat einen Hofball mitgemacht."

Alles verstummte und sah auf mich. Jetzt hieß es Fassung bewahren.

„Ja," sagte ich gelassen, „das habe ich. Und dort trugen sich alle Damen so ähnlich wie hier Fräulein Wesenberg; oben gar nichts, unten desto mehr. Mit Schleppen bis zu sechs Metern rauschten sie durch den Saal."

„Aber damit kann man doch nicht tanzen," fiel mir das Lenchen in die Parade.

„Prachtvoll," versicherte ich. „Jede Schleppe wird getragen von vier bis sechs Edelknaben. Einige benutzen auch für den Zweck dressierte Dienstmänner. Und nun stellen Sie sich bitte vor, wie entzückend das aussieht, wenn hinter der langsam walzenden Dame der ganze Schwanz in rasendem Wirbel herumsaust. Ein blendendes Schauspiel. Jede Dame ein Kometenstern."

„Das kann man sich wohl denken," pflichtet die Frau Rendant mir bei.

In diesem Augenblicke fährt auf die Tischplatte eine kräftige Männerfaust nieder, daß die Tassen vor Schreck emporhüpfen, und der Kaufmann Fredrich schreit den Inspektor Fabian an: „Das verbitte ich mir, Herr! Wenn Sie meine Tochter heiraten wollen, dann machen Sie ihr einen Antrag, wie sich das gehört! Aber Sie haben ‚Pussel' zu ihr gesagt. Meine Tochter ist kein Pussel, Sie, Sie —! Haben Sie mich verstanden?"

Der Inspektor will etwas erwidern, findet aber den rechten Ton nicht, und das Fest scheint mit einem Mißklange enden zu sollen. Da klopfe ich an meine Tasse, bekomme auch bald Gehör und erkläre, daß sich Herr Fredrich in einem Irrtum befindet. „Die Bezeichnung ‚Pussel'", sage ich, „war auf eben jenem Hofball des Großherzogs von Honolulu, von dem ich vorhin zu sprechen das Vergnügen hatte, die offizielle Anrede an alle Damen. Genau so, wie man hier, um sich artig zu bezeigen, ‚gnädiges Fräulein' und ‚gnädige Frau' sagt, hieß es dort nicht anders als ‚lenziger Pussel' und ‚betagter Pussel'. Eine Ausnahme machte allein die Frau Großherzogin, die die Ehrenbezeichnung ‚Durchlauchtigste Pusselina' trug."

„Da haben Sies," wandte sich Doktor Henschel lachend dem Kaufmann Fredrich zu. „Das lassen Sie sich einrahmen!"

„Haben Sie das gewußt?" frug Fredrich seinen Gegner.

„Selbstredend," erwiderte der in stolzer Herablassung.

„Dann erkläre ich mich für einen Flegel, und wir vertragen uns." Sie reichten sich die Hände und waren versöhnt.

Ich aber soll in noch vorgerückter Stunde, als wieder der Sekt zur Herrschaft gekommen war, eine merkwürdige Rede auf die Damen gehalten haben, in der ich die Mütter als „hochehrbare" und die Töchter als „wonnesame Pussel" gefeiert habe. Mir geht das in der Erinnerung ein bißchen durcheinander.

Als ich ins Bett stieg, krähte der Hahn. Als ich erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel, und die Geister des Alkohols trieben in meinem Hirn ihr neckisches Nachspiel. Als ich frühstückte, ging es nicht ohne einen Hering.

Schluß. Herzlichen Gruß Dir und Deiner Braut.

Dein Edward.

(Fortsetzung folgt)

Alte und neue Hamletforſchung

Von Dr. Fritz Reck-Malleczewen in München

Über dem Gemälde hängt ein Flor; wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer betrachten; aber der Flor ſelbſt iſt gemalt. Börne.

Erſt mit Goethes Wilhelm Meiſter erwächſt in Deutſchland weiten Kreiſen das Intereſſe für Hamlet. Und erſt ſein Erſcheinen erſchließt den Quell kritiſcher Produktion, der zunächſt ſpärlich, allmählich aber immer energiſcher fließt. Heute ſcheint er langſam zu verſiegen, nachdem inzwiſchen die Hamletlitteratur zu einer kleinen Bibliothek herangewachſen iſt.

Die Frage, das Hamletproblem! Welches Rätſel ſtellt dieſe Sphinx, an der heißes Bemühen ſich ſo lange Jahre vergebens verſuchte? ... Vielleicht iſt es das Rätſelhafteſte am Hamlet, daß die Fülle der Probleme eine Beantwortung der Hauptfragen immer unzulänglich und einſeitig erſcheinen läßt. Es iſt ſo, wie es immer iſt, wenn man das innerſte Weſen eines komplizierten Menſchen ergründen will: glaubt man eine Formel dafür gefunden zu haben, ſofort tauchen tauſend neue Fragen auf und harren der Beantwortung.

Der Hamletforſchung ſtand durch alle Zeiten ein Problem voran: weshalb zaudert dieſer ſympathiſche, ethiſch hochſtehende Menſch mit der Ausführung eines Vorhabens, das ihm ſelbſt von einem geliebten Munde, vor allem aber von dem eigenen Gewiſſen als ſittliche Pflicht anbefohlen wird? Und weiter: weshalb dieſer exzentriſche Wechſel in den Äußerungen ſeines Temperamentes, die Periodizität dieſer unvermittelten Übergänge aus tiefem Phlegma zur raſenden Exaltation?

Wir wiſſen heute befriedigende Antworten auf dieſe Fragen. Nur müſſen wir dabei immer daran denken, daß es zu ſolchen Problemen nicht abſolut richtige Löſungen gibt und daß andere Zeiten ſie vielleicht anders löſen werden, je nach den Ideen, die den Menſchen eben dieſer Zeiten nahe liegen.

Genial hat, bevor Kleinere ſich mit ihr beſchäftigten, Goethe im großen und ganzen die Frage beantwortet, weshalb Hamlet ſo lange zögert und weswegen er ſchließlich zugrunde geht: „eine große Tat auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachſen iſt.“

Im großen und ganzen sage ich. Denn mit diesem Satz war ja zunächst nur eine Unzulänglichkeit Hamlets konstatiert, ohne daß gesagt wird, worin eben diese Unzulänglichkeit besteht. Und doch sind diese Worte bewunderungswert, weil sie der eigenen und vielen Jahrzehnten der folgenden Zeit vorauseilen und den Grund und Boden bilden, auf dem auch der moderne Mensch sich Hamlet nähert.

Die Arbeiten der folgenden Zeit bemühen sich vergeblich um die Weiterentwicklung des Goetheschen Gedankens. Sie sind zum großen Teil ungemein geistvoll und fördern manche wertvolle Einzelheit ans Licht. Aber vor der Kardinalfrage, dem Zaudern Hamlets stehen diese Kommentare von Ziegler, Tieck, Gervinus, von Friesen, Baumgart, Fischer ratlos da. Fast alle sehen ihn im Grunde als ethisch hochstehenden Phlegmatiker und wollen aus der Dickflüssigkeit seines Temperamentes und aus sittlichen Bedenken sein Zögern erklären. Ebenso wird geltend gemacht, daß der Ästhet in ihm sich gegen die blutige Rache empört.

Ohne Frage sind das Gründe, die mitsprechen. Aber nie und nimmer kommt man mit ihnen aus. In der am Ende der Tragödie immer deutlicher werdenden Destruktion in Hamlets Gemüt scheiterten diese Erklärungsversuche vollends, und um nun wieder über diese Tatsache hinwegzukommen, wurden langatmige, unendlich qualvolle „Ehrenrettungen" Hamlets unternommen. So wird von Gerth-Putbus sein Zögern mit religiösen Bedenken begründet, und in die engen Grenzen dieser Anschauung dann die ganzen inneren Reibungen der Tragödie eingezwängt. Vor der Tatsache der rasenden Temperamentausbrüche steht man gänzlich ratlos da. Der „Wahnsinn" Hamlets wird von einem Autor ausgeschlossen, weil er mit ästhetischen Grundsätzen unvereinbar sei.

Man debattiert äußerst geistvoll über die Tragödie, aber in das innere Getriebe seiner Seele vermag man nicht zu schauen. Und so muß man sich zum Beispiel mit der Beobachtung der Tatsache begnügen, daß in Hamlets Gemütsleben Arsis und Thesis wechseln (Fischer). Oder man verläßt überhaupt das eigentliche Problem, studiert die Entwicklung der Tragödie aus der Fabel des Saxo Grammaticus und erläutert die Wortspiele. Oder man prüft das Verhältnis der Tragödie zu den dramaturgischen Regeln des Aristoteles, untersucht, ob die Erscheinung des Geistes dramatisch sich rechtfertigen läßt, und was der philologischen Amüsements mehr sind. Goethes Gedanke wird nicht weitergeführt. Man beschränkt sich darauf, ihn zu variieren. Nur hin und wieder finden sich Äußerungen, die die Unzulänglichkeit der bisherigen Grundlagen eingestehen und schon auf Ergebnisse verweisen, die dann die Zukunft brachte.

In der Tat war es unserer Zeit vorbehalten, jene Fragen zu beantworten. Unserer Zeit, in der die Menge der psychopathologischen Literatur, die dramatische Verwendung ähnlicher Motive und nicht zuletzt unsere reflektierendere, dem Grundmotiv des Hamlet verwandtere Psyche den Boden der Erkenntnis befruchten.

Man denke: alles in allem ein Leben, wie wir es oft genug sehen. Gerade der kraftvolle, tatenfrohe Mann ist oft Vater eines fein organisierten Sohnes, dessen überzarte Psyche in bewunderungswürdiger Weise subtilste Gedankenarbeit leistet, vielleicht genial im Aufnehmen künstlerischer Eindrücke ist, die aber versagt, wo es gilt, eine Welt von Schwierigkeiten zu überwinden. Gerade in glänzenden Familien ist oft so die Entartung über Nacht gekommen, man weiß nicht woher, und mit solchem feingeistigen, überzarten letzten Sproß ist schon manch strahlender Name verschollen. Überempfindliche Instrumente, die als Gelehrte, Philosophen, als Interpreten ästhetischer Werke oft wundervolles leisten und auch leidlich durchs Leben kommen, beläßt sie ein günstiges Geschick auf diesen Wegen, auf denen sie nicht straucheln. Man denke aber: ein Leben, das die rauhe Tat verlangt, bei der tausend Gewissensbedenken schweigen müssen!

Gewissensbedenken, das ist es!

Diese Feinen, Sensiblen, denen auf jeden Eindruck, der den Robusteren unbeeinflußt läßt, eine Flut von Empfindungen zuströmt, sie sind fast alle Menschen mit leicht erregbaren ästhetischen, ethischen ... religiösen Bedenken. In unzählige Bedenken verstrickt, kommen sie da, wo sie verlangt wird, nie zur raschen Tat, die ein entschiedenes Wollen oder Nichtwollen erfordert. Ist es nun gar ein Vorsatz, wie ihn in einer gegebenen Situation solche Naturen viel leichter fassen, als Robustere, etwa ein Entschluß aus Pietät, aus irgendwelchen edlen Motiven, ein Entschluß, den sie ihrer Ansicht nach bei Verlust der Selbstachtung verwirklichen müssen, so sind sie oft völlig in ein verderbliches Netz verstrickt: einerseits ist die Tat gehemmt durch Gewissensbedenken, anderseits treibt ihr einmal geweckter mächtiger Pflichtgefühl sie vorwärts. Tausend Pläne werden entworfen und verworfen: es kommt nie zu einer Ausführung. Und damit ist ein neues Moment gegeben: es setzt die allzuleicht bereite Selbstkritik ein, und das Ende ist wütende, nagende Selbstverachtung und damit völlige Verzweiflung. Die moderne Psychiatrie kennt dieses Zustandbild sehr wohl: sie kennt auch seinen periodischen Wechsel zwischen der Thesis brütender Melancholie und der Arsis exaltierter Verzweiflung. Und sie kennt auch jene raschen, entsetzlichen Taten (vgl. im „Hamlet" den Tod des Polonius), die in der Erregungsphase oft nur durch einen relativ unbedeutenden Reiz ausgelöst werden. Taten, vor deren scheinbarer Sinnlosigkeit die Umgebung dann fassungslos dasteht.

Man sieht, ein Bild, in das sich die Geschehnisse der Tragödie trefflich einfügen: der Prinz, durch den plötzlichen Tod des Vaters, die taktlos schnelle Heirat der Mutter schon aus seinem psychischen Gleichgewicht gebracht, wird von einer Geisterstimme zu einer Tat gemahnt, der er sich, anfangs voller exaltierten Enthusiasmus, selber nicht gewachsen fühlt. Das eigene Ehrgefühl aber mahnt im Inneren immer quälender und dringlicher zur Tat. Der Prinz stellt mehrfach zwischen sich und die Ausführung, selbst da, wo die Gelegenheit ihm so günstig ist, wie in der Szene des betenden Königs, ein konstruiertes

Gewiſſensbedenken, das ihm die eigene Unentſchloſſenheit verhüllen ſoll. Dieſe Kompromiſſe mit ſeinem Pflichtgefühl und die immer wieder gemachte Erfahrung, daß er trotz aller guten Vorſätze doch nicht handelt, das alles bringt ihn in jenen ſeiner eigenen Umgebung ſo rätſelhaften und verderblichen Zuſtand, in dem er zwiſchen bleierner Schwermut und exaltierten Handlungen hin und herſchwankt. Der am Ende des erſten Aktes gefaßte Entſchluß, ſich wahnſinnig zu ſtellen, findet — eine geniale Variation des entſprechenden Tatbeſtandes bei Saxo Grammaticus — in ſeinem überreizten Gemüt nur zu günſtige Vorausſetzungen. Es entſtehen aus ſeinem Willen, ſich zu verſtellen, ſeinem Haß gegen den verrotteten Hof, ſeiner überſpannten, miſanthropiſchen Bitterkeit, ſeinem Witz und der Überreizung ſeiner Pſyche jene Dialoge, die bei aller Maßloſigkeit immer einen beſtimmten Willen und vor allem einen geiſtvollen Sarkasmus erkennen laſſen, in dem der alte Polonius „bei aller Tollheit Methode“ findet.

Unerbittlich geht ſein Schickſal ſeinen Weg. Die Pſychoſe unterwühlt ihn immer mehr und ſo ſehen wir ihn zur Schuld getrieben, ſehen den mählichen Abbau der zarten ſympathiſchen Seele. Ein qualvolles Bild! Bis das Schickſal eingreift und Schuld tilgt und Schmerzen tilgt und Sünder und Unſchuldige ins Grab reißt.

Es iſt nicht meine Abſicht, einen Hamletkommentar zu ſchreiben. Was ich zeigte, iſt ja nur eine grobſtrichige Skizze zu dem Bilde, das uns Menſchen von heute das wahrſcheinlichſte iſt. Ein Produkt der pſychopathologiſchen Arbeit der letzten dreißig Jahre und der Tatſache, daß wir vermöge unſerer Zeit klarer ſehen, was in dem rätſelhaften Charakter ſteckt, als die Generationen vor uns es vermochten.

Im Auslande beſchäftigt ſich direkt die Pſychiatrie mit Shakeſpeare und ſeinen Figuren. Die Arbeiten des Engländers Moundsley, der beiden Amerikaner Connolly und Kellog, des Franzoſen Boismont behandeln dieſe Frage zum Teil äußerſt feinſinnig. Für den Fachmann, der in ihnen zu Worte kommt, liegt ja die Verſuchung nahe, bei der kritiſchen Betätigung das einmal betretene Feld für ſich allein in Anſpruch zu nehmen, die fein gezeichneten, intimen pſychiſchen Vorgänge mit dem doch immer ſehr ſummariſchen Wort der ärztlichen Diagnoſe totzuſchlagen und jede, aber auch jede Lebensäußerung der kritiſierten Geſtalt unter dem Geſichtswinkel des beobachtenden Neurologen zu betrachten. Ich weiß ſehr wohl, daß das von mir eben flüchtig ſkizzierte pſychiſche Zuſtandbild ſoweit vervollſtändigt werden kann, daß man es mit einer beſtimmten neurologiſchen Diagnoſe belegen kann: ein Vorgehen, das berechtigten Widerſpruch wecken würde. Mit mediziniſchen Schlagworten umſpannt man kein warmes Menſchenleben, wohl aber zertrümmert man leicht dabei Sympathien und alles Unwägbare, das wir bei einem Kunſtwerke erleben. Dieſe Gefahren vermeiden die oben angeführten Kommentare zum Teil glücklich; leider ſind ſie darin ein Gegenſatz zu den deutſchen Arbeiten derſelben mediziniſchen

Provenienz, die in geradezu brutaler Weise mit solchen Schlagworten um sich werfen. Ein Beispiel nur aus diesen Kommentaren (für die eine Arbeit von Stenger typisch ist). Hamlets Worte in der Totengräberszene: „Mein Kinnbacken tut mir weh, wenn ich sehe, wie der Bursche mit dem Schädel umgeht" werden mit vollem Ernst für die Annahme verwertet, daß Hamlet unter anderem auch an Gesichtsneuralgien leidet. Die Worte in der ersten Hofszene: „Im Gegenteil, mein Fürst, ich habe zuviel Sonne" (Worte, die der tote Kainz in wundervoller Weise als das gab, was sie sind, nämlich eine feine Ironie Hamlets gegen den ihm allzu nahen Glanz der unsympathischen Majestät), diese Worte müssen dazu herhalten, Hamlets pathologische Überempfindlichkeit gegen Licht zu erweisen. Und was der Banausentaten mehr sind.

Wenn wir heute die Überzeugung haben, daß es uns vorbehalten war, die Rätsel des Hamlet zu lösen, sofort kommt die bange Skepsis und lächelt über diesen Stolz: schon manche Zeit hat ähnliches von manchem monumentalen Kunstwerk gesagt. Der Kommentar hat nur relativen Wert: er gibt das Bild des Werkes, wie es sich in einer bestimmten Zeit spiegelt. Unser Fühlen aber ist ein variables Ding. Heute sind in unseren Assoziationszentren diese Bahnen die ausgeschliffeneren, morgen jene. Heute geht, ohne daß wir uns der Änderung besonders bewußt sind, unsere Intuition beim Auffassen andere Wege, als morgen. Es ist ein Merkmal jener Kunstwerke, die den Stempel göttlicher Ewigkeit tragen, daß sie jeder unserer wechselnden Generationen von ihrem Reichtum spenden.

So sind sie unerschöpflich und unendlich, wie unsere Seele.

Nacht

Die Nacht macht die Dinge einfach und groß:
Ein Hügelrand
hebt sich schwarz aus der Erde Schoß,
regungslos;
und dahinter ein rotverdämmerndes Band:
die Stadt,
eine vielfache Möglichkeit.
Ein ragender Baum beherrscht das Land,
einsam, breit;
durch Zweig und Blatt
hörbar rauscht die eilende Zeit —

Ernst Ludwig Schellenberg

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Heeresfragen

Etatsvermehrung bei der Feldartillerie. Wir stehen unmittelbar vor der Beratung des Militäretats. Im großen und ganzen mag an zuständiger Stelle bereits entschieden sein, was man zu fordern gedenkt und auch für die Feldartillerie mögen so manche Vermehrungen vorgesehen sein. Wir wollen auch hier nicht „Stimmung machen", denn das hieße nur offene Türen einrennen. Das ganze Land verlangt stürmisch eine energische und durchgreifende Armeeverstärkung, nachdem diejenige des letzten Jahres doch nur eine sehr schwache Flickarbeit geworden ist, die allgemein nicht befriedigen konnte.

Beginnen wir mit der heutigen Organisation der Feldartillerie: Jede Infanteriedivision hat eine Feldartilleriebrigade mit zwei Regimentern, zu zwei Abteilungen, welche im Kriege vollkommen gleichmäßig zu drei Batterien, diese zu je sechs Geschützen, sechs Munitions-, einem Beobachtungs-, zwei Vorrats-, einem Futter- und einem Lebensmittelwagen gegliedert sind. Schon bei dieser Gliederung treffen wir auf mehrere grundlegende Verschiedenheiten zwischen unserer und der französischen Artillerie. Jedes Armeekorps in Frankreich verfügt außer der allerdings schwächeren Artillerie bei den Infanteriedivisionen noch über eine dem Generalkommando direkt unterstehende sogenannte Korpsartillerie, die in der Regel als Artilleriereserve dient. In Deutschland fehlt diese. Will der kommandierende General in Deutschland sich eine Artilleriereserve ausscheiden, so muß er die Infanteriedivisionen eines Teiles ihrer Artillerie berauben und deren Gefechtswert entsprechend vermindern.

Eine französische Batterie besteht aus vier Geschützen und sechs Munitionswagen in der Batterie. Man kann über die Zweckmäßigkeit der Batterien zu vier oder zu sechs verschiedener Ansicht sein, eines jedoch steht fest, daß eine Batterie zu sechs Geschützen schon ziemlich unhandlich ist, und daß es in vieler Beziehung besser ist, weniger Geschütze und mehr Munitionswagen unter dem Kommando des Batterieführers zu vereinigen. Nun könnte dies ja dadurch geschehen, daß man einfach an je zwei Fahrzeuge einer Batterie statt einer Kanone einen Munitionswagen anhängt. Dann würde aber die Gesamtzahl der Geschütze im Armeekorps erheblich verringert werden, und das darf auch nicht geschehen. Also kommen wir zu dem Schluß: Verringerung der Zahl der Geschütze innerhalb der Batterie um zwei, dafür aber Aufstellung neuer Batterien, in denen die zwei freigewordenen Geschütze eingestellt werden. Das kostet aber Geld und macht eine Vermehrung der Offiziere, Mannschaften und Pferde nötig.

Ausbildung. Mit Ausnahme bei den reitenden Abteilungen, von denen wir bald nur noch neun haben werden, und die im Mobilmachungsfall aus dem Regimentsverband ausscheiden und zur Kavalleriedivision treten, besteht — auf dem Papier wenigstens — bei der Feldartillerie die zweijährige Dienstzeit. „Auf dem Papier" sage ich. Tatsächlich haben wir meist nur eine einjährige Dienstzeit, denn mit Beginn des zweiten Jahres fliegt der ältere Jahrgang fast völlig auf. Die Kommandierungen der Burschen, Ordonnanzen, Schreiber und viele andere Abgaben, die gerade bei der Artillerie besonders zahlreich sind, verhindern eine regelmäßige Weiterausbildung der Mannschaften des zweiten Dienstjahres, wenngleich der eine oder der andere manchmal eine Stunde am Geschützexerzieren teilnehmen kann. Berücksichtigt man aber, daß gerade in den letzten Jahren bei der Feldartillerie eine Menge neuer Dienstzweige hinzugekommen sind, so erkennt man bald, daß von einer wirklich

gründlichen Ausbildung keine Rede sein kann. Sie trägt vielmehr den Charakter des Übereilten, Oberflächlichen. Hieraus ergibt sich wieder, daß das Ausbildungspersonal infolge dieser intensiven Arbeit aufs äußerste angestrengt wird. Während für den Mann das zweite Dienstjahr meist eine Erholung von der Ausbildungshetze des ersten Jahres bedeutet, so kennen die Offiziere und Unteroffiziere diese Erholung doch nicht, denn für sie beginnt im nächsten Jahre die Arbeit von neuem.

Auch bei den reitenden Batterien liegen die Verhältnisse insofern nicht besser, als die wesentlich höhere Pferdezahl so viel Kräfte absorbiert, daß der Vorteil, daß jährlich nur ein Drittel der Mannschaften (tatsächlich etwas mehr) entlassen wird, reichlich aufgewogen wird. Die Leute, die im zweiten und dritten Jahre noch in der Batterie sind, haben außer dem täglichen Arbeitsdienst vollauf mit Pferdeputzen zu tun. Auch hier herrscht also Leutemangel.

Kurz sei noch darauf hingewiesen, daß die Trennung von Bedienungsleuten und Fahrern bei den fahrenden Batterien durchaus als ungünstig zu bezeichnen ist. Der Reitdienst nimmt den Fahrer so in Anspruch, daß es schwer ist, ihn in genügender Weise am Geschütz auszubilden, aber wie oft werden wir im Ernstfalle gezwungen sein, die Fahrer als Geschützbedienung zu verwenden, wenn stärkere Verluste in der vordersten Linie eingetreten sind.

Wie kann diesem Übelstande abgeholfen werden? Sollen wir darauf dringen, die dreijährige Dienstzeit bei der fahrenden Artillerie wieder einzuführen? Abgesehen davon, daß ein derartiger Antrag wohl keine Aussicht auf Annahme haben dürfte, erscheint er auch nicht einmal zweckmäßig. Wir könnten dann bei jeder Batterie jährlich nur eine geringere Anzahl Leute einstellen, wir hätten weniger wenn auch besser ausgebildete Reservisten, jedenfalls aber wäre das Übel, das durch die neue Wehrvorlage bekämpft werden soll, größer denn vorher. Ein anderer Vorschlag geht dahin, zu den Abkommandierungen minder taugliche Leute zu benutzen. Aber auch dieser Weg scheint mir nicht gangbar, denn wie sollten diese Leute organisiert werden? Stellt man sie in die aktive Truppe ein, gibt ihnen dort eine kurze Ausbildung, und verwendet sie alsdann als Schmiede, Burschen, Ordonnanzen usw., so sind sie infolge ihrer mangelhaften militärischen Ausbildung mehr oder weniger ein Hindernis und die Quelle dauernden Ärgers für den Batteriechef, ganz abgesehen davon, daß wir im Felde in der Lage sein müssen, derartige Leute doch auch in die fechtende Truppe einzustellen.

Somit bleibt nur das letzte Mittel: Vermehrung unseres Mannschaftsetats.

Machen sich derartige Mängel bei den Mannschaften schon fühlbar, so ist dies im gleichen Maße bei den Offizieren und Unteroffizieren der Fall, bei denen noch andere Momente mitsprechen.

Zählen wir in der Rangliste die dort verzeichneten Offiziere eines Feldartillerieregiments, so werden sich meist allenfalls zufriedenstellende Zahlen ergeben. Sehen wir dagegen genauer hin, so bemerken wir, daß da auch unendlich viele Abkommandierungen, Beurlaubungen usw. verzeichnet sind (kleinere Kommandos und Krankheiten werden nicht einmal aufgeführt), und daß schließlich nur ganz wenig Offiziere dem Regiment zum Dienst zur Verfügung stehen.

Und genau so ist es mit den Unteroffizieren. Ein anderer Umstand macht sich nun aber in besorgniserregender Weise bemerkbar. Je weniger Offiziere bzw. Unteroffiziere vorhanden sind, je größer wird die dienstliche Belastung des einzelnen, und je größer diese Belastung ist, um so geringer ist die Lust zu diesem Beruf. Somit ist man wieder bei dem Mangel an Offizieren bzw. Unteroffizieren angekommen, der Ring ist geschlossen.

Und nun zur Mobilmachung. Hier spricht bei weitem mehr als der Mangel an Unteroffizieren und Mannschaften der Mangel an Pferden mit; deshalb betone ich diesen besonders und streife den Mangel an Personal nur kurz.

Ich erwähnte schon, daß im Kriege alle fahrenden Abteilungen völlig gleich gegliedert sind. Im Frieden jedoch besteht ein wesentlicher Unterschied, indem in der Regel die erste Abteilung jedes Regiments auf mittlerem Etat steht, d. h. über sechs Bespannungen

verfügt, während die zweiten Abteilungen niederen Etat, nur vier Bespannungen, haben. Die reitenden Abteilungen werden in Zukunft im Frieden zu sechs Bespannungen gegliedert sein, werden also schon im Frieden zwei Munitionswagen außer ihren Geschützen bespannen können. Jede Batterie verfügt über einige Reservepferde, mit denen der Beobachtungswagen bespannt wird.

Mit diesem vorhandenen Pferdematerial sollen nun nicht allein die vierzehn Gefechtsfahrzeuge (sechs Geschütze, sechs Munitions-, ein Beobachtungs-, ein erster Vorratswagen), der zweite Vorratswagen, der Lebensmittel- und der Futterwagen bespannt werden, sondern jede Batterie hat noch eine Menge Abgaben an Pferden für die Stabspackwagen der Abteilung, des Regiments, der Brigade, für den Beobachtungswagen der Abteilung und für dessen Stab, für die leichte Munitionskolonne, für Infanterie-, Kavallerie- und Artillerie-Munitionskolonnen, an das Reserveregiment und verschiedene andere Formationen, so daß einer Batterie schließlich nur einige Gespanne ausgebildeter Militärpferde übrig bleiben. Die fehlenden Pferde sind Ergänzungspferde, die bis gestern in einem Privatwagen, meist ein- oder zweispännig, gegangen sind. Was sie leisten werden, hat man im Frieden leider noch nicht ausprobiert, jeder Artillerist aber kennt die Bilder, die man in jedem Frühjahr sehen kann, wenn die bespannte Batterie zum erstenmal zum Exerzierplatz zieht. Obgleich sich in den Gespannen, von einigen alten Remonten abgesehen, die aber immerhin schon eine längere reiterliche Ausbildung durchgemacht haben, keine Pferde befinden, die noch nicht gezogen haben (sie sind eben nur mit wenigen Unterbrechungen den Winter über geritten worden), so kennt man doch die Schwierigkeiten, die sich hier bemerkbar machen. Wie wird es nun erst in einer Batterie aussehen, in der der bei weitem größte Teil der Pferde niemals vor einem Geschütz gegangen ist? Dies bildet in der Tat eine ernste Sorge aller einsichtsvollen Männer, und es muß immer wieder betont werden, daß damit das Problem nicht gelöst ist, daß „alles für den Mobilmachungsfall sichergestellt ist". Nicht die Zahl macht es allein, sondern der Geist, der Zusammenhalt, der Wert der Truppe.

Und wie es mit den Pferden, so ist es auch mit Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften. Sehr viele Offiziere verlassen im Mobilmachungsfalle den Platz, den sie im Frieden innegehabt hatten, andere treten an ihre Stelle, unbekannt mit den Verhältnissen und mit ihren Untergebenen, von denen eine große Zahl auch erst einen Tag vorher bei der Truppe eingetroffen ist. So wechseln Regiments- und Abteilungskommandeure und viele Batteriechefs, in manchen Regimentern sogar in beträchtlicher Anzahl, von den Subalternoffizieren, die bis auf wenige fast sämtlich an Reserve- und andere Formationen als Adjutanten usw. ihren Regimentern verloren gehen, gar nicht zu reden.

Fremde Unteroffiziere unterstützen den Batteriechef, der auch soeben erst die Batterie übernommen hat.

Etwas haben sich diese Mißstände dadurch gebessert, daß im Herbst vorigen Jahres neue Stellen für Offiziere bei den Regimentsstäben geschaffen wurden, so daß sich bei jeder Brigade vier Offiziere (Oberstleutnant, Major oder Hauptmann) befinden, die im Mobilmachungsfall als Regiments- und Abteilungskommandeure des Reserveregiments verwendet werden und diese Stellen daher nicht mehr der aktiven Truppe zur Last fallen. Wir haben hier nur etwas getan, was die Franzosen schon seit Jahren in viel ausgedehnterem Maße eingerichtet haben.

Neue Dichterausgaben

E. T. A. Hoffmanns Werke, in fünfzehn Teilen . . . herausgegeben, mit [einem Lebensbilde,] Anmerkungen und Einleitungen versehen von **Georg Ellinger**. Berlin usw., Bong u. Co. [1912]. Preis je nach Papier und Einband verschieden: auf geringerem Papier (in fünf Bände gebunden) 10 und 15 Mark, auf besserem Papier (sehr glücklich auf sieben Bände verteilt) 21 und 28 Mark.

Die vorliegende Ausgabe bringt alle irgend wichtigen Schriften Hoffmanns mit Ausnahme der „Briefe aus den Bergen", die der Referent gleichzeitig in seiner Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel gebracht hat, und der Dresdener Memoiren sowie einiger literarischen Vorarbeiten (besonders der Entwürfe zu den

„Lichten Stunden" und zum „Schnellpfeffer"), die der Referent nach Hitzigs Vorgang seiner Ausgabe der Tagebücher beigeben wird. Wir deuten im folgenden in aller Kürze an, was die Ausgabe an Texten, an Erläuterungen und in biographischer Hinsicht neues bringt.

I. Textlich unterscheidet sie sich von Grisebachs zweiter Ausgabe in folgenden Punkten:

1. Weggelassen sind ausschließlich a) die fünf Rezensionen aus der Allg. Mus. Ztg. (über Romberg und Beethoven), die Hans vom Ende 1899 ohne jeden Grund Hoffmann zugeschrieben hat; b) zwei literarische Spielereien aus der Bamberger Zeit, die in der Tat ihres rein privaten Charakters wegen absolut nicht in Hoffmanns Werke gehören, sondern seinen Tagebüchern beizugeben sind.

2. Neu bringt Ellinger a) in den Bänden XIII und XIV 23 musikalische Schriften Hoffmanns*), b) in Band XV 4 vom Referenten entdeckte andere Texte (Renegat, Faustina, Freund, Flüchtige Bemerkungen), zusammen also 27 Texte.

3. Die Texte, die bereits bei Grisebach zu finden waren, sind wesentlich sorgfältiger wiedergegeben**); die im Februar 1822 von der preußischen Regierung unterdrückten Stellen des „Meisters Floh", die Ellinger als erster 1906 veröffentlicht hat, erscheinen hier zum ersten Male in einer Gesamtausgabe; die kleinen Schriften sind besser angeordnet. Überdies sind alle inhaltlich interessanten Stellen von älteren Fassungen, die Hoffmann später gestrichen hat, im letzten Bande der Ausgabe gesammelt: diese Lesarten, die ausnahmslos bei Grisebach fehlen, füllen bei Ellinger 39 Seiten zu 48 Zeilen.

II. Diese Textmassen werden vom Herausgeber in dreierlei Art auf insgesamt 888 Seiten erläutert, und in dieser Erläuterung, auf die Grisebach nahezu gänzlich verzichtet hatte, besteht das Hauptverdienst der Ausgabe.

1. Der Schlußband erklärt auf hundertsechsundachtzig Seiten einzelne Textstellen. Es sind hier in erstaunlicher Belesenheit Tausende von Anspielungen Hoffmanns endgültig aufgehellt und vieles Sonstige zur Erläuterung beigebracht, so daß wir kaum für eine Erzählung Hoffmanns ohne neue wesentliche Erkenntnisse bleiben. Alles das wird in musterhafter Knappheit vorgebracht: auch der strengste Richter wird nicht einen überflüssigen Satz finden. Der Kommentar läßt sich auch äußerlich bequem benutzen, da er im letzten Bande des Ganzen steht und somit neben die zu studierenden Erzählungen gelegt werden kann, wie ein Buch neben ein Naturobjekt; den Texten selbst aber sind die Zeilenzahlen gleich beigedruckt, die der Benutzer bei anderen Ausgaben sich erst an den Rand schreiben muß.

2. Den Stoff dieser Erläuterungen und Nachweise faßt Ellinger in gewisser Weise zusammen in zehn Einleitungen vor den größeren Werken oder Sammlungen. Hier wird auf insgesamt 169 Seiten das Wichtigste beigebracht für die Entstehung jedes Textes, dessen Technik wird in knapper Form dargelegt, und namentlich werden die bemerkenswertesten Urteile der Zeitgenossen mitgeteilt; dabei werden z. B. die Jubelchöre zum ersten Male wieder reproduziert, die nahezu einstimmig die beiden klassischen Meisterwerke Hoffmanns, den „Goldnen Topf" und die „Prinzessin Brambilla", beim Erscheinen begrüßt haben: ein erfreulicher Beweis dafür, daß Hoffmann tatsächlich den Besten seiner Zeit genug getan hat und daß seine Wirkung erst durch die in den dreißiger Jahren hereinbrechende Barbarei der jungdeutschen Politikaster vernichtet worden ist*). Noch verdienstlicher als diese Mitteilungen ist die musterhafte Entwicklung von Hoffmanns musikalischen Anschauungen, die Ellinger uns im dreizehnten

*) Grisebachs zweite Ausgabe enthält 20 musikalische Aufsätze, von denen aber nur 15 wirklich von Hoffmann herrühren; Ellinger bringt 38, nämlich alle für Hoffmann nachgewiesenen von der ersten Rezension aus dem April 1809 bis zum Widerruf der „Freischütz"-Rezension vom Juli 1821.

**) Insbesondere hat Ellinger große Mühe auf die Notenbeispiele in Hoffmanns Rezensionen verwendet, deren Wiedergabe Grisebach vertrauensvoll seinem Verleger überlassen hatte.

*) Ellinger selbst zitiert V 47 f. Börnes Urteil über Hoffmanns Schriften und zeigt vortrefflich, wie sich darin „das Zurücktreten der ästhetischen Bedürfnisse, der Anbruch der bürgerlich-politischen Ära" ankündigen.

Bande (auf zwanzig Seiten) geschenkt hat; waren bisher die Ausführungen darüber in seiner Biographie Hoffmanns von 1894 das einzig Wertvolle, das es über diese Fragen gab, so hat er jetzt auch diesen besten Teil seiner früheren Arbeit weit übertroffen.

8. Diese zehn Einleitungen werden ihrerseits wieder zusammengefaßt in einer Gesamtdarstellung von Hoffmanns literarischer Produktion auf dreiunddreißig Seiten des ersten Bandes. Der erste Teil dieser Darstellung (S. XCIV bis CIV) sucht die Entwicklung von Hoffmanns Schaffen in großen Zügen darzulegen. Ellinger scheidet dabei mit Recht zwischen den Bekenntnisdichtungen und den ohne inneren Anteil für das große Publikum verfaßten Erzählungen; er entschließt sich jedoch nicht, für eine dieser Kategorien Partei zu ergreifen und gelangt daher nicht zu einer klaren Entwicklungslinie. — Vortrefflich ist jedoch der folgende Abschnitt (S. CIV bis CXXIV), der, mit Cernys wichtigen Ermittlungen*) mehrfach zusammentreffend, Hoffmanns Kunst im allgemeinen nach ihrem geistigen Gehalt und ihrer Technik charakterisiert. Ellinger zeigt vortrefflich, was Hoffmann der zeitgenössischen Philosophie und Dichtung verdankt und wie er doch in jedem Zuge Er selbst geblieben ist (nach Nietzsches Leibspruch γενοι' οἱος ἐσσι). Zum großen Bedauern des Referenten läßt der Raum es nicht zu, auf das einzelne dieser Darlegungen einzugehen, die Hoffmanns Kunst von allen Seiten beleuchten. — Ein Schlußwort (Seite CXXIV bis CXXVII) berichtet über die verschiedene Bewertung, die Hoffmann bis 1880 und seit 1830 in Deutschland gefunden hat**).

III. Die Ausgabe wird eröffnet durch die notwendigsten Angaben über die Person des Dichters, die ähnlich wie bei Hitzig in eine Biographie und eine Charakteristik zerfallen.

1. Die erstere stellt auf achtundsiebzig Seiten (VIII bis LXXXVI) mit großer Umsicht alle bis 1911 veröffentlichten wichtigeren Resultate der Forschung zusammen und vermehrt sie durch Mitteilungen aus Hoffmanns Tagebüchern von 1812/13***) und durch Stellen aus einigen Briefen an Hitzig. Die Darstellung beschränkt sich streng auf Wichtiges; sie wird nirgends, wie die Grisebachs, durch lange Briefe und Aktenstücke unterbrochen, und der aufmerksame Leser erkennt alsbald eine gute Disposition. Leider hat jedoch, ganz wie bei Grisebach, der Mangel an Raum eine in die Augen fallende Gliederung durch Kapitelüberschriften verhindert, und das hat dann wieder auf den Verfasser zurückgewirkt, so daß nicht einmal bei einem so einschneidenden Wechsel aller Lebensverhältnisse wie beim Verlassen der engeren Heimat 1796 und dann bei der Übersiedlung aus Deutschland nach Polen 1800 ein Absatz gemacht wird.

2. Diesem Berichte folgt auf weiteren acht Seiten (LXXXVI bis XCIV) eine zusammenfassende Schilderung von Hoffmanns Wesen, die, wie der entsprechende Teil von Hitzigs Buch, vielleicht noch interessanter ist als die biographische Erzählung. Die scheinbaren und die wirklichen Widersprüche in Hoffmanns Wesen werden dargetan, und es wird schön gezeigt, wie Hoffmann mit Notwendigkeit ein Fremdling in der Welt des Alltags sein mußte. Diese Ausführungen Ellingers bilden die biographische Grundlage zu seiner oben besprochenen Charakteristik von Hoffmanns Schriften, und wie bei dieser bedauert Re-

*) In den drei 1911 zu Wien erschienenen Schulausgaben des „Meisters Martin", des „Majorats" und des „Goldnen Topfes". Die einschlägige Literatur des Jahres 1912, nämlich Cernys vierte Schulausgabe („Kunstnovellen") sowie Paul Suchers Schrift „Les sources du merveilleux chez E. T. A. Hoffmann", konnte Ellinger nicht mehr rechtzeitig zur Kenntnis nehmen.

**) Da die Wirkung auf das Ausland allzu spärlich behandelt ist, so weisen wir hier auf Marcel Breuillacs inhaltsreichen und in gewisser Weise abschließenden Aufsatz „Hoffmann en France" hin (Revue d'histoire littéraire de la France: 1906, 3. Heft, und 1907, 1. Heft; zusammen 68 Seiten gr. 8°) und für „Hoffmann in Rußland" auf den betreffenden Abschnitt von Arthur Saltheims Hoffmann-Studien (Leipzig 1908, S. 55 bis 68).

***) Besonders über das Verhältnis zu Julie Marc, das demnächst noch weitere Beleuchtung finden wird aus dem Tagebuche von 1811.

ferent lebhaft, nicht einige der glücklichen Einzelbeobachtungen zur Probe hersetzen zu können.

So bleibt nur die Aufforderung an den Leser übrig, sich durch den Augenschein von dem Reichtum der neuen Ausgabe zu überzeugen. Um aber dem Leser diese Arbeit zu erleichtern, sollte der Verlag nachträglich der Ausgabe noch einen sechzehnten Teil anfügen. Dieser müßte enthalten 1. ein eingehendes Gesamtverzeichnis der in der Ausgabe enthaltenen einzelnen Schriften Hoffmanns (unter Berücksichtigung auch der mündlichen Erörterungen der sechs Serapions-Brüder); 2. einen Überblick über die Zutaten des Herausgebers, insbesondere über die Biographie; 3. ein alphabetisches Register über die im Text und in den Herausgeberzutaten vorkommenden historischen Personen, vielleicht auch über die von Hoffmann behandelten Hauptprobleme: erst wenn diese Verzeichnisse vorliegen werden, wird man der Grisebachschen Ausgabe völlig entraten können. Das Register speziell, das bei leidlich sorgfältiger Bearbeitung dreimal so umfangreich werden würde wie das Grisebachsche, wäre eine überaus wertvolle Grundlage für weitere Forschungen, insbesondere über Hoffmanns Verhältnis zur älteren und zur zeitgenössischen Literatur.

Hans von Müller in Berlin

Jens Peter Jacobsen: Sämtliche Werke. Inselverlag, Leipzig. In Leinen 8 M., in Leder 10 M.

Die Bücher des zarten, ergründenden, reichen Dänen haben in Deutschland längst Wertung und Liebe gefunden. Wer mit ihnen leben will, findet darin immer neue Hinweise und Offenbarungen; das Kleinste wird ihm groß und bewundernswert, die vielgestaltige Menschenseele lernt er sehen und erkennen. — Bislang gab es nur die dreibändige schöne Ausgabe von Marie Herzfeld im Verlag Diederichs, Jena; jetzt hat auch der eifrige Inselverlag sich bemüht, eine würdige Sammlung der Dichtungen zu veranstalten. Sie ist auf dünnem Papier gedruckt und umfaßt nur einen Band. Damit ist der große, schöne Vorteil geboten, das Buch überall mit sich führen zu können, Jacobsens wenige und doch so gewichtige Schöpfungen stets in ihrer Gesamtheit bei sich zu wissen. Darin liegt eine nicht genug zu preisende glückliche Idee. Zudem birgt diese Ausgabe auch vieles bislang Unbekannte; neue Novellen, Verse und auch die naturwissenschaftlichen Schriften, von denen der Dichter selbst sagt, daß sie gut seien, daß sie aber wohl schwerlich jemand gelesen haben werde. Auch sind ein Bild des Dichters, sowie einige Karikaturen aus seiner Feder beigegeben. (Nur die Briefe fehlen leider.) Alles das macht dem Streben und Wollen des Verlages viel Ehre.

Was jedoch die Übersetzungen betrifft, so muß ich noch immer Marie Herzfelds Arbeit als die beste und feinfühligste bezeichnen, wenngleich Mathilde Mann und Anka Matthiesen sorgfältig zu Werke gegangen sind, ohne jedoch den unsäglichen Duft, die geheime Eigenart zu bewahren, — soweit das möglich ist. Die Verse freilich sind zum Teil völlig ungeschickt übertragen; auch hier ziehe ich die Ausgabe von Diederichs vor. Man vergleiche einmal das Gedicht „Marine" in der Übersetzung von Erich von Mendelssohn, die kaum verständlich erscheint, mit jener von R. F. Arnold. Nur einige Zeilen als Beweis:

(Mendelssohn):

Unter des Haares tiefschwarzer Hut
Augenpaars blinkende Zwillingsglut
Leuchtet und ruht.
Atemzugsdünungen Stille verheißen,
Über des Schulterpaars Klippen, die weißen,
Gleiten die heißen . . .

(Arnold):

Oben da wölbt sich rabenschwarz Haar,
Leuchtfeuer drunter, ein strahlendes Paar,
Deuten Gefahr.
Und der Atem schwillt, als bliese
Über Marmorklippen und blühende Wiese
Wohlige Brise . . .

Trotz allem aber bleibt diese neue Ausgabe eine lobenswerte Tat, wenn sie auch vorläufig nur Verheißung ist. Sie beweist, wie stark, wie tief Jacobsens Einfluß in Deutschland ist, wie seine leise, innerliche, einsame Kunst die Seelen gewinnt, die sie reich und gütig macht.

Jens Peter Jacobsen: Novellen. (Verlag von Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg; br. 1,20 M., geb. 1,80 M., in Leder 3,80 M.)

Diese Ausgabe zeichnet sich dadurch aus, daß auch die in Deutschland bisher unbekannte Erzählung „Kormak und Stengerde" Aufnahme gefunden hat. Sie ist dem Zyklus „Ein Kaktus blüht" entnommen, welcher auch die berühmten Gurre-Lieder birgt; und vielleicht wäre es noch verdienstlicher gewesen, diese Dichtung vollständig zu veröffentlichen. Wie dem auch sei: das Buch verdient Lob. Über die Novellen selbst braucht heute nichts mehr gesagt zu werden. Die Übersetzung von Toni Schwabe, die sich früher als zarte Dichterin und Nachfolgerin Jacobsens erwiesen hat, scheint mir gut und sorgfältig zu sein, und auch die Ausstattung ist würdig. So möge das Buch, ein neues schönes Zeugnis für die Schätzung des dänischen Poeten, warm empfohlen sein.

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Volkswirtschaft

Staatliche Geldtheorie*). Gegenüber den bisher bestehenden Anschauungen über das Geldwesen ist neuerdings von Georg Knapp in Straßburg eine staatliche Theorie des Geldes aufgestellt worden, die wegen ihrer Originalität Beachtung verdient und sie auch gefunden hat. Sie bedient sich zur schärferen Fassung einer eigenen Terminologie, an die man sich erst gewöhnen muß. Diese Theorie geht von der Tatsache aus, daß das Zahlungswesen überall durch Sätze des Verwaltungsrechts geregelt ist. Geld ist die wichtigste Art der noch jetzt gebräuchlichen Zahlungsmittel. Sie geschieht durch Hingabe von gezeichneten Stücken (chartale Zahlung). Nicht mehr der metallische Gehalt jedes Stückes ist für die Werteinheit bestimmend, sondern die Rechtsordnung, die durch den Staat geschaffen ist, bestimmt, wieviel Werteinheiten die gezeichneten Stücke gelten sollen, und der Staat nimmt selbst die so gezeichneten Stücke nach ihrer Geltung an. Die Stücke können Münzen aus edlem oder unedlem Metall, es können aber auch Scheine sein. Ob die Münzen aus Metall bestehen, ist nur etwas Technisches. Das Geldwesen aber als ein Zweig des Zahlungswesens sei seiner Natur juristisch. Das Gemeinsame des Geldes sei die autoritative Geltung der Stücke, die vom Staat ausgeht. Der Staat hat nicht nur die Herstellung des bloßen Stoffes, sondern auch die Sorge um die Aufrechterhaltung des Wechselkurses (Knapp nennt dies die lytrische Verwaltung; lytrisch: Zahlungsmittel betreffend, vom griechischen lytron, Lösegeld). Diese Auffassung habe nichts mit der sogenannten Papierwirtschaft zu tun. Denn diese entspringt vielmehr dem Umstande, daß der Staat sich in einer Notlage befindet und zur Deckung des budgetmäßigen Defizits uneinlösbares Papiergeld geschaffen wird. Der Übelstand liegt dann an dem Verfall der finanziellen Ordnung. Es gibt bei der Chartalverfassung, also beim Geld, keinen Stoff von festem Preis; vielmehr wird in Silberländern der Silberpreis, in Goldländern der Goldpreis künstlich befestigt. In allen Staaten kommen aber Geldarten vor, die nicht bares Geld sind (notale Münzarten). Es kommt sodann darauf an, in welchen Geldarten der Staat seinerseits bezahlt. Man nennt die endgültigen Zahlungsmittel eines Staates valutarisch. In Deutschland sind die Goldstücke, in Österreich aber die Banknoten valutarisch, da kein Zwang für den Staat besteht, diese einzulösen, wenn er es vielleicht auch oft tut. Der Begriff des valutarischen Geldes ist mithin gänzlich vom Staat abhängig, wenn er Zahlung zu leisten hat, und dieses Verhalten ist durch Rechtsgesetz bestimmt.

Der Staat schafft nun neben dem baren Gelde fortschreitend immer mehr notale Geldarten, die also ihren Wert nicht im Münzgehalt, sondern in den Verfügungen des Staates haben. Ihre Vermehrbarkeit wird jedoch beschränkt und für die Einlösbarkeit in barem Gelde wird Sorge getragen. Daneben erstreckt sich seine Sorge noch dahin, daß jedermann, statt des notalen Geldes auch stets bares Geld erhalten kann. Im allgemeinen nehmen in allen Ländern (England, Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien, Vereinigte Staaten von Nordamerika) die unterwertigen Geldarten so stark zu, daß sie

*) Wir entnehmen den obigen Artikel dem Jahres-Supplement 1911/12 (Band XXIV) von „Meyers Großem Konversations-Lexikon". Sechste Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.).

als vorherrschend im inneren Verkehr betrachtet werden können. Daneben besteht freilich bares Geld, jetzt das Gold. Nach der staatlichen Theorie sind die notalen (also nicht baren) Geldarten auch bei Unterwertigkeit vollkommen ausreichend. Das daneben bestehende bare Geld hat seine Bedeutung ausschließlich darin, daß es zur Befestigung der Wechselkurse, d. h. der Kurse zwischen den valutarischen Geldarten verschiedener Länder, dient. Der Wechselkurs richtet sich einmal nach der metallischen Beschaffenheit der Geldstücke selbst und sodann nach Angebot von und Nachfrage nach fremdem Gelde auf dem Markte. Wenn beide Länder das gleiche Metall als Grundlage der Geldverfassung haben, so ist das Pari der Münze von selbst gegeben. Es bleibt dann nur noch die Bestimmung von Angebot und Nachfrage auf dem Geldmarkt übrig. Dadurch ist die Regelung des intervalatorischen Kurses natürlich sehr vereinfacht. Da nun England schon seit 1816 Goldwährung hatte, ging auch Deutschland zu ihr über, um dadurch eine möglichst einfache Befestigung der Wechselkurse, vor allem gegenüber England, zu haben. Während aber im inneren Verkehr die meisten Länder sich notaler Zahlungsmittel und zwar vielfach minderwertiger Geldarten bedienen, behält man im auswärtigen Verkehr wegen der übermächtigen Stellung Englands im Weltverkehr und aus historischen Gründen das Gold zur Regelung der intervalutarischen Kurse bei. Nicht aber besteht nach dieser Auffassung irgendein innerer Grund oder eine Eigenschaft, die diesem Metall an sich den Vorrang gibt. Der metallistische Gedanke müsse ganz abgelehnt werden. Österreich z. B. ist noch nicht zur Einlösbarkeit der Banknoten in Goldgeld übergegangen, weil die österreichische Zentralbank auf anderem Wege imstande sei, den Wechselkurs zu festigen, und das genüge vollkommen. Denn da der Sinn der Goldwährung in einem Lande nur der ist, feste intervalutarische Kurse zu erzielen, so lasse sich dieses Ziel eventuell auch durch andere Mittel (z. B. wie in Österreich durch ausgleichende Börsenspekulation) erreichen. Dann ist es aber unnötig, eine bare Geldverfassung herzustellen. Es genügt vielmehr vollständig, wenn die Zentralbanken über die Goldmünzen verfügen. Rein theoretisch ließe sich wohl auch denken, das Metall Gold ganz auszuscheiden. Dann müßten Privatverträge zwischen den Staaten geschlossen werden. Da deren Aufrechterhaltung aber weit schwieriger sein würde, so wählt man eben das Mittel der Goldverfassung.

Für diese Auffassung ist auch die Frage des Vorkommens von Gold nur von untergeordneter Wichtigkeit. Denn selbst wenn es mit der Goldproduktion zu Ende geht, so braucht eventuell nur eine andere Art von Währungsgeld geschaffen zu werden, wie es ja jetzt schon teilweise (z. B. in Österreich) geschieht. Unser Zahlungsverkehr hat im allgemeinen gar nichts mit geologischen Möglichkeiten zu tun. Nur die besondere Art des Zahlungswesens, wie es jetzt geordnet ist, ist zum Teil darauf aufgebaut. Auch die Abhängigkeit unseres Diskontgeschäfts von der Höhe der baren Vorräte der Bank ist nur etwas historisch Zufälliges. Denn jene Arten von Geldgeschäften setzen lediglich voraus, daß überhaupt eine Verfassung des Geldwesens gilt; sie sind aber nicht an diese oder jene gebunden. Eine Erschütterung der Geldverfassung tritt nicht wegen des Materials, der Wertbeständigkeit und ähnliches ein, sondern aus anderen Gründen. In der Gegenwart ist nicht mehr das bare Geld als das wichtigste Zahlungsmittel im inneren Verkehr zu behandeln, sondern nur wegen der internationalen Wechselkurse. Die staatliche Theorie des Geldes sucht diesen bestehenden Zustand des Zahlungswesens, wie er sich allenthalben entwickelt hat, zu begreifen und für die Praxis die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen.

Dies im Umriß die neue Theorie, die zweifellos auch auf die praktische Gestaltung des Geldwesens von Einfluß sein könnte, wie es einst die Currencytheorie in anderer Weise gewesen ist. Bisher hat sie aber viel Widerspruch gefunden: so von Ad. Wagner, Helfferich, Lotz, Andreas Voigt, und die Meinungen über ihre Bedeutung sind durchaus zwiespältig.

Fideikommißreform. Im 46. Heft des Jahrgangs 1912 dieser Zeitschrift hat Herr von Gottberg Vorschläge zur Fideikommißreform gemacht. Es ist gewiß sehr gesund, wenn er es bekämpft, die Fideikommisse

dadurch auszubeuten, daß man aus ihren angeblichen oder wirklichen Erträgen Kapitalien für Verbesserungs- und Ausstattungsfonds ansammelt, von denen nachher nur die Zinsen beansprucht werden dürfen. Das Kapital ist der Fideikommißbesitzer dann auf Nimmerwiedersehen los. Es ist eine Krankheit unserer Zeit, allenthalben zu thesaurieren. Rücklagen aller Art kraft Gesetzes, Stiftungen, Fonds entziehen bestimmten Kreisen unseres Erwerbslebens in steigendem und steigend schädlichem Umfange Summen, von denen die Beitragenden bestenfalls nichts als die bekannten niedrigen Zinsen der Mündelsicherheit oder des aktiven Bankkontos wiedersehen, während sie zur selben Zeit gezwungen sind, ihr Privat- oder Berufsleben mit hochverzinslichem Gelde zu versorgen. Diese Enteignung zugunsten des mobilen Kapitals macht von Jahr zu Jahr verhängnisvolle Fortschritte. Man kann sich gar nicht stark genug dagegen wehren und muß dem Verfasser beistimmen, wenn er auch hier Rentenzahlung für die natürliche Bodenbelastung erklärt. Es gibt einen Bürgen, der noch besser bürgt als das Kapital: die Persönlichkeit. Diese nicht zu erdrücken, muß das erste Ziel der Reform bleiben. Er will die nachgeborenen Kinder dadurch schützen, daß er Testamente über einen Teil des Fideikommißertrages zuläßt. Durchführbar ist das aber nur, wenn die Fideikommisse bedeutend sind. Kleine Fideikommisse halte ich, anders als der Verfasser, nur für einen Fehler; sie sind ein notwendiges Unrecht gegen die nachgeborenen Kinder. Das Fideikommiß des Großgrundbesitzes und das Anerbengut des Bauern sind zwei himmelweit verschiedene Dinge. Darin sind sie sich gleich, daß sie eine Vermögensmasse personifizieren, als Ganzes für immer erhalten möchten, aber darin grundverschieden, daß das Fideikommiß für immer in einer bestimmten Familie erhalten werden soll, das Anerbengut aber nur zur Zeit des Erbfalls so gut es geht geschützt werden soll. Der Grund ist der, daß Dynastien gar nicht, die historische Familie des Großgrundbesitzes schwer, die einzelne bäuerliche Familie aber weit eher aus dem Volksganzen vom politisch-sozialen Standpunkt zu ersetzen ist. Das kann man in der Praxis nicht bestreiten. Hieraus aber folgt ohne weiteres, daß das Gesetz viel vorsichtiger sein muß, das unveräußerliche Fideikommiß für die Nachgeborenen zu erhalten, als das frei veräußerliche Anerbengut, oder, was auf dasselbe hinauskommt, daß Fideikommisse groß sein sollten. Es ist gut, wenn es auch eine bewegliche Grundbesitzmasse gibt zwischen Fideikommiß und Bauerngut. Gerade diese Größenklasse bedarf der landwirtschaftliche Unternehmungsgeist.

Nun kommt ein Punkt, wo ich leider gar nicht mit dem verehrten Herrn Verfasser gehen kann. Schon bei einer früheren Gelegenheit habe ich in diesen Blättern bestimmt betont, daß es gar keine bessere Fideikommißbehörde geben kann als die, die wir jetzt haben. Ich fürchte, in den Vorschlägen des Herrn Verfassers spukt auch etwas von der großen Verwaltungsreform, die gerade so überflüssig ist, wie es in diesen Blättern ein ungenannter Verfasser in einer Reihe prachtvoller Artikel über die preußische Verwaltung nachgewiesen hat. Wenn man nur die Besetzung der Ämter und die Erziehung der Beamten immer in Ordnung hielte, würde kein Mensch auf die Idee einer Verwaltungsreform kommen, deren jetziger Inhalt nur von den wirklich wunden Punkten ablenkt. Weitaus die meisten Fideikommißsachen sind private Vermögens- oder Rechtssachen; kommt mal irgendeine Frage aus der land- oder forstwirtschaftlichen oder der allgemeinen Verwaltung vor, so ist das Oberlandesgericht aufs einfachste in der Lage, sich von da her ein Gutachten zu holen, wie man es noch immer gemacht hat. Der Oberpräsidialrat und die anderen Herren können ihre Zeit viel besser verwenden, als öfters zu einer Fideikommißsitzung zu fahren, wo die meisten Dinge sie langweilen oder außer ihrem Horizont liegen. Es ist weiter ein Fehler, die allgemeine Verwaltung durch die Familienstreitigkeiten einflußreicher Geschlechter mit dem Mißtrauen in ihre Unparteilichkeit und mit gesellschaftlichen Folgen zu belasten.

Am meisten gilt das von den Herren Standesgenossen. Jedes Jahr beglückt uns ja mit mehreren neuen Gesetzen der staatlichen Selbstverwaltung, mit Beiräten, Ausschüssen, großen und kleinen Schöffen, Bei-

ſitzern, Experten und anderem mehr; neben den Geſetzen wirkt auch noch die Verwaltung ebenſo. Die wirklich brauchbaren Männer des Volkes kommen gar nicht mehr von der Eiſenbahn herunter und verſäumen zu Hauſe viel mehr, als ſie verantworten können und bringen Unruhe in ihr und anderer Leben. „Meide dein Heim!“ In dieſem Umfange iſt die Selbſtverwaltung längſt Plage und Schade geworden. Das ſieht aber kaum einer! Wo die Standesgenoſſen in der Fideikommißaufſicht wohl zu verwenden ſind, das iſt der Platz, wo ſie in Holſtein als Fideikommißexekutoren als ſtändiges Berufsorgan des Oberlandesgerichts ſtehen; das hat ſich längſt bewährt. Jedes Agnatenregiment iſt vom Übel; ihr Intereſſe ſteht dem des Fideikommiſſes entgegen, ſie ſind öfters nicht einmal Standesgenoſſen des Fideikommißbeſitzers; ihr Regiment untergräbt den Familienfrieden.

Der Fideikommißexekutor iſt auch die beſte Erkenntnisquelle für einen Vorgang, den die Reform unbedingt löſen muß, für den erleichterten Abverkauf bei innerer Koloniſation. Hier liegt ein Lebensintereſſe des ganzen platten Landes. Was da im einzelnen Fall richtig iſt, darüber wird der Standes- und Berufsgenoſſe immer ein gutes Urteil in die Wagſchale werfen und ein gewichtigeres, wenn er für ſich berichtet, als wenn er im Senat mit anderen abſtimmt. O. O. S.

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Sicherheits-Goldfüllhalter „REGINA“

gesetzl. gesch., ist der **beste und vollkommenste.** **Unter Garantie** ist ein Auslaufen, Tropfen oder Schwitzen **unmöglich,** so dass Taschen und Hände **rein bleiben.** „**REGINA**“ schreibt sofort und ohne zu klecksen bis auf den letzten Tropfen Tinte.

Mit feinster 14karät. Goldfeder Mark **10.**— per Stück, auch m. grösseren Goldfedern M. **14.50, 19.**— u. **25.**— per Stück. Alte Halter und Goldfedern werden in **Sicherheitshalter „REGINA“** umgearbeitet. In allen besseren Geschäften erhältlich, **aber ausdrücklich „REGINA“** verlangen, wo nicht, werden Bezugsquellen nachgewiesen. *Kataloge gratis und franko.*

Klio-Werk G. m. b. H., Hennef 141 b. Köln a. Rhein.

Einige Anerkennungen:

Ich erhielt heute „**Regina**“-Füllhalter No. 413, und ich bin über den schönen Halter, der vorzüglich funktioniert, sehr erfreut. Ich möchte nun nicht unterlassen, Ihnen mitzuteilen, dass mir mein alter Halter (Regina 210a), der mir in dem diesjährigen Manöver verloren ging, von 1903 bis zuletzt ohne jede Reparatur vorzügliche Dienste geleistet hat.

Wenn man erwägt, dass in diese Zeit auch eine 4jährige Tätigkeit als Adjutant fällt, in der ich mich nur seiner bediente, so dürfte dies ein glänzender Beweis der Leistungsfähigkeit des Regina-Halters sowie Ihrer Goldfedern sein. Ich genehmige Ihnen gern, von dieser Anerkennung Gebrauch zu machen und zeichne mit vorzüglicher Hochachtung **Ed. Lintner,** Oberltn. u. Adj. d. Kdos. d. Trains i. Posen.

Herr **Dr. Deichmann,** Löwenapotheke in Leer, schreibt: „Seit mehreren Jahren gebrauche ich ständig Ihren „**Regina**“-**Füllfederhalter,** und drängt es mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich mit dem Halter durchaus zufrieden bin und ich nur jedem empfehlen kann, bei Anschaffung eines Füllfederhalters an Ihr System zu denken. Der Halter arbeitet noch heute nach 4 Jahren ebenso wie am ersten Tag, wohl das beste Zeichen für die Güte Ihres Fabrikates.“

Chamberlains Goethe

Von Privatdozent Dr. Richard Meßlény in Genf

Motto:

Was ſagen wir denn nun? Haben wir einen Vorteil? Gar keinen. Denn wir haben droben bewieſen, daß beide, Juden und Griechen, alle unter der Sünde ſind;

Wie denn geſchrieben ſtehet: Da iſt nicht, der gerecht ſei, auch nicht einer;

Da iſt nicht, der verſtändig ſei; da iſt nicht, der nach Gott frage;

Sie ſind alle abgewichen und alleſamt untüchtig geworden; da iſt nicht, der Gutes tue, auch nicht einer;

Ihr Schlund iſt ein offnes Grab, mit ihren Zungen handeln ſie trüglich, Otterngift iſt unter ihren Lippen;

Ihr Mund iſt voll Fluchens und Bitterkeit;

Ihre Füße ſind eilend, Blut zu vergießen;

In ihren Wegen iſt eitel Unfall und Herzeleid;

Und den Weg des Friedens wiſſen ſie nicht;

Es iſt keine Furcht Gottes vor ihren Augen.

Paulus, Römerbrief I, 3. Kapitel, Vers 9 bis 18.

Einer unſerer hervorragendſten Germaniſten bemerkte gelegentlich, man könne keine deutſche Heinebiographie aufſchlagen, ohne auf der erſten Seite zu merken, ob ſie von „Barteles oder von Karpeles“ ſei. Mit dieſer witzigen Lautangleichung zweier Namen, deren eine das Programm antiſemitiſcher, deren andere das der ſemitiſchen oder philoſemitiſchen Literaturforſchung umfaßt, iſt zugleich das Urteil über beide Richtungen geſprochen. Dieſen höchſt unerfreulichen und unfruchtbaren Geſichtspunkt trachtet nun Chamberlain*) auch in die Goetheforſchung hineinzutragen, wo er wahrlich nicht aus dem Problemkreis herauswächſt, ſondern

*) Houſton Stewart Chamberlain: „Goethe“, F. Bruckmann A.-G., München, 1912. 851 Seiten. 16 M.

vom Autor bei den Haaren herbeigezogen werden mußte. Dem Berge bewußter und unbewußter Geschichtsfälschung, den Seen trivialster Redensarten, die in der Judenfrage seit einiger Zeit hüben und drüben zusammengetragen wurde, will ich schweigend die Worte des Apostels entgegensetzen, die als Motto meinen Ausführungen vorangehen. Hier sei einfach die Tatsache festgestellt, daß das achthunderteinundfünfzig Seiten starke Buch Chamberlains den Titel: „Goethe" mit Unrecht trägt, denn zu einem Drittel ist dieses Werk eine Streitschrift über Rassenpolitik, Rassenhygiene, Rassenwertung unter dem antisemitischen Gesichtspunkt. Richtigkeit, Wert, Berechtigung einer solchen Schrift, wie der sich darauf beziehenden Gegenmeinungen der anderen Partei, haben mit Goetheliteratur schlechtweg nichts zu schaffen. Da nun Chamberlain sowieso allen Leuten, die fachgemäß dem wissenschaftlichen „Betrieb" der Universität angehören, ohne weiteres Beschränktheit vorwirft, so will ich daraus wenigstens das Recht der Beschränkung ableiten und mich nur mit jenem Drittel seines Werkes beschäftigen, das sich wirklich auf Goethe bezieht. Wir müssen daher eine kräftige Amputation vornehmen und genau bezeichnen, was in Chamberlains Buch dem Kreise dieser Betrachtung fern steht. Kurz: alles, was sich auf feststehende, nicht erforschte und deshalb nicht erörterungsfähige Dogmen der Chamberlainschen Gefühlswelt bezieht. Hierher gehören: die Judenfrage, will sagen alles, was in Goethes Werden mit der Bibel, mit dem Christentum und mit Spinoza zusammenhängt, — beileibe nicht, als gehörte dieses alles wirklich zur Judenfrage, sondern weil Chamberlain diese Probleme nicht unter dem Gesichtspunkt „Goethe", sondern unter dem der mehr oder weniger akuten Judenfrage behandelt; ferner gehört hierher die durchaus selbstherrliche, jeder wissenschaftlichen Begründung (von Beweis gar nicht zu sprechen) bare Darlegung seiner sehr persönlichen Meinung über Richard Wagner, über Beschaffenheit der Universität sowie ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit, und über den Monismus.

Stünde das übrigbleibende Drittel des Chamberlainschen Goethebuches nicht weit höher als die durchschnittliche Goetheliteratur, so verdiente es die sorgfältige Scheidung nicht. Was aber teils nach Ausschaltung ganzer Kapitel, teils nach strenger Sichtung einzelner Parteien übrig bleibt, ist aller Aufmerksamkeit und aller Anerkennung würdig, ungeachtet all des Widerspruchs, den ich auch da zu erheben gedenke. Die ersten drei Abschnitte: Das Leben, die Persönlichkeit, der praktisch Tätige, haben eigentlich die deutende Psychologie zur Methode. Das bekannte historische Material deutet Chamberlain vielfach neu, er betätigt daran seine eigene intuitive Psychologie. Das Ergebnis dieser Betätigung ist in positiver Richtung Null, sofern eine Darstellung des Lebens oder der Persönlichkeit angestrebt wurde. Bei einer ähnlichen Inkonsequenz der Methode überstiege die Widerlegung im einzelnen die Maße einer Besprechung. Wir beschränken uns daher auf das Grundsätzliche. Eine Tatsachenreihe kann methodisch entweder als Folge der historischen Notwendigkeit oder aber als die zufälliger Ergebnisse betrachtet werden. Ersterenfalls darf ich der Kausalität auch Schlüsse entnehmen, im zweiten

Fall sie bloß logisch gruppieren, um ein möglichst sinnvolles Bild zu gestalten. Keinesfalls darf man mit beiden Gesichtspunkten abwechseln, für Peter den einen, für Paul den anderen anwenden. Ja es handelt sich gar nicht um dürfen oder nicht dürfen, es ist mir unbegreiflich, wie man das kann, denn es ist ja eine grundlegende Frage der gesamten Weltanschauung, der gesamten Persönlichkeit. Chamberlain aber bringt es fertig, die Ereignisse in Goethes Leben als historisch und organisch notwendig aufzufassen, sofern z. B. von der Freundschaft zu dem gewiß trefflichen, bisher oberflächlich unterschätzten Heinrich Meyer die Rede ist, sowie er aber auf den Einfluß Spinozas zu sprechen kommt, verliert das Gewordene seine Notwendigkeit, und statt zu erklären, hebt er die Hände gen Himmel und klagt das Unglück an: „Das unglückliche Scheinverhältnis zu Spinoza, in das ihn der in philosophischen Dingen so unzureichende Herder (sic!) hineingelockt hatte, wäre in einer einzigen Stunde bescheiden vertrauensvollen Hörens auf Jacobi in Nichts zerronnen." (S. 123.) Ganz abgesehen davon, daß Jacobi zum Spinoza-Einfluß mindestens so viel beigetragen hat wie Herder, will dies Beispiel nur zeigen, wie Chamberlain die Historie je nach Bedarf bald als unglücklichen Zufall, bald als strengste Notwendigkeit handhabt. Derselben „Freiheit" der Methode bedient er sich in der Anwendung der Goetheschen Zitate. Will er die bisherige Auffassung eines Erlebnisses, die mit diesem und jenem Zitat begründet wird, entkräften, so betont er sehr richtig, daß ein Goethesches Zitat, aus dem Zusammenhang herausgegriffen, keine Beweiskraft habe, denn in seinen Schriften findet sich, wie in der Bibel, fast immer ein Sprüchlein für schwarz so gut wie für weiß; das hindert ihn nicht, die eigene Konstruktion auf dieselbe nicht tragfähige Grundlage aufzubauen.

In der negativen Richtung ist den drei ersten Kapiteln ein größeres Verdienst zuzuerkennen. Goethe-Legenden belasten schwer unsere Anschauung, noch mehr die Forschung. Nicht weil die Legenden geschichtlich unwahr sind — ach das ist ihr geringster Fehler —, sondern weil sie zumeist platt und falsch sind, müssen sie möglichst ausgemerzt werden. Dazu ist Chamberlain besonders berufen. Die Napoleongeschichte, die Mär vom unphilosophischen Goethe, vom bescheidenen aber unbedeutenden Heinrich Meyer hat er gründlich und unwiderleglich beiseite geschafft. Man muß ihm dies Verdienst, das kein geringes ist, zugute halten, wenn er sich dafür an längst toten Geschichtchen, wie z. B. am „hochmütigen" Goethe, weiterübt, — dem Knaben gleich der Disteln köpft. Doch all dies Für und Wider verschwindet vollkommen neben der eigentlichen Leistung des Werkes, neben dem vierten Kapitel: Der Naturerforscher. Nahezu hundertundfünfzig Seiten, die uns in ihrer grundlegenden Bedeutung, in ihrem unerschöpflichen Reichtum weder durch das Vorangehende, noch durch das Folgende verkümmert werden sollen, denn diese hundertundfünfzig Seiten sind es, die zu dem sehr kleinen „eisernen" Bestand im ungeheuren „papiernen" Bestand der Goethe-Literatur zählen werden. Diese Darstellung Goethes als Naturforscher hebt die bisher bestehende Trennung der Forschung Goethes von seiner Dichtung

auf, die Fäden sind so dicht herüber und hinüber gezogen, daß es von nun an nicht mehr angehen wird, sich der Meinung exakter Naturforscher zu fügen, ja Chamberlain hat das Problem überhaupt entdeckt, wobei wir einsehen, daß der vielbesungene wissenschaftliche Wert oder Unwert Goethescher Entdeckungen eine ganz untergeordnete Frage ist, es kommt auf ganz andere Werte an. Wir versuchen diese überreiche Darstellung, die wie ein Baum aus der Wüste, aus dem Buch herausragt, in großen Zügen nachzuerzählen.

Goethes Naturforschung, die Chamberlain Naturerforschung nennt, steht außerhalb der fachmäßigen Naturwissenschaft, ja zum Teil steht sie ihr entgegen. Daher muß sie mit einem ihr selbst entnommenen Maßstab gemessen werden, wenn wir sie als den wichtigsten Bestandteil von Goethes Persönlichkeit und seiner Dichtung begreifen wollen. Was das Ziel und die Triebfeder dieser seiner Betätigung anbelangt, so ist Goethe durchaus eigene Wege gegangen.

Nur der Stoff, die Tatsachenreihe, ist ihm und der Fachwissenschaft gemeinschaftlich. Wissen—schaft heißt gestaltetes Wissen, darin sind sich Fakultät und Goethe einig, nur bedeutet „Gestalt" für den Dichter etwas anderes als für den Gelehrten. Die Wissenschaft setzt sich selbst als Ziel, für Goethe hat sie ein außerhalb liegendes, ihr Ziel ist: der Mensch, seine Steigerung, seine Höhenzüchtung. Goethe erstrebt die erschöpfende Anschauung der Naturerscheinung, des Phänomens, wozu ihm die höchstmögliche Ausbildung des anschauenden Subjekts die einzig denkbare Handhabe scheint. Der Fachmann sieht im Phänomen nur das Material zum System. Wohl streben beide nach der Gestaltung des Wissens, jedoch ist diese Übereinstimmung eine äußerliche. Die Fachwissenschaft trachtet die Höchstzahl der Tatsachen mit dem Mindestmaß der Gestaltung zu bezwingen, wogegen Goethes Auge ganz der erschauten Einheit entgegendringt und er sein Ziel nur durch völlige Vergeistigung der Tatsachenüberfülle erreichen kann. Sofern die Wissenschaft sich der Hypothese, der Gesamtauffassung bedient, erstrebt sie äußerste Abstraktion, mathematische Wahrheit. Daher ist unsere gesamte Naturwissenschaft reine oder angewandte Bewegungslehre. Goethe dagegen glaubt an die Erreichbarkeit irgendwelcher Wahrheit im absoluten Sinne nicht und hält infolgedessen am Phänomen fest. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr." Nicht absolute, außermenschliche Wahrheit, sondern Höhen allseitiger Geisteskultur, möglichste Ausbildung des Subjekts ist Goethescher Forschung Ziel, mit anderen Worten: er selber. Goethes Naturforschung ist eine höhere Schule des Sehens, der gesteigerten Anschauung, sie ist exakte Wissenschaft als Kunst gehandhabt, als Einheitsidee zu des Menschen Wohl, nicht zu des Gelehrten Ruhm erschaut. Von der tausendköpfigen Hydra der Empirie, mit der sich die Fachwissenschaft plagen muß, gleich weit entfernt wie von der erfahrungslosen Angafferei fertiger Ergebnisse im Stile der heutigen Populärwissenschaft, ist Goethes naturforschende Geisteskultur eine leuchtende und tröstende Gewißheit, eine Erfüllung jenes Ideals, an deren Ernst oder Möglichkeit wir schier verzweifelten, des Ideals allgemeiner Bildung. „Aus

der Fülle der von der exakten Forschung neu entdeckten Phänomene einen neuen Kosmos zu gestalten, den Menschen zur Freude, den Menschen zur Errettung aus dem Chaos, dem sie im Begriffe sind zu verfallen." (S. 254/5.)

Von diesem der Fachwissenschaft völlig fremden Grund ausgehend, mußte Goethe notwendigerweise zu abweichenden Grundbegriffen gelangen. Der Begriff Natur, der von der Unterscheidung des Anaxagoras in physis und nûs bis zum monistischen Alleinheitsglauben so viele Wandlungen durchgemacht hat, zeitigt schließlich eine fast unübersehbare Fülle der Auffassungen, die Chamberlain in eine dreifältige Ordnung bringt: die Naiven, die Dogmatiker und die Methodiker. Goethes Einzigartigkeit besteht darin, daß er nicht ein für allemal der einen oder der anderen Gruppe zugehört, sondern für seine Seelenverfassung ist eben die jeweilige Richtung entscheidend, in welcher sich sein Geist eben bewegt, betätigt. Pantheist als Naturforscher, Polytheist als Dichter, Monotheist als sittlicher Mensch, und jedes mit gleicher Wahrhaftigkeit, ist er imstande, dem Begriff Natur gegenüber jeweilen die naive, dogmatische und methodische Auffassung zu betätigen, ohne einem vermengenden, farblosen Eklektizismus anheimzufallen.

Naiv tritt Goethe an die Natur heran, „auf eine kindliche Weise".

„Sieh, so ist Natur ein Buch lebendig,
Unverstanden, doch nicht unverständlich."

Diese Stimmung seinem Stoffe gegenüber blieb unzerstört bestehen, auch als er einen Erfahrungsreichtum um sich aufgeschichtet hatte, vor dem Fachgelehrte von Ruf die Segel strichen. Die naive Intuition bleibt die Grundlage seiner Arbeit.

Ein Dogmatiker wird Goethe, um der Pein millionenfacher Empirie zu entrinnen. „Einheit soll die Idee der Metamorphose in die unübersichtliche Menge der Pflanzengestalten bringen, Einheit die vergleichende Anatomie in den ins Endlose variierenden Knochenbau der Wirbeltiere, Einheit soll in die Geologie durch das Prinzip der Stetigkeit eingeführt werden, Einheit in die konfuse Meteorologie durch die Erkenntnis eines organischen Zusammenhanges zwischen Atmosphäre und Erde, Einheit des Farbenphänomens soll Goethes Lehre den Menschen verkünden." (S. 281.) So bedeutet aber für Goethe den Dogmatiker die Alleinheitslehre keine alles aufklärende Weltdeutung, keine angenommene, festgelegte Weltanschauung, sondern einen Seelenzustand, dessen er bedarf, um die beängstigende Fülle der Empirie in ein tiefes, ruhiges Anschauen des Weltganzen zu verwandeln.

Als Methodiker ist Goethe so ganz Empirist wie irgend ein Fachgelehrter. Die Unterscheidung von physis und nûs des Anaxagoras ist ihm nicht bloß Grundgesetz, er führt sie auch weiter zur Dualität von Mensch und Natur, und entfernt sich nun wieder hierin himmelweit von jeglichem dogmatischen Monismus. Aus der Dualität Mensch und Natur folgt die Doppelunterscheidung: 1. Objekt und Subjekt, 2. Erfahrung und Idee. Die Fach-

wissenschaft sowohl wie Goethe erkennen das Mißverhältnis zwischen den Dingen und der menschlichen Vernunft, und sehen in der Beobachtung des Objekts durch das Subjekt die einzige Möglichkeit der Erkenntnis. Die Fachwissenschaft aber trachtet in ihrem Mißtrauen gegen das Subjekt die Beteiligung der Sinne auf ein Mindestmaß zu beschränken, und wird mit jedem Schritt, den sie sich dem Objekt nähert, notwendigerweise abstrakter, da sie sich aller menschlichen Qualitätsvorstellung entzieht und in stets steigendem Maße mathematischer wird, d. h. ihr Maßstab ist reine Quantität. Dagegen behält Goethe den Menschen, seine Vorstellungsfähigkeit als Maßstab und stellt sich in die Mitte von Objekt und Subjekt. Auf der einen Seite steht also als Extrem die grenzenlose Erfahrung, die wohl zu ungeheuren technischen Erfolgen führen mag, aber den Menschen verloren gibt, ihn ratlos vor dem Chaos der Tatsachen stehen läßt, auf der anderen die aufbauende, aber erfahrungslose Idee Platos. Zwischen diesen beiden steht Goethe. Große Individuen sind noch in weit höherem Maße in ihrem Tun vorbestimmt, als die kleinen, weil ihr Geschick enger mit dem Weltgeschehen verbunden ist. Zur Stunde, da Plato der Menschheit erschien, fand er eine unbeholfene, tastende Ideenbildung vor, der eine fragmentarische Erfahrung gegenüberstand. So mußte er seine Kraft dem Subjekt zuwenden. Er mußte Brücken schlagen, die vom Subjekt zum Objekt führten. Goethe dagegen befand sich einer großen Erfahrung gegenüber, die sich aber in der Empirie verlor, die nicht mehr architektonisch, nur noch mechanisch und rechnerisch gestaltete. So mußte er denn Wege suchen, die vom Objekt zum Subjekt zurückführten. Aber nur weil Goethe sich die Erfahrungsmasse aneignen konnte, *ohne* seine ideenbildende Tätigkeit einzubüßen, konnte er der Plato unseres Zeitalters werden. Beide Extreme der Forschung werden und sollen neben Goethe bestehen. Es handelt sich darum, seinen Standpunkt in der Mitte zwischen Objekt und Subjekt, seine Methode der Verknüpfung der Idee mit der Erfahrung zu begreifen, wenn wir der epochalen, ja außerepochalen Bedeutung der Naturforschung Goethes gerecht werden wollen, wir „Menschheit", der Goethe angehören wollte, der er sich mit aller Leidenschaft widmete.

Mit diesem „wir, Menschheit" greift Chamberlains Betrachtung vom Naturwissenschaftlichen ins Soziologische hinüber, die Betrachtung wird Tat. Die ungeheuere Gefahr, die seitens der fortschreitenden Spezialisierung der Wissenschaften — eine direkte Folge ihres notwendig atomistischen Standpunktes — der geistigen Kultur der Menschheit droht, empfinden wir alle drückend. Daß Goethe diese Gefahr vorausgesehen, daß er gegen sie gekämpft, konnten seine Zeitgenossen unmöglich verstehen, wir aber müssen und können unsere Kulturrettung in ihm und durch ihn vollziehen. Und soziologisch wird die Frage, wenn wir näher zusehen: wer ist „wir"? Hat ein solcher „Kulturstand", wie wir ihn darstellen, eine Daseinsberechtigung und eine Möglichkeit der Selbstbehauptung? Wir gelangen mit der Frage zur großen Krankheit unserer Zeit, die kurz ausgesprochen hierin besteht: wir haben keinen

Adel mehr! Und die Menschheit braucht einen Adel. Wir haben adelige Menschen, vereinzelt, gewiß, aber keinen Stand, der die Gesamtheit unserer kaloi kagatoi sinnlich darstellt. Das „Wir" in Goethes Munde bedeutet diesen „neuen Adel"; wir brauchen ja nur die beiden Fassungen von Wilhelm Meister zu lesen, um zu sehen, wie tief Goethe sich mit dem Adelsproblem eingelassen hat, wie nahe ihm die Frage ging. Dieser Adel kann natürlich nur als Ergebnis jener Höchstausbildung des Subjekts nach allen Richtungen hin gedacht werden, die uns Goethe veranschaulicht, im nûs, wie in der physis. Geburt, Rasse, Vermögen, Fähigkeit, Wissenschaft, Kunst, ja Genie, — sie alle sind nur vereinzelte und verschiedene Mittel, diesen Adelsbrief zu erhalten, keines enthält an sich ein Anrecht darauf. Tausende werden deshalb im Zwang des Gewerbes ihr geistiges Handwerk in Ehren betreiben können, denn sie sind nötig und wir — ich spreche jetzt im eigenen Namen — Alltagsarbeitstiere wollen beglückt auf einen solchen Adel als auf den Sonntag der Menschheit hinaufblicken. Allerdings, dieser Almanach wird nicht in Gotha verfaßt und man ist noch nicht geadelt, wenn man mit Chamberlain harmlos-hochmütig: „Wir" sagt, wie man nicht gebrandmarkt ist, wenn man nicht hineingehört. Schön und herrlich wiegt sich die Spitze der Edeltanne über allen Wipfeln in den Winden der Höhe. Soll die Wurzel, soll der Stamm sie deshalb neiden? Kann sie, darf sie Stamm und Wurzel mißachten? Spitze zu sein ist weder Glück, noch Verdienst, noch Ruhm —, sondern Schicksal, das demütig hingenommen wird.

Nach dieser soziologischen Abschweifung, die wir, durch Chamberlain angeregt, ein wenig auf eigene Rechnung unternommen haben, kehren wir wieder zurück zu ihm. Wir müssen hier darauf verzichten, ihm bei der Anwendung seines Gedankensystems auf die einzelnen naturwissenschaftlichen Werke Goethes zu folgen. Es genüge festzustellen, daß diese Anwendung ebenso meisterhaft, ebenso gewaltig und tief durchgeführt ist wie der Aufbau. Chamberlain hat nicht allein Goethes Methode erfaßt und dargestellt, er hat sie auch angewendet. Nicht aus Zitaten ist die Darstellung zusammengetragen, sondern es ist dem Verfasser gelungen, den Stoff, Goethes naturwissenschaftliche Tätigkeit, durch Anschauung von unten nach oben bauend zum Begriff hinanzuspitzen und dann der Pyramide von oben nach unten die Idee seiner Persönlichkeit aufzuzwingen. Und wenn es ihm Freude macht, soll statt des Wortes „Persönlichkeit" diesmal das Wort „Monas" gebraucht werden.*) Goethes naturwissenschaftliche Tätigkeit hat Chamberlain für uns alle, gleichviel, welches Faches, welches Berufes, zu neuem fruchtbaren Leben erweckt. Ich kann mir keine größere Anerkennung, keine bedeutendere Form des Lobes für den Verfasser denken und ausfindig machen, als wenn ich diese Tatsache schlicht hinstelle. Gegen dieses Verdienst

*) Mit köstlichem, wenn auch mit ungewolltem Humor behauptet nämlich Chamberlain — und wer könnte oder wollte da widersprechen? — daß das Wort „Persönlichkeit" mittlerweile mit „arrogantem Judenbengel" synonym geworden ist.

verblaßt die Bedeutung deſſen, was ſonſt am Buche, weſentlich im Kapitel „Der Dichter“ noch zu loben iſt: eine recht bedeutende Anzahl guter, fruchtbarer Ideen, die unſere ideenarme Goetheforſchung gut gebrauchen kann und gebrauchen wird. Leider ſchwimmen dieſe guten Ideen, die muſikaliſchen Grundlagen Goetheſcher Dichtung, die Einheit zwiſchen Naturforſchung und Poeſie, die Charakteriſierung der Form bei Goethe als Vereinigung der Naturtreue und der Phantaſiefreiheit, alles das, gewiß fruchtbar, gründlich und originell zugleich, ſchwimmt in einer überreichen Wortflut von — Parteigeſchwätz. Im einzelnen vortrefflich, im ganzen ebenſowenig belehrend wie genießbar.

Und zum Schluß noch ein Wort über Vornehmheit. Chamberlain meint: Vornehmheit werde in Deutſchland nicht geſchätzt. Daß er ſich darin irrt, wird er an der Rückwirkung einiger Unvornehmheiten ſeines Buches merken müſſen. Wenn er, ganz abgeſehen von anderen allzuhäufigen Kraftausdrücken, Hermann Grimm als den „ſchalſten und eitelſten Schwätzer“ bezeichnet (S. 752), wenn er mit großer Leidenſchaftlichkeit und heftigen Kriegsgebärden gegen die Philologen das Verhältnis von Zeitwort und Eigenſchaftswort in Goethes Dichtung als ureigenſte, gewaltige Entdeckung genau ſo wiedergibt, wie wir es ſeit Wilhelm Scherer kennen (S. 437 und 444 ff.), ſo trägt er durch das Gegenbeiſpiel nur dazu bei, uns Vornehmheit in wiſſenſchaftlichem und literariſchem Streite lieb und wert zu machen. Aber nichtsdeſtoweniger nochmal und noch tauſendmal: das Kapitel: der Naturforſcher bleibt mit Chamberlains Namen zu einem Begriff verbunden. Das andere vergeſſen wir ſchleunigſt.

Die Träger der inneren Koloniſation in Preußen

Von Dr. L. Maaß in Zehlendorf

Durch Umwandlung von Gutsbezirken in Bauerngemeinden, ſowie durch Urbarmachung von Heide und Moor, bereitet die planmäßige Siedlungsarbeit, die wir als innere Koloniſation bezeichnen, neuen Boden für die volksverjüngende landwirtſchaftliche Arbeit. Mit Hilfe der Einrichtung des Rentengutes vermag die innere Koloniſation minderbegüterten, aber arbeitstüchtigen Volksgenoſſen eigene Scholle und eigenes Herdfeuer zu freiem ſelbſtändigen Schaffen anzuweiſen. In Übereinſtimmung mit den von der Königlichen Anſiedlungskommiſſion und den Generalkommiſſionen angenommenen Grundſätzen, iſt insbeſondere für den deutſchen Oſten in der Schaffung großer leiſtungsfähiger Landgemeinden mit größeren,

mittleren und kleineren Bauern, nebst Handwerkern und seßhaften Landarbeitern, das Ziel der kolonisatorischen Tätigkeit zu sehen.

Durch die Verquickung rein wirtschaftlicher Forderungen mit nationalpolitischen Zielen nimmt die Ostmark eine besondere Stellung in der Organisation des Siedlungswerkes ein. Dort handelt es sich nicht schlechthin lediglich um Wiederbevölkerung des platten Landes, sondern zugleich auch darum, das Deutschtum in den durch das Polentum gefährdeten deutschen Distrikten zu stärken, einen Wall aufzurichten gegen das Vordringen des Slawentums. Die Durchführung dieser Aufgaben ist im wesentlichen dem preußischen Staat vorbehalten, der dazu die Königliche Ansiedlungskommission geschaffen hat. Einzelheiten über die Tätigkeit dürfen hier füglich übergangen werden. (Der ursprüngliche 100 Millionenfonds beläuft sich jetzt auf 550 Millionen Mark. Außerdem ist ein Domänenankaufsfonds in Höhe von 125 Millionen vorhanden.)

Wohl im Gegensatze zur nationalpolitischen Siedlungsarbeit der Ansiedlungskommission hat man die Ansiedlungstätigkeit außerhalb der Ostmarken als wirtschaftliche innere Kolonisation bezeichnet. Allgemein haben wir bei der inneren Kolonisation zu trennen die Bauernansiedlung, d. h. die Begründung von kleinen und mittleren Bauernstellen, von der sogenannten Kleinsiedlung oder Arbeiteransiedlung. Die Kleinsiedlung umfaßt nicht nur die Seßhaftmachung von landwirtschaftlichen Arbeitern, sondern auch von gewerblichen Arbeitern und Handwerkern. Sie wird selbständig aber auch im Zusammenhang mit der Bauernansiedlung durchgeführt und stellt ein ganz besonders schwieriges Kapitel der inneren Kolonisation dar.

Träger der sogenannten wirtschaftlichen Kolonisation sind grundsätzlich nicht staatliche Organe. Gleichwohl ist aber der Staat auch hier als mitwirkende Instanz beteiligt und zwar durch Vermittlung der Generalkommission.

Der wesentliche Unterschied zwischen der Tätigkeit der beiden Kommissionen besteht einmal darin, daß die Königliche Ansiedlungskommission ausschließlich für die Provinzen Westpreußen und Posen ins Leben gerufen wurde, wo sie planmäßig mit staatlichen Geldmitteln deutsche Bauern und deutsche Arbeiter in den gefährdeten Teilen der beiden Provinzen ansiedelt, während sich das Tätigkeitsfeld der Generalkommission über die ganze preußische Monarchie ausdehnt und sie lediglich als Vermittler auftritt.

Die Königlichen Generalkommissionen traten bereits 1817 ins Leben und waren ursprünglich dazu bestimmt, die bäuerlichen Verhältnisse in ihren besonderen Beziehungen zum Großgrundbesitz zu regeln, sowie im Anschluß an die sogenannte Stein-Hardenbergische Bauernbefreiung die Gemeinheitsteilungen durchzuführen. Diese schwierigen und vielseitigen Aufgaben hatten die Generalkommissionen in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts zum größten Teile gelöst. Sie standen um jene Zeit sozusagen auf dem Aussterbeetat. Dadurch, daß nach Inkrafttreten der Rentengutsgesetzgebung der Jahre 1890 und 1891 die Abwicklung des Rentengutsverfahrens den Generalkommissionen

anvertraut wurde, iſt dieſe Behördenorganiſation dem Leben erhalten geblieben. Zurzeit beſtehen in Preußen acht Generalkommiſſionen und zwar in Königsberg für Oſtpreußen, in Breslau für Schleſien, Poſen und Weſtpreußen, in Frankfurt a. O. für Brandenburg und Pommern, in Hannover für Hannover und Schleswig-Holſtein, in Merſeburg für Sachſen und einige mitteldeutſche Staaten, ferner in Münſter für Weſtfalen, in Caſſel für Heſſen-Naſſau und endlich in Düſſeldorf für die Rheinprovinz und Hohenzollern. Die Außeninſtanzen der Generalkommiſſionen bilden die Spezialkommiſſionen, deren es etwa hundertundvierzig gibt. Im weſentlichen Gegenſatze zur Anſiedlungskommiſſion iſt die Generalkommiſſion im Rentengutsverfahren nur vermittelnde Behörde. Sie tritt weder als Käufer noch als Verkäufer auf. Darin drückt ſich ihre eigentümliche Stellung aus. Die Generalkommiſſion iſt nicht Träger der inneren Koloniſation. Nicht ſie, ſondern der Verkäufer hat nach der preußiſchen Rentengutsgeſetzgebung die Rolle des Koloniſators. Der Verkäufer iſt der Rentengutsausgeber. Er trägt das Riſiko der Rentengutsbildung. Ihm allein liegt die techniſche Durchführung der Koloniebildung ob. Dagegen verbleibt der Generalkommiſſion als Hauptaufgabe im Rentengutsverfahren die Regelung der öffentlich rechtlichen Verhältniſſe. In dieſen Tatſachen prägt ſich nicht nur der Gegenſatz zur Anſiedlungskommiſſion deutlich aus, ſondern auch die Verſchiedenheit der inneren Koloniſation in Poſen und Weſtpreußen und den übrigen Provinzen Preußens.

Als mit Inkrafttreten des Geſetzes vom 26. April 1886 die Anſiedlungskommiſſion geſchaffen wurde, war für die beiden Anſiedlungsprovinzen ſofort auch der Koloniſator vorhanden. Als dagegen die wirtſchaftliche innere Koloniſation durch die Rentengutsgeſetzgebung der Jahre 1890 und 1891 ins Leben geſetzt wurde, fehlte der Koloniſator. Es fehlte die die Beſiedlung örtlich ausführende techniſche Inſtanz, die von außerordentlicher Bedeutung iſt.

Allerdings muß hervorgehoben und anerkannt werden, daß die Generalkommiſſionen bemüht waren, dieſe Lücke nach Möglichkeit auszufüllen, indem ſie ihre Mitwirkung bei der Durchführung der Beſiedlung weiter ausdehnten, als das Geſetz vorgeſehen hatte. Wenn ſich auch eine Reihe tüchtiger Spezialkommiſſare dieſer erweiterten Aufgabe durchaus gewachſen zeigte, ſo waren doch im ganzen genommen die Generalkommiſſionen nicht in der Lage, die vorhandene Lücke in der Organiſation der techniſchen Durchführung der Beſiedlung genügend und zweckmäßig auszufüllen. Der Verſuch, private Geſchäftsunternehmer als Koloniſatoren heranzuziehen, hatte auf die Dauer keine befriedigenden Erfolge erzielt. Immerhin ſind auf dieſe Weiſe mehrere tauſend Stellen begründet worden. Es lag aber doch wohl zu ſehr in der Natur dieſer Geſchäftsunternehmer, ihr Hauptaugenmerk auf die eigentliche Verkaufstätigkeit zu richten. Die Fürſorge für das weitere Fortkommen dieſer Anſiedler ließ viel zu wünſchen übrig. Es fehlten hier die höheren allgemeinen Geſichtspunkte in ſozialer und gemeinnütziger Richtung. Die Generalkommiſſionen werden ſchließlich gezwungen,

die Vermittler so gut wie ganz auszuschalten, da diese nicht imstande waren, die vorhandene Lücke auszufüllen. Diese Ausschaltung hatte nun aber einen Rückgang des Umfanges der Rentengutsbildung zur Folge.

Die Notwendigkeit technischer Besiedlungsinstanzen erhellt aber ein einfacher Hinweis auf die Hauptpunkte des Besiedlungsvorganges. Die Auswahl und der Ankauf des Gutes, die zwischenzeitliche Verwaltung, die Aufstellung des Einteilungsplanes, die Herbeischaffung der Käufer, die Errichtung der Gebäude, die Regelung der Geldfrage: alles das setzt auf seiten des Kolonisators nicht nur große Geschäftsgewandtheit, sondern vor allem auch reiche Sachkunde voraus, wenn lebensfähige Besiedlungen begründet werden sollen. Zugleich muß aber auch der Kolonisator imstande sein, den gemeinwirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten, die mit dem Gedeihen der Siedlung verknüpft sind, gerecht zu werden. Die innere Kolonisation ist in ihrer Durchführung unbedingt ein Handelsunternehmen: es wird Boden „en gros" (Güter) eingekauft, aufgeteilt und als Rentengüter „en detail" verkauft. Die innere Kolonisation stellt aber auch ein gemeinnütziges, soziales Unternehmen dar: sie ruft neue Siedlungen ins Leben, baut neue Gemeinwesen auf, schafft neue örtliche Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaften oder gliedert Menschen in bestehende an oder ein. Menschen ansiedeln, bedeutet ihnen Heim und Nahrung geben, Nahrung in jenem mittelalterlichen Sinne, in dem es bei den Zünften hieß: Handwerk geht auf Nahrung. Die innere Kolonisation hat, mit anderen Worten, Existenzgrundlagen zu schaffen und zu sichern.

Dieser Doppelcharakter der inneren Kolonisation muß entsprechend auch in der Organisation des Kolonisationsunternehmens zum Ausdruck gelangen. Im Prinzip gibt es zwei Wege: entweder begründet man ein spezifisch gemeinnütziges Unternehmen, das zugleich geschäftstüchtig ist, oder es werden an sich reine Geschäftsunternehmungen zugelassen, die in ihrer Leitung die Gewähr bieten, daß die sozialen Aufgaben der inneren Kolonisation durch sie in gemeinnütziger Weise durchgeführt werden.

Grundsätzlich werden heute mit der Durchführung der Rentengutsbildung gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaften betraut. Sie sind, von der nationalpolitischen Siedlungsarbeit abgesehen, vornehmlich die modernen Kolonisatoren.

* * *

Als erste gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaft wurde im Jahre 1898 auf Anregung des damaligen „Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande", des jetzigen „Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege", die Deutsche Ansiedlungsgesellschaft G. m. b. H. zu Berlin begründet. Um ihre Gründung haben sich besonders verdient gemacht die beiden hervorragenden Träger der ländlichen Wohlfahrtsarbeit Exzellenz Thiel und Professor Heinrich Sohnrey, sowie der damalige Präsident der Generalkommission Frankfurt a. O. und jetzige Präsident des Oberlandeskulturgerichts Dr. Metz.

Die Ziele dieses ersten gemeinnützigen Kolonisationsunternehmens unserer Zeit bezeichnete § 2 der Satzungen: Gegenstand des Unternehmens ist die innere Kolonisation durch Schaffung lebensfähiger ländlicher Ansiedlungen, besonders leistungsfähiger Dorfgemeinden. Zur Erreichung dieses Zieles wird beabsichtigt:

1. die Besorgung von Güterankäufen, die Aufteilung von Gütern und Ansetzung von Ansiedlern durch festbesoldete Gesellschaftsbeamte, unter Ausschluß jedes kapitalistischen Sonderinteresses;

2. die möglichst vorteilhafte Ansetzung deutscher Bauern, Handwerker und Arbeiter, geeignetenfalls unter Anwendung des Genossenschaftsprinzips;

3. eine gute Ausstattung der zu bildenden Gemeinden mit gemeinnützigen Einrichtungen und Dotationen;

4. die Gewährung der Gelegenheit für jeden tüchtigen, sparsamen Arbeiter, sich mit bescheidenen Mitteln innerhalb der Kolonie ein eigenes Heimwesen zu erwerben.

Trotz finanziell und technisch guter Durchführung einer Reihe von Kolonien mußte diese Gesellschaft nach einigen Jahren liquidieren, da ihre beschränkten Mittel für den bedeutenden Geldbedarf der inneren Kolonisation nicht zureichten. Vor allem hatte sich ihre Hoffnung auf Erlangen von staatlichem Ankaufskredit nicht erfüllt. Hinzu kam, daß diesem jungen, aufstrebenden Unternehmen die festen Stützen in den landwirtschaftlichen Kreisen fehlten. Nur ein wirklicher „Agrarier", der bekannte Führer des Bundes der Landwirte, war im Aufsichtsrate vertreten. Und gerade Freiherr von Wangenheim ist es, der sich stets in vorbildlicher Weise innerhalb des Kreises des ostelbischen Grundbesitzes zum tatkräftigen Anwalt der inneren Kolonisation gemacht hat. Die Deutsche Ansiedlungsgesellschaft mußte scheitern, einfach, weil ihr die wesentlichste Voraussetzung fehlte. Denn auch für die innere Kolonisation gilt der bekannte Satz Montecuculis: Geld, nochmals Geld, abermals Geld! Und doch hat dies kurzlebige Unternehmen, auch abgesehen von seinen Koloniegründungen, etwas Bleibendes erzielt: die theoretische Grundlage für die Organisation. „Die Deutsche Ansiedlungsgesellschaft", sagte Präsident Metz in seinem Nekrolog für sie, — „die einzige Gesellschaft, die sich an der inneren Kolonisation in wirklich gemeinnütziger Weise und mit guten Erfolgen beteiligt hat —, ist leider in Liquidation getreten; in ähnlichem Sinne wie sie wird jede Gesellschaft, die gleiche Ziele erstrebt, zu arbeiten haben."

Und in der Tat darf die im Jahre 1903 als eingetragene Genossenschaft m. b. H. gegründete Pommersche Ansiedlungsgesellschaft als Nachfolgerin der Deutschen Ansiedlungsgesellschaft bezeichnet werden, deren Verfahren und Grundsätze sie im wesentlichen annahm und weiterentwickelte. Der Genossenschaft traten der preußische Staat, die Provinz Pommern, sowie zahlreiche Landkreise bei. Der größte Teil der Mitglieder bestand aus Großgrundbesitzern. Mit Beginn des Jahres 1911 ging die Tätigkeit der Pommerschen Ansiedlungsgesellschaft auf die inzwischen begründete Pommersche Landgesellschaft über. Nach Ansicht der

Pommerschen Ansiedlungsgesellschaft hätte für diese Umwandlung kein Bedürfnis vorgelegen. Staat und Provinz waren aber entschlossen, die Bereitstellung weiterer Mittel von der Errichtung einer Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht abhängig zu machen. An der jetzigen Pommerschen Landgesellschaft ist der Staat mit 3 Millionen, die Provinz mit 2 Millionen beteiligt; hinzu treten noch die Kreise, die Pommersche Landesgenossenschaftskasse, sowie die Pommersche Ansiedlungsgesellschaft mit zusammen reichlich einer Million.

Die Ostpreußische Landgesellschaft m. b. H. Königsberg wurde im Jahre 1905 von dem preußischen Staat, der Landbank in Berlin und der unter der Firma Ostpreußische Provinzialgenossenschaftskasse e. G. m. b. H. zu Königsberg bestehenden Geldausleihstelle der An- und Verkaufsgenossenschaften der Provinz gegründet. 1909 erfolgte der Ausbau der Gesellschaft. Nach dem Ausscheiden der Landbank setzte sich die Gesellschaft in erster Linie zusammen aus dem Staat, der Provinz, sämtlichen Landkreisen, sowie der Landwirtschaftskammer mit einem Gesellschaftskapital von 7151000 Mark. Das Geschäftsjahr 1911/12 brachte für die Ostpreußische Landgesellschaft eine außerordentlich bedeutsame Änderung in der Handhabung des Besiedlungsverfahrens. Durch gemeinsamen Erlaß der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, der Finanzen, des Innern und der Justiz vom 13. Dezember 1911 wurden neue, allgemeine Grundsätze für die Rentengutsbildung der Ostpreußischen Landgesellschaft festgelegt. Die Landgesellschaft führt fortan die wirtschaftliche Begründung der Rentengüter ohne Mitwirkung der Generalkommission durch. Deren Mitwirkung beschränkt sich jetzt auf die Zwischenkreditgewährung, die Ablösung der Kaufrente und die Gewährung von Baudarlehen. Diese Neuregelung des Zusammenarbeitens zwischen Siedlungsgesellschaft und staatlicher Aufsichtsbehörde gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung, als Bestrebungen zur völligen oder teilweisen Ausschaltung der Generalkommissionen bei der Siedlungsarbeit schon seit langem auch anderweitig im Gange sind. Bekanntlich ist sogar die Frage der Aufhebung der Generalkommissionen von Fachleuten ernstlich erörtert worden (vgl. das „Archiv für innere Kolonisation", Band I, Heft 3).

Die Landgesellschaft „Eigene Scholle" in Frankfurt a. O., deren Errichtung dem tatkräftigen Eingreifen des Regierungspräsidenten von Schwerin zu danken ist, wurde Juni 1910 mit einem Stammkapital von 3594000 Mark begründet. Bis zum Abschluß des zweiten Geschäftsjahres hatte sich das Gesellschaftskapital auf 8288000 Mark erhöht. Außer dem preußischen Fiskus und dem Provinzialverband sind zahlreiche Kreise und Städte in der Provinz, sowie auch Banken und Aktiengesellschaften beteiligt. Als besonders erfreulich muß die verhältnismäßig hohe Beteiligung des Privatkapitals an dieser gemeinnützigen Gesellschaft betrachtet werden. Ein Beweis, wie das Verständnis für die Aufgaben der inneren Kolonisation in immer weitere Kreise dringt. Die ursprünglich für den Regierungsbezirk Potsdam errichtete Gesellschaft hat ihre Tätigkeit inzwischen auf die ganze Provinz Brandenburg ausgedehnt.

Gemeinsam ist diesen drei gemeinnützigen Gesellschaften für Pommern, Ostpreußen und Brandenburg die Beteiligung des preußischen Staates. Hierüber wird alljährlich dem Landtage eine besondere Denkschrift vorgelegt. (Über die neueste vgl. „Archiv" Band V, Heft 5.) In diesem Zusammenhange ist auch auf die angekündigten Regierungsvorlagen zur verstärkten Förderung der inneren Kolonisation hinzuweisen. Bekanntlich sind 10 Millionen zur Übernahme von weiteren Stammanteilen bei gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften vorgesehen.

Gemeinnützige Siedlungsgesellschaften kleineren Umfanges bestehen dann noch in Hannover, Holstein und Hessen-Nassau. Die Hannoversche gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaft trat Ende 1907 in Tätigkeit. Sie ist im preußischen Westen die erste auf gemeinnütziger Grundlage und unter staatlicher Ägide errichtete Kolonisationsgesellschaft. Der Mitgliederstand betrug am 31. März 1912 388 Genossen mit 1511 Geschäftsanteilen. Sehr lehrreich ist ein Blick auf die Liste der korporativen Mitglieder. Es sind der Genossenschaft beigetreten: die Provinzialverwaltung, die Haupt- und Residenzstadt Hannover, von anderen Städten z. B. Aurich, Emden, Geestemünde, Goslar, Osnabrück, ferner ziemlich alle Landkreise, sowie eine Reihe von Flecken und Landgemeinden. Es sind ferner Mitglieder die Landesversicherungsanstalt, die Landwirtschaftskammer, die landwirtschaftlichen Hauptvereine nebst zahlreichen Zweigvereinen, mehrere kommunale Sparkassen sowie die Königliche Klosterkammer. In dem klassischen deutschen Bauernlande Hannover kann es sich naturgemäß nur in seltenen Fällen um Aufteilungen zu Besiedlungszwecken handeln. Vielmehr steht hier im preußischen Nordwesten die Urbarmachung und Besiedlung weiter Heide- und Moorflächen im Vordergrunde. Gerade die Besiedlung dieser Ödländereien, die neuerdings durch die in Hannover errichtete erste Moorstelle mit Mitteln des Staates und der Provinz tatkräftig gefördert wird, eröffnet für viele Zehntausende deutscher Bauern die Möglichkeit, hier eine neue Heimstätte zu begründen. In besonderem Maße kommt ferner in Hannover die Seßhaftmachung von gewerblichen Arbeitern in Frage. Innerhalb dieses Rahmens findet die hannoversche Gesellschaft ihren natürlichen Wirkungskreis.

Die Schleswig-Holsteinische gemeinnützige Siedlungsgenossenschaft, e. G. m. b. H. zu Kiel, wurde 1908 gegründet. Ende 1911 waren hundertundsechs Genossen vorhanden, darunter der preußische Staat, die Provinz, sechzehn Kreise und vier Städte.

Im Herbst 1910 wurde die Hessische Siedlungsgesellschaft, G. m. b. H., mit einem Gründungskapital von 250000 Mark ins Leben gerufen. Die Anregung hierzu ging aus von dem Hessischen Verbande ländlicher Genossenschaften. Der Zweck der neuen Landbank, die das Ergebnis langjähriger Arbeit und Erfahrungen darstellt, soll in erster Linie darauf gerichtet sein, einen leistungsfähigen bäuerlichen Besitz zu erhalten und befestigen; weiter ist beabsichtigt, heimische ländliche Arbeiter anzusiedeln. Endlich sollen notwendige Güterzerstückelungen nach wirtschaftlichen Grundsätzen durchgeführt werden.

Über den Plan, auch für die Provinz Sachsen eine gemeinnützige Siedlungsgesellschaft unter staatlicher Beteiligung ins Leben zu rufen, liegt seit kurzem eine beachtenswerte Denkschrift des Oberpräsidenten von Hegel vor. Die Gründung dürfte wohl in absehbarer Zeit in die Wege geleitet werden.

Auch für Schlesien ist die Errichtung einer ähnlichen Organisation geplant und zwar im Zusammenhange mit der Durchführung der Besitzfestigung. Sogar im Rheinlande ist der Gedanke der Errichtung einer gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft bereits erwogen worden. Natürlich kann es sich hier nicht darum handeln, durch Aufteilung Bauerngüter zu schaffen, sondern vielmehr umgekehrt durch planmäßige Zusammenlegung der schädlichen Bodenzersplitterung entgegenzuwirken. Die Verwirklichung dieses Projektes scheint aber noch in weiterer Ferne zu liegen.

Zwischen den hier aufgeführten gemeinnützigen Ansiedlungsgesellschaften als Träger der inneren Kolonisation und den Königlichen Generalkommissionen als mitwirkender Behörde besteht bei der Durchführung der Siedlungsaufgaben eine regelrechte Arbeitsteilung. Die ganze besiedlungstechnische Arbeit vom Gutsankauf über die zwischenzeitliche Verwaltung bis zur Auslegung der Rentenstellen und der finanziellen Regelung des Rentengutsverfahrens fällt der Gesellschaft zu. Anderseits bleibt die umfassende verwaltungstechnische Arbeit, insonderheit die Regelung der öffentlich rechtlichen Verhältnisse der neuen Gemeinde, sowie der Kirchen- und Schulangelegenheiten, der Behörde vorbehalten. Die Ansiedlungsgesellschaften sind, obwohl in ihren technischen Funktionen ziemlich unbehindert, in der Durchführung des Rentengutsverfahrens beaufsichtigt.

Als private Erwerbsgesellschaft ist auf dem Gebiete der inneren Kolonisation bisher nur die Landbank, Aktiengesellschaft, Berlin, hervorgetreten. Sie besteht seit 1895. Ihr Tätigkeitsgebiet dehnt sich ziemlich über die gesamte Monarchie aus. Das Aktienkapital beträgt gegenwärtig 20000000 Mark. Im gleichen Betrage sind Obligationen vorhanden. Auf Grund der zahlenmäßig vorliegenden Belege verdient anerkannt zu werden, daß die Landbank bei den von ihr durchgeführten Rentengutsbildungen nicht einseitig kapitalistisch arbeitet, sondern daß sie, im Rahmen ihrer praktischen Mitarbeit an der inneren Kolonisation, trotz ihrer Eigenschaft als Erwerbsgesellschaft, die Grundsätze der zuvor erwähnten vormaligen deutschen Ansiedlungsgesellschaft sich zu eigen gemacht hat. Vielleicht ist hier der Hinweis angebracht, daß von den vier Landbankdirektoren drei aus dem Staatsdienst hervorgegangen sind. Jedenfalls gibt das zahlenmäßig feststehende Gesamtbild der Rentengutsbildungen der Landbank jenen unrecht, die schlechthin einer Erwerbsgesellschaft die Fähigkeit absprechen, im gemeinnützigen Sinne den Aufgaben der inneren Kolonisation zu dienen.

Vor kurzem ist übrigens noch eine junge Erwerbsgesellschaft hinzugetreten: Deutsche Gesellschaft für innere Kolonisation mit beschränkter Haftung. Auch hier steht ein ehemaliger Staatsbeamter an der Spitze.

Eine wichtige und glückliche Ergänzung der Kolonisationstätigkeit sowohl des Staates als auch der Ansiedlungsgesellschaften bilden die Kleinsiedlungsgenossenschaften. Die Kleinsiedlung, unter der wir wie gesagt nicht nur die Seßhaftmachung von landwirtschaftlichen, sondern auch von gewerblichen Arbeitern und Handwerkern verstehen, stellt ein äußerst schwieriges Unternehmen dar. In der Praxis ergab sich bald die Notwendigkeit, für diesen besondersartigen Zweig der inneren Kolonisation selbständige kolonisatorische Organisationen ins Leben zu rufen und zwar in Form kleinerer Genossenschaften, deren Tätigkeitsfeld sich in der Regel nicht über einen Kreis hinaus ausdehnt. Diese sogenannten Kleinsiedlungsgenossenschaften haben trotz ihres oft recht geringen Kapitals schon ersprießliches geleistet. Gerade für die ihnen obliegende Kleinarbeit erscheinen sie im allgemeinen geeigneter als die großen Ansiedlungsgesellschaften, die für diesen besonderen Zweck zu teuer, zu schwerfällig und auch wohl zu wenig ortskundig arbeiten würden. Den größten Aufschwung haben die Kleinsiedlungsgenossenschaften in der Ostmark genommen. Außerhalb derselben befinden sie sich erst im langsamen Vordringen. Im Jahre 1911 waren in der Provinz Posen vierundzwanzig, in der Provinz Westpreußen sieben kleine tätig. Sowohl über die Tätigkeit der gemeinnützigen Gesellschaften, wie dieser Kleinsiedlungsgenossenschaften berichtet alljährlich das Archiv für innere Kolonisation.

In der Arbeiteransiedlung sind, von der Siedlungstätigkeit einzelner Großgrundbesitzer abgesehen, neben dem Domänenfiskus neuerdings auch zahlreiche Kreisverwaltungen mit Erfolg tätig, so im Osten u. a.: Osterode in Ostpr., Briesen, Kolberg-Körlin; in Hannover: Aurich, Blumenthal, Fallingbostel, Burgdorf, Soltau.

Eine wichtige Ergänzung der Ansetzung neuer Siedler bildet die Festigung des Besitzes des alten deutschen Bauernstandes. Diese sogenannte Besitzfestigung besteht darin, daß bäuerliche Stellen oder größere Güter in Rentengüter umgewandelt werden und zwar in der Weise, daß die jederzeit kündbaren Grundstücksschulden beseitigt und die Grundstücke dafür grundsätzlich nur mit unkündbaren Abtragsschulden, nämlich soweit möglich, mit einem Darlehen der Landschaft oder einer gemeinwirtschaftlichen Kreditanstalt und darüber hinaus mit einer Abtragsrente des Staates belastet werden. Die so gebildeten Rentengüter dürfen nur an solche Landwirte und Arbeiter veräußert werden, die dem Deutschtum im nationalen Sinne angehören. Es handelt sich also um die wirtschaftliche Stärkung und nationale Sicherung des deutschen Grundbesitzes. Dieses Ziel erstrebt bekanntlich das preußische Besitzbefestigungsgesetz. Bisher ist die Besitzbefestigung nur in den Ansiedlungsprovinzen durchgeführt worden. Seit 1904 wirkt in dieser Richtung in der Provinz Posen die Deutsche Mittelstandskasse mit dem Sitze in Posen, in Westpreußen seit 1906 die Deutsche Bauernbank mit dem Sitze in Danzig.

Eine besondere Betrachtung würde die Organisation der Kultivierung und Besiedlung der Ödländereien erfordern. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß

im Sommer 1912 bei dem Oberpräsidium in Hannover die erste Moorstelle in Wirksamkeit trat. Ihr gehören ein höherer Verwaltungsbeamter, ein Meliorationsbeamter und ein Landwirt an. Für die Durchführung ihrer Arbeiten steht der Moorstelle für das laufende Jahr ein Betrag von 400000 Mark zur Verfügung, den je zur Hälfte Staat und Provinz bereitgestellt haben. Die Moorstelle hat die Aufgabe, alle in der Provinz bei der praktischen Förderung der Moorkultur gemachten Erfahrungen zu sammeln und durch Anregungen und Belehrungen zu verwerten. Ihr fällt die Aufgabe zu, das Hauptnetz für die Vorflut und die Zuwegungen der Ödlandsgebiete zu entwerfen und dafür zu sorgen, daß sich die Einzelprojekte in dieses Netz sachgemäß einfügen. Sie hat bei dem Zusammenschluß der Träger des Unternehmens sowie bei der Aufstellung des Finanzierungsplanes mitzuwirken und dabei Vorschläge zu machen für etwaige aus dem Fonds zu gewährende Beihilfen.

Im Gegensatze zu Hannover ist die Landkulturkommission, nebst der ihr unterstellten Landkulturstelle für Schleswig-Holstein, der Kieler Landwirtschaftskammer angegliedert.

Im Rahmen dieser knappen Darstellung konnte neben der notwendigen prinzipiellen Erörterung der Frage die konkrete Organisation der inneren Kolonisation nur in ihren wesentlichen Zügen gezeichnet werden. Die Organisation bedeutet für die ihr anvertrauten Aufgaben viel, aber sie bedeutet doch nicht alles. Letzten Endes kommt es darauf an, daß in den Organisationen, zuvörderst an den maßgebenden Stellen, Männer wirken, die erfüllt sind von echt kolonisatorischem Geist, denen die Sache wirklich am Herzen liegt, die mit Leib und Seele dabei sind, die — um eines symptomatischen Vorganges in der landwirtschaftlichen Woche zu gedenken — „für" die innere Kolonisation sind. Wie draußen in unseren Überseekolonien brauchen wir auch für die Durchführung des heimischen Siedlungswerkes gewisse Persönlichkeitsfaktoren: neben der Begeisterung für die Sache eine unermüdliche Ausdauer, auch wenn die Erfolge nicht von heut auf morgen winken, und ein Nichterlahmen gegenüber Hindernissen und Hemmungen, die noch keinem Kolonisator erspart blieben. Wissen wir doch, daß Friedrich der Große den Widerstand seiner eigenen Beamten zu besiegen hatte. Zweckmäßige Organisationen und die rechten Männer in ihrer Mitte! Beides gehört eng zusammen. Die Organisationen sind noch jung und entwicklungsfähig. Sie sind ausbaufähig und werden ständig ausgebaut. Das eine darf alle Freunde der inneren Kolonisation mit Genugtuung erfüllen, daß unsere Zeit eine stattliche Zahl von führenden Männern aufweist, die von der Notwendigkeit der großen Besiedlungsaufgaben durchdrungen, sich für ihre Verwirklichung einzusetzen bereit sind. Als besonders günstig muß der Umstand bezeichnet werden, daß der gegenwärtige Landwirtschaftsminister als maßgebendste amtliche Instanz dem gesamten Siedlungsproblem stets mit tiefem Verständnis und weitem Blick gegenübergetreten ist. Wenn die preußische Staatsregierung jetzt entschlossen ist, die innere Kolonisation in verstärktem Maße durchzuführen,

so dürfen wir sicherlich in diesem energischen Schritt zur Tat ein wesentliches Verdienst des Staatsministers Freiherrn von Schorlemer-Lieser erblicken.

Mehr denn je drängen sowohl unsere weltpolitische Stellung wie unsere innere wirtschaftliche Entwicklung vom Agrarstaat zum Industriestaat mit ihren gewaltigen Bevölkerungsverschiebungen zwischen Stadt und Land zu einer kraftvollen heimischen Kolonisationspolitik. Wenn irgendwo das neuerdings etwas abgebrauchte Wort „großzügig" am Platze ist, so ist es hier auf dem Felde der inneren Kolonisation. Das neudeutsche Siedlungswerk muß von großen Gesichtspunkten geleitet und von einem einheitlichen Willen getragen werden. Eine großzügige innere Kolonisation bedeutet die sichere Untermauerung unserer deutschen Zukunft.

Die Presse und § 193 Strafgesetzbuches

Von Landrichter Dr. Ernst Sontag in Berlin

Das unlängst in einer Privatklage des Herausgebers der Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz gegen den Chefredakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ergangene Urteil, durch welches letzterer wegen Beleidigung, begangen durch einen Artikel der Norddeutschen Allgemeinen, bestraft worden ist, hat nach Inhalt und Entstehungsart dieses Artikels wieder einmal die Aufmerksamkeit auf dieses ewig akute Problem der Grenzen des Presseschutzes bei Wahrnehmung berechtigter Interessen gelenkt. Die N. A. Z. hatte während der Balkanwirren einen Artikel veröffentlicht, in welchem es hieß: „die hiesige Börse war heute ungünstig beeinflußt durch einen Artikel der N. G. K., der sich auf eine ‚besonders vorzüglich unterrichtete Seite' beruft". Nach Anführung der in dem Artikel enthaltenen tatsächlichen Behauptungen, die als unrichtig bezeichnet wurden, hieß es in dem Artikel der N. A. Z. weiter: „es ist besonders unverantwortlich, durch derartige unlautere Nachrichten die öffentliche Meinung in einem Augenblick zu beunruhigen, in dem die Regierungen aller Großmächte ernsthaft bemüht sind, für immerhin schwierige Fragen eine friedliche Lösung zu finden." — Der Herausgeber der N. G. K. erblickte hierin den Vorwurf der unlauteren Verbindung mit der Börse und strengte deshalb die Beleidigungsklage an.

Die Verteidigung des Privatangeklagten ging, soweit sich dies nach den Zeitungsberichten feststellen läßt, dahin, daß der inkriminierte Artikel von dem verstorbenen Staatssekretär von Kiderlen-Waechter selbst geschrieben worden sei, daß dieser ihm, dem Angeklagten, erklärt habe, daß solchen unrichtigen Nachrichten, die in so aufgeregter Zeit besonders gefährlich seien, mit Entschiedenheit entgegengetreten werden müsse, und daß er (der Angeklagte) also die Interessen

des Staatswohles mit Aufnahme dieses Artikels wahrgenommen habe, Interessen, zu deren Verteidigung ein amtliches Publikationsorgan, wie die N. A. Z., besonders berufen sei. Die Verurteilung des Angeklagten ist dann offenbar (auch hier sind die Zeitungsberichte nicht ganz klar) erfolgt, weil die Staatsinteressen nicht zu den einen Redakteur oder eine Zeitung so nahe angehenden Interessen gehören, daß sie unter § 193 St. G. B. fielen.

Es liegt mir fern, in die Kritik eines offenbar noch nicht rechtskräftigen Urteils und noch dazu eines solchen, welches mir nicht voll inhaltlich vorgelegen hat, eintreten zu wollen. Es trifft das Schöffengericht, wenn es so, wie vorstehend nach den Zeitungsberichten angegeben, entschieden hat, auch gar kein Vorwurf; denn es hat dann in voller Übereinstimmung mit den Rechtsanschauungen des Reichsgerichts sein Urteil gefällt, und es ist in der Regel für ein unteres Gericht, besonders in Strafsachen, ein hoffnungsloses Unterfangen, sich gegen die Rechtsprechung des R. G. aufzulehnen.

Was aber aus Anlaß dieses immerhin besonders krassen Falles wieder einmal geschehen muß, ist eine erneute Polemik gegen den Standpunkt des R. G. zu unserer Frage; denn hier handelt es sich nach meiner Überzeugung um eine der Positionen, welche unser höchster deutscher Gerichtshof auf die Dauer nicht wird verteidigen können, und welche deshalb so lange und so oft berannt werden müssen, bis sie das R. G. räumt.

Vergegenwärtigen wir uns die Rechtslage.

§ 193 St. G. B. bestimmt:

„Tadelnde Urteile über die wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen, ingleichen Äußerungen, welche zur Ausführung oder Verteidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht werden, sowie Vorhaltungen und Rügen der Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen, dienstliche Anzeigen oder Urteile von seiten eines Beamten und ähnliche Fälle sind nur insofern strafbar, als das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Äußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht."

Mit diesem Paragraphen erkennt der Gesetzgeber an, daß der Anspruch auf Achtung, den jedermann hat, und der gesetzliche Schutz dieses Anspruchs unter Umständen zurücktreten müssen, wenn sie mit der Verfolgung anderer rechtlich anerkannter Zwecke kollidieren. Soweit ein öffentliches Interesse diese Bevorzugung der anderen Zwecke erheischt, ist der Konflikt leicht zu entscheiden. Deshalb macht auch die Straffreiheit der wissenschaftlichen und künstlerischen Kritik, der Rügen der Vorgesetzten usw. keine Schwierigkeiten. Schwerer liegt es bei den Äußerungen zur Wahrnehmung berechtigter Interessen; denn hier scheint dem privaten Anspruch auf Achtung auch nur ein privater Anspruch entgegen zu stehen. Dem ist jedoch nicht so. Es besteht ein Interesse des Staates, ein öffentliches Interesse, daß jeder seine Rechte verteidige und seine berechtigten Interessen wahrnehme. Was aber unter diesen berechtigten Interessen zu verstehen sei, das hat zu dem heftigsten Streite Anlaß gegeben, und zwar ist

dieser Streit vorwiegend gerade um die berechtigten Interessen der Presse entbrannt.

Das R. G. hat als berechtigte Interessen die den Täter „nahe angehenden" bezeichnet. Daß darunter in erster Linie seine eigenen, seine privatrechtlichen Interessen fallen, ist außer jedem Zweifel. Dies gilt für Redakteure genau so gut wie für andere Menschen. So hat das R. G. dem Angriffe eines Redakteurs gegen einen höheren Forstbeamten, welcher seinen Untergebenen das Abonnement der von jenem Redakteur herausgegebenen Zeitung verboten hatte, den Schutz des § 193 St. G. B. zugebilligt. Wie ist es aber bei der Wahrnehmung aller öffentlichen, insbesondere der politischen Interessen? Sind dies auch noch den Täter nahe angehende? Ursprünglich hat das R. G. dies bejaht, z. B. in einer Entscheidung von 1880, und dort ausgeführt, daß das Gesetz zwischen fremden und eigenen Interessen nicht unterscheide. Dies ist nach dem Wortlaute des Gesetzes auch zweifellos richtig. Weiter hat das R. G. noch 1883 ausgesprochen, daß § 193 auch dem zur Seite steht, der sich aus ethischen Gründen zum Verteidiger fremder Interessen aufgeworfen und in deren Wahrnehmung gehandelt habe. 1887 hat es diese weitherzige und meines Erachtens angemessene Auslegung verlassen und zwar gerade bei Entscheidungen, welche sich mit der Presse beschäftigen. Es hat zunächst angeführt, man müsse zwischen „sittlichen" und „sittlich berechtigten" Gründen unterscheiden. Aber diese Unterscheidung ist zu subtil und praktisch undurchführbar. Es hat weiter gesagt, die Presse genieße in Deutschland keine Privilegien, sondern unterstehe den allgemeinen Strafgesetzen. Das ist zweifellos richtig. Man wird auch gar keine Privilegien für die Presse fordern wollen, sondern nur eine Auslegung des § 193, welche deren eigenartiger Natur gerecht wird. Hieran aber fehlt es gerade in den Urteilen unseres höchsten Gerichtshofes.

Das R. G. hat ausgeführt, berechtigte Interessen seien grundsätzlich nur eigene. Fremde nur ausnahmsweise dann, wenn es sich um eine Vertretung kraft Amtes oder Berufes oder besonders nahe Beziehungen zu den anderen Personen handelt, die es „bei billiger Beurteilung als gerechtfertigt erscheinen lassen, daß der Täter ihre Sache als seine eigene angesehen hat" (Entsch. von 1897). Diese „nahen Beziehungen" sieht das Reichsgericht als gegeben an bei der Zugehörigkeit des Täters zu einem als Ganzes organisierten und gegen die Allgemeinheit abgegrenzten Personenkreise, z. B. einer Gesellschaft, Genossenschaft, einem Verein, einer Stadt- oder Landgemeinde. Ereignisse, welche diese Gruppen ideell oder materiell berührten, träfen auch ihre einzelnen Angehörigen derart, daß eine sie nahe angehende Sache vorliege, ihre Stellungnahme zu diesen Ereignissen also in Wahrnehmung berechtigter Interessen erfolge. Mit dieser Auffassung wird die Personengesamtheit, welche im Deutschen Reiche zusammengefaßt ist und nächst dem Grund und Boden das wichtigste Substrat eines Staates bildet, geradezu in Partikeln und Atome auseinandergerissen. Die Folge dieser Rechtsauffassung ist, daß Redakteure, welche gegen Reklameverunstaltung des Schlesischen Gebirges, gegen Mißstände

beim Verkauf von Säuglingsmilch, gegen die Amtsführung eines städtischen Oberlehrers in Angriffen Front gemacht haben, den Schutz des § 193 zugebilligt erhalten haben, weil — risum teneatis amici — jener erste Redakteur seine Sommerferien im Riesengebirge zubrachte, der zweite zufällig glücklicher Vater eines Säuglings war, und der dritte einen schon etwas erwachseneren Sprößling auf dieselbe Schule schickte, auf welcher der kritisierte Oberlehrer unterrichtete. Wehe aber dem Redakteur, welcher statt eines Oberlehrers einen Minister oder Staatssekretär kritisierte oder gegen die Wühlarbeit der polnischen Presse mit allzu scharfen Ausdrücken vorging; denn Preußen oder das Reich, zu denen der Redakteur sich auch als zugehörig gefühlt hat, sind nicht derart enge Gemeinschaften, daß deren Wohl und Wehe eine den einzelnen nahe angehende Sache wäre! Der Fall, in welchem der einzelne auch ihn weniger nahe berührende Interessen wahrnehmen darf, nämlich bei Vertretung kraft Amtes oder Berufes liegt nach der Ansicht des R. G. auch nicht vor; denn der Redakteur hat in diesem Sinne keinen Beruf.

Diese Auffassung bedeutet eine völlige Verkennung der Stellung der Presse in unserem Zeitalter. Indem die Presse alle die Allgemeinheit oder größere Volkskreise angehenden Angelegenheiten bespricht, indem sich zahlreiche Personen, die mit Vorschlägen, Wünschen, Beschwerden sonst nicht durchzudringen glauben, an die Presse als Mittlerin wenden, indem endlich auch die Staatsbehörden die Dienste der Presse bald zum Aufruf für nationale Feiern, bald zum Dementi beunruhigender politischer Gerüchte, bald zur Abwehr feindlicher (auch ausländischer) Preßangriffe und schließlich auch zur Veröffentlichung von Steckbriefen, Aufgeboten u. dgl. in Anspruch nehmen, hat die Presse durch die Macht der Verhältnisse eine Stellung bekommen, welche ihr tatsächlich in vieler Hinsicht die Rolle eines öffentlichen Fürsprechs und Anwalts der Allgemeinheit zuweist. Gegen diese Rolle der Presse sträubt sich das Reichsgericht in seinen Entscheidungen, aber die dahingehende Entwicklung ist viel zu mächtig, als daß sie auf die Dauer auch durch die Rechtsprechung eines höchsten Gerichtshofes aufgehalten werden könnte. Das Römische Recht kannte eine Popularklage, welche quivis ex populo erheben konnte, der einen die Allgemeinheit berührenden Übelstand glaubte rügen zu können. Dieser Klage lag der tiefe sittliche Gedanke zugrunde, daß jeder Bürger befähigt sein solle, sich aus eigener Kraft um das Allgemeinwohl zu kümmern. Unsere Zeit glaubt einer ähnlichen Klage entraten zu können, deshalb sind aber aus unserer Zeit noch nicht die Fälle entschwunden, in denen Vaterlandsliebe, sittliche Entrüstung oder Mitleid einen Unberufenen (im Sinne des R. G.) das Wort für eine ihm edel oder nützlich erscheinende Sache ergreifen lassen. Der Weg solcher modernen Popularklage geht nun einmal unbestritten durch die Presse, und in diesem Sinne hat die Presse doch einen „Beruf" zur Einmischung in alle öffentlichen Angelegenheiten.

Man wird mir einwenden, daß die Presse niemand gerufen, daß sie niemand zu einer Funktion bestellt habe; aber wer hat denn sonst, abgesehen von den

beamteten Stellungen, die Träger anderer Berufe in ihren Beruf geholt? Der Beruf hat sich als notwendig für die Allgemeinheit ergeben, und damit war die Existenzberechtigung ihrer Träger anerkannt. Die Presse ist nur einer der jüngsten Berufe, einer derer, welche am raschesten emporgekommen sind, und gegen Emporkömmlinge, besonders wenn sie zu schnell zu Macht und Ansehen gelangt sind, wendet sich immer eine gewisse Abneigung der eingesessenen Berechtigten. Die Presse hat vielfach auch nicht die Fehler der meisten Emporkömmlinge verleugnet. Damit komme ich zu dem letzten Einwand, den ich zu gewärtigen habe, nämlich daß es auch recht üble Blätter gebe, die aus Verleumdungssucht, Sensationslust oder Erpresserbedürfnis sich in fremde Interessen stecken. Das ist zweifellos richtig, obwohl erfreulicherweise festgestellt werden kann, daß die Zahl dieser Blätter in Deutschland gering ist und sie meist auch die verdiente Nichtachtung finden. Ihnen freilich soll kein Schutz für ihre Bosheiten und Verleumdungen gewährt werden. Diesen Schutz bietet aber § 193 St. G. B. auch nicht; denn hier wird die Wahrnehmung berechtigter Interessen zu verneinen oder der Nachweis zu führen sein, daß aus der Form der Äußerung oder den Umständen, unter welchen sie geschah, das Vorhandensein einer Beleidigung festzustellen ist. Gegen das Verbreiten unwahrer Tatsachen schützen alsdann die §§ 186, 187 St. G. B. und einem Mißbrauch des Aussprechens der Wahrheit ist dadurch vorgebeugt, daß nach § 192 St. G. B. auch der Wahrheitsbeweis nicht unter allen Umständen von der Bestrafung befreit.

Ich halte es durchaus nicht für nötig, daß die Presse besondere Privilegien erhalte, wie sie sie etwa in England besitzt. Dort sind Petitionen an den König und das Parlament, Verhandlungen, die unter der Autorität des Parlaments veröffentlicht werden und alle Gerichtsverhandlungen absolut privilegiert. Weiter ist der Abdruck aller anderen Verhandlungen des Parlaments und der öffentlichen Versammlungen relativ privilegiert, d. h. dann straflos, wenn der Text genau und ohne böse Nebenansichten wiedergegeben ist. Schließlich kann die Verfolgung einer Zeitung wegen libel nicht erfolgen ohne Anordnung eines judge at Chambers. Wie gesagt, diese oder andere Privilegien halte ich für die deutsche Presse nicht für erforderlich, sondern nur die Anerkennung, daß ihr Beruf darin besteht, dem öffentlichen Interesse zu dienen.

Wenn sich diese Erkenntnis durchgesetzt haben wird, werden wir nicht mehr das unerfreuliche Schauspiel haben, daß, während die Schreiber der Revolverblättchen vielfach ungestraft ausgehen, nationalgesinnte Männer, die ihre Ideale verteidigen, oder denen es ehrlich um die Besserung von Zuständen im Vaterlande zu tun ist, bestraft werden, weil sie keinen Beruf haben, an den Zuständen des Staates Kritik zu üben.

Die Rechtsprechung hätte also nur klar festzustellen, daß neben den privaten und eigenen auch die fremden und öffentlichen Interessen von jedermann, also auch von der Presse, straffrei wahrgenommen werden dürfen, sofern der Schreiber nur in gutem Glauben handelt und nicht den Zweck der Ehrenkränkung verfolgt.

Das eiserne Kreuz

Zum 10. März

Von Dr. jur. Richard von Damm in Berlin

Als vor nunmehr hundert Jahren das deutsche Volk sich auf sich selbst besann und in Opferfreudigkeit, Zuversicht und Entschlossenheit dem Rufe von Männern wie Blücher, Gneisenau und des Hannoveraners Scharnhorst, sich zu den Waffen zu versammeln und der Herrschaft des Korsen ein Ende zu bereiten, so schnell und zahlreich folgte, da beschloß der Preußenkönig Friedrich Wilhelm der Dritte ein besonderes Ehrenzeichen für die zu stiften, die sich in den nun beginnenden Kämpfen besonders auszeichnen würden: das eiserne Kreuz. Und das Ansehen, in dem dieses Ehrenzeichen, das, wie wir sehen werden, bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erneut gestiftet worden ist, seither gestanden hat und noch steht, läßt es verständlich erscheinen, wenn dieses Ordens bei Herannahen des hundertsten Gedenktages seiner Stiftung hier gedacht wird.

Die Stiftungsurkunde trägt nämlich das Datum des 10. März 1813. Sie ist als Beilage 4 des trefflichen Buches über das eiserne Kreuz von O. Schneider (Berlin 1872) abgedruckt und lautet auszugsweise folgendermaßen:

„In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, welcher die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Übel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank, bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren könnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde, oder außerdem im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Selbständigkeit und Freiheit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Demgemäß verordnen wir wie folgt . . .“

So war denn das eiserne Kreuz geschaffen. Es wurden zwei Klassen errichtet vnd ferner noch ein „Großkreuz“, wozu 1815 noch ein nur dem

Fürsten Blücher von Wahlstatt für dessen Heldentaten bei Belle-Alliance verliehenes großes Ehrenzeichen kam, ein goldener Stern, auf dem das eiserne Kreuz ruhte. Das eiserne Kreuz der Freiheitskriege war, von Schinkels Meisterhand entworfen, ein schwarzes gußeisernes Kreuz, in Silber gefaßt; auf der Vorderseite war es glatt ohne Inschrift, und auf der Rückseite trug es zu oberst den Namenszug „F. W.", in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. Beide Klassen wurden von Kombattanten am schwarzen Bande mit weißer Einfassung getragen und von Nichtkombattanten am weißen Bande mit schwarzer Einfassung; zur ersten Klasse gehörte ferner ein schwarzes, weiß eingefaßtes, auf der linken Brustseite zu tragendes Kreuz, an dessen Stelle später ein in Silber eingefaßtes Eisenkreuz trat. Das Großkreuz war doppelt so groß wie das der beiden anderen Klassen; es sollte am schwarzen, weiß eingefaßten Bande um den Hals getragen werden. Die erste Klasse sollte durchgängig erst nach der zweiten verliehen werden, so daß man also letztere schon besitzen mußte, bevor man erstere erhielt, und das Großkreuz war für besondere Kriegstaten der Heerführer bestimmt.

Es fand sich in den nun beginnenden Kämpfen recht oft Gelegenheit, das eiserne Kreuz zu verleihen; in den Kämpfen vom 2. April 1813 bis zum 30. März 1814 wurde die zweite Klasse sechstausendsechshundertneunundneunundzwanzigmal, die erste Klasse dreihunderteinunddreißigmal und das Großkreuz dreimal verliehen, letzteres an Blücher für die Schlacht an der Katzbach, an Bülow für Dennewitz und an den Kronprinzen Karl Johann von Schweden für die Führung der Nordarmee, und während des ganzen Befreiungskrieges haben nach einem „Generaltableau" vom 16. April 1819 (Anlage 85 des erwähnten Schneiderschen Buches) 568 Offiziere und 67 Mann die erste und 3208 Offiziere und 5928 Mann die zweite Klasse erhalten.

Eine eigenartige Erscheinung war das Auftreten der sogenannten „Erbberechtigten"; es gab nämlich eine größere Zahl Kämpfer, die für das eiserne Kreuz vorgeschlagen waren, dasselbe aber nicht hatten bekommen können; über diese wurden nun Listen geführt, und wenn ein Inhaber des Ehrenzeichens starb, mußte dieses abgeliefert werden und gelangte dann an einen der Vorgemerkten, die man nun mit dem Namen „Erbberechtigte" zu bezeichnen pflegte, zur Ausgabe. So konnten im Laufe der Jahre noch eine Menge verdienstvoller Leute berücksichtigt werden; erst 1839 waren alle befriedigt, und es ergab sich nun, daß nachträglich noch 844 Offiziere und 6084 Mannschaften bedacht worden waren.

So war also eine sehr große Zahl von Kämpfern, die sich ausgezeichnet hatten, von ihrem Könige durch Verleihung dieses Ehrenzeichens geehrt worden. Aber auch derer, die den Ehrentod vor dem Feinde gefallen waren und die also für das eiserne Kreuz nicht mehr in Frage kommen konnten, gedachte der König; er ordnete nämlich am 5. Mai 1813 an, daß zum Gedächtnis aller Gefallenen in der betreffenden Regimentskirche ein Denkmal errichtet werden

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sollte. Und eine weitere Ehrung wurde am 3. Juni 1814 angeordnet, an welchem Tage nämlich die Fahnen und Standarten derjenigen Truppenteile, die vor dem Feinde gestanden hatten, das eiserne Kreuz in die Spitze erhielten; gleichzeitig erhielten es übrigens Blücher und Hardenberg, die in den Fürstenstand erhoben wurden, in ihre neu blasonierten Wappen.

Am 19. Juli 1870, als eben der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, wurde das eiserne Kreuz dann erneuert; es sollte auch nun wieder in zwei Klassen und als Großkreuz zur Verleihung kommen, und es unterschied sich auch in der Form nur wenig von dem der Befreiungskriege, insofern nämlich nur, als die damals glatte Vorderseite nun ein „W." mit der Krone, darunter die Jahreszahl 1870, erhielt. Die Zahl derjenigen, die im Kriege 1870/71 diese Auszeichnung erhalten haben, ist natürlich größer als im Befreiungskriege. Doch ist es auch jetzt für alle ein Ansporn gewesen, Hervorragendes zu leisten, und sind auch jetzt die mit dem eisernen Kreuze Ausgezeichneten allgemeiner Hochachtung begegnet.

Peter der Große und die Jesuiten

Von Friedrich Dukmeyer in Potsdam

„Nos autem imus gaudentes" — so schrieb der Jesuitenpater David in einem Berichte über die Umwälzung in Moskau und über die plötzliche Vertreibung der Väter der Gesellschaft Jesu: „Wir aber gehen freudig, dieweil wir für würdig befunden sind, für den Namen Jesu Schande zu erleiden." Am 12. Oktober 1689 war es den beiden Missionaren des römisch-deutschen Kaisers, den Jesuitenvätern Georg David und Tobias Tichanowski, feierlich eröffnet worden, daß der allrussische Patriarch die zarischen Majestäten inständig gebeten habe, die Jesuiten nicht länger in Moskau zu dulden. Nach einer ihnen huldvoll gewährten Frist von zwei Tagen sollten die beiden Patres auf zarischem Gefährte unter militärischer Bedeckung von dannen ziehen.

Die Katholiken begegneten seit Menschengedenken in Moskau mißgünstiger Einschränkung. Der Abgesandte Kaiser Maximilians, Freiherr von Herberstein, der 1517 nach Moskau kam, berichtet in seinem berühmten Reisewerke, daß die Russen die Päpste und die römischen Katholiken für Schismatiker halten und ärger als die Tataren hassen. Adam Olearius, der 1633 und 1635 mit der Gesandtschaft des Herzogs von Holstein nach Moskowien und nach Persien reiste,

schreibt in seiner „Oft begehrten Orientalischen Reise“: „Die Muskowiter können sonst allerhand Nationen und Religionen wohl bei sich dulden, ausgenommen Juden und Papisten, welche sie nicht gerne hören noch sehen mögen. Die Lutheraner aber und die Calviniſten sind bei ihnen wohl gelitten.“

Eine Wendung zugunsten der Katholiken vollzog sich nach dem Tode des Zaren Alexis, als sein Sohn Feodor, Peters des Großen ältester Bruder, den Thron bestieg. Er war mit einer Polin verheiratet und versprach den Katholiken Kirchen und Schulen zu errichten. Nach seinem frühen Tode brachte die Regentschaft der Prinzessin Sophie, Peters Schwester, den Katholiken bedeutenden Gewinn. Der Günstling Sophiens, Fürst Basil Golizyn, leitete Rußland in die Bahnen einer höheren Kultur. Während Sophiens Regierung konnte Kaiser Leopold mit Ernst und Nachdruck für die Katholiken in Moskau eintreten. Den eifrigsten Förderer seiner Herzenssache fand er dort in dem katholischen Schotten General Patrick Gordon. Dieser genoß die Gunst Golizyns, und ihm vor allen ist es zuzuschreiben, daß katholische Priester und Jesuiten in Moskau zugelassen wurden.

Aber schon im Jahre 1689 hatte die Freude ein Ende. Es war ein in vieler Beziehung denkwürdiges Jahr für Moskau: es brachte den Sturz der Regentschaft Sophiens, Basil Golizyns Verbannung, den Sieg des tatkräftigen jungen Zaren Peter, den Katholiken die Ausweisung der Jesuitenväter. Der katholische Gordon wurde unmerklich von dem Genfer Lefort beiseite geschoben. Nun umklammerten die Protestanten den jungen Selbstherrscher mit einem festen Ringe. Zar Peter verlangte von seinen Russen, daß sie bei den Protestanten in die Schule gehen sollten. Vergeblich wehrte sich die altrussische Partei dagegen. Die Protestanten nützten den rechten Augenblick und ernteten die Saat. Die Katholiken wandten sich hilfesuchend an den deutschen Kaiser, und im April 1691 traf der kaiserliche Internuntius Kurz von Wien in Moskau ein, um mit allen Mitteln der Überredungskunst die Zurückberufung der Jesuiten nach Rußland durchzusetzen. Es wurde ihm von der moskowitischen Regierung erklärt, man wolle keine Jesuiten wieder in Moskau zulassen, und erst nach langwierigen Unterhandlungen erhielten die Katholiken von Moskau zwei Priester zugestanden. Der Internuntius kehrte, mit dem Erfolge seiner Sendung zufrieden, nach Wien zurück und entsandte von dort seinen Stiefsohn Otto Pleyer nach Moskau, mit diesem reisten zwei weltliche Priester von der Olmützer Diözese. Im November 1692 trafen die drei in Moskau glücklich ein, und die beiden Geistlichen, Löffler und Jarosch, machten sich rüstig an ihr Werk. Doch mißfiel es ihnen in dem barbarischen Lande und sehnsüchtig erwarteten sie den Tag ihrer Abberufung zur Rückkehr in die Heimat.

Anders der junge Pleyer. Er fühlte sich wohl im Getriebe der alten Zarenstadt. Der Kaiser empfahl ihn dem zarischen Schutze; er sollte in einigen Jahren die russische Sprache erlernen, um sich dann in Wien als Übersetzer nützlich zu erweisen. Die moskowitische Regierung schrieb — nicht eben höflich — Pleyer vor, daß er in der Sloboda, d. i. in der deutschen Vorstadt, verborgen

leben und sich nicht an Orten, wo er nichts zu suchen habe, herumtreiben solle. Zwischen Pleyer und den Priestern, seinen Reisegefährten, entspannen sich von Anfang an Reibereien und Streitigkeiten, und General Gordon hatte seine liebe Not, nach allen Seiten zu beschwichtigen und die Gegensätze auszugleichen. Der strebsame junge Mann verstand jedoch, durch ausführliche Erzählungen oder Berichte über die Zustände und Ereignisse in Moskau, sich beim Kaiser und bei den kaiserlichen Ministern in Gunst zu setzen, ja unentbehrlich zu machen, so blieb er nicht bloß einige Jahre, sondern ein ganzes Menschenalter in dem fremdartigen Lande und wurde Zeuge der Umwälzungen, die aus dem mißachteten Moskowien das gefürchtete neue Rußland machten.

Im Januar 1697 wurde in Wien zwischen dem Kaiser, dem Zaren und der Republik Venedig ein Offensivbündnis gegen den Sultan abgeschlossen. Polen gehörte durch bestehende Verträge zu dem Bunde. Im Frühjahr 1698 begab sich der Freiherr von Guarient mit großem Gefolge als kaiserlicher Abgesandter nach Moskau, wo er länger als ein Jahr verblieb. Er sollte dem Kaiser über die Fortschritte der moskowitischen Waffen gegen die Muselmanen berichten. Im Jahre 1696 hatten die Russen die türkisch-tatarische Festung Asow erobert, und durch diese glückliche Waffentat hatte sich „der tapfere Moskowiter Zar Peter" mit einem Schlage in Europa berühmt und beliebt gemacht. Ein Süddeutscher, Aretelmeier, prophezeite und erwies „wie unschwer dem Zaren es sei, Konstantinopel, den Sitz und Thron des Türkischen Reichs zu erobern: dahero viele Türken in der Furcht und Mutmaßung leben, Moskau werde derjenige sein, welcher dero Regierung soll den Hals brechen." Dazu kam die staunenerregende Reise des jungen Zaren Peter nach Westeuropa, die er im Jahre 1697 unter der Führung Leforts antrat. Von Wien wollte er sich nach Italien begeben. Kurz vorher hatte der General und Bojar Boris Scheremetjew dem greisen Papste Innocenz dem Zwölften seine Verehrung dargebracht; er hatte seinen Weg nach der Insel Malta fortgesetzt, wo er von dem Großmeister der Malteserritter mit dem Ordenskreuze ausgezeichnet wurde, „welches sonsten allda niemand, als denen, so der Römischen Kirche zugethan sind, gegeben wird." Das rief in Europa allgemeine Verwunderung hervor, und man mutmaßte, „daß vielleicht eine Vereinigung beider Kirchen, der Lateinischen und Griechischen obhanden, oder allbereits geschehen sei, und der Zar das Orientalische Kaisertum, dazu aber heimlich die Beförderung und den Konsens des Papstes suche."

Doch nicht bloß im Volke ging hiervon die Rede. Kaiser und Papst gaben sich der gleichen Hoffnung hin. Beseelt von dem einen heißen Wunsche der Wiedervereinigung der beiden Kirchen, übersahen die katholischen Würdenträger, daß Rußlands Hinaustreten nach Europa vor allem durch materiell-kulturelle, auch politische Beweggründe, aber keineswegs, wie sie meinten, durch geistig-religiöse veranlaßt wurde. Der kaiserliche Gesandte in Moskau, Guarient, sah die Hindernisse, die sich dort der Ausbreitung des Katholizismus entgegen-

türmten und erkannte den unauslöschlichen Haß gegen Rom. Er berichtete dem Kaiser, daß die Audienz des Bojaren Scheremetjew beim Papste seiner Gemahlin in Moskau ununterbrechliches Weinen verursacht, und der Bojar selbst den allgemeinen Fluch seiner Familie wie des ganzen russischen Volkes auf sich geladen habe. Ja, der Aufruhr der Strelitzen und der Zug der rebellischen Regimenter von der polnischen Grenze gegen Moskau war durch die Gerüchte von dem Versuche einer Vereinigung der Kirchen mit veranlaßt worden.

Guarient hatte vom Kaiser den geheimen Auftrag erhalten, sich um die Wiedereinführung der Jesuiten in Moskau alle Mühe zu geben, doch vorsichtig, daß nicht die katholische Sache selbst Schaden litte. Denn der Kaiser war überzeugt, daß die Patres Societatis sowohl in Religionssachen ersprießlichere Dienste tun, als auch die Jugend besser unterrichten konnten als andere, zugleich ließ er versichern, daß er nur solche Leute hinschicken würde, die einen erbaulichen Wandel führen und sich in Staatssachen nicht einmischen. Guarient war denn auch von zwei angeblichen Weltpriestern, in Wirklichkeit Jesuitenvätern, begleitet. Sie hießen Johannes Berula und Johannes Milan, der sich aber Franz Emiliani nannte. Nicht so sehr in den griechisch-katholischen Priestern, weit mehr in dem Kalvinisten Lefort, dem nächsten Freunde des Zaren, erblickten die Jesuiten den gefährlichsten eingefleischten Feind der katholischen Sache, denn er nahm den Zaren durch seine beständigen Einflüsterungen gegen sie ein und suchte ihnen durch Briefe, die er auf ihren Namen erfand und fälschte, zu schaden. Aber Lefort starb unerwartet schnell nach einem Trinkgelage im März 1699, und die Berichte der Jesuiten lassen seinen Tod als sichtbares Eingreifen Gottes zugunsten der bedrängten und bedrohten katholischen Kirche erscheinen.

Gegen Ende desselben Jahres starb auch General Patrick Gordon, und die katholische Gemeinde fühlte sich verwaist, ihrer Stütze beraubt. Denn nach dem römischen Kaiser war sie niemand mehr verpflichtet als Gordon. Zar Peter ehrte ihn so hoch, daß er ihn Vater nannte. Mit Pater Emiliani stand er am Sterbebette des alten Helden, er stellte mit einem Spiegelglase fest, daß er ausgeatmet hatte, schloß dem toten Freunde die Augen, küßte ihn mit tränenerfüllten Augen und verließ schweigend das Zimmer. „Er wäre der ausgezeichnetste Fürst," ruft Emiliani begeistert aus, der über den Vorgang berichtet, „und uns sehr wohl gesinnt, wenn ihn nicht so viele giftige Ohrenbläser umständen, die auf jede Art unser Bestes verhindern."

Die allgemeine Stimmung war und blieb gegen die Jesuiten. Klagen sie doch selber: „Es ist nicht zu sagen und unglaublich, wie schlechter Meinung die Moskowiter von den Jesuiten sind, sie erzählen von ihnen, daß sie immerdar Aufruhr und Verwirrung anstiften. Ja, die Russen sind fest überzeugt, daß die Jesuiten hundert Ellen durch die feste Erde sehen können, so daß sie solche Argusse nicht unter sich leiden wollen, die sich in alle Angelegenheiten einmischen."

Sie waren den Russen unheimlich. Keine gemeinsame Schwäche brachte sie zusammen. Die Jesuiten schimpften und fluchten nicht, sie betranken sich nicht,

der Frauen sinnliche Reize betörten sie nicht, sie betrugen sich immer anständig und gesittet, ruhig und gemessen, ganz anders wie die Moskowiter. Durch ihre Tüchtigkeit, ihren makellosen Wandel, ihre selbstlose Hingabe an die Idee, die ihr ganzes Dasein und darüber hinaus erfüllte, gewannen aber die Jesuiten in Moskau allmählich, trotz aller Vorurteile, dennoch dauernd festen Boden.

Mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts kam für die Katholiken, insbesondere für die Jesuiten in Moskau, eine bessere Zeit. Im September 1700 war der Patriarch Adrian hochbetagt gestorben. Ihn hatten die Jesuiten nicht zu fürchten gebraucht. Dieser fromme Kirchenfürst war einfältig von Gemüt, und von dem jungen Zaren Peter hatte er manche harte Zurechtweisung hinnehmen müssen. „Sein Leben besteht darin," schreibt kurz vor seinem Tode P. Emiliani von ihm, „zu schlafen, zu essen und Branntwein zu trinken." So schlummerte der Patriarch Adrian, vom geliebten Wodki in den Schlaf gewiegt, gesättigt ins Jenseits hinüber. Er war der letzte Patriarch von Rußland. Zar Peter erachtete es nicht für notwendig, ihm einen Nachfolger aus der Zahl jener Erzbischöfe und Erzäbte zu geben, die er oft genug als Esel bezeichnet hatte. Er ernannte zum Verweser des Patriarchats Stephan Jaworskij, der in Wilna studiert hatte, Professor der Theologie in Kiew gewesen war und sich für einen Unierten ausgab. Wenn er auch den Jesuiten nicht das brachte, was sie von ihm wünschten, so konnten sie dennoch mit dem neuen Manne zufrieden sein. Einen wirklichen Gönner erhielten sie in dem Bojaren Mussin Puschkin, dem Leiter der neu geschaffenen Klosterbehörde. P. Emiliani hoffte nun wegen seiner mathematischen und physikalischen Kenntnisse durch Puschkins Fürsprache dem Zaren unentbehrlich zu werden. „Gott möge ihn segnen!" — schreibt Emiliani 1703 von Puschkin: „Ich habe immer in ihm mehr als einen Vater erkannt, der uns stets beschützt und bei jeder Gelegenheit für unsern Ruf aufs schärfste streitet. O wunderbarer Gott! und das ist der Oheim des Patriarchen Joachim, der unser heftigster Feind war, und der unsere Väter aus Moskau (1689) vertrieb. Und siehe da, so hat denn Gott, als alle unsere Säulen dahin waren (denn gestorben sind Gordon und die andern), Säulen errichtet, wo wir am wenigsten darauf gehofft hatten."

Zar Peter selber stellte sich damals über die Streitigkeiten der Konfessionen: den 16. April 1702 hatte er durch seinen Kommissar, den livländischen Edelmann Patkul, in Deutschland ein Toleranzedikt veröffentlichen lassen, in dem er das freie exercitium religionis von neuem bestätigte, „solchergestalt, daß Wir, bei der Uns von dem Allerhöchsten verliehenen Gewalt, Uns keines Zwanges über die Gewissen der Menschen anmaßen, und gern zulassen, daß ein jeder Christ auf seine eigene Verantwortung sich die Sorge seiner Seligkeit lasse angelegen sein."

Es war den Jesuitenvätern gelungen, mit der Erziehung der Kinder der vornehmen Russen betraut zu werden. Doch hierbei mußten sie von dem Zuzug ungeeigneter Katholiken eine Gefährdung ihrer fruchtbaren Tätigkeit befürchten. Deshalb wollen sie von der Absendung von Mönchen nach Moskau nichts wissen,

ihr Ungeschick und ihre Unvorsichtigkeit verderbe alles wieder. Die Jesuiten selbst konnten die schönsten Erfolge verzeichnen. Ihre Behausung wurde ihnen schon im Jahre 1702 für die vielen Fürsten und Vornehmen zu enge. Sie mußten um einen Geldzuschuß aus Wien bitten, um durch einen Bau die Schlafräume zu vergrößern, denn die Söhne der Großen wurden ihnen nicht allein zur Information, sondern auch in Wohnung und Kost gegeben. Die Jesuitenväter verstanden den russischen hohen Adel besonders dadurch zu gewinnen, daß sie die Knaben und Jünglinge kleine Theaterstücke aufführen ließen, auch Lustspiele; und da solches bisher in Moskau nie gesehen war, so erlangten sie hiermit die Bewunderung der vornehmen Welt.

Freilich wurde bald ein Keil in das Gefüge der Jesuitenschule getrieben. Im Jahre 1702 war in Livland der lutherische Propst Glück mit seiner Familie und Bedienung (zu der auch die spätere Kaiserin Katharina gehörte) in russische Gefangenschaft geraten und dann nach Moskau gebracht worden. Propst Glück, in Wettin bei Magdeburg geboren, war ein sehr geschickter und unterrichteter Mann, dazu der russischen Sprache mächtig. Der preußische Resident in Moskau, Freiherr von Kayserling, verwandte sich für Glück, der sich bereits bei den moskowitischen Großen wohl einzuführen verstanden hatte, beim Zaren. „Und da S. Zarische Majestät," berichtet Kayserling, „sonderdem eine große Aversion vor die Jesuiten (welche der großen Herren Kinder durch fleißige Information ziemlich an sich gezogen hatten) führen, so ist dem Praeposito Glück angetragen worden, eine Akademie vor hiesige Jugend, da sie in der lateinischen, deutschen und andern Sprachen, auch sonst in nöthigen Wissenschaften informirt werden könnten, zu stiften." Glück wurde zu dem Zweck ein bequemes großes Haus in der deutschen Sloboda eingeräumt, und er begann sein heilsames Werk. Er starb jedoch schon 1705; nun führten seine Professoren die Schule fort. Späterhin machten sich auch die vielen kriegsgefangenen schwedischen Offiziere in Moskau mit gutem Glück an die Erziehung der vornehmen russischen Kinder.

Immerhin konnte der Reichsfürst Menschikow als Plenipotentiarius des Zaren dem Papste Clemens dem Elften im Jahre 1706 mitteilen, daß infolge der neulichen Eingabe Kaiser Josefs des Ersten beim Zaren durch den Jesuitenpater Elias Broggio, missionis Moscoviae procuratorem, jetzt von Sr. Zarischen Majestät nicht nur das freie Exerzitium des römisch-orthodoxen Glaubens in der Stadt Moskau bestätigt worden sei, sondern auch gestattet werde, das so überaus blühend begonnene Werk des Unterrichtes der vornehmen russischen Jugend fortzusetzen, dazu ein Gymnasium zu errichten und eine steinerne Kirche zu erbauen; auch öffne der Zar den römischen Missionaren alle Länder und Gegenden Moskowiens, die ihnen bisher verschlossen waren, damit sie sich um so sicherer und auf abgekürztem Wege, von der Zarischen Macht unterstützt, in das entfernte Reich der Chinesen begeben könnten.

Trotz alledem bestand bei Peter dem Großen eine ausgesprochene Abneigung gegen die katholische Kirche, die wenigstens zum Teil in der Feindseligkeit den

katholischen Polen gegenüber, die von Kind auf in ihm geweckt worden war, wurzelte und durch die gefährlichen politischen Wirrnisse, die er als Zar zu überwinden hatte, gefestigt wurde. Der Zar pflegte zu sagen, der König von Polen — August der Starke — sei sein lieber Bruder, aber die Polen wären nicht des Teufels wert. Diese Gesinnung beleuchtet der traurige Vorfall von Polotzk am 11. Juli 1705, von dem der preußische Gesandte Kayserling aus Wilna nach Berlin als „von einer abermaligen lustigen Passage aus des Zaren Lebenslauf" berichtet. Der Zar habe in seiner Suite einen gewissen Fürsten Schachowskoj, der zwar die Anzahl der Hofnarren vermehre, von Natur aber ein boshafter, durchtriebener Schelm sei. Dieser sei in Polotzk (in Litauen, damals polnischem Gebiet), als der Zar dort anwesend war, in ein Kloster Ordinis S. Basilii zu russischen Pfaffen gekommen, die, wie fast alle unter polnischer Jurisdiktion stehenden Russen, vor geraumer Zeit von der rechten griechisch-moskowitischen Religion in vielen Stücken abgewichen waren und sich der römischen Kirche darin, daß sie den Papst für das sichtbare Haupt der Kirche anerkannt, konform gemacht hatten, und daher auch Unierte genannt wurden. Daselbst habe sich der Fürst zu saufen geben lassen und mit den Pfaffen zu disputieren angefangen, und seine Argumente mit der Faust zu behaupten sich unterstanden, was die Pfaffen, solchen Traktaments in ihrem Kloster nicht gewohnt, mit guten Stößen beantwortet und den Fürsten wohl zerschlagen von sich gelassen haben. Der Fürst habe darüber vor dem Zaren Klage geführt, und dieser habe sich sofort in Begleitung des Favoriten Menschikow und einiger Bedienten zu den Pfaffen ins Kloster begeben und sie in ihrer Kirche vor dem Altar angetroffen. Der Zar habe sie hart angefahren und befragt, was sie für einen Gottesdienst hätten und welche Heiligen sie verehrten. Wie ihm nun der Vornehmste darauf antworten wollte, habe der Zar ihn bei den Haaren erwischt und ihm mit dem bloßen Degen den Kopf glatt hinweggehauen. Der Favorit habe denn aus Complaisance gegen seinen Herrn einem anderen Pfaffen den Degen in den Leib gestoßen, einen dritten habe des Zaren großer Hund ergriffen und zu Tode gebissen. Dann seien alle Bilder in der Kirche zerhauen und den anderen Tag noch zwei von diesen Geistlichen aufgehenkt worden. — Etwa einen Monat später schreibt der Jesuitenpater Elias Broggio aus dem russischen Kriegslager in Wilna über das unheilvolle Ereignis von Polotzk und bemerkt dazu: „Es pflegt zwar der Zar oft zu sagen, er wünsche, er könnte eines und desselben Glaubens sein mit den Römischen, doch wird daran eine wunderbare und unmögliche Bedingung gestellt. Lachen mußte ich neulich, als ich in den hier in Wilna gedruckten neuesten Zeitungen las, in Rom sei vor dem Papste ein Vorschlag gemacht worden, in dem das Verlangen des Moskowiters nach einer Union mit den Römischen in den Mittelpunkt gerückt sei. Doch wer von diesen Zuständen Kenntnis hat, der ist anderer Meinung."

Viele Jahre noch konnten die Jesuiten gesichert in Rußland wirken, da kam durch Pleyer das Verderben über sie. Diesem war es 1711 gelungen,

kaiſerlicher Reſident in Moskau zu werden. Mit den anderen Geſandten ſiedelte er dann nach St. Petersburg über, das ſich Zar Peter zur ſtändigen Reſidenz erwählt hatte. Hier ereilte ihn ſein Mißgeſchick. Pleyer knüpfte unvorſichtiger Weiſe Verbindungen mit dem unglücklichen Kronprinzen Alexis an, der mit Kaiſer Karl dem Sechſten verſchwägert war. Nach dem Tode Alexis ſah ſich der Kaiſer vom Zaren genötigt, Pleyer im Jahre 1719 abzuberufen. Er ernannte an ſeine Stelle keinen neuen Reſidenten, ſondern befahl, daß der ruſſiſche Reſident zu Wien und der ruſſiſche Agent zu Breslau ſtehenden Fußes das Land räumen ſollten. Nun griff Zar Peter zu Repreſſalien. Auf Empfehlung des kaiſerlichen Hofes hielten ſich Jeſuiten in St. Petersburg, in Moskau und in Archangelsk auf. Durch öffentlichen Anſchlag wurde nun im Mai 1719 von Seiner Zariſchen Majeſtät „den Jeſuiten innerhalb vier Tagen nach geſchehener Inſinuation das Ruſſiſche Reich zu quittieren, ernſtlich anbefohlen, indem derſelben gefährliche Machinationes und wie gerne ſie ſich in politiſche Händel miſchen, der Welt ſattſam bekannt wären."

Briefe aus Trebeldorf

Von Karl Krickeberg

(Sechſte Fortſetzung)

Trebeldorf, den 3. Januar 19 . .

Lieber Cunz,

das iſt wider die Abrede. Alles Konventionelle ſollte zwiſchen uns unterbleiben; und nun ſchickſt Du mir einen Neujahrswunſch, der in ſeinen geraden, korrekten Buchſtaben und wohlgeſetzten Worten ſo feierlich daſteht, als gelte er einem Deiner hohen Vorgeſetzten.

Ich vergebe Dir dieſe Sünde nur um deswillen, weil ſie weiter nichts iſt als der Anfang eines im übrigen langen, beredten und warmen Briefes von Dir. Und wie mich das ſtolz macht, daß auch Deine Braut ein paar ſo herzerfreuende Zeilen drangehängt hat, daß ſie an allen meinen kleinen Leiden und Freuden einen ſo lebhaften Anteil nimmt, daß ſie beteuert, ich werde auch ihr Freund ſein, und daß ſie den Wunſch ausſpricht, mich möglichſt bald von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Und nun erſt Euer Bild! — Das war noch eine beſondere große Freude. Da habe ich Dich vor mir in dem ganzen treuen äußeren Abdruck Deines inneren Menſchen. Du wirſt aber nicht eiferſüchtig ſein, wenn ich Dir offen

gestehe, daß ich mit größerer Andacht mich in die Augen Deiner Braut versenke. Aus ihnen schaut eine so heitere, natürliche Unbefangenheit und ruhige Klarheit hervor, daß ich aus diesen Sternen Dein zukünftiges Geschick ohne Mühe herauslese. Das Auge ist der Spiegel der Seele. Du bist ein glücklicher Mensch, Cunz, oder sie müßten lügen, diese Augen. — Euer Bild steht vor mir, und ich spreche mit ihm.

Ich bedarf dieser Unterhaltung um so mehr, da ich ahne, meine Sonne hier ist über das Zenith hinaus und in starkem Abstieg begriffen. Das hängt mit dem Weihnachtsball zusammen. Ich bin mir nicht bewußt, dort etwas Despektierliches begangen oder sonst einen Frevel besonderer Art verübt zu haben, aber seit der Zeit geht es um hinter meinem Rücken. Man tuschelt über mich.

Josepha Pluderig hat ihre Einladung zum Tollatschensouper tatsächlich ernst genommen und will — ich weiß nicht, woraus sie das ableitet — meine Zusage erhalten haben. Ich bin nicht hingegangen.

Die Frau Rendant behauptet, ich habe mich bei ihr auf vorgestern Mittag zu einem Neujahrsbraten verpflichtet. Das soll geschehen sein, als wir nach dem Fest in früher Morgenstunde von dem Hotel auseinander gegangen sind. Ich weiß von nichts und bin also auch dort nur durch eine Lücke vertreten gewesen.

Beide Missetaten sind mit brandroten Buchstaben in meinem neu angelegten Sündenregister vermerkt worden. — Dazu kommt ein viel Schlimmeres: Der Frau Senator Strabel hat mans gesteckt, daß ich an der Kaffeetafel ihr die unglaublichsten Bären aufgebunden und sie allgemeinem Gelächter preisgegeben habe. Sie soll außer sich sein. — Ja, warum ist denn die kleine Frau so dumm! Muß ich dafür verantwortlich sein? Und muß denn ein harmloser Scherz, aus der Ausgelassenheit solch einer Stunde geboren, gleich auf den tragischen Kothurn gestellt werden? — Meinetwegen.

Ich werde nichts unternehmen, mein in diesen Kreisen sinkendes Ansehen aufs neue zu befestigen und will gern als der hochnasige Kerl gelten, für den man mich nach diesen erschütternden Begebenheiten anzusehen beginnt. Bleibt wenigstens der Abstand gewahrt, und sie lassen mich ungestört meiner Wege ziehen. Ich werde mich nach Möglichkeit einspinnen so wie am Anfang.

Seit vorgestern liegt Schnee auf den Feldern, großflockiger, weicher Neujahrsschnee. Da bin ich hinausgewandert in den Stadtwald, das Haupt voll einsamer Gedanken; und als in der lachenden Mittagssonne die Diamanten auf den Fluren glitzerten und die Kronen der ragenden Bäume in ihrem weißen Winterkleide glänzten, da war mirs, als hätte ich selten so einen Tag voll ruhiger Schönheit genossen. Ärger hatte in mir gefressen, als ich hinauszog. Draußen fand ich mich ganz wieder mit mir zurecht, und nun bin ich heiter.

Der Pipenklub hat gestern das schöne Wetter benutzt und zur Nachfeier des Balles eine Schlittenfahrt unternommen nach dem zwei Meilen entfernten

Nachbarstädtchen Sülzberg. Ich sollte natürlich mit, mochte aber nicht und bin ohne Angabe besonderer Gründe fortgeblieben. Dafür haben sie den Bürgermeister bei sich gehabt. Da gestern Gehaltstag war und er sich doch etwas Besonderes leisten mußte, so hat er sich bereitwillig angeschlossen. Im Dunkeln auf der Heimfahrt haben sie ihn verloren. Er hat wieder nach seiner Art im Sekt gewüstet und dann unglücklicherweise das Hinterteil des allerletzten Schlittens bestiegen. Man hat das Malheur nicht gleich anfangs bemerkt. Als es entdeckt worden ist, hat man nach vorn signalisiert, die ganze Karawane hat gestoppt, alles ist ausgestiegen, und nach halbstündigem Suchen hat man ihn sanft gebettet zur Seite der Chaussee im ruhigsten Schlaf gefunden. Sie haben ihn aufgesammelt und diesmal fester verstaut. Er ist heil geblieben und mag wohl mit einem tüchtigen Schnupfen davonkommen.

Auf meinem heutigen Spaziergange bin ich dem Präparandenvorsteher mit Frau und Tochter begegnet. Die haben mir den Scherz erzählt. Diese einfachen, prächtigen Leute gewinne ich übrigens lieb. Über den etwas gekünstelten Würdenschein des alten Herrn sieht man bald hinweg. Die Tochter ist über den jugendlichen Hochzeitsdrang hinaus, und so darf ich mich diesen Leuten ohne die Gefahr der Nachrede wohl nähern. Mit dem Vater werde ich von nun an des öfteren eine Partie Schach spielen.

Inzwischen ist auch der letzte Widerstand des alten Ewert siegreich bekämpft worden, und seit einer Woche unterrichte ich Anna täglich eine Stunde. Das ist eine Freude, sag ich Dir! — Das Mädchen besitzt eine wunderbare Auffassungsgabe für alles und bringt im übrigen viel mehr Wissen mit, als ich erwartet hatte. Sie ist in der hiesigen Schule so weit fortgeschritten, daß sie einen glatten Brief zu entwerfen imstande ist. Ihre Handschrift ist fest, sauber und zeigt charakteristische Züge. Kaum daß sich hier und dort einmal ein belangloser Fehler findet. Daraus läßt sich etwas heranbilden.

Wenn wir nur in ihrem Hause nicht so viele Störung hätten. Es ist nur das eine Zimmer da. Bald stürmt der kleine Paul mit einer seiner vielen Fragen herein. Dann wieder kommt die Mutter mit irgend einem Auftrag, oder es schlürft auf seinen Holzpantoffeln der Alte zum Eckschrank, um zu seinem Vesperbrot einen kleinen Kümmel hinunterzukippen.

Gestern kam auch Fritze Ahlers. Anna sagte ihm gleich, er müsse sich ruhig verhalten und dürfe nicht sprechen. Da hat er sich an den Tisch gesetzt, den Kopf trotzig in die Hand gestützt und eine Dreiviertelstunde ingrimmig zugeschaut. Dann ist er stumm gegangen.

Nun, lieber Cunz, heißen Dank für Brief und Bild. Was ich sonst noch vom Herzen herunterschwätzen möchte, kommt in einen Begleitbrief an Deine Braut. Laß ihn Dir vorlesen.

Dein

Edward.

Trebeldorf, den 15. Januar 19..

Lieber Cunz,

sämtliche Schleusen stehen offen, und durch das großlöcherigste Sieb kleckert der Himmel auf uns schlammgeborene Wesen alle seine Wasser herab. Ein Wetter, um das man keinen Nachtwächter beneidet. Und dennoch ist ganz Trebeldorf auf den Beinen, selbst ich, wenn auch nur von Amts wegen.

Stabwankende Greise und hüpfende Jugend, kahlköpfige Großmütterchen und lockige Mägdlein, Väter und Mütter mit Kindern an beiden Händen, alle, alle strömen zum Tore hinaus. Sie drängen, schieben, stoßen sich und stauen schließlich fest an demselben Endpunkte, an dem die Urvorführung des ersten Eisenbahnzuges stattfinden soll. Mit ihm kommt der Herr Landrat. Er hat sichs nicht nehmen lassen, seinen Einzug verständnisvoll zu verknoten mit diesem Ereignis, um so noch den fernsten Geschlechtern in der Erinnerung zu haften als einer der großen Bringer der Kultur.

Die Suppe verbrodelt auf dem Herd, das Essen zerkocht, die unbehüteten Ratten und Mäuslein huschen aus ihren Winkeln und haben Tanzfreiheit auf allen Tischen. — Wer wird hinter dem Ofen hocken? Dieser Moment ist historisch, lieber das halbe Leben verträumen, als den Augenblick verpassen.

Die Stunden verrinnen. Der Boden unter unseren Füßen wird weicher und glitschiger. Dicksträhniger säuselt der Regen.

Die Menschenmauer steht unverrückbar. Hier und da gelegentlich ein halblauter Fluch, wenn eine Schirmtraufe allzu rücksichtslos den nachbarlichen Sonntagsrock berieselt. — Der Drechsler Hahne beginnt über Schmerzen im äußersten Südwesten seines Körpers zu klagen. Er fühlt, daß das Zipperlein wieder im Anrücken ist, prophezeit für die nächsten drei Tage Sturm und versucht unter Anlehnung an den Glaser Fielitz all die Zeit über auf dem rechten Bein zu stehen. Dazwischen Gelächter und Mahnen zur Geduld: „Er muß doch endlich kommen."

Kein Dach, unter das man fliehen könnte. Vom Bahnhof noch nicht eine Spur; nicht einmal die Bausteine dazu sind angefahren. Von links her, quer auf die Chaussee zu laufen die Schienen, deren letztes Ende erst am Tage vorher in hetzender Hast gelegt worden ist. Hart am Wege soll der Zug halten. „Station Freienfelde", sagt Dachdecker Kunkel.

Endlich, endlich ein ferner Pfiff, durch den leichten Nordwest kaum hörbar zu uns herübergetragen. Aus allen Kehlen ein brausendes Hurra. Jetzt, von der linken Seite ein kräuselnder Dampf. Die Lokomotive wird sichtbar. Hinter ihr zwei Wagen. Schon hört man das Rackern auf den Schienen. Immer näher, immer näher. Immer mächtiger das Jubelgeschrei. Der alte Kantor stimmt mit seiner Schuljugend den Choral an:

„Du alter Gott machst deine Treu
An diesem Morgen wieder neu.

So komm ich auch von neuem hier
Und trage dir mein Herze für."

Das ist stimmungsvoll, wie für die Situation eigens gedichtet.

Nur noch dreißig Meter, dann hält er, der Zug.

Wir, die wir vorne stehen, sehen, wie die flüchtig gelegten Schienen sich senken, mehr auf der einen Seite. Der morastige Boden lagert noch zu locker. Aber es sind Fachleute am Werk gewesen. Was will das bedeuten!

Hurra! Hurra! Immer wieder Hurra! Zu uns kommt die Kultur, und im Zuge sitzt der Herr Landrat.

Schneidig will der Lokomotivführer sein stolz bekränztes Dampfroß vorführen. Da — was ist das? — Ein Gequietsche, ein Ächzen, ein Gepolter, ein Entsetzensschrei! Die Lokomotive bäumt sich auf, sie verläßt ihren Schienenpfad, holpert rumpelnd über ein paar Schwellen, und wie ein am Ziel verendender Renner sinkt sie zur Seite mit Schnaufen, Pusten, Stöhnen.

Heizer und Führer springen ab. Die zwei Wagen werden ein paarmal zurück und vorwärts gestoßen. Dann hält das Fuhrwerk.

Ein kurzer Augenblick das alles. — Schon atmet man wieder. Gottlob, nichts ist verletzt.

Der alte Kantor, in der Ruhe des Vielgeprüften, erfaßt sofort die Lage. Die zweite Strophe wird überschlagen, und mit würdiger Getragenheit setzt die dritte ein:

„Der Feind hat Böses wohl erdacht,
Du aber hast es gut gemacht.
Das ist nunmehr am Tage da.
Mein Herze singt Halleluja."

Das wirkt wie Öl auf empörten Wogen.

Dem Wagen entsteigt der Landrat, ein groß gewachsener, noch junger, schöner Mann von flottem Aussehen, mit einem mächtigen Durchzieher auf der linken Backe. Hinter ihm ein langer Schweif von Gefolge.

Die Herren sind in animiertester Stimmung, die durch den kleinen Unfall noch gehobener scheint. Sie haben Restauration an Bord gehabt. Mit überlegenem Lächeln schaut der Herr Landrat auf die gekenterte Lokomotive. — Bagatelle! Wer wird so etwas ernst nehmen!

Hurra! Hurra! Immer wieder Hurra!

Aus der Reihe der Ehrenjungfrauen tritt mit festem Schritt Irene Schulze auf den hohen Herrn zu. Jesepha Pluderig ist plötzlich erkrankt, und mutig hat Irene für sie den Willkommspruch übernommen. Sie hat ihn eilig gelernt. Er sitzt noch nicht ganz fest:

„Heil, Landrat, Herr von Hildebrand!
Dein Name ist noch unbekannt,
O möchten wir es nie betrauern,
Daß Du geweilt in unsern Mauern."

Der Tierarzt stößt einen Fluch aus. Sein Gesicht ist aschfahl. Es kocht in ihm von wegen so gröblicher Entstellung des tieferen Urſinnes, der in den Versen verschlossen lag.

Irene sitzt fest, aber sie behält Fassung. Unerschrocken spricht sie den Anfang noch einmal und noch ein drittes Mal. Es muß doch endlich werden; und richtig, jetzt läuft die ganze Walze ohne Hindernis ab wie eine losgelassene Weckuhr. Der Schluß ist überwältigend.

„Heil, heil Dir, Herr von Hildebrand!
Dein Name sei mit Lob genannt!
Du bist der einzige von allen,
Die guten Mädchen wohl gefallen."

Der Landrat weint, weint wirklich dicke Tränen herzinnigen Vergnügens; Sonnenschein ist auf seinem gutmütigen Angesicht. Er reicht der hübschen Irene die Rechte, streicht mit der Linken ihr Wange und Kinn und bittet um eine Niederschrift der sinnvollen Dichtung. Er will sie sich in Spiritus setzen.

In fünf Halbchaisen rollt der Zug die kurze Strecke hinaus nach dem Schützenhause. Dort prangt die Festtafel. Unsere Jungen umschwirren die Wagen und laufen bis dahin mit. Hurra! Immer wieder Hurra!

Dort draußen das Gastmahl mit den üblichen Reden. Allen voran leuchtet der Geist unseres Bürgermeisters. Sinnig feiert er die neue Eisenbahn und den neuen Landrat zugleich. Seine Worte gipfeln darin, daß er ihn selbst als ein Dampfroß bezeichnet, das in die Welt gesetzt ward, um die höchste Mission eines Menschheitsbeglückers zu erfüllen.

Heiterste Stimmung auch hier. Nur der Direktor der städtischen Musikkapelle bekommt einen Nasenstieber. Der Landrat ist musikalisch und außerstande, seine Seele in diese Art von Orchesterharmonien unterzutauchen. Musik soll schweigen.

Schnell ist Hilfe geschafft: der Schützenwirt ist weit herumgekommen in der Welt. Mit Schürzen, Wollwaren, Hosenträgern und derlei Dingen bereist er alle Jahrmärkte bis weit hinter Posemuckel. Der Schützenwirt hat ein feines Gehör, und, durch die Lande fahrend, hat er allerhand Lieder erhascht aus Opern, Operetten und Überbrettelei, grobe, zarte und überzarte. Der Schützenwirt hat auch eine Gitarre und hat eine Stimme. Sie ist zwar von grobem Zwirn, aber dadurch eben wirksam; und vollends unbezahlbar ist seine Mimik.

Auf den macht man den Landrat aufmerksam, und der Mann muß herbei. Er setzt sich in die Mitte des Saales dem Landrat gegenüber, schlägt keck ein Bein über das andere, stimmt kunstgewandt seine Klimper, streckt sich mit Grazie hintenüber gegen die Stuhllehne, und nun gehts los.

Das ists, was der Herr Landrat gern hat. — Der Sänger singt klagend und wehmütig, er singt lockend und betörend, er singt neckisch und jauchzend. Nie vernommene Rassellaute entlockt er der Gitarre. Das wirkt wie Sirenenzauber. Immer ausgelassener wird die Stimmung, immer wilder die Weisen. Schließlich tönen feuchte Kommerslieder, aus allen Kehlen mitgesungen, durch

die niedere Balkenhalle. — Man läßt den Herrn Landrat leben und immer wieder leben. Hurra und nochmal Hurra! — —

Als man am späten Abend aufbricht, sind droben alle Löcher zugestopft, und der alte Mond lacht vom Himmel herab.

Das war ein Fest! — Die Lokomotive ist inzwischen von kräftigen Männerarmen wieder auf die Schienen gestellt worden, und als der Herr Landrat mit seinem Gefolge die Heimfahrt antritt, ist er vergnügt. Die Trebeldorfer haben ihm gefallen, er den Trebeldorfern aber auch. — Das war ein Fest!

Der Bürgermeister ist noch in mitternächtiger Stunde bei Holzberg gesichtet worden. Dort hat er den Uhrmacher Jerschkow zum Vizelandrat ernannt, um vor ihm noch einmal seine tiefsinnige Empfangsrede deklamieren zu können. Er selbst ist sein begeistertster Zuhörer gewesen. Damit hat er seinen letzten glücklichen Moment und einen ruhmreichen Abgang gehabt, denn nun ist er — tot.

Vor vier Tagen hat die große Feier stattgefunden. Als ich in der Dämmerstunde des nächsten Nachmittages vom Spaziergange durch das Tor heimkomme, tritt mit verstörter Miene der Kaufmann Abel auf mich zu: „Wissen Sie schon? Unser Bürgermeister ist vor einer Stunde sanft entschlafen."

Ich bin sprachlos.

„Ja," sagt er, „um elf Uhr ist er fröhlich aufgestanden. Dann hat er sich Selterwasser kommen lassen, vierzehn Flaschen. Er hat sie alle ausgetrunken; aber das war zuviel. Es hat ihn übermannt."

„Friede mit ihm!", antworte ich. „Der Himmel wird ihm diese Sünde nicht behalten."

Morgen tragen wir ihn zur Erde. Und er war doch ein guter Mensch. Niemand besinnt sich, von ihm je ein Leid erfahren zu haben.

Von mir heute nichts. Nur daß Anna jetzt ihre Stunden alle in meiner Wohnung erhält. In ihrem Hause gings nicht mehr. Zu viele Störung.

Gruß an Dich und Deine liebe Braut.

Dein

Edward.

Trebeldorf, den 26. Januar 19 . .

Lieber Cunz,

heute nur ein paar flüchtig hingeworfene Zeilen. Ich bin noch mit der Kaisergeburtstagsrede beschäftigt, die ich für die Schulfeier morgen übernommen habe.

Wüßte ich nicht, wie herzlich gut Du es mit mir meinst, so möchte es sein, daß ich Dir zornig den Rücken kehrte; und hätte ich nicht hunderte von Beweisen dafür, daß Du immer bemüht gewesen bist, als aufrechter Mann mit wachen Augen ohne Vorurteile durch die Welt zu schreiten, so müßte ich, weiß Gott, glauben, Du wandertest mit dem Troß der Spießer im ausgetretenen Geleise einer fadenscheinig gewordenen Philistermoral.

Wozu nun wieder die Ermahnungen! Gewiß werden die Leute bald merken, daß Anna alle Tage zu mir kommt. Mögen sie doch reden darüber, wie sie Lust haben! — Was wollen sie denn von mir? Was will ich von ihnen?

Du meinst, ich habe gar ein Vergnügen daran, aus einem gewissen Trotz heraus der Gesellschaft ins Gesicht zu schlagen? Mag sein, ja. Vor allem aber kommt Anna, wie ich Dir ja schrieb, aus einem einfach praktischen Grunde in meine Wohnung. Wems nicht paßt, der läßts bleiben.

Daß mir der Ärger von neulich alle ruhige Besinnung geraubt hätte, ist nicht der Fall. Gewiß, ich gehöre zu den empfindsamen Naturen, die sich zuweilen bei der geringsten Berührung weltscheu in sich zurückziehen. Der kleine Verdruß aber ist verflogen, und ich will niemandem etwas vergelten, noch irgend einem imponieren. Nur vor mir selbst will ich mich nicht dadurch erniedrigen, daß ich die billigen Grundsätze der Talmibildung zu Lebensregeln für mich erhebe. Das sind sie nicht wert. — Was ist an dem Manne, der jeweilig den Mantel nach dem Winde hängt?

Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich auch die Bitte des alten Pastors abgeschlagen, ihn übermorgen im „heiligen Kaffee" zu vertreten. Er hat sie mir durch den Rektor übermittelt.

Dieser „heilige Kaffee" ist die menschenliebendste und zugleich vornehm exklusivste Damengesellschaft in Trebeldorf. Solche, deren Männer nur Handwerker oder Kommis oder Geschäftsführer sind, kommen nicht hinein. Die hohen und allerhöchsten Frauen aber mit ihren erwachsenen Töchtern sitzen allmonatlich einmal in steifer Ehrbarkeit zusammen, nähen, stricken und — klatschen für arme Kinder zu Weihnacht und zur Konfirmation.

Die Wohltätigkeit ist eine gute Sache; daß aber aus solchen Treibhäusern der Übermoral nebenher allerlei giftige Dünste aufsteigen, ist ein schlechtes Anhängsel. Man sollte von Zeit zu Zeit mal „auslüften"; Lona Hessel hat ganz recht.

Der alte Pastor ist also verhindert, dort übermorgen die übliche Ansprache zu halten, und ich sollte für ihn einspringen. Ich denke mich hinreichend entschuldigt zu haben. Den Hauptgrund, daß mir die Sache innerlich widerstrebt, habe ich nicht verraten; aber ich habe gesagt, daß ich mit meiner Rede noch ausreichend beschäftigt bin und daß ich vor allem nicht Lust verspüre, mich nun wieder denselbigen Damen, in deren Augen ich etlichermaßen schwere Sünden auf mich geladen habe, als betender Bruder und demütiger Büßer zu nähern, sintemalen der Kaffee zufällig im Hause der Frau Senator Strabel stattfindet.

Die Predigt ist schon wiederholt ausgefallen, mag sies also auch diesmal.

Ich durcheile die Zeilen noch einmal. Sie sind ein bißchen gallig. Nun, mögen sie reisen!

Ostern schon Hochzeit? Gewiß, mein guter Junge, ich mache mit. Ein Glück, daß ich hier mal rauskomme.

Gruß!

Edward.

(Schluß folgt)

Geldnot

Obwohl die kriegerischen Operationen auf der Balkanhalbinsel ihren Fortgang nehmen, hat sich die allgemeine politische Lage in den letzten Wochen derart gebessert, daß heute jede Befürchtung eines europäischen Konfliktes gegenstandslos geworden ist. Die bevorstehende Demobilisierung Rußlands und Österreichs bestätigt, daß der Weltfrieden fortan als gesichert gelten kann. Jeder noch mögliche Zweifel an diesem erfreulichen Ergebnis muß angesichts der Tatsache schwinden, daß die Reichsregierung und Preußen schon den Augenblick für gekommen erachten, um mit Ansprüchen von über einer halben Milliarde Mark an den Geldmarkt heranzutreten. Wäre die leiseste Besorgnis vorhanden, daß neue politische Komplikationen diese Emission stören könnten, so würde man zweifellos sich vorläufig ebenso beschieden haben, wie die zahlreichen anderen Staaten, Gemeinden und Korporationen, die ihren dringenden Geldbedarf einstweilen noch zurückstellen müssen. Denn an und für sich ist trotz der besseren politischen Lage die Zeit für die Aufnahme großer Anleihen denkbar ungünstig. Der Geldmarkt befindet sich in einer Verfassung, die zu den ernstesten Bedenken Anlaß gibt. Für den bisherigen Verlauf der Bewegungen am internationalen Geldmarkt fehlt es schlechterdings an einem Analogon. Noch niemals, auch zuzeiten der letzten Geldkrise mit ihren verheerenden Wirkungen, konnte man beobachten, daß der Monat Februar nicht einen beträchtlichen Rückfluß und eine wesentliche Erleichterung gebracht hätte. In diesem Jahre ist eine solche Entspannung nicht zu spüren. Die Reichsbank hält unentwegt an dem Zinsfuß von 6 Prozent fest. Sie hat im Laufe des Monats nur eine geringfügige steuerfreie Notenreserve aufsammeln können, welche vielleicht schon durch die Ansprüche des Monatsendes wieder verschwinden wird. Der Privatdiskont ist wieder auf $5^3/_4$ Prozent gestiegen, tägliches Geld und die Schiebungsgelder an der Börse sind für die Jahreszeit außergewöhnlich teuer. Mit einer gewissen Besorgnis sieht man daher den Ansprüchen des bevorstehenden Quartalswechsels entgegen. Wenn der März nicht eine gründliche Wandlung bringt, ist es nicht ausgeschlossen, daß die Reichsbank zu einer Zinserhöhung statt zu einer Ermäßigung schreiten wird. Ganz die gleiche Erscheinung zeigt der Londoner Geldmarkt. Auch dort herrschen Zinssätze, die für die Jahreszeit ganz ungewöhnlich sind. Die Bank von England hat Mühe, den Ansprüchen, welche sowohl das Inland als das Ausland, namentlich Südamerika und Indien, an sie stellen, bei ihrem ungenügenden Barvorrat ohne Diskonterhöhung zu entsprechen. Die Lage des Geldmarkts

ist also in der Tat kritisch. Es handelt sich um eine internationale Erscheinung, deren Ursachen notwendigerweise auch allgemeiner Natur sein müssen. Es ist kein Zweifel, daß die politischen Verhältnisse an dieser Gestaltung einen erheblichen Anteil tragen. Namentlich die Thesaurierung infolge der Kriegsfurcht hat weit größeren Umfang angenommen, als man ursprünglich geneigt war, anzunehmen. Aber die hauptsächlichste Ursache der Geldknappheit ist wohl in der internationalen Hochkonjunktur zu erblicken. Der enorm gestiegene Außenhandel Deutschlands, Englands, Amerikas erfordert weit größere Geldmittel zur Bewältigung; die Verteuerung der wichtigsten Rohmaterialien und der Lebensmittel, die gestiegenen Arbeitslöhne bedingen die Investierung weitaus größerer Summen zur Aufrechterhaltung und Erweiterung der Produktion als früher. Es ist daher zwar wahrscheinlich, daß die Beseitigung der Kriegsfurcht eine Besserung der Geldverhältnisse infolge des Rückströmens der aufgespeicherten Barmittel zur Folge haben wird; eine durchgreifende Wandlung aber wird sich erst vollziehen, wenn die Industrie und der Handel ein langsameres Tempo einschlagen, wenn die Preise sinken, mit einem Wort, wenn die Konjunktur abzuebben beginnt.

* * *

Es ist denn auch die Hauptfrage, die gegenwärtig den praktischen Volkswirt beschäftigt, ob und welche Anzeichen für einen Konjunkturwechsel vorliegen. Nach den Erfahrungen früherer Jahre darf man ohne weiteres schließen, daß die längere Herrschaft hoher Zinssätze den Rückgang der Konjunktur von selbst erzwingen wird. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß augenblicklich noch die schwere Industrie mit fieberhafter Hast arbeitet, um ihre Aufträge zu erledigen, daß der Monat Januar in der Roheisen- und Kohlenproduktion wieder Rekordziffern gebracht hat und daß die Industriellen selbst der Meinung sind, nach Beseitigung der politischen Wirren werden die zahlreichen Staatsaufträge für das Retablissement und für die Heeresverstärkungen, die Bedürfnisse der Eisenbahnverwaltung und der Gemeinden der Industrie eine ausreichende Beschäftigung gewährleisten. Unzweifelhaft sind diese Aussichten auch nicht gering zu schätzen. Staatsaufträge in solcher Höhe bilden ein gutes Bollwerk gegen einen jähen Absturz der Konjunktur. Aber sie werden den Umschwung selbst nicht aufhalten können, wenn er von den allgemeinen Verhältnissen gefordert wird. Wäre es möglich, so wäre es nicht einmal wünschenswert. Denn das würde eine Fortdauer der augenblicklichen Geldteuerung bedeuten, welche unerträglich und verhängnisvoll wäre. Die hohen Zinssätze sind auf die Dauer eine wirtschaftliche Kalamität; sie wirken überall da vernichtend, wo jene staatsseitige Unterstützung keine Rückwirkung mehr ausüben kann. Man denke an die kritischen Verhältnisse auf dem Bau- und Hypothekenmarkt und an die Kreditbedürfnisse des Mittelstandes, wenn auch für letztere durch die genossenschaftliche Organisation im allgemeinen in treff-

licher Weise gesorgt ist. Für den aufmerksamen Beobachter kann es aber nicht zweifelhaft sein, daß deutliche Vorboten des Umschwungs bereits zu konstatieren sind.

Von besonderer Bedeutung erscheint in dieser Hinsicht der Preissturz, welcher seit einiger Zeit auf den Metallmärkten eingetreten ist. Mit jeder industriellen Hochkonjunktur pflegen naturgemäß die Preise der Metalle eine scharf ansteigende Richtung einzuschlagen, vielfach unterstützt durch eine Manipulation des Marktes seitens der Produzenten, welche durch das Hintanhalten von Vorräten, durch Färben der Statistik und ähnliche Mittel die Aufwärtsbewegung der Preise fördern, solange es eben geht und nicht das Anwachsen der Vorräte ihnen die Beherrschung des Marktes unmöglich macht. Fangen die Preise an, dauernd und stark zu sinken, so ist dies ein Zeichen dafür, daß Bedarf und Vorrat in ein Mißverhältnis geraten sind, welches dringend einen Ausgleich durch Preisermäßigung fordert. Der Preissturz des wichtigen Metalls Kupfer hat daher in der Regel den Umschwung der Konjunktur angezeigt und eingeleitet. Es ist noch in lebhafter Erinnerung, in welch katastrophaler Weise dieser Umschwung im Jahre 1907 mit dem Zusammenbruch des Kupfermarktes einsetzte. Nun ist auch gegenwärtig der Kupferpreis seit Beginn des Jahres von seinem Höchststand stark zurückgewichen — von etwa 80 auf 64 Pfd. Stl. pro Tonne. Zugleich weist die Statistik ein starkes Anwachsen der Vorräte aus. Der Kupferpreis hat also zwar nicht entfernt den Höchststand erreicht, den er im Jahre 1907 mit 108 Pfd. Stl. erklommen hatte, aber bekanntlich war jener Preisstand auch nur durch die gewagtesten Manöver des amerikanischen Trusts erzielt worden. Die gegenwärtige Preisbewegung ist solider verlaufen; daran trägt hauptsächlich die in den letzten fünf Jahren stark gestiegene und verbilligte Produktion schuld, welche das spekulative Preistreiben erschwert. Man darf also annehmen, daß jene Grenze von 80 Pfd. Stl. das Höchstmaß des erreichbaren Konjunkturpreises darstellt und daß in dem schnellen Herabgleiten des Marktwertes sich die gründliche Veränderung der Lage offenbart. Diese Überzeugung wird dadurch bestärkt, daß auch der Zinnpreis dieser Bewegung gefolgt ist und daß neuerdings sogar die Roheisenpreise ins Wanken geraten, nachdem zuerst ein starker Preisfall am Glasgower Warrentmarkt eingetreten ist. Diese abwärts gerichtete Preistendenz mag unter dem Einfluß der oben erwähnten Umstände zeitweilig wieder zum Stillstand kommen; sie wird aber unter Herrschaft der teueren Geldsätze sich nicht wieder in ihr Gegenteil verkehren können. Die Kurve der Konjunktur senkt sich also erkennbar nach unten.

Deutlicher noch kommt die Tatsache, daß der Höhepunkt der Entwicklung überschritten ist, in den mannigfachen Zusammenbrüchen und den Verlusten der Kreditinstitute zum Ausdruck. Den Opfern, welche die Krisis auf dem Terrainbaumarkt gefordert hat, haben sich, wie schon früher hier erwähnt, eine Anzahl von Privatbankgeschäften größeren und kleineren Umfanges in Schlesien und Bayern angeschlossen. Jetzt offenbart sich zur allgemeinen Überraschung, daß

auch ein großes Bankinstitut, der Essener Bankverein, außerordentliche Verluste erlitten hat, die ihm ohne weiteres das Lebenslicht ausblasen würden, wenn er nicht zu dem Konzern der Deutschen Bank gehörte und die befreundete Essener Kreditanstalt ihn in die Arme nähme. Von den 30 Millionen Aktienkapital des Instituts verschwinden bei dieser Fusion nicht weniger als zwölf. Man vergegenwärtige sich, welchen Eindruck das machen würde, wenn ein Bankinstitut von dieser Größe zur Liquidation oder zur Zahlungseinstellung gezwungen wäre, ohne daß die schützende Hand eines mächtigen Bankkonzerns sich über ihm ausstreckte! Ein solches Vorkommnis würde genügen, eine heftige Krisis auszulösen, nicht anders als vor zwölf Jahren bei dem Zusammenbruch der Dresdener Kreditanstalt und der Leipziger Bank. Heute hat die Offenlegung jener Verluste kaum irgendeine tiefergehende Wirkung ausgeübt. Es zeigt sich hier der Wert, den eine starke Bankenorganisation für die Allgemeinheit besitzt. Gleichwohl darf man nicht übersehen, daß bei diesen Millionenverlusten des Bankvereins sich gewisse typische Erscheinungen zeigen. Denn diese Verluste sind auf übermäßige Kredite und auf Engagements am Baumarkt zurückzuführen, also auf Fehlgeschäfte der Art, wie sie auch einer Großbank, dem Schaaffhausenschen Bankverein einen kräftigen Stoß versetzt haben und auch in den Bilanzen anderer Institute einen — nach außen freilich nicht erkennbaren — Niederschlag finden dürften.

Die Geschäftsabschlüsse der Großbanken, die zu einem erheblichen Teil bereits veröffentlicht sind, lassen im übrigen erkennen, daß das abgelaufene Jahr sich für die deutschen Institute trotz aller Mißgunst der Zeiten recht gewinnbringend gestaltet hat. Ein guter Teil des Jahres war ja durch ein besonders lebhaftes Börsengeschäft ausgezeichnet und die Einbuße im letzten Quartal wurde durch die vermehrten Zinsengewinne reichlich gedeckt. So hat denn das Gewinnergebnis sich so günstig gestaltet, daß trotz interner Abschreibungen und Rücklagen von sicherlich bedeutender Höhe sich keine Einbußen sondern noch Mehrgewinne gegen das Vorjahr ergeben. Bemerkenswert ist, daß die Unkosten der Banken sich ständig steigern. Die dauernde Vermehrung des Personals, die Teuerungszulagen, die Versicherungslasten, die hohen Spesen für die Einrichtung und die Miete der Depositenkassen belasten das Budget ganz außerordentlich. Auf der anderen Seite hat der Nutzen am einzelnen Geschäft, wie der Bericht der Diskontogesellschaft hervorhebt, die Tendenz zur Verringerung und kann nur durch eine Steigerung der Umsätze auf ein befriedigendes Gesamtergebnis gebracht werden. Was die Bilanzen selbst anlangt, so scheint allgemein eine Verschlechterung der Liquidität infolge des Rückganges der Reports und der Zunahme der Akzepte eingetreten zu sein. Doch läßt sich ein abschließendes Urteil erst fällen, wenn die Bilanzen der größten Institute vorliegen, die bisher noch ausstehen. Spectator

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erziehung und Unterricht

Über die Gründung eines Instituts für Jugendkunde. Mit voller Freude ist es zu begrüßen, daß in Hamburg, von dem schon eine Reihe wichtiger pädagogischer Bestrebungen und Anregungen ihren Ausgang nahm, auf Veranlassung des bekannten Psychologen und Pädagogen Professor Meumann die Gründung eines Instituts für Jugendkunde geplant wird, das in großem Maßstabe der Forderung nach fruchtbringender Beschäftigung mit den Fragen der Erziehung den Boden ebenen, alle in dieser Absicht geleistete Arbeit zweckmäßig organisieren und ihr einen Mittelpunkt geben will. Ein solches Institut wird also zunächst der objektiven Forschung dienen; es kann aber nicht anders sein, als daß die Teilnehmer an der Arbeit dieses Instituts auch die wertvollste Förderung für die pädagogische Praxis empfangen, werden sie sich doch zum großen Teil aus der Lehrerschaft selbst rekrutieren, und als daß anderseits die Arbeit des Instituts mit der Zeit eine Bedeutung gewinnen wird, welche eine Umgestaltung der Vorbildung unserer Lehrerschaft, der an höheren Schulen wie der an Volksschulen wirkenden, wird fördern helfen. Jeder angehende Lehrer wird sich mit den Ergebnissen der Arbeit dieser Zentralstelle der Jugendkunde und mit den von ihr ausgehenden Anregungen angesichts ihrer Wichtigkeit rechtzeitig zu beschäftigen haben.

Über den Plan eines solchen Instituts für Jugendkunde orientiert vortrefflich E. Meumanns Broschüre „Über Institute für Jugendkunde", die als Heft 5 der Säemannschriften in Teubners Verlag erschienen ist. Es ist ein großzügiges Programm, das der bekannte, bereits seit einiger Zeit in Hamburg wirkende Psychologe hier vor uns entwickelt. Das Institut soll „der psychologischen, der anthropologischen, der ethischen und pädagogischen, der geistes-hygienischen und sozial-pädagogischen Arbeit an der Jugend" dienen. Es will somit in erster Linie das Verständnis der Jugend fördern, der wir mit unseren pädagogischen Maßregeln und Organisationen uns anzupassen haben. Probleme von großer praktischer Bedeutung tun sich hier auf, z. B. die Frage: „Ist der Zeitpunkt der Entlassung unserer Jugend aus der Volksschule richtig gewählt?" Nur die Begabungslehre vermag hierauf zu antworten, und sie erteilt die erschreckende Antwort, daß der Zeitpunkt zu früh angesetzt ist und die gesamte Jugend unserer Volksschulen dadurch schwer geschädigt wird, denn die geistige Entwicklung des Schulkindes ist mit dem vierzehnten Lebensjahre noch keineswegs abgeschlossen.

Es werden dann im folgenden vier große Gruppen von Methoden entwickelt, die der wissenschaftlichen Durchdringung des geistigen und sittlichen Lebens der Jugend dienen sollen: die experimental-psychologische Methode, die Sammlung und theoretische Bearbeitung von Erfahrungen über geistige und körperliche Leistungen des Kindes, die Organisation der direkten Beobachtung der Kinder und die statistische Erforschung der Entwicklung der Jugend. Die Bedeutung der letzteren reicht freilich weit über die engeren Probleme der Jugendentwicklung hinaus und gewinnt Beziehung zu den Fragen der Schulorganisation, der Einheitsschule, der Begabungsklassen, der Förder- und Abschlußklassen u. a. Die Statistik hat sich auch auf Schulstrafen und ihre Verteilung auf die einzelnen Schüler und ferner auf die Fortbildungsschüler zu erstrecken.

Zu den theoretischen Aufgaben des Instituts treten wichtige praktische: übersichtliche Aufstellung der Ergebnisse und Mittel der Jugendforschung, Anregung neuer gemeinsamer Arbeiten zur Jugendforschung und die Einrichtung eines literarischen Bureaus zur Ausarbeitung einer vollständigen Bibliographie der Jugendforschung sowie zur Auskunftserteilung an diejenigen, die sich über bestimmte Probleme der Jugendkunde orientieren wollen. Gerade diese pädagogische Auskunftsstelle muß für die Allgemeinheit von wesentlicher Bedeutung werden. Die Notwendigkeit ihrer Verbindung mit der lite-

rischen Abteilung des Instituts liegt auf der Hand und wird von Neumann ausdrücklich betont.

Hierzu mögen folgende Bemerkungen gestattet sein: es ist klar, daß das Institut für Jugendkunde seinen Zusammenhang wahren muß mit der Philosophie im engeren Sinne, der Philosophie als Normwissenschaft, mit der philosophischen Ethik, ferner mit dem wissenschaftlichen Studium der Geschichte der Pädagogik, welches immer nur, wenn es wirklich fruchtbringend sein soll, sich in Anlehnung an die großen kulturellen Strömungen der Geschichte betreiben läßt. Das Kulturproblem selbst als ein für die Pädagogik zumal der höheren Lehranstalten grundlegendes Problem, darf nicht außer acht bleiben, und im engen Zusammenhange damit steht wieder die Frage, welchen Wissenschaften und Künsten wir in der Schulorganisation einen Vorrang einräumen sollen und welches der Bildungswert der einzelnen Fächer und die Empfänglichkeit der verschiedenen Schülertypen und Lebensalter ihnen gegenüber ist, eine Frage, die wieder ins psychologische Gebiet hinübergreift. Angesichts des Kulturproblems besonders wird die echt philosophische Besinnung nicht zu übersehen sein, daß die Kulturwelt nicht allein aus individuell-menschlichen Existenzen besteht, sondern daß die Entwicklung des Geistes innerhalb der Menschheit, der „objektive Geist", um mit Hegel zu sprechen, vorangeht der individuell-seelischen Entwicklung und diese ihren tiefsten Gehalt nur aus jenem Geiste empfängt. Soll der Intellektualismus in unserem höheren Schulwesen, zu dem das Prinzip des Fachunterrichts Lehrer wie Schüler nur allzu leicht verführt, wirklich überwunden werden, so muß der Gedanke einer echten Verlebendigung des zu überliefernden Kulturinhalts in der heranwachsenden Generation und einer dementsprechenden neuartigen Grundlegung der Lehrervorbildung ernstlich verfolgt werden.*) Vorträge über wesentliche und auch für die Pädagogik hochwichtige Probleme unseres Kulturlebens vor weitesten Kreisen dürften nicht fehlen und würden das Interesse solcher Kreise für die Kernfragen der Erziehung weiter beleben.

Schon aus diesen Bemerkungen ist klar, daß die Verbindung der jugendkundlichen Forschung mit der Philosophie nicht nur äußerlich und über das Gebiet der Psychologie gewahrt bleiben sollte. Wie es ganz natürlich ist, daß die psychologische Abteilung des philosophischen Seminars in Hamburg in besonders enger Beziehung zu dem geplanten Institut für Jugendkunde stehen muß, so darf unter Umständen auch von der andersgearteten Tätigkeit dieses Seminars viel wertvolle Anregung für die an den Problemen der Jugendforschung Arbeitenden erwartet werden. Ausdrücklich möchten wir noch einmal betonen, daß die Psychologie, die Kenntnis der jugendlichen Entwicklung, so selbstverständlich sie einen wesentlichen Teil der pädagogischen Bildung ausmacht und so wenig es nötig sein sollte, den wissenschaftlichen Wert der Jugendkunde zu betonen, niemals allein zur vollgenügenden Ausbildung des Pädagogen hinreichen kann. Das psychologische Experimentieren kann niemals das zielsetzende Denken, die kulturell-philosophische Betrachtung und das geschichtliche Wissen ersetzen. Noch jüngst hat Professor Rudolf Lehmann den gleichen Gedanken nachdrücklich hervorgehoben.

Wir waren, wie auch Neumann zeigt, bisher anderen Kulturvölkern gegenüber in der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit an den Problemen der Jugendkunde arg im Rückstande. Es ist zu hoffen, daß nunmehr, da ein verheißungsvoller Anfang einer solchen Organisation in Hamburg bereits gemacht ist, die auf diesem besonders günstigen Boden, im Rahmen der inzwischen nahe gerückten Universitätsgründung bald zu besonderem Ansehen gelangen muß, wertvolle Ergebnisse für unser Erziehungswesen zutage treten werden. Erziehung und Unterricht sind zwar eine Kunst, aber auch der Künstler bedarf des Rüstzeuges für seine Arbeit, und dies besteht auch für den Lehrer an höheren

*) Vgl. zu diesem Punkte auch meine beiden Schriften: „Höhere Schule und Geistesbildung, mit Beziehung auf die Lehrerbildung" (Beyer u. Söhne, Langensalza 1911), und „Geistesleben, Gedanken zur Umbildung unserer inneren Kultur" (Beyer u. Söhne, Langensalza 1912).

Schulen nie und nimmer allein in seinen wissenschaftlichen Kenntnissen. Die Beschäftigung mit der Jugendkunde wird aber auch das Bewußtsein fördern, daß es, mag auch „die Arbeit an der Erziehung auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten der menschlichen Geistesentwicklung begründet" werden, eines gewissen künstlerischen Blickes bedarf, um fremdes Seelenleben, fremde Individualität zu verstehen, ist doch jeder Zögling eine Art Mikrokosmus. Mag diese Fähigkeit in ihrer Vollendung auch nicht jedem Lehrer eigen sein und auch keineswegs durch wissenschaftliche Arbeit in der Jugendkunde allein erworben werden können, — daß eine Beschäftigung mit ihren Problemen in dieser Richtung wenigstens die Augen öffnen und wertvolle Anweisungen geben kann, das sollte niemand bestreiten. Nicht ein Mechanisieren der Erziehung, sondern ein Vertrautsein des Erziehers mit den typischen Grundzügen der Entwicklung des Zöglings und ein um so tieferes Eingehen auf seine besondere Art, seine Individualität, ein um so besseres Verstehen und Fördern derselben wird erzielt werden. Niemals wird freilich ein systematisch-psychologisches Studium die Fülle der Erlebnisse und der Erfahrung, wie sie dem echten Erzieher im lebendigen Verkehr mit der Jugend zuteil wird, ersetzen können.

Wenn Neumann endlich erklärt, daß man für die Arbeit des Instituts zunächst ausschließlich auf die Kreise der Volksschullehrer werde zu rechnen haben, und fortfährt: „doch sind in Hamburg auch Oberlehrer zu unseren Arbeiten mit großem Interesse in Beziehung getreten," so fügen wir Wunsch und Hoffnung hinzu, daß das sporadische Interesse der Lehrerschaft der höheren Schulen mehr und mehr einer eindringenden Teilnahme an den allgemeinen Problemen der Jugendforschung weichen möge. Daß daneben auch die speziellen Probleme des höheren Unterrichts in einem solchen Institut ihre Förderung erfahren müßten, brauchen wir nach den obigen Darlegungen nicht zu wiederholen.

Oberlehrer P. Oldendorff in Neukölln

Kulturgeschichte

Alt-Berlin. So oft ein Band mit Erinnerungsbildern aus Alt-Berlin erscheint, erhebt sich mir die Frage: Was sucht der Neu-Berliner, der Bewohner der elektrisierten, benzindurchdufteten Riesenzentrale, in solchem Buch? Treibt ihn der Kitzel, zu sehen, wie herrlich weit wir es gebracht haben — denn jeder echte Berliner und noch viel mehr der neunmal häufigere unechte, zugewanderte, spricht von seiner Hochbahn, seinem Opernhaus, seinen Museen, als wäre er der verantwortliche Leiter dieser Institute —, oder ist es eine Sehnsucht nach den noch übersehbaren Verhältnissen, nach der Stille und Ruhe, nach der Einheitlichkeit des alten Berlin? Ich glaube, in den meisten Fällen mischen sich beide Empfindungen; zu Felix Philippis Buch: „Alt-Berlin. Erinnerungen aus der Jugendzeit", Berlin, E. Mittler und Sohn, 1913, aber wird nur greifen, wer die Sehnsucht kennt nach jener versunkenen, richtiger: zu Boden gerannten Intimität der älteren Stadt. Der Berliner Patrizierssohn Philippi (geboren 1851), offen eingestandener laudator temporis acti, sucht in seinen, von seinem Humor durchzogenen Plaudereien den Duft festzuhalten, der das Berlin seiner Jugend umwehte. Es ist die Zeit vor zwei Generationen, die letzte Phase Berlins vor dem Millionensegen, vor der Entwicklung zur Weltstadt. Damals besaß die preußische Residenz noch Geschlossenheit in ihrer geistigen Physiognomie sowohl wie in ihrer örtlichen Ausdehnung, dazu eine gewisse Behäbigkeit und Behaglichkeit, die in den, dem Einfluß nach noch überwiegenden, alteingesessenen Familien sich zur Feinkultur steigerte. Philippis Darstellung übermittelt uns stilecht das Bild dieser Tage, doch fordert gerade sein zehntes Kapitel, das die Gründerzeit höchst anschaulich behandelt, das Verlangen heraus, von seiner Feder diesen Hexensabbath beschrieben zu sehen.

Eine Stufe tiefer zurück auf der Entwicklungsleiter Berlins steigt Dr. Dora Meyer in ihrer tüchtigen Arbeit: „Das öffentliche Leben in Berlin im Jahr vor der Märzrevolution" (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 46, 1912). Mit großem Fleiß und schriftstellerischer Begabung wird unter Benutzung aller zugänglichen Quellen die Aufgabe gelöst, „durch Betrachtung des sozialen Aufbaus, der städtischen Verfassung

und Verwaltung, des Anteils der Bevölkerung am öffentlichen Leben, der Ereigniſſe in Berlin im Jahre vor der Revolution zu zeigen, daß die Stadt nur den Impuls von außen brauchte, um Träger einer Bewegung zu werden, die das alte Preußen zu einem modernen Staat umgeſtalten ſollte". Für die noch immer ausſtehende erſchöpfende Darſtellung der Berliner Revolution iſt damit eine wichtige Vorarbeit geleiſtet worden, die der beſonders ſchätzen wird, der ſich einmal dem Platzregen von einander widerſprechenden Berichten, Flugſchriften, Plakaten und Erinnerungen aus dieſer Zeit ausgeſetzt hat. Die Sozialſtatiſtik (Kapitel II) ſcheint mir verhältnismäßig zu lang geraten. Da der Titel der Arbeit überdies eine Betrachtung unter dem Geſichtswinkel der Märzrevolution verſpricht, ſo hätte die ſoziale Schichtung der Bevölkerung mit den ſozialen Urſachen der Bewegung genauer in Beziehung gebracht werden müſſen. Intereſſant ſind die gut geſchriebenen Abſchnitte: Die Formen des öffentlichen Lebens (Kapitel IV) und Die Ereigniſſe des öffentlichen Lebens in Berlin 1847 (Kapitel V). Auch der Nicht-Fachmann wird bei ihrem Leſen auf ſeine Koſten kommen.

Mit einem Zitat aus Glaßbrenner beginnt Dora Meyer. In der Tat iſt dieſer „echte Berliner" der beſte Gewährsmann für die Anſchauungsweiſe, die Bildungsſtufe und die Stimmung des Berliner Durchſchnittsbürgers im Vormärz. Eine beachtenswerte Studie liegt über ihn vor in der Arbeit: „Adolf Glaßbrenner. Ein Beitrag zur Geſchichte des ‚Jungen Deutſchland' und der Berliner Lokaldichtung" von Dr. Robert Rodenhauſer (Nikolasſee, M. Harrwitz, 1912). Das gut ausgeſtattete, mit wertvoller Bibliographie verſehene Buch leidet an einer gewiſſen Trockenheit; auch ſtiliſtiſche Unebenheiten

Moderner Schmuck

muss nicht nur echt und solid, stilvoll und edel, einfach und elegant sein. Er hat seine besondere Fasson. Sein Einkauf ist Vertrauenssache. Man wende sich daher nur an ein erstklassiges, renommiertes Haus, das für Echtheit, Vollkommenheit und Preiswürdigkeit jeden einzelnen Stückes durch seinen gefestigten Ruf die sicherste Garantie bietet. Unsere Bijouterien und Uhren sind ausgewählt schön, gut und zeitgemäss. Unsere Preise sind die alltäglichen, bürgerlichen Preise wie für Barzahlung, obschon unser Vertriebssystem auf der langfristigen Amortisation beruht.

Stöckig & Co., DRESDEN-A 16 (f. Deutschl.) — **Hoflieferanten BODENBACH i. B. (f. Oesterr.)**

Fürstl. Lipp

Katalog U 70: Silber-, Gold- und Brillantschmuck, Glashütter und Schweizer Taschenuhren, Grossuhren, echte und silberplattierte Tafelgeräte, echte und versilberte Bestecke.
„ *R 70:* Moderne Pelzwaren.
„ *S 70:* Beleuchtungskörper für jede Lichtquelle.
„ *P 70:* Photographische und Optische Waren: Kameras, Vergrösserungs- und Projektions-Apparate, Kinematographen, Operngläser, Feldstecher, Prismengläser usw.
„ *L 70:* Lehrmittel und Spielwaren aller Art.
„ *T 70:* Teppiche, deutsche und echte Perser.

Katalog H 70: Gebrauchs- und Luxuswaren; Artikel für Haus und Herd, u. a.: Lederwaren, Plattenkoffer, Bronzen, Marmorskulpturen, Terrakotten, kunstgewerbliche Gegenstände und Metallwaren, Kunst- und Tafelporzellan, Kristallglas, Korbmöbel, Ledersitzmöbel, weisslackierte, sowie Kleinmöbel, Küchenmöbel und Geräte, Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen, Metallbettstellen, Kinderstühle, Kinderwagen, Nähmaschinen. Fahrräder, Grammophone, Barometer, Rasierapparate, Reisszeuge, Schreibmaschinen, Panzerschränke, Schirme, Straussfedern, Geschenkartikel usw.

Gegen Barzahlung oder erleichterte Zahlung.

Bei Angabe des Artikels an ernste Reflektanten kostenfreie Kataloge.

kommen vor (z. B. S. 16: „Während der Sommermonate machte er sich gerne auf Reisen“ und S. 82: „von Bildern von Kossuth und Blum an der Wand gebannt“); dafür entschädigt die Gründlichkeit der Untersuchung, die ihren „Gegenstand“ richtig einschätzt. „Glaßbrenner ist durchaus von der aktuellen zur bloß historischen Bedeutung entrückt, und diese Arbeit kann nur den Zweck haben, ihm in der Geschichte sowohl der Literatur wie der Politik ... seinen gebührenden, wenn auch bescheidenen Platz anzuweisen“ (S. 22). Glücklich ist die Einreihung des Volksdichters in die Berliner Lokaldichtung vollzogen worden; für die Beeinflussung durch die Ideale des Jungen Deutschland scheint mir der Nachweis weniger gelungen. Im Grunde ist nur die Abhängigkeit von Börne in Politicis festgestellt, sonst trennt die bei aller Liebäugelei mit den Massen doch stark exklusive jungdeutsche Literatur (Gutzkows „Wally“ z. B. erschien in einer Auflage von 700 Exemplaren und kostete 8 Gulden) eine Welt von Begriffen und Anschauungen von dem Leserkreise Glaßbrenners. Das im übrigen sorgfältig gearbeitete Buch schließt mit einer gescheiten Stilunterschung.

Reinhold Gensel in Berlin

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Fürſten und Völker

„Langer Krieg macht Raubtiere, langer Friede Laſttiere, — es muß wohl Krieg ſein auf Erden; aber wehe dem Menſchen, durch welchen das Ärgernis kommt. Der einzige vernünftige Zweck des Krieges ſollte nur der Friede ſein . . .“

Webers Demokritos Bd. X, S. 227

Mitten hinein in unſere Vorbereitungen für die Hundertjahrfeiern der großen Zeit von 1813 und für das Regierungsjubiläum des deutſchen Friedenskaiſers fällt uns die überraſchende Nachricht von der Notwendigkeit einer ungeheueren Heeresverſtärkung. Die Zeitungen ſprechen von 800 bis 1000 Millionen Mark einmaligen und von 150 bis 200 Millionen Mark jährlichen Mehrausgaben. Es läßt ſich denken, daß dieſe Kunde manchen guten Patrioten mit Beſorgnis erfüllt und daß viele Stimmen laut werden, die da Rechenſchaft fordern und Aufklärung von der Regierung, die noch vor wenigen Monaten behauptete, unſere Rüſtung ſei den Anforderungen der Weltlage angepaßt. Wer heute ſich überraſcht fühlt und die Regierung deswegen ſchilt, vergißt, daß wir in ſchnell hinſtürmender Zeit leben, vergißt, daß ein Reich zuſammengebrochen iſt, zu deſſen Erhalt ſich ein ganzes politiſches Syſtem gebildet hatte, dem faſt alle Großmächte angehörten und das nun gleichfalls in allen Fugen ächzt, überſieht ſchließlich, daß im Oſten das Selbſtbewußtſein der Slawen ungeahnte Dimenſionen angenommen hat, während im Weſten Dinge heranreifen, an deren verſchwommenen Umriſſen ein Glanz ſchimmert, der vielleicht die Abendröte der franzöſiſchen Republik, wenn nicht ſchon die Morgenröte einer neuen Monarchie iſt. Die Wahl Poincarés hat manchen langen Schatten geworfen, der das Herannahen noch unſichtbarer Ereigniſſe kündet.

Stehen wir vor ſchwerwiegenden Entſcheidungen oder iſt es lediglich vorübergehende Aufwallung blutgieriger Inſtinkte, die uns beunruhigt?

Wer von einer Kriegsgefahr nichts bemerken will, wird mir entgegenhalten können, daß gerade in diesem Augenblick die Friedenssehnsucht allgemein größer sei als schon seit Monaten, wird vielleicht auch wie Kiderlen-Wächter noch am 24. November 1912 sprechen: „Bluff, alles Bluff! Krieg gibt es nur dann, wenn einer so mordsdämlich ist, sich so zu verbluffen, daß er schießen muß!" Die Beobachtung ist durchaus zutreffend: die Völker Europas sind im Grunde genommen friedliebend und der Orientwirren überdrüssig; Türken und Bulgaren neigen zum Frieden, beide sind müde des fruchtlosen Kampfes, dessen Ausgang nur Verblutung beider Gegner sein könnte; zwischen Rumänen und Bulgaren beginnt sich eine Verständigung anzubahnen, und das wichtigste, auch zwischen der Donaumonarchie und Rußland schwindet, wenn auch nur langsam, die Spannung. Dem allen aber steht die Tatsache gegenüber, daß das Kräfteverhältnis sich im nahen Orient zugunsten der Slawen und damit auch zugunsten Frankreichs verschoben hat. Die slawischen Balkanstaaten haben eine erhebliche Stärkung erfahren, ohne daß Bulgarien doch stark genug geworden wäre, um Rußland unbequem zu werden, im Gegenteil, es bedarf heute Rußlands schützender Hand mehr denn je, da es Frankreichs Geld braucht zur Wiederherstellung seiner dezimierten Armee, wenn es nicht mit klingendem Spiele in das Dreibundlager übergehen will. Die russische Diplomatie wird nicht zögern, diesen Zustand nach Kräften auszunutzen sowohl Frankreich gegenüber, das wirtschaftlich der stärkste Gegner der Dreibundmächte im Orient ist, wie gegen Österreich-Ungarn, dessen Stellung auf der Balkanhalbinsel erheblich erschwert wurde. Also die Schwächung der Dreibundstellung im nahen Orient ist der eine Grund für die Heeresverstärkungen! Er würde indessen nicht ausreichen, um eine so gewaltige Heeresverstärkung zu rechtfertigen, wie sie geplant ist; dort unten steht Österreich-Ungarn im Vordergrund und dieses vermehrt gegenwärtig gleichfalls seine Armee.

Wichtiger noch für uns Reichsdeutsche ist die verstärkte Gemeinsamkeit der Interessen, die durch den Ausgang des Balkankrieges zwischen Rußland und Frankreich eingetreten ist.

Die Ernennung unseres alten Gegners Delcassé zu Frankreichs Botschafter in Petersburg, die Verleihung des Andreasordens, den sonst im Auslande nur gekrönte Häupter erhalten haben, an den neuen Präsidenten der Republik, — das alles wäre im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo Rußland kein französisches Geld in höherem Maße braucht, nicht recht verständlich, wenn der Zweibund nicht beabsichtigte, die neue Lage rücksichtslos auszubeuten. Hier handelt es sich nicht um „Bluff", wenn auch den Regierungen Frankreichs und Rußlands ohne weiteres zugestanden wird, daß sie nicht direkt auf Krieg hinwirken. Da aber steigt ein weiteres Gespenst auf: werden die Regierungen nervenstark genug bleiben, um den Ausbruch eines Krieges verhindern zu können? In Frankreich regt sich der Chauvinismus ungeheuer, und in Rußland hat der allrussische Demos einen so auffälligen Sieg über das Staatsoberhaupt davongetragen, daß

für Deutschland wenigstens eine sehr wichtige Stütze des Friedens beseitigt erscheint. Was ist geschehen?

Das offizielle Rußland feiert in diesen Tagen den dreihundertsten Geburtstag der Dynastie Romanow, die mit Michail Feodorowitsch (1613 bis 1645) auf den Thron kam. Die Romanowitschi sind aber tatsächlich als regierende Fürsten schon mit Iwan dem Sechsten 1741 aus Rußland verschwunden. Iwans Mutter, die Kaiserin Elisabeth, war schon eine geborene Prinzessin von Braunschweig-Bevern und deren Nachfolger, ihr Neffe von Holstein-Gottorp, als Zar Peter der Dritte, war bedeutsamer als Gatte Katharinas der Zweiten, die ihn beseitigte und die seine Nachfolgerin auf dem Thron wurde. Also am Anfang der heutigen sogenannten Romanow-Dynastie steht ein deutsches Fürstenpaar. Die Verbindung mit dem Hause Romanow geschieht an dieser Stelle lediglich durch die Mutter Peters des Dritten, Anna Petrowna, die, eine Tochter Peters des Großen, selbst mit Herzog Karl Friedrich von Holstein verheiratet war. Alle späteren sogenannten Romanows sind somit in Wirklichkeit Holstein-Gottorper und nicht Romanowitschi. Einwände gegen diese Behauptung könnten bezüglich Pauls des Ersten erhoben worden. Läßt man diese aber gelten, so würde das Recht des heutigen Zaren sich als ein Abkömmling von den Romanow zu bezeichnen noch fadenscheiniger sein, als es so schon ist. Wenn nämlich Paul überhaupt aus einem unerlaubten Verhältnis der Kaiserin mit einem ihrer zahlreichen Günstlinge stammen sollte, so läßt sich seine Entstehung doch nicht auf einen Romanow zurückführen, da Katharina ihre Gunst keinem der Romanows geschenkt hatte.

Die späteren Zaren heirateten ausschließlich Prinzessinnen germanischen Blutes. Paul der Erste: Sophie Dorothea von Württemberg, Alexander der Erste: Luise Marie Auguste von Baden, Nikolaus der Erste: Charlotte von Preußen, Alexander der Zweite: Marie von Hessen, Alexander der Dritte: Dagmar von Dänemark, Nikolaus der Zweite: Alix von Hessen.

Die Feier eines Romanowjubiläums erscheint angesichts dieser stolzen Reihe deutscher Fürsten um so merkwürdiger, als die Holstein-Gottorper es im vorigen Jahre unterließen, ihr eigenes Hausjubiläum, den Tag des Regierungsantritts Peters des Dritten vor hundertundfünfzig Jahren festlich zu begehen.

Nun wird man sagen: das ist Hauspolitik. Aber kaum wird jemand behaupten können, diese Hauspolitik sei würdig und zeuge von Stolz.

Es ist tatsächlich eine an Entsagung grenzende Konzession des Zaren an das Altrussentum, die Preisgabe der Tradition eines Fürstenhauses, das auf diese Tradition stolz sein darf. Katharina die Große, und die beiden ersten Alexander waren zweifellos Monarchen, denen Rußland außerordentliche Fortschritte und Machterweiterungen zu danken hat. Aber es ist den Russen, die sonst über ihre Schwächen doch so geistreich zu spotten verstehen, peinlich, sich immer sagen zu müssen, daß es schließlich Deutsche gewesen sind, die das Riesenreich so fest organisiert haben. Statt nun aber der daran sich knüpfenden

Agitation gegen den „deutschen" Zaren durch taktvolle Würde den Boden zu entziehen, versucht der Zar das für die Russen Peinliche zu beseitigen durch Preisgabe der eigenen Tradition: voriges Jahr in Verbindung mit Schaffung des Romanow-Fonds zur Hebung der Landwirtschaft, in diesem durch das Romanow-Jubiläum, das der großen Masse die echtrussische Abstammung des Zaren vorspiegeln soll, die nicht vorhanden ist. Eine tiefergehende, für das Zarenhaus günstige Wirkung dieses Versuchs, darf man nicht erwarten; die fortschreitende Bildung wird die Romanowlegende nie festen Fuß fassen lassen und wahrscheinlich wird das Gegenteil von dem eintreten, was man zu erreichen hoffte: die glücklich auslaufenden Unternehmungen der Regierung werden, mit dem Namen Romanow in Verbindung gebracht, als Erfolge russischen Wesens und Geistes gestempelt, alles Mißgeschick aber dem „Deutschen" auf dem Thron zugeschoben werden.

Nach außen hin ist die Preisgabe der eigenen Haustradition ein sichtbares Zeichen der Schwäche der russischen Regierung und des Verblassens der zarischen Macht. Aber sie bedeutet auch die Bestätigung jener Abkehr von der preußisch-russischen Politik eines Jahrhunderts, die schon unter Alexander dem Dritten, also zur Amtszeit Bismarcks, einsetzte und die seinerzeit den jungen Herrscher auf dem Deutschen Kaiserthron veranlaßte, die Konsequenzen zu ziehen. Daher verliert auch für Deutschland der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag die entlastende Bedeutung, die uns in früheren Jahren gestattete, unsere Rüstung an der Ostgrenze nur gemächlich wachsen zu lassen. Ist der Draht zwischen Berlin und Petersburg auch nicht zerschnitten, besteht auch das in Potsdam ausgebaute Abkommen von Björko zu Recht, so hat diese Verbindung doch nicht mehr den friedensichernden Einfluß früherer Jahre: die persönliche Freundschaft der beiden Monarchen bietet keine absolute Garantie mehr für die friedlichen Beziehungen beider Reiche, denn das Phantom von der Selbstherrlichkeit des Zaren ist dahin, der Zar hat sich als machtlos erwiesen gegenüber den nationalistischen Strömungen im Lande. Das ist die wichtigste politische Lehre der Romanowfeiern für uns Deutsche. Denn es gibt keine größere Bedrohung des Friedens als schwache Regierungen, als Monarchen, die jeden Augenblick gezwungen werden können, Handlungen zu tun, denen sie innerlich widerstreben, lediglich, um sich dem Demos gegenüber zu halten.

Beschattet von der Entwicklung der innerpolitischen Lage Rußlands, gewinnen die neuen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel für uns Deutsche jene ernste Bedeutung, die unsere Regierung veranlassen mußte, an den Begriff „Kriegsbereitschaft" einen neuen Maßstab zu legen. Der neuen Lage gegenüber müssen wir gerüstet sein und je besser die Rüstung ist, umso sicherer können wir damit rechnen, uns unsere Gegner in achtunggebietender Entfernung vom Leibe zu halten.

So sind es denn nicht wir, die durch neue Rüstungen neue Kriegsgefahren heraufbeschwören, nicht die neuen deutschen Heeresverstärkungen, die zum

Krieg drängen, wenn auch die Träger einer Imperialismus genannten Bewegung darauf hoffen. Es wird vielleicht manches drohende Wort gegen jene Nachbarn fallen, die uns aus der Reserve herauslocken möchten, sonst kaum mehr. Fällt unsere Neurüstung so stark aus, daß wir, angegriffen, sofort zur Offensive übergehen könnten, so wird niemand es wagen, uns anzugreifen und unsere Diplomatie, die durch den Zusammenbruch der Türkei in vielfacher Richtung wieder Handlungsfreiheit bekommen hat, wird ihre Ellbogen um so freier gebrauchen können. Sollten dennoch in Frankreich und Rußland die Chauvinisten den Krieg vom Zaun brechen können, dann in Gottes Namen! Wehe dem, durch welchen das Ärgernis kommt!

Den großzügigen Plan, mit dem die Reichsregierung uns am vorigen Sonnabend überrascht hat, begrüßen wir mit stolzer Freude. Wir begrüßen ihn um so gehobneren Herzens, als die Art, wie die außerordentlich hohen Kosten der neuen Heeresvorlage aufgebracht werden sollen uns nach innen und außen als eine fest geschlossene Nation zeigt, eine Nation, in der Fürsten und Bürger wie vor hundert Jahren Schulter bei Schulter stehen, wenn es gilt, das Reich zu schützen, ohne herabsetzende Zugeständnisse voneinander zu fordern, sondern verbunden in der inneren Harmonie, die nur durch gleiche Stammeszugehörigkeit und Achtung vor Beider Rechten bedingt wird. G. Cleinow

Englisches und deutsches Friedenspräsenzrecht

Von Professor Dr. Conrad Bornhak in Berlin

Nicht von dem kriegerischen Wettbewerbe in Rüstungen zwischen England und Deutschland soll hier die Rede sein, sondern von der Rechtsgrundlage des Heeres. Eine besondere Rolle spielt hier das Friedenspräsenzgesetz. Das englische Recht ist dabei auch für Deutschland von Bedeutung, weil man sich von manchen Seiten in der alljährlichen Festsetzung der Friedenspräsenz des Landheeres immer auf englisches Vorbild beruft.

Im siebzehnten Jahrhundert waren die Rechtsgrundlagen des Heerwesens für beide Länder, ja man kann sagen für beinahe ganz Europa dieselben. Es bestand einmal eine dauernde Wehrpflicht in der mehr und mehr verfallenden Miliz, die nur für den Kriegsfall aufgeboten werden konnte, und die unter den veränderten militärischen Verhältnissen beinahe unbrauchbar geworden war. Außerdem hatte man für den Ernstfall ein geworbenes Söldnerheer, das, von den höheren Gesellschaftsklassen mit Abneigung betrachtet, nur durch den Werbe-

vertrag gebunden war. In England gaben die Bürgerkriege, in Deutschland der Dreißigjährige Krieg diesem Söldnerheere die innere Rechtfertigung seines Bestandes, zeigten aber auch die große Gefahr eines solchen Heeres für die bestehende ständische Verfassung.

In England haben während des Bürgerkrieges beide Parteien das Heer zu verfassungswidrigen Zwecken zu mißbrauchen versucht. Die gottseligen Dragoner Cromwells waren eine ebenso große Gefahr für Parlamentsverfassung und anglikanische Kirche, wie das von irisch-katholischen Offizieren befehligte Heer Jakobs des Zweiten. Mit dem endgültigen Siege des Parlamentes durch die glorreiche Revolution von 1688 wird daher in der Bill of rights der Satz aufgestellt: „That the raising or keeping a standing army within the kingdom in time of peace, unless it be with consent of parliament, is against law." England konnte sich diesen Luxus, den Bestand eines stehenden Heeres in Friedenszeiten für verfassungswidrig zu erklären, um so eher leisten, als es bei seiner insularen Lage den Schutz seines Gebietes in erster Linie von seiner Flotte erwartete.

Und doch war der Bestand eines stehenden Heeres auch für England nicht ganz zu entbehren. Es wurde daher alljährlich durch besonderes Ausnahmegesetz genehmigt, aber nur für das folgende Jahr. Gleichzeitig wurde das Heer, da sonst Meuterei und Ungehorsam straflos gewesen wären, für dieses folgende Jahr einem besonderen militärischen Strafrechte und Disziplinarrechte unterstellt. Dies ist die Bedeutung des alljährlichen, früher als Mutiny act, seit 1881 als Army act bezeichneten Gesetzes. In dem Eingange wird stereotyp hervorgehoben, daß die Aushebung und Unterhaltung eines stehenden Heeres in Friedenszeiten, es sei denn mit Genehmigung des Parlamentes verfassungswidrig ist, daß es aber trotzdem für die Sicherheit und Verteidigung des Reiches notwendig erscheint, ein stehendes Heer in folgendem Bestande zu unterhalten, daß ferner niemand dem Kriegsrechte oder Kriegsgerichte unterworfen ist, das aber trotzdem notwendig erscheint gegenüber der aufgestellten Kriegsmacht — deshalb werden die nachfolgenden Bestimmungen getroffen.

Das englische Heerwesen ruht noch heute auf den alljährlich erneuerten Rechtsgrundlagen des siebzehnten Jahrhunderts. Es ist ein geworbenes Söldnerheer geblieben, neben dem die alte Grafschaftsmiliz trotz aller Wiederbelebungsversuche immer mehr an Bedeutung verloren hat. Als verfassungswidrige Einrichtung findet es seine einzige Rechtsgrundlage in dem alljährlich erneuerten Friedenspräsenzgesetze. Sollte dieses einmal ohne Erneuerung abgelaufen sein, so müßte das englische Heer notwendig sofort entlassen werden. Denn ohne militärisches Strafrecht und Disziplinarrecht hätte man gar keine rechtlichen Mittel mehr, die Soldaten beisammen zu halten und an dem Auseinanderlaufen zu verhindern.

Das preußische und deutsche Heer ist dagegen gleich den anderen Heeren des Festlandes nicht auf dem Standpunkte des siebzehnten Jahrhunderts stehen-

geblieben, sondern hat sich aus dem ursprünglichen Fremdkörper zu einem organischen Bestandteile des Staatsorganismus fortentwickelt. Hierzu zwang schon die bittere Not der geographischen Lage, da man nicht wie in England sich auf den Schutz der Flotte verlassen konnte. Die alte ständische Verfassung ist freilich darüber zugrunde gegangen, während das englische Parlament sich behauptete und ein neues Königtum von Parlamentes Gnaden berief.

In Preußen war schon Friedrich Wilhelm der Erste in dem Kantonsysteme von 1733 von der Werbung grundsätzlich zur Rekrutierung übergegangen. Jedem Regimente wurde ein bestimmter Rekrutierungsbezirk, Kanton, angewiesen, in dem es seinen Ersatz zu suchen hatte. Innerhalb jedes Kantons wurde jeder Wehrpflichtige als Kantonist auch für wehrpflichtig erklärt. Befreit von der allgemeinen Wehrpflicht waren anfangs nur die Adligen, die auf Grund der Lehnsallodifikation ein Jus speciali titulo acquisitum auf Befreiung von allem Heeresdienste hatten, aber tatsächlich zu den Offizierstellen gepreßt wurden, und aus merkantilistischen Gründen, um reiche Leute im Lande zu halten, die Söhne der Kapitalisten von wenigstens 10000 Talern Vermögen. Die Wehrpflicht war rechtlich der Zeit nach unbeschränkt, solange der Betreffende überhaupt dienstfähig war. Aber ein ausgedehntes Beurlaubungssystem für die ausgebildeten Leute mit alljährlichen kürzeren Übungen suchte die volkswirtschaftlichen Interessen mit dieser ausgedehnten Wehrpflicht zu vereinigen. Nur die unsicheren Kantonisten hielt man dauernd bei der Fahne. Neben der inländischen Rekrutierung bestand ergänzend die ausländische Werbung fort, so daß etwa zwei Drittel des Heeres rekrutierte Inländer, ein Drittel geworbene Ausländer waren, beide zusammengehalten durch das aus dem Adel des Landes hervorgegangene Offizierkorps. Mit diesem Heere hat Friedrich der Große seine Kriege geführt.

Nur die Ausnahmen von der Kantonpflicht wurden aus volkswirtschaftlichen Gründen immer zahlreicher. Demgemäß verschob sich auch das Verhältnis von Inländern und Ausländern zu Halb und Halb. Die Höhe des Präsenzstandes zu bestimmen, lag natürlich lediglich im Ermessen der absoluten Krone.

Mit dem Tilsiter Frieden hörte zunächst die ausländische Werbung auf, zumal Preußen sich durch Vertrag von 1808 Frankreich gegenüber verpflichtet hatte, den Friedenspräsenzstand von 42000 Mann nicht zu überschreiten. Dieser Bestand wurde jetzt nur noch aus Kantonisten entnommen. Man konnte diese in dem sogenannten Krümpersystem nach kurzer Ausbildungszeit entlassen, um andere Kantonisten einzustellen und später möglichst viele ausgebildete Mannschaften zu haben. Aber der Heeresersatz blieb auf die Kantonisten beschränkt. Alle höheren Klassen der Bevölkerung waren in einem unendlichen Kataloge von Ausnahmen von der allgemeinen Wehrpflicht befreit. Aber die ausländische Werbung war man wenigstens losgeworden.

Die Befreiungskriege führen endlich zu dem letzten Schritte. Zunächst für die Zeit des Krieges und seit 1814 dauernd werden die bisherigen Befrei-

ungen von der Kantonpflicht aufgehoben. Das war die wirkliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, die für die gebildeten Klassen dadurch erleichtert wurde, daß sich der freiwillige Jäger der Befreiungskriege in den Einjährig-Freiwilligen verwandelte. An die Stelle der willkürlichen Beurlaubungen und Entlassungen des Polizeistaates tritt nunmehr eine feste rechtliche Ordnung mit bestimmter Dauer des Dienstes im stehenden Heere, der Reserve, der Landwehr ersten und zweiten Aufgebots und dem Landsturme.

Die Bestimmung der Friedenspräsenz und der Kadres blieb nach wie vor ein Recht der absoluten Krone.

Alle diese neue Ordnungen wurden feierlich in der Gesetzsammlung verkündet.

Damit war das Heer auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht endgültig in den modernen Staat eingefügt.

Die preußische Verfassungsurkunde stellte in Artikel 34 ausdrücklich den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht nach Maßgabe des Gesetzes auf. Über die Friedenspräsenz besagte sie nichts, ließ es also bei dem bestehenden Rechte, daß deren Bestimmung Sache des obersten Kriegsherrn sei. Insbesondere hatte sie trotz ihrer sonstigen Anlehnung an die belgische Verfassung deren Artikel 119 nicht übernommen, wonach die Friedenspräsenz jährlich durch ein Gesetz festgestellt wird, und dieses nur für ein Jahr gilt, wenn es nicht erneuert wird.

Auf diesem Boden spielte sich der preußische Verfassungskonflikt der sechziger Jahre ab. Durch Anordnung des obersten Kriegsherrn wurde innerhalb des Rahmens der bestehenden allgemeinen Wehrpflicht das stehende Heer bedeutend verstärkt und die Friedenspräsenz erhöht, gleichzeitig die Grenze zwischen Reserve- und Landwehrdienstpflicht verschoben. Der Landtag bewilligte die Mittel für diese dauernde Armeereorganisation König Wilhelms zunächst für mehrere Jahre unter dem Titel einer vorübergehenden Kriegsbereitschaft. Als er dann den Betrag aus dem Etat absetzte, während die Regierung die Armeereorganisation nicht rückgängig machen wollte, war der Verfassungskonflikt gegeben.

Von der vielbesprochenen Lücke der Verfassungsurkunde konnte im Ernst gar nicht die Rede sein, da alle Lücken der Verfassungsurkunde durch das vorverfassungsmäßige Recht ausgefüllt wurden. Die gemäßigt Liberalen stützten sich bei ihrem Widerspruche gegen die Armeereorganisation darauf, daß die Grundlagen der früheren Organisation von der absoluten Krone in der Gesetzsammlung verkündet seien, und Gesetz nur durch Gesetz geändert werden kann. Freilich nicht alles, was in der Gesetzsammlung stand, war um deßwillen schon Gesetz. Die Linke vertrat die Ideen des allgemeinen konstitutionellen Staatsrechtes. Jede Lücke des geschriebenen Verfassungstextes sollte durch den allgemeinen konstitutionellen Brauch wie in England und Belgien ausgefüllt werden. Hier wurde das alljährliche englische Meutereigesetz für Preußen von verhängnisvoller Bedeutung. Da man eine ausdrückliche Verfassungsbestimmung über

jährliche Festsetzung der Friedenspräsenz nicht hatte, sollte die Festsetzung im alljährlichen Etatsgesetze erfolgen, und Regierung wie Herrenhaus sich der Mehrheit des Abgeordnetenhauses zu fügen haben.

Wie aber, nach Bismarcks Ausdruck, Streitfragen des öffentlichen Rechtes, die sich durch Kompromisse nicht lösen lassen, zu Konflikten werden, über welche die Macht entscheidet, so ist auch der preußische Verfassungskonflikt erledigt worden durch das Ergebnis des Krieges von 1866. Er entschied über den Fortbestand der Armeereorganisation, damit aber auch über die Erhaltung des monarchischen Prinzips gegenüber den Ansprüchen des Parlamentarismus.

Gleichzeitig wurde das Militärrecht aus Preußen in den Bundesstaat verlegt.

Während der Entwurf der Norddeutschen Bundesverfassung die Friedenspräsenz dauernd feststellen und dafür dem Bundesfeldherrn ein Pauschquantum zubilligen wollte, wurde nach den Beschlüssen des verfassungberatenden Reichstages dies nur für die ersten Übergangsjahre angenommen. Für die Zukunft sollte die Friedenspräsenz durch Gesetz festgestellt werden. Dies ging auch in die Reichsverfassung über (Art. 60).

Bei der gesetzlichen Feststellung der Friedenspräsenz dachte man auf seiten der Regierung zweifellos an ein dauerndes Gesetz, eine Lex in perpetuum valitura, wie es im Stile der römischen Imperatoren hieß, oder besser an ein gewöhnliches Gesetz, das solange gilt, bis es durch ein neues Gesetz abgeändert wird. Die Reichstagsmehrheit verlangte dagegen — und hier wurde das englische Vorbild wieder verhängnisvoll — jährliche Feststellung der Friedenspräsenz nach allgemeinem konstitutionellen Brauche wie in England. Ganz unberücksichtigt blieb dabei die Tatsache, daß das Heer bei uns nicht eine verfassungswidrige Einrichtung ist, die alljährlich durch Ausnahmegesetz bewilligt werden muß, sondern eine verfassungsmäßige zur Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht. Im Hintergrunde schwebte dabei ganz wie bei unseren alten Ständen der Gedanke, daß ein Heer wenigstens in dieser Höhe nur mit Rücksicht auf die hohe politische Spannung erforderlich sei, und daß man bei jährlicher Festsetzung Gelegenheit habe, der Regierung jedesmal etwas abzuhandeln.

Schließlich einigte man sich durch das Friedenspräsenzgesetz vom 2. Mai 1874 in einem Kompromisse. Die mittlere Linie zwischen einem Jahre und der Ewigkeit wurde in sieben Jahren gefunden. So entstand das Septennat. Dem ersten Septennate folgten andere. Später hielt man auch an den sieben Jahren nicht mehr fest, sondern ging zu den fünfjährigen Perioden über, die man mit dem geschmackvollen Worte Quinquennat bezeichnete. Ja auch innerhalb der fünfjährigen Perioden erwiesen sich zeitweise wesentliche Änderungen der Friedenspräsenz als erforderlich.

Die Erwartung der Reichstagsmehrheit von 1874, daß man bei periodischen Festsetzungen der Friedenspräsenz gelegentlich etwas herabsetzen könne, hat sich jedenfalls nicht verwirklicht. Auch mehrfache Auflösungen des Reichstages, die

gerade durch das Friedenspräsenzgesetz veranlaßt wurden, waren nicht deshalb notwendig, weil der Reichstag unter die bisherige Friedenspräsenz herabgehen, sondern weil er die erhöhten Forderungen der Regierung nicht bewilligen wollte. Dasselbe wäre aber auch bei dauernder Festsetzung der Friedenspräsenz der Fall gewesen. Insofern haben sich die Hoffnungen und Erwartungen, die man an eine periodische Festsetzung knüpfte, nicht verwirklicht. Die periodische Festsetzung ist also politisch bedeutungslos geblieben.

Sie ist aber auch staatsrechtlich gegenstandslos.

Allerdings entsteht dadurch das schwere Problem: was hat zu geschehen, wenn das alte Friedenspräsenzgesetz abgelaufen, aber ein neues nicht erlassen ist? Man braucht dabei gar nicht einmal an einen schweren Konflikt zwischen Regierung und Reichstag zu denken. Die Redeseuche im Reichstage kann dieses Ergebnis sehr leicht auf dem Wege der Verbummlung herbeiführen.

Jedenfalls gilt das alte Friedenspräsenzgesetz nicht weiter. Denn ein zeitlich befristetes Gesetz verliert, wie wir am Sozialistengesetz gesehen haben, mit seinem Ablaufe alle Wirkung. Auch auf das Pauschquantum der ersten Jahre des Bundesstaates kann man nicht zurückgreifen. Denn auch jene Übergangsbestimmung war zeitlich befristet und mit Erlaß des ersten Friedenspräsenzgesetzes endgültig erledigt.

Soll etwa auch hier die Analogie des englischen Friedenspräsenzgesetzes Platz greifen? Alle Soldaten werden entlassen, die Offiziere können spazieren gehen. Inzwischen bitten wir in einer höflichen Note das Ausland, uns doch jetzt nicht anzugreifen, da wir gerade kein Heer haben, sondern lieber zu warten, bis ein neues Friedenspräsenzgesetz uns wieder die Aufstellung eines Heeres ermöglicht. Was in solchem Maße politischer Wahnwitz ist, kann auch unmöglich Rechtens sein. England kann es allenfalls einmal ohne Landheer aushalten, Deutschland nicht einen Augenblick.

Hier zeigt sich gerade, wie die Rechtsgrundlagen beider Heere ganz verschieden sind und aller Spielereien der konstitutionellen Lehre spotten. Das deutsche Heer ist keine verfassungswidrige, alljährlich durch Ausnahmegesetz zu bewilligende Einrichtung, sondern eine verfassungsmäßige zur Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht.

Der Abschnitt der Reichsverfassung über das Reichskriegswesen beginnt daher in Art. 57 mit dem grundlegenden Satze: „Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.“ Die allgemeine Wehrpflicht ist die Grundlage unseres Heeres, und sie besteht nicht bloß für die nächsten sieben oder fünf Jahre, sondern dauernd als eine Lex in perpetuum valitura. Es muß daher auch stets das Heer vorhanden sein, in dem die allgemeine Wehrpflicht erfüllt werden kann. Der Bestand des Heeres ist, anders als in England, unabhängig von dem Friedenspräsenzgesetze.

Ein Heer muß also immer vorhanden sein, es fragt sich nur, in welchem Bestande.

Nach Art. 63 der Reichsverfassung bestimmt der Kaiser den Präsenzstand. Diese Bestimmung würde neben der gesetzlichen Bestimmung der Friedenspräsenz unverständlich sein, wenn die gesetzliche Bestimmung nicht bloß das Höchstmaß bezeichnete. Der Kaiser bestimmt innerhalb des Rahmens des Gesetzes. Er kann danach den tatsächlichen Friedenspräsenzstand niedriger festsetzen als den gesetzlichen, z. B. durch Entlassung der Reservisten schon vor der Mitternachtsstunde zum 1. Oktober, durch spätere Einziehung der Rekruten. Aber die kaiserliche Bestimmung ist an das Gesetz gebunden. Solange ein Friedenspräsenzgesetz besteht, das den Höchstbestand festsetzt, darf der Kaiser nicht darüber hinausgehen. Ist dagegen das Friedenspräsenzgesetz abgelaufen, so bindet es den Kaiser selbstverständlich weiter nicht. Der Kaiser bestimmt dann innerhalb der allein noch bestehenden gesetzlichen Schranke, derjenigen der allgemeinen Wehrpflicht. Deren Grenzen darf er nicht verschieben, z. B. nicht den Dienst der Fußtruppen wieder von zwei Jahren auf drei Jahre verlängern. Aber er kann anderseits, ungehindert durch ein Friedenspräsenzgesetz, die allgemeine Wehrpflicht voll ausnutzen und die Friedenspräsenz derart bestimmen, daß alle Wehrfähigen während der Dauer der Dienstpflicht auch zum Dienste mit der Waffe herangezogen werden.

Die Lücke des Verfassungsrechtes, die bei dem preußischen Verfassungskonflikte der sechziger Jahre eine so große Rolle spielte, besteht also nach der Reichsverfassung nicht. Sie wird ausgefüllt durch die kaiserliche Machtvollkommenheit der Festsetzung nach Art. 63. Diese kaiserliche Befugnis könnte nur eine sehr geringe Rolle spielen, wenn das Friedenspräsenzgesetz als dauerndes Gesetz erlassen wäre. Sie ist eine gewaltige Waffe im Arsenale des staatlichen Notrechtes, wenn das alte Friedenspräsenzgesetz abgelaufen, ein neues nicht erlassen ist. Über die Verfassungswidrigkeit dieses Zustandes ist ebensowenig ein Wort zu verlieren wie über seine Möglichkeit, zumal kein Faktor der Gesetzgebung gezwungen werden kann, einem Gesetze zuzustimmen.

Die Urheber der periodischen Festsetzung der Friedenspräsenz auf dem Reichstage von 1874 haben somit in der teilweisen Übertragung des englischen Systems auf Deutschland das Gegenteil dessen erreicht, was sie bezweckten. Für Betätigung parlamentarischer Machtansprüche hat sich die periodische Festsetzung als gänzlich gegenstandslos erwiesen. Eine Herabsetzung der Friedenspräsenz ist nie in Frage gekommen. Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten und einige Male von Konflikten zwischen den verbündeten Regierungen und dem Reichstage war immer nur die Frage der Erhöhung der Friedenspräsenz. Und diese Frage wäre auch bei dauernder Festlegung der Friedenspräsenz praktisch geworden. Anderseits gibt die periodische Festsetzung dem Kaiser gegenüber einem dauernd oppositionellen Reichstage ein gewaltiges Machtmittel. Entgegen der ursprünglichen Auffassung hat sich daher die Regierung allmählich mit dem periodisch zu erneuernden Friedenspräsenzgesetze ausgesöhnt. Der Fremdkörper englischen Rechtes ist in unser Verfassungsleben als unschädlich eingekapselt.

Für normale Zustände des politischen Lebens hat die periodische Festsetzung der Friedenspräsenz jede Bedeutung verloren. Das derzeitige Friedenspräsenzgesetz vom 27. März 1911, das für die nächsten fünf Jahre gelten sollte, ist schon einmal durch eine Erhöhung durchbrochen worden und wird voraussichtlich demnächst nochmals durchbrochen werden. Denn höher als das Friedenspräsenzgesetz steht die verfassungsmäßige Grundlage unseres Heerwesens, die allgemeine Wehrpflicht. Sie nicht zu unterbinden, sondern zur Wahrheit zu machen, ist die Aufgabe des Friedenspräsenzgesetzes.

Die Engländer in Indien

Von Nadir

Die Eroberung Indiens durch die Engländer entsprang, wie bereits in Heft 2 d. Jhrg. der Grenzboten dargetan wurde, keinem wohlüberlegten Plane. Sie erfolgte vielmehr zufällig, nicht selten sogar gegen den Willen der englischen Regierung. Ebenso trug und trägt zum Teil noch heute die Verwaltung des Landes den Charakter des Improvisierten. Sie gleicht einem Gebäude, das ohne einheitlichen Bauplan den jeweiligen Augenblicksbedürfnissen entsprechend errichtet, vergrößert und umgestaltet wurde. In dieser Abneigung gegen alles Doktrinäre, gegen alle einengende Prinzipienreiterei erkennt man einen Hauptcharakterzug des englischen Wesens wieder.

England war es, das zuerst den Verfassungsgedanken in die Tat umsetzte und trotzdem wird es bald das einzige Land der Erde sein, das keine geschriebene Verfassung besitzt. Nicht nach den längst veralteten Verfassungsurkunden der „Magna Charta“ und den „Habeas-Corpus-Akten“, sondern nach einem ungeschriebenen Gewohnheitsrecht wird das heutige England regiert. Gewiß sind dadurch manche überlebten Gebräuche erhalten worden, Atavismen, die zum Teil dem Nichtengländer geradezu lächerlich erscheinen. Aber dennoch hat keine noch so schön ausgeklügelte Verfassung sich so plastisch allen neuentstehenden Bedürfnissen des öffentlichen Lebens anzupassen vermocht, wie das auf altehrwürdige Traditionen aufgebaute parlamentarische Regierungssystem Englands. Während europäische Festlandstaaten trotz aller verbrieften und beschworenen Konstitutionen nie aus den Verfassungskrisen herauskamen (oder geschah das vielleicht gerade wegen dieser einengenden Bestimmungen?), verstand es England, sich seinen Rock stets rechtzeitig nach seinen Bedürfnissen und seinem Geschmack umzuändern. Diese staatsmännische Anlage eines ganzen Volkes erklärt das

Geheimnis der großen kolonisatorischen Erfolge Englands. Deutschland versuchte es, die afrikanischen Neger mit seinem Bureaukratismus zu beglücken, Frankreich die Annamiten mit seiner Monopolwirtschaft. Beide handelten nach festen Prinzipien, die für die heimischen Verhältnisse allenfalls noch geeignet sein mochten, in fremden Ländern aber nur Schaden stiften konnten.

Man kann nicht sagen, daß England sich bei der Verwaltung Indiens vom Doktrinarismus frei gehalten hat. Ich werde später noch auf einen derartigen Fall zu sprechen kommen, an dessen Folgen Indien heute noch krankt. Dieser Fall war indessen eigentlich nur eine zu weitgehende Reaktion gegen die schädlichen Wirkungen der übertriebenen Systemlosigkeit.

Durch den Sieg von Plassey war den Engländern die ganze Provinz Bengalen mit den dazu gehörigen Landschaften Bihar und Orissa in den Schoß gefallen. Sie sahen sich nun plötzlich vor die Aufgabe gestellt, ein Gebiet von etwa 350000 Quadratkilometern (das also annähernd so groß ist, wie das Königreich Preußen) zu verwalten. Clive, dem das Hauptverdienst an der Eroberung des Landes zukam, verließ Indien bald nach seinem großen Erfolg und kehrte nach England zurück. Er war durch die Annahme ungeheurer Geschenke zu einem der reichsten Leute Englands geworden. Kein Wunder, daß seine Nachfolger zunächst wenig an die großen Pflichten dachten, die ihnen aus der Regierung der zahllosen neuen Untertanen erwuchsen, sondern in den eroberten Ländern nur eine melkende Kuh sahen. Wer immer die Heimat verließ, um bei der indischen Handelskompagnie in Dienst zu treten, hatte nur ein großes Ziel vor Augen: es galt, möglichst schnell ein großes Vermögen zusammenzuraffen, noch ehe das mörderische Klima die Gesundheit untergraben hatte, und dann nach England zurückzukehren, um dort ein bequemes und luxuriöses Leben führen zu können. So kam es, daß die ersten Jahre der englischen Verwaltung in Indien ein schwarzes Kapitel des denkbar schlimmsten Aussaugesystems wurden. Ein Schwarm von Abenteurern ergoß sich unter dem Namen: „Agenten der Handelskompagnie" über das unglückliche Land, nistete sich in allen Zweigen der Verwaltung ein und riß alle Stellen, wo es etwas zu verdienen gab, an sich.

Für das Land war dieses System verhängnisvoller als die schlimmste Mißregierung der früheren Herren. Denn mochte der einheimische Fürst seine Untertanen noch so schwer drücken, er erhielt seine Steuern doch hauptsächlich in Naturalien, und auch das Bargeld, welches er einzog, wurde zum größten Teil im Lande selbst wieder ausgegeben. Die fremden Handelskompagnien importierten damals ebenfalls viel Edelmetall nach Indien, so daß bis zur Eroberung Bengalens durch England ein dauernder Geldzufluß aus Europa nach Indien bestand. Die englische Kompagnie schnitt nicht nur diesen Zufluß durch Zerstörung der anderen europäischen Handelsniederlassungen ab, sie exportierte sogar noch Bargeld, teils in Form von Dividenden, Gehältern, Geschenken usw.,

teils als Betriebskapital zur Bezahlung des damals aufblühenden chinesischen Exporthandels*).

Schon Clive hatte vor dieser Ausfuhr des baren Geldes gewarnt und empfohlen, zu der alten Methode der Zahlung der Steuern in Naturalien zurückzukehren. Wie so viele seiner guten Ratschläge befolgte man auch diesen nicht. Die Folge war, daß aus dem einst so reichen Bengalen binnen wenigen Jahren alle Barmittel buchstäblich herausgezogen wurden. („Litteraly drained." 5000000 Pfd. Stl. in drei Jahren siehe Wheeler, Early records of British India, London 1878. S. 375.)

Spätere Geschlechter mußten für diese unweise Politik büßen. Noch heute drückt der Mangel an Metallreserven schwer auf Indien und macht die Einführung der Goldwährung in absehbarer Zeit unmöglich**).

In der kurzen Zeit von 1857 bis 1871 belaufen sich allein die offiziell veröffentlichten Einnahmen der Handelskompagnie auf 29500000 Pfd. Stl. Was darüber hinaus der unglücklichen Bevölkerung abgepreßt wurde, entzieht sich jeder Schätzung. Aber es muß sich um ungeheure Summen gehandelt haben. Denn damals entstand in Europa die übelberüchtigte Bezeichnung „indischer Nabob" (d. h. ein in Indien reich gewordener Engländer). Ganz England erregte sich gegen diese protzigen Parvenus, die meist bettelarm hinausgezogen waren und sich nun gegenseitig in der sinnlosen Vergeudung ihres mühelos erworbenen Reichtums überboten***).

---

*) China führte damals keinerlei europäische Waren ein, sondern sein ganzer Handel mit Europa war ein reines Exportgeschäft. Solange dieser Zustand dauerte, sah die chinesische Regierung das Erscheinen der europäischen Kaufleute gar nicht ungern; brachten diese doch dem Lande einen reichen Zufluß von Bargeld. Erst im Jahre 1830 änderte sich das. Mit diesem Jahre begann nämlich die Überschwemmung Chinas mit indischem Opium. Die fremden Kaufleute hatten endlich einen Importartikel für China gefunden und zwar einen so begehrten, daß bald eine starke Abwanderung des chinesischen Kapitals nach Europa und Indien einsetzte. Um sich gegen diesen Kapitalsverlust zu schützen, verbot China 1840 die Opiumeinfuhr, eine Maßregel, welche bekanntlich zu dem berüchtigten Opiumkrieg führte.

**) Theoretisch besitzt Indien seit 1893 die Goldwährung, da damals der Kurs der Rupie gesetzlich festgelegt wurde (1 Sovereign = 15 Rupien). Da aber Indien keine Goldreserve besitzt, sondern sogar der aus der Prägung des minderwertigen Silbers sich ergebende Gewinn, die sogenannte Goldstandardreserve, größtenteils nach London gezogen wurde, fehlt zur Zeit einer Krisis jede Garantie für die Aufrechterhaltung des Rupienkurses. (Siehe die beiden lehrreichen Aufsätze in der Frankfurter Zeitung vom 5. und 15. September 1912.)

***) Ein arabischer zeitgenössischer Geschichtsschreiber, Seir Mutakherin, urteilte damals folgendermaßen über die Engländer: „Man muß zugeben, daß die Franken in hohem Grade Gegenwart des Geistes, Selbstbeherrschung und Mut besitzen. Wenn sie neben diesen herrlichen Eigenschaften auch die Regierungskunst besäßen, wenn sie das Volk Gottes mit ebenso großer Sorgfalt behandelten wie ihre kriegerischen Angelegenheiten, keine Nation würde sie dann übertreffen, keine wäre würdiger zu herrschen. Aber alle von ihnen regierten Völker seufzen unter ihrem harten Joch und sind der Armut und dem Elend preisgegeben. O Gott, komme deinen betrübten Dienern zu Hilfe und befreie sie von den Unterdrückern, unter welchen sie leiden" (Tilby, British India S. 84).

Lange konnte es natürlich nicht so weiter gehen. Schon fünf Jahre nach Clives Abreise war die englische Herrschaft in Bengalen so schwer erschüttert, daß der Meister selbst zurückkehren mußte, um sein Werk vor dem Zusammenbruch zu retten. Während dieses seines letzten Aufenthalts in Indien hat nun Clive einen detaillierten Verwaltungsplan für die Kolonie ausgearbeitet. Obgleich seitdem hundertundfünfzig Jahre verflossen sind, möchte ich doch mit einigen Worten bei diesem Plan verweilen, weil darin schon manche noch heute aktuellen Fragen auftauchen, und weil viele schwere Mißgriffe der Folgezeit vermieden worden wären, wenn man den klaren, einfachen Prinzipien des Eroberers und ersten Gouverneurs von Britisch-Indien mehr Beachtung geschenkt hätte.

Das mohammedanische Regierungssystem Indiens (und der meisten anderen mohammedanischen Länder) unterschied zwei Verwaltungszweige: die Diwanie oder Finanzverwaltung und das Nizamet oder Heerwesen. Eine selbständige Abteilung für das Gerichtswesen gab es nicht, sondern jeder Beamte, jeder Offizier übte ohne weiteres die Gerichtsbarkeit innerhalb seines Befehlsbereiches aus. Das Nizamet ging mit der Eroberung des Landes automatisch in die Hände der Engländer über. Was den eingeborenen Fürsten noch an eigenen Truppen verblieb, entbehrte jedes militärischen Wertes. Die Diwanie dagegen war der englischen Kompagnie durch einen Ferman des Großmoguls (vom 2. August 1765) übertragen worden. (Die Kompagnie erkannte damit also in aller Form ihre politische Abhängigkeit vom Großmogul an und verpflichtete sich sogar zur Zahlung eines jährlichen Tributs von 2600000 Rupien.)

Da Indien ein fast reines Agrarland ist, bildet der Ackerbau die Hauptsteuerquelle der Regierung. Das System der Erhebung dieser Agrarsteuern, wie es die Engländer bei Eroberung des Landes vorfanden, stammte vom Kaiser Akbar. Wie so viele Einrichtungen dieses außerordentlichen Monarchen paßte es sich gut den Bedürfnissen des Landes an. Der Güte des Bodens, den Schwankungen des Klimas usw. trug es in weitgehendstem Maße Rechnung. Naturgemäß mußte ein solches System auch sehr verwickelt sein. (Genaueres hierüber bei dem obenerwähnten Barchou de Penhoen. Der Großmogul Dschehangir sagte, man brauche zehn Jahre, um das Steuersystem Bengalens zu erlernen. S. Stewart History of Bengal 164.) Clive erkannte sofort, daß englische Beamte sich kaum darin zurechtfinden würden. Er behielt daher, soweit wie möglich, die einheimische Verwaltung bei. Der Nawab von Bengalen war ein Spielzeug in seinen Händen. Ließ er diesen der Form nach im Besitz der Herrschaft und wahrte dessen Würde seinen Untertanen gegenüber, so ging das ganze Ansehen, welches die alte Regierung noch im Volke genoß, automatisch auf ihn über. Ein englischer „Resident" am Hofe des Nawab, dem die Kontrolle aller wichtigen Staatshandlungen, insbesondere des Finanzwesens oblag, genügte, um die Interessen der Kompagnie der einheimischen Regierung gegenüber sicherzustellen. Dieses einfache und wenig kostspielige System war aber nicht nach dem Sinne der stellen- und profithungerigen Kompagnie-

beamten, welche nach Clive die Kolonie regierten. Die einheimische Regierung wurde immer mehr zurückgedrängt, schließlich sogar ganz beseitigt. Bei den neu hinzukommenden Eroberungen verfuhr man ähnlich, so daß schließlich kein indischer Fürst mehr seines Besitzes sicher war.*) Wie vielleicht bekannt ist, war die letzte Veranlassung zum Ausbruch des großen „mutiny" die Einziehung des Vasallenstaates Audh. Viele einheimische Fürsten schlossen sich damals nur deshalb der Bewegung an, weil sie glaubten, ihre Absetzung sei bereits beschlossen und sie hätten daher bei einem ungünstigen Ausgang nichts mehr zu verlieren, dagegen alles zu gewinnen, wenn die Vertreibung der Engländer gelänge. England hat aus diesen schweren Zeiten viel gelernt. Seit 1857 sind keine indischen Fürstentümer mehr eingezogen worden; man ist im Gegenteil darauf bedacht, das Ansehen der einheimischen Fürsten zu heben und diese großen Feudalherren so zu erziehen, daß sie ihre Länder selbst regieren und vorwärts bringen können. Jedem Fürsten ist zwar ein englischer „Resident" beigegeben. Dieser spielt aber für gewöhnlich eine mehr beratende Rolle und greift nur dann ein, wenn Mißwirtschaft oder illoyales Verhalten des Fürsten dazu zwingen. Hier und da hat man auch zu scharfen Mitteln gegriffen und einen widerspenstigen Fürsten kurzerhand abgesetzt. Bei der Einsetzung des Nachfolgers wurden dann aber stets die „dehors" gewahrt, so daß in den Augen des Volkes die Würde des Thrones erhalten blieb.**) In neuerer Zeit ist es den Engländern mehrfach gelungen, Eingeborenenstaaten mit korrumpierter Verwaltung und zerrütteten Finanzen binnen wenigen Jahren von Grund auf zu reformieren. Hier kann England die ersten wirklichen Erfolge in der Erziehung des indischen Volkes zur Selbstregierung aufweisen. Ich komme später noch auf diesen Punkt zurück.

Das Raubsystem der ersten Dezennien englischer Herrschaft über Indien hatte die öffentliche Meinung im Mutterlande mächtig erregt. Die Regierung begann daher Maßnahmen zu treffen, die letzten Endes darauf hinzielten, die Handelskompagnie ihrer Privilegien gänzlich zu entkleiden. Das Ministerium Pitt drang zwar nicht mit allen hierauf bezüglichen Gesetzesvorschlägen durch; immerhin sicherte es der Regierung eine Art Aufsichtsrecht, so daß 1786 zum ersten Male ein von der Krone ernannter Gouverneur mit besonderen Instruktionen in die Kolonie geschickt wurde. Die Wirksamkeit dieses Mannes — er hieß Lord Cornwallis — ist noch heutigen Tages so stark in Indien zu spüren, daß mit einigen Worten auf seine Tätigkeit eingegangen werden muß.

*) Whyatt Tilby (The English people overseas) sagt, das Verwaltungsprinzip der Kompagnie habe zu dieser Zeit gelautet: get as much and pay as little, as it could. Die Einziehung des südindischen Fürstentums Tenjore verteidigte Wellington mit ähnlichen Gründen, wie den Überfall Kopenhagens und den Raub der dänischen Flotte: Great Britain had only to put into exercise that law of self-preservation, that needed no learned and intricate disquisitions to justify. Pearce II, 426.

**) Im Gegensatz zu den Franzosen, welche bei der Einsetzung neuer Herrscher in Annam und Kambodscha so wenig die Gefühle des Volkes schonten, daß in den Augen der Eingeborenen der Thron geradezu entweiht wurde.

Die Aufgabe, mit welcher die Regierung den Lord betraute, bestand in erster Linie in der Regelung des Steuerwesens und der Organisierung einer gesetzmäßigen Verwaltung, um den bisherigen Willkürlichkeiten und Mißbräuchen der Beamten ein Ende zu machen. Ohne Zweifel kam Lord Cornwallis mit den besten und ehrlichsten Absichten nach Kalkutta. Er ließ es auch nicht an einem gründlichen Studium der Einrichtungen des Landes fehlen. Trotzdem gelang es ihm nicht, sich genügend von seinen heimischen Anschauungen freizumachen, so daß er schließlich die Kolonie mit einem Reformplan beglückte, der im wesentlichen nur eine Kopie heimischer Einrichtungen war. So entstanden die „permanent settlements", d. h. die Festsetzung der Steuerrolle für alle Zeiten.

Bis dahin war nämlich die Höhe der Steuern von fünf zu fünf Jahren neu bestimmt worden. Die Eintreibung geschah durch Zemindars, d. h. Steuereinnehmer, von denen jeder seinen fest abgegrenzten Bezirk innehatte. Das Amt des Zemindars hatte sich meist vom Vater auf den Sohn vererbt, so daß die Steuereinnehmer eine verhältnismäßig wohlhabende und angesehene Klasse der Bevölkerung bildeten. Lord Cornwallis verwandelte nun die Zemindars aus Steuereinnehmern in Erbpächter, indem er einem jeden seinen Bezirk erb- und eigentümlich überließ gegen die Verpflichtung, eine für ewige Zeiten in gleicher Höhe festgesetzte Steuer zu entrichten. Diese Steuer wurde absichtlich für die damaligen Verhältnisse recht hoch angesetzt. Blieb der Zemindar mit seiner Zahlung im Rückstand, so sollte sich die Regierung durch teilweise oder totale Versteigerung seines Bezirks schadlos halten können. Streitigkeiten zwischen den Zemindars und den Einwohnern ihres Bezirks über die Höhe der von den letzteren zu entrichtenden Abgaben sollten vor neugeschaffenen Gerichtshöfen geschlichtet werden. Lord Cornwallis wollte durch diese Neuerungen eine Art Landaristokratie schaffen, welche den englischen Landlords entsprechen sollte. Indem er die bisherigen Steuerpächter de facto zu erblichen Grundbesitzern machte, hoffte er höhere Einnahmen zu erzielen und das immer bedrohlicher anwachsende Übel der Steuerrückstände zu beseitigen. Der von der Exekution bedrohte Zemindar würde, so kalkulierte er, alles daran setzen, um seine Abgaben pünktlich abzuliefern. Gleichzeitig würde er ein Interesse daran haben, durch gute Wirtschaft und Inangriffnahme von Meliorationen den Wert und das Einkommen seines Besitzes zu heben. Endlich rechnete der Lord damit, daß die neugeschaffene Klasse der Großgrundbesitzer zu einer zuverlässigen Stütze der englischen Regierung werden würde, da ja zwischen beiden eine Interessengemeinschaft bestand.

Auf dem Papier nahm sich dieser ganze Reformplan sehr schön aus. In der Praxis führten die „permanent settlements" aber zu einer der schwersten Katastrophen, die Indien je betroffen haben. Einmal wurden alle Bauern mit einem Federstrich von freien Besitzern zu Hörigen der Zemindars degradiert. Wenn Lord Cornwallis geglaubt hatte, daß die neuen Landlords an der Hebung ihres Besitzes arbeiten würden, so hatte er sich gründlich im Charakter der Orientalen getäuscht. Der Gedanke, daß man in seinen Besitz etwas „hinein-

stecken" muß, um später höhere Erträge herauszuwirtschaften, ist dem Orientalen nicht geläufig. Sollte man höhere Abgaben bezahlen, so mußte man eben mehr aus seinem Besitz herauspressen. Der Druck auf den kleinen Mann wurde also vermehrt statt vermindert. Nun gab es aber, so sagte man sich, den Schutz der neuen Gerichtshöfe gegen ungerechte Bedrückung. Ja gewiß, wenn diese Gerichtshöfe imstande gewesen wären, in einem summarischen, nur wenige Tage dauernden Verfahren die ihnen vorgelegten Fälle zu erledigen. Die eingereichten Klagen häuften sich indessen binnen kurzem zu so ungeheuren Mengen an, daß oft erst nach Jahren an eine Urteilsfällung zu denken war. Die Zahlungspflicht des Bauern blieb bis zur Entscheidung der Streitfrage in der Schwebe; dagegen verlangte die Regierung vom Zemindar bei Strafe der Exekution pünktliche Zahlung seiner Steuern. Also auf der einen Seite ein schleppendes Gerichtsverfahren, auf der anderen eine summarische Exekution. Viele Zemindare konnten unter diesen Umständen ihren Verpflichtungen beim besten Willen nicht nachkommen und wurden daher oft wegen geringfügiger Steuerrückstände von Haus und Hof gejagt. Die Unsicherheit des Besitzes lähmte schließlich alle Tätigkeit, der Vermögensverlust stieg ins Ungeheure. Leute, welche gestern noch für reich gegolten hatten, waren heute Bettler. Man hat berechnet, daß in den ersten Jahren nach Einführung der permanent settlements über 90 Prozent des Grund und Bodens zwangsweise seinen Besitzer wechselte. Lord Clive und Warren Hastings waren bei ihrer Rückkehr nach England wegen ihrer Willkürherrschaft und Selbstbereicherung angeklagt worden; Lord Cornwallis feierte man dort als Reorganisator und Wohltäter Indiens. Der indische Bauer dagegen nannte Clives und Hastings Namen noch nach vielen Jahren nur mit Ehrfurcht. Gewiß, sie hatten Bestechungen und Geschenke angenommen, hatten rücksichtslos alle Hindernisse beseitigt, welche sich ihnen in den Weg stellten; aber sie kannten Land und Leute und hatten trotz aller Willkür nie dem Volke Dinge aufgezwungen, die sein sittliches Empfinden verletzten. Lord Cornwallis dagegen hat durch seine unangebrachten Reformen die Grundmauern, auf denen das soziale Leben der Inder beruhte, erschüttert und zum Teil zerstört. Daher wurde sein Name, solange die Erinnerung an ihn währte, nur mit Flüchen und Verwünschungen genannt. Die permanent settlements bestehen in den damals zur Kolonie gehörigen Landesteilen — also in Bengalen und einigen benachbarten Staaten — noch heute zu Recht.

Allerdings haben die Verhältnisse sich geändert. Die Kaufkraft des Geldes ist gefallen, der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugnisse aber bedeutend gestiegen. Daher ist die von den Zermindars zu entrichtende Abgabe für heutige Verhältnisse so gering, daß sie weit hinter einer gerechten Besteuerung zurückbleibt. Die Regierung ist indessen durch ihr Wort gebunden und kann keine nachträgliche Erhöhung der Steuerrolle anordnen. Ebensowenig hat sie genügende Handhaben, um die ökonomische Lage der von den Zemindars bedrückten Bevölkerung zu heben. Die einzigen Leute, welche heute noch Vorteile von den

„permanent settlements“ haben, sind die künstlich geschaffenen Großgrundbesitzer. Ihre Einnahmen sind so gestiegen, daß viele von ihnen, wie z. B. der Maharadschah von Benares (dieser ist ursprünglich auch bloß ein Zemindar; er bekam später den Titel „Maharadschah“, gilt aber im Gegensatz zu den früher unabhängigen Fürsten als „not ruling chief“), ungeheure Vermögen haben ansammeln können. Daß ein Zemindar mit seinen Steuern im Rückstande bleibt und so der Exekution verfällt, ist heute eine große Seltenheit, zum großen Leidwesen der Regierung, die gern möglichst viel Land in ihre Hand zurückbekommen möchte, um die nachteiligen Folgen ihrer früher begangenen Fehler wenigstens teilweise aufzuheben. Wirkliche Abhilfe ließe sich allerdings nur durch eine radikale Umwälzung schaffen. Eine isolierte Erhebung der unruhigen Bengalen würde man daher gar nicht einmal so ungern sehen. Die Aufhebung der „permanent settlements“ würde einer der ersten gegen die Revolution geführten Schläge sein.

Natürlich hat man auch in dieser Frage aus den zu Anfang begangenen Fehlern gelernt. Die „permanent settlements“ wurden auf die später erworbenen Gebiete nicht ausgedehnt. Man unterscheidet daher heute neben den „permanent settlements“ „annual“ und „periodical settlements“, d. h. Steuern, welche entweder jährlich oder periodenweise — wenn ich nicht irre, alle vier Jahre — festgesetzt werden. In der Praxis paßt dieses System sich allen Bedürfnissen an. Denn es kennt alle Variationen von der primitiven Kopf- und Hüttensteuer im spärlich bewohnten Urwald bis zur minutiösen Einschätzung des Boden- und Ernteertrages in der hochkultivierten Gangesebene.

Lord Cornwallis hatte mit der Einführung der oben erwähnten selbständigen Gerichtshöfe das Justizwesen von den übrigen Regierungsorganen abgetrennt und zu einem selbständigen Ressort gemacht. Die Einführung des englischen Gerichtsverfahrens und die Schaffung eines für die ganze Kolonie gültigen geschriebenen Rechtes gehörte nach seiner Ansicht zu den großen notwendigen Reformen. Denn die Parteilichkeit und Bestechlichkeit der einheimischen Gerichte lag klar zutage, und kein englischer Richter konnte sich in dem Wirrwarr von Gewohnheitsrecht und religiösem Recht zurechtfinden. Indessen gelang es nicht, die neuen Gesetze dem Rechtsbewußtsein des Volkes anzupassen. Noch weniger Anklang fand das neue Gerichtsverfahren mit seinem langwierigen und kostspieligen Geschäftsgang*). Bei aller Anerkennung der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit der englischen Richter bevorzugen daher die Inder im allgemeinen noch heutzutage das summarische Gerichtsverfahren, wie es sich in vielen Vasallenfürstentümern erhalten hat.

*) In den vierziger Jahren urteilt ein Hindu über die englischen Gerichte folgendermaßen: „Eure Einrichtung mag recht gut sein, aber sie paßt nicht für uns; sie taugt nichts in unserem Lande. Fangt ihr einen Dieb, so werden wir zu Tode gehetzt mit Vorladungen und Zeugenverhören. Am Ende behält der Mann in vielen Fällen das gestohlene Gut und wird von euch noch einige Jahre lang gut verköstigt. Nach Verlauf der Zeit kehrt der Böse-wicht in die Heimat zurück und ist, sobald er nur die Vorschriften der Kaste befolgt, allen

Nach Aufzählung aller dieser von Lord Cornwallis begangenen Fehler könnte der Leser leicht auf den Gedanken kommen (der im übrigen einer bei uns weit verbreiteten Anschauung entspräche), daß die englische Herrschaft für Indien mehr ein Fluch als ein Segen ist. Eine solche Auffassung möchte ich nicht aufkommen lassen. Die ersten Eroberer Indiens standen vor einer außerordentlich schwierigen Aufgabe. Unerwartet waren sie Herren des Landes geworden und sollten nun auf einmal ein ihnen völlig fremdes Volk regieren, ein Gebiet verwalten, dessen Grenzen sie nicht einmal genau kannten. Um von vornherein Fehler zu vermeiden, hätte es einer genauen Kenntnis der Sitten und Lebensanschauungen dieses Volkes bedurft. Darin lag aber gerade die Hauptschwierigkeit. Behaupten doch die besten Kenner Indiens, das gründliche Erforschen der indischen Psyche würde für uns Westländer stets ein hoffnungsloses Beginnen bleiben; Orient und Okzident wären sich zu wesensfremd, als daß der eine den anderen wirklich verstehen könnte. Kann es da wundernehmen, daß die Engländer in Indien zunächst Fehler auf Fehler häuften. Das kunstvolle Räderwerk, genannt „governement of India", dessen Getriebe heute jeden Besucher Indiens mit Bewunderung erfüllt, mußte ja erst mühsam und allmählich geschaffen werden. Manche ehrlichen und tüchtigen Männer haben trotz der besten Absichten bei dieser Arbeit Fehlschläge erleben müssen; aber viele andere haben sich durch geniale Leistungen, durch großzügige Reformen für alle Zeiten ein ehrenvolles Andenken in der indischen Geschichte gesichert. Nur einen von ihnen möchte ich hier nennen, Lord Bentink, der von 1828 bis 1835 Oberstatthalter von Indien war. Gegen alle Anfeindungen wußte dieser warmherzige und mutige Mann dem Grundsatz Geltung zu verschaffen, daß die Kolonie nicht als Versorgungsstätte für einige vornehme Engländer betrachtet werden dürfe, sondern daß der leitende Gesichtspunkt der Regierung stets das Wohl der Eingeborenen bleiben müsse. Als erster wagte er es, den schrecklichen religiösen Mißbräuchen der Hindus, der Witwenverbrennung und der Tötung neugeborener Mädchen entgegenzutreten, nachdem alle seine Vorgänger aus Furcht vor dem religiösen Fanatismus des Volkes vor der Lösung dieses Problems zurückgeschreckt waren. Aus sich selbst hätte der Brahmanismus wahrscheinlich noch lange nicht die Kraft gefunden, diese tief eingewurzelten Mißstände auszurotten. Lord Bentink durfte dagegen selbst noch die Freude erleben, daß die Besten des von ihm regierten Volkes sich auf seine Seite stellten und erklärten, die Reformen verletzten nicht nur nicht ihre religiösen Gefühle, sondern sie entsprächen durchaus dem Geist der alten reinen Religion. (Fortsetzung folgt)

---

anderen gleichberechtigt. Angeber und Zeugen sind dann den Verfolgungen dieser Diebe, dieser Mörder und ihrer Verwandten preisgegeben. Da ist unser einheimisches Gerichtsverfahren viel besser. Das Gestohlene wird alsbald dem Eigentümer zurückgegeben und des Räubers Besitztum zum Vorteil des Gerichtsherrn eingezogen. Man schneidet ihm die Hände oder die Nase ab und läßt ihn laufen, — ein Schreckbild allen anderen. Schnelle Ungerechtigkeit, heißt es bei uns im Sprichwort, ist besser als langsame Gerechtigkeit." (Neumann II, 182.)

Kritik und Publikum

Von Ric von Carlowitz-Hartitzsch in Dresden

Es ist mein Verhängnis, daß ich schon in der Überschrift wieder zwei Fremdworte benötigte. „Aburteil und Gafferschaft“ war mir aber nicht klar genug, und höflich ist es auch nicht. Also es bleibt für heute bei Kritik und Publikum. Über ihr Verhältnis will ich jetzt ein Beispiel bringen, das kurzweiliger sein wird als ein paragraphiertes Regelbuch über den Umgang mit Menschen einerseits und mit Kritikern andrerseits. Dieses Beispiel betrifft die Kritik eines Artikels von mir, der dem Leser aus diesen Blättern bekannt ist (Grenzboten 1913 Nr. 2: „Das stilechte Fremdwort“). Aha, sagst du, pro domo! Ich will diese persönliche Veranlassung nicht in Abrede stellen, behaupte aber einstweilen, daß Veranlassung und Grund immer noch zweierlei ist. Wenn ich dabei nämlich auf meine eigene Arbeit zurückkomme, geschieht es nicht, weil ich sie für so wichtig — oder für so schwach halte, um eine Antikritik zu verlangen. Aber einmal verdient der Ort, an dem die fragliche Kritik erschien: „die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ Beachtung. Ich nahm und nehme diese Vereinigung, als das ideale Haupt der Sprachbewegung, für ernst, was bekanntlich nicht selbstverständlich ist (Hans Delbrück charakterisiert sie z. B. im Januarheft der Preußischen Jahrbücher als „den Deutschen Sprachverein, der so eifrig und leider auch mit Erfolg bemüht ist, die Begriffsschärfe des deutschen Wortschatzes abzustumpfen und zu verschleimen“). Nur weiß ich das Amt von seinem Mann zu unterscheiden. Sodann liegt der Fall typisch. Es ist für uns Kritiker und dich, Publikum, immer lehrreich, an einem konkreten Beispiel daran erinnert zu werden, daß an einer Kritik der Löwenanteil kritischer Arbeit — dem Publikum zufällt. Lehrreich, weil es dem Leser dieser Zeitschrift möglich ist, den Verbrecher, Staatsanwalt und Verteidiger zu konfrontieren und sich danach sein eigenes Urteil zu bilden. Wer vollends noch nicht in dem „gefährlichen Alter“ steht, wo Humor zu Weisheit vertrocknet, der wird vielleicht dem folgenden außer dem didaktischen Nährwert auch einen kleinen Genußwert abgewinnen.

Ich weiß, daß man anständigerweise seine Polemik in einem flüssigen Essay vorzutragen hat, wenn man nicht zufällig als Philologe geboren wurde. Im

vorliegenden Falle glaubte ich aber eine Ausnahme machen zu dürfen. Zunächst aus Billigkeitsgründen, um dem Gegner seine volle Feldausrüstung zu lassen, gerade so viel und so wenig, als er selber für nötig hielt. Dann aus methodischen Gründen, um das Verhältnis zwischen dem Kritiker und seinem Leser, die auch von Wort zu Wort fortschreiten und darum das Gegenwärtige unter dem Eindrucke des Vorangegangenen verstehen, ebenso Schritt für Schritt festhalten zu können. Wir bringen also die Kritik ungekürzt und im Zusammenhang, erlaubten uns nur, die glossierten Stellen anzumerken.

„Ein — völlig verfehlter — Versuch, das Fremdwort der wissenschaftlichen Sprache als stilecht, also ihr nicht nur angemessen, sondern sogar notwendig nachzuweisen, und zwar aus zwei Gründen: weil es den Begriff reiner, klarer, eindeutiger, schärfer[1]) fasse, und weil es ihn schlagkräftiger, sinnfälliger, anschaulicher darstelle als das deutsche Wort. In der Sprache des Verfassers ausgedrückt[2]): das Fremdwort lasse den internationalen Sinn spontan und plastisch scharf erfassen, wobei er natürlich[3]) die ‚intime' Kenntnis der fremden Sprache als unerläßlich voraussetzt. Noch zwei beredtere[4]) Sprachproben (S. 66): ‚Der Hauch der Jungfräulichkeit, der über das Fremdwort gebreitet liegt, steht nicht nur der Wissenschaft moralisch und ästhetisch an, sondern fördert sie auch indirekt in[5]) dem Eingehen auf ihre wesentlich irreale Natur;' und S. 67: ‚Gegenüber dem Umgangswort, das beständig diesen Ausflüssen[6]) ausgesetzt, die Plus-Minustendenz stillschweigend angenommen hat, behauptet das Fremdwort ungezwungen und überall die unabhängige, leidenschaftslose Sachlichkeit einer vox media.'"[7])

[1]) Diese vier Ausdrücke umschreiben das, was ich die inhaltgebende Bedeutung des Fremdworts genannt habe. Ich teilte sie wieder quantitativ und qualitativ in seine Eindeutigkeit und Reindeutigkeit, eine Unterscheidung, die in den vier deutschen Worten bezeichnenderweise nicht zum Ausdruck kommt. Oder ist sie dem Herrn Kritikus entgangen?

[2]) Das stimmt nicht ganz. Die Worte bedeuten bei mir kein Ergebnis.

[3]) Aus dieser „natürlichen" Voraussetzung wird zum Schluß noch ein allerliebster Strick gedreht (s. Nr. 20).

[4]) Sie sprechen doch wohl nur gegen meinen Stil (im Sinne des Kritikus), aber nicht ür die „völlige Verfehltheit des Versuchs". Durch die Voranstellung dieses Resultats der Kritik wird aber unter den „beredten" Sprachproben dem gutgläubigen Leser bereits der Nachweis einer sachlichen Verfehlung suggeriert. Was ich eine unredliche Argumentation nenne. Oder eine naive, nach Belieben.

[5]) Pedantisch richtiger ist allerdings: „Durch sein Eingehen". „In" steht hier metaphorisch für eine innere, menschliche Bedingtheit (vgl.: „In seinem Eifer hat er sich geschadet"). Diese Übertragung konnte um so leichter geschehen, als der Satz bereits mit einem anthropomorphen Bilde des Fremdworts eingeleitet war („Der Hauch der Jungfräulichkeit usw."). Es ist aber nicht jedermanns Sache, Bilder nachzuempfinden, und noch weniger im Bilde zu bleiben.

[6]) Druckfehler für: „Einflüssen". Ich verzichte darauf, diesen Fehler mit dem preziösen Einwand zu decken, daß ein Einfluß auf etwas zugleich auch Ausfluß von etwas sein muß. (Bei dieser Gelegenheit berichtige ich einen zweiten Druckfehler auf S. 65: „Schlechtsinnigkeit" statt Schlechthinnigkeit".)

[7]) Daß jedes meiner Worte seinen guten, im Zusammenhang begründeten Sinn hat, kommt bei diesen sonderbaren Redesetzen (früher: Zitaten) — trotz aller „Beredtheit" — nicht zu Worte. Der eine zielt eben auf die Tränendrüsen der Backfische, der andere auf die Gänsehaut der frommen Sprachvereinler. Nach eingehender Prüfung der beanstandeten Sätze habe ich nämlich nur

die etwelchen Fremdwörter als Stein des stilistischen Anstoßes entdecken können. Nun war ich allerdings so frei, in meinem Artikel die Berechtigung des wissenschaftlichen Fremdworts in genere, also auch für meine Sätze zu behaupten. Schaudervoll, aber nicht zu leugnen. Unversehens, aber nicht ganz unwillkommen, geht also aus dieser „selbstverständlichen" formalen Einrede zugleich die sachliche Unhaltbarkeit hervor. Nur leider jene auch erst aus dieser. Kritikus hat sich und Publikum in folgenden artigen Zirkel gerettet: „Seht diese schrecklichen Sätze — wimmeln sie nicht von Fremdworten — die zu rechtfertigen ein völlig verfehlter Versuch ist —, weil doch so ein Satz, mit Fremdwörtern darin, so schrecklich ist wie ein Garn mit Knoten." Der Lateiner nennt das petitium principii. Wie sagen Sie, Herr Kritikus? Ich nenne es eine unredliche Argumentation.

Das genügt wohl, um auch[8]) zu zeigen, daß der Verfasser des Aufsatzes kein Meister des Stils, vor allem weder Meister[9]) noch Kenner der Muttersprache[10]) ist. So bereitwillig man ihm zugestehen mag, daß er möglichst umständlich[11]), aber ernstlich die Wahrheit sucht, hat er doch gar keinen Blick für das Wirkliche[12]) und verdeckt es sich durch seine mühsamen Hirngespinste.[13]) Wenn er dem Deutschen[14]) die Möglichkeit abspricht, sich ohne Fremdwörter wissenschaftlich und philosophisch[15]) klar auszudrücken, so müßte er folgerichtig die Sprache Platons und die des Aristoteles als unwissenschaftlich erklären, weil sie keine Fremdwörter hat.[16])

[8]) Dieses „auch" kann nur eine neue Einrede einführen. Also die Sprachproben, die erstens so beredt gegen meinen Stil sprechen, zeigen zweitens „auch", daß ich kein Meister des Stils bin. Ist es schon Unsinn, hat es doch Methode. Ich nenne das eine unredliche Argumentation.

[9]) Welchen Unterschied macht Kritikus zwischen „Meister des Stils" und „Meister der Muttersprache"? Vermutlich so wenig einen wie ich. Aber das Publikum denkt sich darunter, wenn auch nicht selbst etwas neues, so doch, daß Sie sich etwas neues gedacht haben. Ich nenne das eine unredliche Argumentation.

[10]) Man beachte, daß dies immer noch grammatikalisch abhängig ist von: „Das (d. h. die Sprachproben) genügt, um zu zeigen ...." Wenn „Kenner der Muttersprache" nicht eine dritte Tautologie für „Meister des Stils" sein soll, also für formale Sprachbeherrschung, hat es die inhaltliche Bedeutung: „Kenner der Sprachwissenschaft." Über diese inhaltliche Kenntnis oder Unkenntnis verraten aber die angeführten Sprachproben gar nichts. Wieder verschleiert der unklare Ausdruck den Tatbestand. In seiner harmlosen, formalen Bedeutung mag er für einen gläubigen Sprachvereinler aus den Redesetzen gerechtfertigt sein. Da er aber alsdann nur eine dritte Tautologie besagt, schielt er auf eine neue, nicht mehr harmlose Bedeutung, die er an sich auch haben kann: die Aberkennung der sachlichen Befähigung. Sie natürlich will Kritikus suggestiv aussprechen, nur vergißt er (und wohl die Mehrzahl seiner Leser), daß für diese zweite Bedeutung die Sprachproben nicht mehr „genügen". Ich nenne das unredliche Argumentation.

Die Viereinigkeit der in so wirkungsvoller Steigerung (auch — vor allem — weder — noch) beige-

brachten Keulenschläge schlägt also meinen Stil tot — töter — mausetot. Sehr gut, wenn ich nur eben nicht für den wissenschaftlichen Stil ausgesprochenermaßen die profanen Stilforderungen abgelehnt hätte. Mein Stil ist also schlecht — weil er auf diese Forderungen keine Rücksicht nimmt — was falsch ist — weil ein Stil ohne profan-ästhetische Rücksichten schlecht ist — wie exemplum zeigt.

Angesichts dieser geradezu Hegelschen Selbstbewegung der Begriffe verschmerze ich das versagte Stilmeisterzeugnis gern und vergnügt.

Ernsthaft möchte ich aber fragen: zugegeben, mein Stil sei schlecht, was beweist das gegen den Inhalt meiner Arbeit? So daß „wir uns auf Widerlegung nicht einzulassen brauchen"?

[11]) Diese Bereitwilligkeit rührt mich sehr.

[12]) Mir will scheinen, daß das wissenschaftliche Fremdwort, das ich verteidige, vorläufig noch sehr viel „wirklicher" ist als seine Übersetzung à tout prix.

[13]) Tautologie für die so „bereitwillig zugestandene" „Umständlichkeit". Ich erlaubte mir nämlich, das Fremdwort „objektiv-psychologisch aus der Methodik einer jeden Wissenschaft" zu begründen. Von dieser Begründung ist außer der angemerkten Gefühlswirkung auf den Herrn Kritikus in der Kritik nichts zu finden.

[14]) Ebenso wortwahr, wie sinnverkehrt. Nicht das Deutsche als solches verwerfe ich, sondern die Umgangssprache. Daß ich diese These am Deutschen exemplifiziere, liegt doch wohl nahe. Ich tue mir etwas darauf zugute, gerade die nationale Frage, den Anstoß der gewöhnlichen Begriffsverwirrung, ausgeschaltet zu haben. Wieder suggeriert aber Kritikus mit diesem halbwahren Worte einen „selbstverständlichen" Vorwurf. Welcher biedere Sprachvereinler, wenn er hört, daß einer etwas „dem Deutschen abspricht", behält nicht das „Absprechende" einer solchen Meinung im Ohr und reagiert darauf mit: „Vaterlandsverräter!"? Ich nenne das unredliche Argumentation.

[15]) Diese sinnlose Koordinierung des Teils zum Ganzen zeigt die Hilflosigkeit des Kritikus vor meiner allgemein-wissenschaftlichen Begründung.

[16]) Dies ist der possierlichste Purzelbaum des „folgerichtigen" Herrn Kritikus. Der Analogieschluß ist die Logik des kleinen Mannes. Ich will mich nicht darauf berufen, daß man Grund hat, gerade in der wissenschaftlichen Sprache der Griechen manche Worte auf orientalische Vorbilder zurückzuführen. Aber eins sollte auch dem Kritikus als flüchtiger Eindruck geblieben sein: daß ich den Anspruch auf eine relativ abgeschlossene Gelehrtensprache gerade mit der mo-

dernen Entwicklung der Wissenschaften begründete, ihrer zunehmenden Abkehr von den komplexen Begriffen des „gesunden Menschenverstandes". Im Altertum war der praktische Standpunkt des Lebens und der theoretische der Wissenschaft noch nicht differenziert (vgl. den Artikel: „Griechisches Denken" in Mauthners Philosophischem Wörterbuch). Die jetzt beliebte Popularisierung der Wissenschaft gerade mit Hilfe der puristischen Sprachnivellierung steuert wieder auf diesen idyllischen Zustand zurück, der jedenfalls im Interesse der Wissenschaft nicht liegt. Daß ich rein dieses in seinem Gegensatz zu jedem anderen herausstellte, den Stil der Wissenschaft aus ihrer Aufgabe und diese aus ihrem sprachlichen Material entwickelte, das sind leider eben für Kritikus „mühsame Hirngespinste". Meine Thesen sind so fest in diesem theoretischen Fundament verankert, daß sie nur der wirksam bekämpfen kann, der dieses erschüttert. Hier erwarte ich meine Kritiker. Weniger „mühsam" ist es freilich, der Hydra nur obenseitig die Köpfe abzuschlagen. Nur muß man sich nicht wundern, wenn sie dabei noch recht lebendig bleibt.

Unrühmlich ist seine völlige Unwissenheit über die gegenwärtige Sprachbewegung, deren Wortführer[17]) er zu „Fanatikern der Konsequenz" stempelt, durch herabsetzende Andeutungen über Zesen u. Campe[18]) als unwissenschaftlich treffen will, und wohl gar als ungebildete und insbesondere fremder Sprachen unkundige Männer verdächtigt. Er ahnt dabei nicht, wie sehr seine Ansichten den Forderungen dieser Männer in einer Hinsicht recht geben; denn wenn er den Satz lebhaft vertritt, daß das wissenschaftliche Fremdwort seine beiden[19]) angeblichen Vorzüge nur bei „intimer" Kenntnis der Fremdsprache entfalte, müßte er es doch folgerichtig aus allen solchen Schriften streng verbannen, die sich auch an Nichtkenner wenden.[20]) Auf Widerlegung der beiden angeblichen Vorzüge brauchen wir uns nicht einzulassen.[21]) Überzeugen wird er keinen Leser."

[17]) Ich habe die moderne Sprachbewegung prinzipiell als berechtigt (als „allgemein vernünftig") anerkannt. Aus dieser Anerkenntnis heraus habe ich auch in meiner Polemik mit keiner Silbe die „Wortführer", d. h. also den deutschen Sprachverein und seinen Kreis genannt, geschweige denn verdächtigt. Wenn man diese Höflichkeit als Unkenntnis ausmünzt, nenne ich das eine unredliche Argumentation. (Genannt habe ich nur an anderer Stelle Ed. Engel. Wie er zum deutschen Sprachverein steht, weiß ich nicht. Es tut auch nichts zur Sache, da ich ihn nicht in diesem Zusammenhang aufführte, sondern auf einen konkreten Artikel von ihm einging. Daß dieser Artikel zuerst die Polemik ins Persönliche zog, erwähne ich nebenbei.) Richtig ist, daß ich eine Fremdwörterhetze „allgemein im deutschen Schrifttum" behauptet habe, die das von oben ausgegebene Programm in fanatischer Konsequenz ausschlachte. Aus der ganzen Fassung meiner Einleitung geht deutlich hervor, daß erst dieser Übergang in die populäre Agitation der Tagesliteratur das Vernünftige des Programms ad absurdum führe. Richtig ist, daß ich für das Treiben dieser kleinen Handlanger des großen Gedankens den Haß des Ignoranten verantwortlich machte, der theoretisch kein Gewicht habe. Nun trifft es sich lustig oder traurig, je nach dem, daß als „Wortführer" ja gerade diese breite Masse der Schreier gelten kann. Ich bin es müde, dieses Spiel mit halben Worten nach Gebühr zu charakterisieren.

[18]) Diese „Andeutungen" sind Zitate von Vilmar und Schiller, an deren Adresse ich also auch den Tadel des Kritikus mit Verlaub weitergebe.

[19]) Das stimmt zunächst wieder nicht ganz. Die Stelle, an der ich die intime Sprachkenntnis als Voraussetzung bezeichnete, und die den Herrn Kritikus so merkwürdig nachhaltig beschäftigt, besagte nur, daß zur Auslösung der schlagkräftigen Formwirkung des Fremdwortes seine buchstäbliche Bedeutung bekannt sein muß. Versagt diese Formwirkung bei einem unkundigen Leser, so ist damit kein Wesensinteresse der Wissenschaft verletzt, das immer auf den Inhalt geht.

[20]) Wieder ist Kritikus so viel „folgerichtiger" als ich. Ich habe zwar bekanntlich „für das Wirkliche gar keinen Blick", aber mir kommt es immer noch so vor, als ob die wissenschaftliche Literatur, für die ich das Fremdwort in Anspruch nahm, sich an Kenner desselben wendet (sofern sie überhaupt aus ihrer theoretischen Subjektivität heraus diesen praktischen Schritt tut und sich, an irgend jemand „wendet"). Besteht also eine Übereinstimmung „in einer Hinsicht" zwischen den „Wortführern" und mir, so scheinen umgekehrt „die Forderungen dieser Männer meinen Ansichten recht zu geben". Was sehr erfreulich wäre, und beizeiten erkannt, mir viel Arbeit erspart hätte. Daß sich anderseits Nichtkenner an die wissenschaftliche Literatur wenden, kommt vor und ist löblich. Daß diese dann an dem Fremdwort, außer der Unwirksamkeit seines formalen Wertes, auch inhaltliche Schwierigkeiten haben, mag für sie bedauerlich sein. Die Wissenschaft hat sich darum nicht zu kümmern. Prinzipiell maßgebend für ihre Sprache ist nach dem von mir gegebenen theoretischen Fundament nicht einmal die bloß abgeleitete, praktische Forderung der Verständlichkeit für „Kenner", sondern allein die subjektive Verantwortung des Autors. Daß er innerhalb dieser an die wissenschaftliche Sprache seiner Zeit und diese wieder an die Tradition einer historischen Entwicklung objektiv gebunden ist, macht eine Wissenschaft praktisch möglich.

[21]) Auf die groteske Eleganz dieser Schlußwendung ist schon hingewiesen worden (Nr. 10). Einen Sinn erhält sie, und einen lustigen dazu, wenn man den Ton auf „wir" legt: „wir unter uns." Da erfährt auch der prophetische Schlußsatz, bei dem nur der aufgehobene Zeigefinger etwas störend sichtbar wird, seine natürliche Auslegung: „Unsere Leser werden sich doch davon nicht überzeugen lassen." Sie werden doch nicht? Das will ich meinen. Nur „ein Werdender wird immer dankbar sein." Wer seine Überzeugung weg hat, wie der Mann seine Frau, der läßt sich nicht überzeugen,

so wenig wie dieser Mann für andere Frauen etwas übrig hat. Er wird doch nicht?

Ernsthaft könnte ich aber wieder fragen: Zugegeben, mein Artikel „wird" keinen Leser überzeugen, was beweist das? Der Erfolg ist ein Argument für Kinder.

Es ist zwar ein Schönheitsfehler, von einer Selbstverständlichkeit Worte zu machen. Dennoch will ich die nationale Seite der Fremdwörterfrage, wie ich sie sehe, an dieser Stelle kurz und deutsch zum Ausdruck bringen. Ich schulde die Erklärung, nachdem ich erst mit kaltschnauziger Verständigkeit und nun mit unheiliger Heiterkeit eine Sache abgehandelt habe, von der ich weiß, daß ihr viele meiner Leser, und nicht die schlechtesten, mit innerster Teilnahme gegenüberstehen.

Meinen Patriotismus lasse ich nicht zur Diskussion stellen, bloß weil andere Patrioten ihr eigenes Quentchen nicht anders lebendig erhalten können, als daß es ihnen von Zeit zu Zeit in die Feder rutscht. Aber das betone ich nachdrücklich: Schönheit und Reichtum der deutschen Sprache liegt mir so gut am Herzen wie sonst einem Welcher Deutsche könnte sich diesem Gefühl entziehen, der nur den geringsten Blick für literarische Werte hat! Aber ich glaube, meine Liebe zu ihr nur zu vertiefen, wenn ich mich nebenbei bemühe, sie zu verstehen. Und da sehe ich nun, daß sie kein Blümchen Wunderhold ist, über Nacht und ungezeugt aus dem Nichts geschossen, in unnahbarer Herrlichkeit. Gerade ihr Gewachsensein, ihre tausendfache Verschlingung mit dem Nährboden der Geschichte gab ihr das Feuer der Farben und den einzigen Duft. Wer zählt die Anregungen von außen, die an der Bildung unserer Sprache gearbeitet haben, wer die Wirkungen, die sie selbst dankbar weiterstrahlte im lebenfördernden Spiel eines ewig bewegten Gebens und Nehmens? Dieser freien Entwicklung will ich ihre Bahn lassen, zum Wohle der deutschen Sprache. In voller Überzeugung, daß man ihren unvergleichlichen Reichtum untergräbt, wehre ich den vorwitzigen Händen, die ihre Wurzeln abschneiden wollen, um ihre eingebildete Nationalität zu retten.

Die Anwendung macht das Wort. Darum ist seine wahre Nationalität der Geist des Redenden. Indem ich ein Wort, das buchstäblich aus einem fremden Volk hervorgegangen sein mag, in den Sinn meiner deutschen Gedanken spanne, schmelze ich es ein in das lebendige Sprachgut meines Volkes. Der Fremdling erwirbt Heimatrecht, der sich der Zucht seiner Wirte unterwirft, und mit stillem Segen vergilt er die Gastfreundschaft hundertfach. Wer wagt es, heute die Emigranten als lästige Ausländer zu schmähen? Nicht der schädigt die deutsche Sprache, der sie durch immer neue Einstellung auf fremde Gedankenkreise und Kulturwerte zur Entfaltung ihrer letzten Schmiegsamkeit antreibt. Der aber tut es wider Willen, der sich abmüht, ihre wilde Schoßkraft im Nonnenkloster einer puritanischen Erziehung zu verkümmern.

Hebbel und Heine

Von Klara Hofer in Berlin

Es ist 1844 und Juni. In seinem Zimmer in der Rue de Mulhouse Nr. 13 im Faubourg Poissonnière steht Hebbel am Fenster. Es ist Morgen, noch liegt ein Nebel über dem Häusermeer von Paris, das er unter sich erblickt: aber die Sonne kämpft schon mächtig und wird bald den Nebel verzehren, wie er jetzt noch ihre Strahlen verzehrt und dadurch blau wird, indes er anfangs grau war. Je länger er hier lebt, desto lieber wird ihm die Stadt. Hier trennte er sich mehr und mehr von seiner finsteren Vergangenheit los, hier lernte er den hohen und einzigen Wert des Lebens kennen, und die Kraft des Menschen und seine Ziele, aus dem geliehenen Leben heraus zu holen, was als seine Aufgabe darin sitzt, wie in der Knospe — von Anbeginn dunkel empfunden — wurden hier klar in ihm.

Er hält einen Brief in der Hand, von Elise Lensing, die ihn durch ihre Liebe und Aufopferung in seiner schrecklichsten Zeit am Leben erhielt. Ihr verdankt er sein Leben, ist er ihr dafür sein Leben schuldig? — Elise ist eine zu rein und selbstlos empfindende Seele, um mit der Brutalität roher Naturen ihre Rechte zu behaupten, und sie hat Rechte. Wie ist das nur gekommen, was ihn an sie bindet wie mit Ketten? — Er fühlt sich gebunden; er hat ihr gesagt: nur sie wird seine Frau. Es war ihm Ernst damit; er hat es gesagt nicht einmal, sondern vielmal, in Wort und Schrift; er hat es gesagt aus der inneren Ehrfurcht heraus, die er vor ihr empfand, aus der Gewißheit heraus, eine adligere Natur könne er nicht finden im Leben.

Nun haben die Jahre der Unsicherheit, des Mit-leidens und Selbst-leidens sie zermürbt, ihre Kraft ist gebrochen. Fehlschlag auf Fehlschlag ist gekommen, ein Unglück hinter dem andern, nun ist ihre Seele müde geworden. Gott hat es nicht gewollt. Man muß den großen Gedanken entsagen, vielleicht läßt sich noch ein Menschenglück zimmern aus zerbrochenen Planken. Da kommt ihr wie vom Himmel der Antrag des Verlegers Campe, Herr Dr. Hebbel möchte die Redaktion des Telegraphen für Deutschland übernehmen, des großen Blattes, das in Hamburg erscheint, das bis jetzt Karl Gutzkow geleitet hat. Das ist ein Glück für sie, wie von Gott selbst gesandt. —

Hebbel blickt über die Dächer, die Sonne liegt schon juliwarm darüber und faßt sie in bleiches Gold. Muß er den Antrag annehmen? — Für seine Berufung

ist dies der Ruin, seine Berufung ist auf einem anderen Gebiet. Noch glaubt er an seine Berufung, der Nation ein aufrüttelnder, gewissenschärfender Wegweiser zu werden.

Da kommt er sich vor wie ein Soldat, der um der Tränen einer Frau willen wegbleibt von der Fahne und vom Kampf, wenn er diesen Antrag annimmt, der seine Kräfte für seine eigentlichen Ziele brach legt. . . .

Vielleicht Schimäre. Vielleicht liegt seine Pflicht jetzt im Menschlichen, Elisen ihre Leiden und Sorgen zu vergelten, sich eine Existenz zu schaffen, die glänzend sein kann. . . .

Er braucht einen Rat. Nicht von klugen, wohlmeinenden, achtungswürdigen Alltagsmenschen. Die würden ihn nicht verstehen. Eine kongeniale Natur. . . .

Einen einzigen solchen Menschen kennt er in Paris: das ist Heine. Er macht sich fertig, er will zu Heine gehen.

Draußen brennt das Pflaster; es wird ein heißer Tag. Er steigt die vier Treppen des eleganten Hauses in der Rue Richelieu hinan. Die femme de chambre öffnet.

„Monsieur est chez lui."

Heine hat seinen guten Tag; er ist nicht mehr so schön wie auf Oppenheims Bild mit dem sinnenden Ausdruck; er ist etwas angerundet und sieht jüdischer aus als früher; seine scharfen, mokanten Augen haben etwas Zutrauenerweckendes. Nebenan lärmt Frau Mathilde mit den Nachbarskindern, die sie sich zum Zeitvertreib holen darf. Die Sonne liegt über dem Zimmer, die Jalousien stehen schräg, ein Busch Narzissen ist auf Heines Tisch, der duftet und leuchtet.

Heine lacht, als er Hebbel sieht.

„Heut hab' ich an unseren Nährvater geschrieben in Hamburg. Wenn er das liest, stößt er sich den Schädel ein, so hoch wird er springen vor Wut. Ich habe jetzt einmal Bedingungen gemacht. . . ."

Schon wieder das leidige Thema. Aber das erleichtert die Anknüpfung.

„Sie wissen, daß Gutzkow weg ist von Campe, Herr Heine . . ."

Heine macht pantomimisch die Bewegung des Ausspeiens.

„Nichts von diesem Schuft. Das ist der Schufterle aus den Räubern . . ."

Hebbel lächelt:

„Laube ist viel schlechter als Charakter. Und Laube ist lieb Kind bei Ihnen . . ."

Heine betrachtet die Spitzen seiner Schuhe.

„Laube hat mir nichts im Geschäft verdorben. Wer mir mein Geschäft verdirbt, der ist mein Feind. — Mag er sonst sein, wie er will. Laß ihn doch leben, wollen wir doch auch leben. — Was ist's mit dem Telegraphen?" —

„Was meinen Sie, soll ich hingehen für den Fall, daß —" sagt Hebbel langsam und vorsichtig.

Heine wird Feuer und Flamme.

„Sie müssen allerdings herabsteigen, aber der Erfolg wird ein großer für Sie!“ Seine grauen Augen funkeln rachsüchtig: „Und für Gutzkow auch, im andern Sinn! Da kriegen Sie den Kerl schon in die Hand.... Sie erobern die Theater...“

„Und woher immer neue Stücke?“ —

Heine hebt die Hände, schöne, weiße, lange Hände.

„Gott der Gerechte! Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Greifen Sie zu, greifen Sie zu!“ —

Hebbel blickt durch die Jalousiestäbe auf die funkelnden Dächer.

„Ich habe nicht das Zeug zum Tagesschriftsteller. Ich gehe auf anderes...“

Der andere betrachtet ihn mit weit offenen Augen.

„Aber Sie machen Geschäfte...“

Hebbels Blick kehrt zurück.

„Was hat die Kunst mit Geschäft zu tun? — Sie sagten eben: Wer mir mein Geschäft verdirbt, der ist mein Feind. Ich sage: Wer die Kunst schändet, der ist mein Feind.“

Heine verzieht die Lippen.

„Tatata, lieber Herr Doktor. Sie wollen doch wohl leben —“

Hebbel sieht ihn starr an:

„Von der Kunst leben sollen, ist Unglück; von ihr leben wollen, Verbrechen. Vom Heiligen soll man nicht leben.“

Heine schürzt den mokanten Mund.

„Mein Freund! Keiner hat besser gelebt, als Priester und Auguren. Wer beim Opfertisch verhungert, verdient es nicht besser...“

Plötzlich kommt Interesse in seinen Blick, er kneift die Augen zusammen und lehnt den Kopf zurück.

Er sieht in der funkelnden Halbdämmerung den langen blonden Menschen ihm gegenüber wie durch einen Schleier.

Die Einzelheiten verschwinden; was bleibt, ist das blaue Auge, lodernd und hart zugleich, der kühne Umriß der knochigen Gestalt, der harte helle Fanfarenton der Stimme, in der Bereitschaft ist zum Kampf, eine tapfere Härte. — Heines Pupillen werden kleiner, verengen sich, werden wie die eines Katzenauges — konzentriert, ganz Spannung und Entschluß. — Jetzt sitzt sein scharfer Geist vor der verschlossenen Pforte der Dinge, horcht hell und scharf auf jeden Ton von drinnen, — sein ganzes Gesicht ist angespannt. Er läßt die Hand sinken, sein Gesicht scheint auseinander zu fließen, seine Augen werden wieder träumerisch. Um seinen Mund zuckt ein Lächeln der Befriedigung: er hat es.

Seine Stimme hat den süßen umflorten Klang seiner Lieder, als er sagt:

„Sie sind ein Fossil der Vorzeit, mein Freund; Sie sterben für das, was Sie glauben. Das werden wir nicht mehr haben auf dem Gebiet der Kunst. Der vorletzte war Schiller —“ Heines Stimme wird leise und ehrfürchtig —,

„die großmütige Flamme, die mit Aufopferung loderte — vielleicht schon mehr für die Freiheit als für die Kunst ... Jetzt kommen die Märtyrer der Freiheit: Sie sind der letzte große Dichter."

Hebbel springt auf: „Da sei Gott vor, daß ich das sei."

Heine nickt nachdrücklich mit dem Kopf. „Glauben Sie mir. Wir werden keine großen Dichter mehr haben — wir bekommen nur noch große Schriftsteller.

Wohin Sie führen, weiß ich nicht. Aber in die Ebene, scheint mir, nicht. Sie führen nach Norden, in eine klare, kalte, schneidende Luft, in überlebensgroße Erhabenheiten und Einsamkeiten; Sie greifen das Ewige aus dem Zeitlichen. — Ihr Blick ist sicher, Sie klettern gut, Ihnen wird so leicht kein Grat zu schroff sein und zu steil" — sein Ton schlägt plötzlich um, wird leicht und ironisch — „Ich fürchte nur, wer Ihnen da nachklettert, dem nimmt die dünne Luft den Verstand, der versteigt sich wie der gute Kaiser Max, von dem uns der brave und biderbe Graf im schönen Wien erzählt — haben Sie 's gelesen? Sehr wacker. —

Sie sind kein Mann für dies Geschlecht, das weiche Kleider trägt, nach der Könige Häusern schielt —

Sie sind aus der Heldenzeit, als das Leben noch hart und zweckmäßig war, als man noch die Wahrheit ertrug —

Vielleicht ist Ihr Geist ein Bergwerk, bestimmt, ausgeplündert zu werden von Epigonen. — — — —

Ich bin Skeptiker, ich glaube nicht mehr. Die Welt ist greisenhaft geworden. Man wird Ihnen nicht Dank wissen für Ihr strenges Licht: mundus vult decipi, lassen Sie dem Pack seine Lebenslüge.

Vielleicht sind Sie das Werkzeug, das durch seine Härte den Funken schlägt aus diesem tauben Gestein, vielleicht —"

Er bricht plötzlich ab.

Aber bilden Sie sich nicht ein, daß ...

Sie haben ebenso das Zeug zum großen, massenbewegenden Zeitschriftsteller und" — er streift mit dem Blick Hebbels dürftige Kleidung — „es gibt etwas, das nennt man vernünftige Anpassung an die Bedürfnisse des Daseins —"

Hebbel blickt in eine Ferne: alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit — darüber das andere, schemenhaft, in Wolken, deß Wesen nicht von dieser Welt ist, das des Zukünftigen wartet ...

Er vergißt, was um ihn ist, seine Fäuste krampfen sich zusammen: Siebenfach Verhüllte, Furchtbare! Wahrheit, die du nur dem tapfersten Freier das Antlitz schleierlos zeigst — du hast mich gerufen, ich habe mit dir gerungen — du siegtest: nimm mich auf Tod und Leben. —

Sein Blick kehrt zurück, er heftet das große, ernste Auge auf Heine.

„Das kann ich nicht. Was ich von mir gebe, ist Entleerung von Weltenstoff in mir; ich, das Einzelwesen, kann zugrunde gehen; nicht das, dessen Leben ich weiter reiche."

* * *

Heine lächelt: „Bon. Es muß auch solche Käuze geben ... nichts für mich. Die Märtyrerpose steht mir nicht.“

Seine Augen sehen auf einmal groß in die scheidende Sonne. Ist ein Ahnen über ihm, wie ihm die Märtyrerpose stehen wird, in der ‚Matratzengruft‘; lahm, halb blind, irrsinnig vor Schmerzen, mit Augen, die vor Schlaflosigkeit brennen, was das sein wird, was er da dem Tode abringen wird, zwischen Abgründen? Was seine Seele im Angesicht des Letzten glatt machen wird wie ‚einen Spiegel‘? — Das, was den Zeitschriftsteller befriedigt, wahrlich nicht. — Und eine Erinnerung steigt in ihm auf an seine eigenen Worte, wie wohl der, ‚der selbst sein Leben hingibt für die Idee, in einem Augenblick mehr und glücklicher lebt, als der Sattgewordene in einem langen, egoistisch-behaglichen Leben ...‘

Wie zur Antwort sagt Hebbel dazwischen:

„Wenn Sie es auch jetzt abschwören, Herr Heine, — eine Kraft wie Sie kehrt doch wieder zurück zu dem, von dem sie ausgegangen ist — wenn nicht früher, dann später —“

Heine sieht noch immer in die Sonne:

„Später, wohl später —“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter im Vaterland,
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit neuen Genossen, es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her —
Wie fern die Heimat, mein Herz wie schwer!

Und das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es peitscht der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Mein Herz wie schwer! Die Heimat wie fern!

Briefe aus Trebeldorf

Von Karl Krickeberg

(Schluß)

Trebeldorf, den 17. Februar 19 . .

Lieber Cunz,

warum Du Dich in der Zwischenzeit mit ein paar Postkarten hast begnügen müssen?

Sattle einmal Deine Phantasie und stelle Dir mich als Dichter, Regisseur und Schauspieler in einer Person vor.

Wir haben „das Mädchen in der Mausefalle" aufgeführt, eine Komödie, die ich vor mehreren Jahren als Student zum Stiftungsfest unseres akademischen Gesangvereins verbrochen habe; vielleicht das wundervollste Werk, das je dem Hirn eines dichtenden Menschen entsprungen ist, eine Burleske reinsten Stils, eine Komödie der Irrungen mit verworrenster Handlung, so grob und toll wie möglich erfunden.

Es dreht sich um die Schicksale der Aurora Liederström, einer liebeglühenden Dichterin in den besten Jahren zwischen neunzehn und einundsechzig. Ehemals Gesellschaftsdame im Hause eines Gouverneurs im Südwest, hat sie sich dort einem Nigger vermählt, ist ihm aber nach etlicher Zeit in einem Anfluge von Herzerweiterung davongelaufen, um heimwärts zu dampfen in die väterlichen Gefilde. Hier wirft sie sich, ihre Vergangenheit weise verschleiernd, im Überschwange seliger Gefühle einem verbummelten Zeitungsschreiber an den Hals, mit dem sie der Zufall zusammenführt.

Durch eine Kette listenreicher Erfindungen sucht aber dieses Scheusal mit Hilfe zweier Freunde sich die edle Seele abzuwimmeln. Sie läßt jedoch nicht locker und strengt gegen den Verräter einen Prozeß an, bei welcher Gelegenheit sie nicht unterläßt, auch ihrem Rechtsanwalt eine heißglühende Liebeserklärung zu versetzen. Hier hebt nun ein grandioses Gegenspiel der süßen Fanny an, die bei dem Rechtsanwalt als Mädchen für alles fungiert. Verwirrungen über Verwirrungen. Der Prozeß geht pleite, und als schließlich im Zimmer des Rechtsanwalts die Urteilsverkündigung stattfindet, da kommt der Knalleffekt.

Zwei Rollwagenmänner schleppen eine riesige Kiste mit dunklem Inhalt herein. Der Gouverneur aus Südwest, ein alter Freund des Rechtsanwalts, sendet sie diesem als Geschenk. Höchste Spannung. Man öffnet schnell, und heraus springt — ein Nigger, der mit wildem Geheul die ungebärdigsten Tänze

aufführt. Es ist natürlich der bewußte. Aurora stürzt mit einem Mark und Bein durchdringenden Aufschrei rücklings in die Kiste. Der Nigger erkennt sein treuloses Weib und rast, nachdem sie sich wieder herausgekrabbelt hat, mordwütig mit gezücktem Dolch ein paarmal im Zimmer herum hinter ihr her. Vergebens wirft sie sich dem Rechtsanwalt, dem Zeitungsschreiber und seinen zwei Freunden in die Arme. Mit den unsterblichen Worten:

„Schlagt euch ein Kalbsfell um die schnöden Glieder!
Aurora geht, und nimmer kehrt sie wieder"

verläßt sie das Lokal und rettet sich ins Freie. Vorhang fällt schnell.

Die kurze Skizze natürlich gibt keinerlei entfernte Ahnung von der zwerchfellerschütternden Wirkung der Komödie, die ich in aller Hast durch ein paar Striche und sonstige Änderungen neu aufgebügelt und zurecht frisiert habe für den hiesigen Männerturnverein. Die Aufführung hat vorgestern bei Gelegenheit des diesjährigen Winterfestes mit beispiellosem Erfolge stattgefunden.

Daß ich die Ausgrabung auf Veranlassung eines jüngeren Kollegen vorgenommen habe, ist mir nicht leid. Man muß nicht seinen Humor verkümmern lassen durch die flachen Alltäglichkeiten des Lebens, und ich habe gerade hier das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit mich einmal loszulassen in aller jugendlichen Tollheit. Das gibt hernach wieder um so mehr Ruhe und Stetigkeit.

Viel Arbeit hats gemacht, denn absonderlich geschickt — das kannst Du Dir denken — stellen sich Schlosser- und Tischlergesellen bei ihrem ersten Debüt auf der Bühne nicht an. Der Spaß aber überwog bei weitem alle Mühe.

Die Aurora habe ich selbst gemimt. Wie ich, angetan mit großgeblümtem Kattunkleide und einem altmodischen Umschlagetuch darüber, mit einer riesigen, von einer gewaltigen roten Mohnblume verschönten Haube auf dem schmachtlockigen Haupte, mit Sonnenschirm, Pompadour und Lorgnette im tragischen Theaterschritt die Bretter betrete, da geht ein Raunen durch den Saal: „Der Konrektor." Von Mund zu Mund fliegt es durch die eng zusammengepferchten Reihen, und ein wildes Geklatsche erhebt sich.

Als ich aber gar dem gnittergalligen Schelmufsky — so heißt der dekadente Zeitungsschreiber — meine Lebensgeschichte erzähle, von meinen vier kleinen Geschwistern berichte und fortfahre:

„Dann kam die Mutter mit dem sechsten nieder
Und starb und — ach — genas nicht wieder"

und dazu in ein bibberndes Schluchzen ausbreche, als ich dann im weiteren Verlauf der Szene mit dem Stuhl so nach und nach an den Arglosen heranrücke unter der Beteuerung:

„Mein Herz ist ewig jung geblieben;
O, ich kann unaussprechlich lieben",

und schließlich mit seligem Aufschrei in seine Arme stürze, da ist kein Halten mehr. Minutenlanger, orkanartiger Applaus bei offener Szene, Getrampel, Gewieher, kurz alles, alles, was den Großen und Allergrößten auf den welt-

bedeutenden Brettern des Herzens höchste Wonne ist, das wird mir in überreichem Maße zuteil.

Der Sturz in die Kiste und die zitierten Schlußworte sichern mir den glänzendsten Abgang.

Es war ein Erfolg, wie er einzig dasteht in der Geschichte des Theaters.

So bin ich nun zu dieser Gesellschaft zweiter Garnitur hinabgestiegen und habe in ihr einen herzensfröhlichen Abend verlebt. — Wie in den niederen Schichten überhaupt, so herrscht auch hier im Verkehr zwischen Männern und Frauen ein durchweg derber Ton, und unter den Burschen lassen manche, die schnell über den Durst trinken, sich gehen in breitspuriger Manierenlosigkeit. Aber in all diesem ungezwungenen Wesen steckt Wahrheit, Echtheit und Natürlichkeit; und wer von den Oberen sich nur einmal rechte Mühe gibt, die große Kluft zu überwinden, die befestigt ist zwischen ihm und dem „unteren Volke", wer nur die Lust hat zu lesen in den Seelen dieser einfachen Leute, der findet viel aufrichtige Biederkeit, viel braves Pflichtgefühl, viel Hochherzigkeit, edle Treue und viel hellen Verstand, lauter Eigenschaften, die tausendmal mehr wert sind als alle flüchtig aufgetragene Bildungsschminke. Hier dürfte mancher, dem Zöllner gleich, beschämt an seine Brust schlagen, wenn in ihm der Wille ist zu ehrlicher Erkenntnis.

Hab ich nicht immer noch allerlei Talent zum Plebejer? Laß mirs. Es ist vielleicht mein besseres Teil.

Selbstredend habe ich mich auch in den Tanz mit Eifer gestürzt. Wie ganz anders doch hier alles als neulich im Pipenklub! Ich hatte das Faustsche Gefühl: „Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein." — Oder habe ich nur mit anderen Augen gesehen?

Vater Ewert war auch dort mit Anna; und sie war Ballkönigin. Was haben sich die Tänzer um sie gerissen! Ihrer drei, vier und mehr stürzten regelmäßig auf sie ein, sobald ein neuer Reigen begann. Den ganzen Abend hat sie keine Minute gesessen. — Wie schön sie aber auch war in ihrem schlichten Kleide! Ich habe meine stille Freude dran gehabt.

Ein paarmal habe ich auch mit ihr getanzt, absichtlich nicht zu viel, besonders wegen des Fritze Ahlers. Der hat mich gejammert, als er in der allgemeinen Fröhlichkeit eine ganze Weile hindurch verlassen abseits stand, nachdem ihm Anna einmal einen Korb gegeben hatte. Sie hätte das nicht tun sollen. Ich habs ihr gesagt. Da ist es ihr leid gewesen, und ich habe sie noch zweimal mit ihm walzen sehen.

Wie ich zu diesem Fest gekommen bin? — Durch den Präparandenanstaltsvorsteher. Er ist der Ehrenvorsitzende des Vereins und hatte Frau und Tochter mitgebracht. — Immer mehr gewinne ich diese Leute lieb. Sie sind wohl aus der kleinen Honoratiorenschicht die einzigen, die es nicht unter ihrer Würde halten, sich unter das Volk zu mischen und mit ihm vergnügt zu sein.

Mit ihnen mache ich auch seit einiger Zeit meinen regelmäßigen Sonntagsnachmittagsspaziergang. Gewöhnlich ist noch einer der jüngeren Lehrer dabei

oder der kleine Apotheker. Zum Schlusse landen wir dann in der Gaststube bei Pegelow, wo das Turnerfest stattgefunden hat, trinken bescheiden unser Töpfchen Bier und — knobeln.

Du lächelst? In der Tat ein mehr als harmloses Vergnügen! Es entwickelt sich aber dabei — auch die Damen machen natürlich mit — jedesmal eine urbehagliche Stimmung, in der wir dann allerhand lustige Reime schmieden und guten Freunden und Verwandten in poetischem Gewande unsere „Knobelgrüße" zusenden. Immer und immer wieder werden die Verse vorgelesen, und wir berauschen uns an ihnen. — Wenn die Empfänger nur halbwegs soviele Freude an den Dingern haben wie wir selber, so dürfen wir zufrieden sein. Wer weiß, ob Du nicht auch demnächst mit einer Knobelkarte gesegnet wirst.

Allerherzlichsten Gruß!

Edward.

Trebeldorf, den 24. Februar 19 . .

Lieber Cunz, Dein Brief ist zur rechten Zeit gekommen. Das ist der alte, echte Ton des sonnigen Menschen, den ich immer an Dir geliebt habe. Gerade heute bedarf ich eines so erquickenden Zuspruchs. Es ist, als hättest Du eine Ahnung gehabt von dem, was inzwischen geschehen ist.

Nicht genug, daß man vom Schicksal überhaupt an dies Nifflheim gekettet ist, auch jede kleine Freude noch muß einem vergällt werden.

Daß ich im Turnverein fröhlich gewesen bin mit den Fröhlichen, daß ich mich auf die Bretter gestellt und das Publikum belustigt habe, das ist nun der neueste Frevel.

O, ich Tor, ich blinder Tor! — Warum habe ich das nicht vorausgesehen! — Alles andere sollte mir ja noch gleichgültig sein, daß ich aber dafür einen offiziellen Rüffel einstecken muß, ist zuviel.

Nun sogar der Rektor. Mit Amtsmiene schreitet er heute Vormittag auf mich zu und spricht: „Lieber Kollege, Sie haben auf öffentlicher Bühne Komödie gespielt."

„Allerdings, vor einer Woche, und zwar mit vielem Vergnügen," erwidere ich ein wenig gereizt, da mir diese Tonart an dem Rektor völlig überraschend ist.

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß das Anstoß erregt hat," versetzt er.

„In wiefern?", frage ich. „Wir waren überdies eine geschlossene Gesellschaft."

„Die aber zu ihrem Fest Einlaßkarten verkauft hatte," entgegnet er. „Ein großer Teil Ihres Publikums hat aus Vätern und Müttern unserer Schüler, sogar aus Schülern selbst bestanden."

„Und alle haben sich köstlich amüsiert."

„Das ist ja gerade das Schlimme," meint er. „Der Lehrer ist kein Spaßmacher. Er soll sich der Würde seines Amtes bewußt sein; zumal der Konrektor soll es."

Schon lag es mir auf der Zunge zu fragen, ob denn wohl alle Rektoren in ständigem Bewußtsein ihrer Würde über den Erdball schritten und wie das mit der Fahrt im Kälberwagen gewesen sei, aber ich verbiß mirs und erlaubte mir nur die Gegenbemerkung, daß ich taktlos genug sei, in meinem Komödienspiel nichts Würdeloses erblicken zu können.

„Geschmackssache," meinte er. „Jedenfalls hat sich ein Lehrer mit ganzer Kraft einzig seinem Amte zu widmen."

„Und wann hätte ich im Amte auch nur einen Augenblick meine Pflicht verletzt?" frage ich. „Ich glaube nicht, Herr Rektor, daß ein Recht besteht, nach dem mir Privatvergnügungen so harmloser Art verboten werden könnten. Sollte es trotzdem geschehen, so würde mit dem Mittel ein besserer Lehrer aus mir nicht gezüchtet werden, wohl aber ein freudloser, mürrischer, verdrossener. Ich habe nicht Lust, in diesem Nest zum Staubküster zu verschrumpfen."

„Sie hätten unserem würdigen alten Pastor neulich die Vertretung im Kaffee nicht abschlagen sollen."

„Aha," antwortete ich, „von daher kommt die Brise. Sie sprechen in höherem Auftrage. Deshalb also auch die auffallend vielen Inspektionen meines Unterrichtes in den letzten Tagen."

Nun kommt er ganz aus dem Häuschen, während in mir allmählich die volle Ruhe Oberhand gewinnt. Er verbittet sich derartige „Insinuationen", worauf ich erkläre, daß ich mir von der Fortsetzung der Verhandlungen in dieser Form keinen Erfolg verspreche.

Was weiter wird, weiß ich nicht. Ich darf es in Ruhe abwarten. — Von dem Rektor hätte ich eine solche Engbrüstigkeit nicht erwartet.

Am besten wäre es nun, ich ginge. Laß mich ruhig ein halbes Jahr auf dem Trocknen sitzen. Ich komme schon durch, bis ich eine Stelle wieder habe. Gottlob bin ich darauf überhaupt nicht angewiesen.

Was meinst Du? Am liebsten würfe ich ihnen den Kram gleich vor die Füße. Doch schon höre ich Deine besonnene Mahnung: „Nicht gleich wieder so hitzig, alter Junge." — Nun ja, bis zum Herbst muß ich wohl aushalten, aber die Kündigung könnte ich jedenfalls gleich aussprechen.

Wenn nur Anna nicht wäre! Sie und ihr Bruder sind in der Tat die einzigen Wesen, die mich hier fesseln. — Ja, mein lieber Cunz, laß es mich endlich offen aussprechen, was Du ja doch lange herausgefühlt hast: ich liebe dieses Mädchen. Aber ich liebe sie nicht mit der begehrenden Glut des Jünglings, sondern mit der ruhigen Klarheit des gereifteren Mannes. Merkwürdig, sie erscheint mir immer als ein Kind trotz ihrer vollen Jungfräulichkeit. Das ist wohl daher, weil ich sie unterrichte. — — Nein, nein, Cunz, sage was Du willst; es ist so.

Ich fühle die Pflicht, die Aufgabe, die ich gegen sie übernommen habe, nun auch bis zum Ende hinauszuführen.

Wenn Du wüßtest, welch eine Freude das ist mit dem Mädchen. Was bin ich selber diesem hellem Verstande und diesem reinen Gemüt gegenüber!

Welche glänzenden Fortschritte trotz aller möglichen häuslichen Arbeit! — Ich gebe ihr aus meiner Bibliothek die verschiedensten Bücher mit nach Hause, und es ist geradeaus ein Wunder, mit welch durchdringender Klarheit und welch warmer Seele sie jedesmal nachher über alles zu fragen und zu sprechen weiß.

Nun rate mir, lieber Cunz. Soll ich abwarten oder sofort kündigen? Lange ist meines Bleibens hier nicht mehr. Das fühle ich wohl.

Heut Abend war übrigens ein interessanter Reisender drüben im Hotel, ein gebildeter, weit herumgekommener Mann. Er kennt viele große und kleine Städte des In- und Auslandes, aber so eine wie Trebeldorf, sagt er, ist ihm noch nicht vorgekommen. Sie ist keineswegs der Typus der Kleinstadt, sondern in jeder Hinsicht abnorm.

Gruß

Edward.

Trebeldorf, den 6. März 19 . .

Lieber Cunz,

was habe ich nur verbrochen, daß alle Geister der Hölle auf mich losgelassen sind?

Augenblicklich haben meine Kopfschmerzen etwas nachgelassen, und ich will versuchen in kurzem Zusammenhange deutlich zu sein.

Als ich vor neun Tagen abends etwas nach zehn Uhr im Dunkeln von meiner Schachpartie beim Präparandenvorsteher nach Hause zurückkehre, geht plötzlich neben mir in etwa gleichem Schritt ein Mensch, dessen ich nicht weiter achte. Ich bin an der Haustür und will aufschließen, da fühle ich meinen Hut heruntergerissen und in demselben Augenblick einen harten, schweren Schlag wie mit einem Stück Eisen über meinen Hinterkopf. Ich habe noch soviel Kraft mich schnell umzuwenden und auf den Angreifer zu stürzen. Der taumelt rücklings zu Boden; aber schon fühle ich das warme Blut mir in den Nacken hinabrinnen, und mir wird eigentümlich übel. Ich schreie nach der Polizei. Der Bursche, auf dem ich kniee, entwindet sich mir und entkommt. — Was weiter gewesen ist, weiß ich nicht.

Drei Tage danach erwache ich in meinem Bett mit verbundenem Kopf. Mir ist, als habe ich schwere, quälende Träume gehabt.

Bald kommt Doktor Henschel und erzählt, daß ich um Haaresbreite am Tode vorbeigegangen bin. — Den Burschen, der mich meuchlings überfallen hat, haben sie gefaßt, weil er im Hinstürzen den rechten Fuß verstaucht hat. Es ist — Fritze Ahlers. Er will nicht gestehen, was ihn zu dem Attentat getrieben hat. — Der Mensch muß mich furchtbar hassen. Gut, daß ihn Anna von sich gewiesen hat. In dem steckt eine brutale Seele. —

Seit vier Tagen kann ich wieder im Zimmer umherwandern, und übermorgen denke ich den Dienst wieder aufzunehmen.

Anna hat sich immer getreulich nach mir erkundigt. Gestern ist sie eine Stunde hier gewesen und heute auch mit Paul. Sie war ganz aufgelöst, daß

ich das um sie habe leiden müssen. Kaum das ich sie beruhigen konnte, das gute Kind.

Nun schmerzt es wieder. Ich muß aufhören.

Dein Edward.

P. S. Ja, Du hast recht. Ich war zu hitzig dem Rektor gegenüber. Ich komme schon wieder zusammen mit ihm. Es ist ihm ja selbst leid. — War ein fremder Tropfen in seinem Blut. — Ich soll bleiben? — Wenn man nur sonst hier leben könnte! Aber ich mag nicht mehr.

E.

Trebeldorf, den 23. März 19 . .

Lieber Cunz,

es ist aus. Ich gehe. In zwei Wochen schon bin ich nicht mehr in Trebeldorf. Ich habe an den Magistrat ein Gesuch um meine sofortige Entlassung zu Ostern gerichtet. Man versprach mir die Erfüllung meiner Bitte, falls in der Kürze der Zeit ein geeigneter Nachfolger sich fände. Der ist nun gefunden, und gestern habe ich die amtliche Benachrichtigung erhalten, daß ich auf meinen Wunsch zum ersten April aus dem Dienste hiesiger Stadt entlassen bin.

Über die Gründe hast Du aus meinen spärlichen Postkarten keine Klarheit gewinnen können. Ich wollte erst Gewißheit haben. Nun will ich Dir alles erzählen.

Die kleine Reiberei von neulich mit dem Rektor ist es nicht, die mich forttreibt. Wir haben uns noch einmal in aller Ruhe über die Sache ausgesprochen und sind jetzt gegeneinander die alten.

Desto fleißigere Maulwurfsarbeit ist aber von anderer Seite getan worden, um den Boden unter meinen Füßen zu höhlen.

Daß Du doch recht behalten hast, mein guter Cunz!

Welch eine Affäre ist aus Annas täglichem Kommen zu mir entstanden! — In grimmiger Wut habe ich die Fäuste geballt und die Lippen blutig gebissen; und in welcher Verfassung möchte ich heute noch sein, wenn nicht alles zu so wunderbarem Ende ausgegangen wäre.

In ganz Trebeldorf haben sie die Köpfe zusammengesteckt und über mich ihr Lästergericht gehalten. Den schwärzesten Pinsel haben sie genommen und sind damit über meine Ehre und Annas reinen Namen hergefallen. Den Anstoß dazu hat die Geschichte mit dem Fritze Ahlers gegeben. Das haben sie mir gegönnt.

Das sei ein sauberer Herr, der Konrektor, haben sie gesagt, ein hochmütiger, gottvergessener Mensch, der die Kirche verachte, den heiligen Kaffee verhöhne, statt dessen aber auf den Turnerball laufe und sich zum Hanswurst mache. — Aus den ersten Kreisen der Stadt habe er sich zurückziehen müssen, nachdem er in frechster Weise die Damen aufgezogen habe. Dann sei er in die Hintergasse geschlichen, um die Anna Ewert zu besuchen. Er habe ein Verhältnis mit der Dirne und schäme sich nicht, sie offen jeden Tag in seine

Wohnung kommen zu lassen. Das sei die Richtige. Es sei einfach ein empörender Skandal. Zu guter Letzt habe der wackere Konrektor sich gar noch nach Knechtsmanier mit dem Fritze Ahlers um das Frauenzimmer geprügelt. — Und so einer wolle nun Lehrer sein! — —

So ist es umgegangen hinter meinem Rücken tagelang. Die meisten von denen, mit welchen ich sonst wohl ein freundliches Wort tauschte oder einen höflichen Gruß, sind mir scheu aus dem Wege gegangen oder haben zur Seite gesehen. Als selbst der würdige Präparandenvorsteher sein Wesen gegen mich zu verändern begann, da gingen mir die Augen auf, und ich merkte, daß irgend etwas ganz Tolles im Werke sein müsse.

Da habe ich ihn gefragt und gebeten um die ganze Wahrheit, und er hat mir alles enthüllt. Das rechne ich ihm hoch an. Trotzdem mag es leicht sein, daß noch schlimmere Verleumdungen in die Welt gesetzt sind, die er aus vornehmer Rücksicht verschwiegen hat.

All meine Mannhaftigkeit habe ich ihm gegenüber zusammengenommen. Als ich dann aber auf mein Zimmer kam und mich ganz allein wußte mit mir selbst, da wars vorbei mit meiner Fassung. Ich habe geweint wie ein Kind. Du darfst es wissen, mein Cunz. Also auch das reinste, schönste, unschuldigste Verhältnis, das der Mann zum Weibe haben kann, auch das besudelt und mit Kot beworfen!

Das waren böse, böse Tage.

Was sollte nun weiter werden, und wie sollte ich Anna gegenübertreten? Sie sah mich so groß und angstvoll an, als sie das erstemal nach diesen Enthüllungen bei mir war; und am Tage darauf wagte sie die Frage, die kommen mußte. Ich wollte nichts sagen, aber sie sah mirs wohl an, daß etwas Schweres mich bedrücke und wurde dringender. Was sollte ich tun? —

Ohne Überlegung sagte ich ihr schließlich alles, so wie mir ums Herz war.

Ich sehe sie noch vor mir. Da sitzt sie am Tisch und starrt aus dem blutleeren Gesicht mit großen Augen wie abwesend in das vor ihr aufgeschlagene Buch. Um ihre Mundwinkel zuckt es; sie sucht die aufquellenden Tränen zurückzuhalten; aber durch ihren ganzen Körper geht ein Beben. Lange schweigen wir beide. Dann klappt sie das Buch zu, erhebt sich langsam und reicht mir die Hand.

„Das ist schlecht von den Menschen," sagt sie fast tonlos. „Nun muß ich fort und darf nie wiederkommen."

„Ja, liebe Anna," antworte ich, „es muß wohl so sein. Retten Sie von Ihrem guten Namen, was noch zu retten ist."

Da sieht sie mich an in Wehmut und Mitleid: „Was liegt an mir? Aber um Sie muß ich fortbleiben."

„Was?" sage ich, „Anna! Um meinetwillen wollten Sie aufgeben, was wir so schön und erfolgreich begonnen haben? Um mich wollen Sie verzichten auf die Zukunft, an der wir gebaut haben mit stiller Freude in diesen heimlichen Stunden?"

Sie nickt nur schmerzlich bewegt.

Da plötzlich, wie ich das seelenstarke Mädchen so vor mir sehe in ihrer Güte und Selbstlosigkeit, da durchfährt es mich, welch ein erbärmlicher Mensch ich bin, wenn ich sie von mir lasse um eines jämmerlichen Klatsches willen. Jetzt fühle ich zum erstenmal, was ich mir nie habe gestehen wollen, daß meine Liebe zu ihr doch eine ganz andere ist, als ich überhaupt gewußt habe.

Ich reiße sie in meine Arme und sage: „Nein, Anna, liebes Kind. Du gehst nicht von mir, niemals! Wir zwei Ausgestoßene, Geächtete gehören zueinander für alle Dauer des Lebens. Uns hat der Neid der Menschen zusammengekettet. Nun laß uns zusammenbleiben alle, alle Tage. — Sag ein Wort, Anna, ein einziges! Willst Du?“

Sie ruht mit geschlossenen Augen an meiner Brust, lange, lange. Ihr Atem ist kurz und hastig. Dann schlägt sie den Blick empor, und nun strömt ihr die lindernde Träne. „Es geht nicht,“ sagte sie ganz leise. „Das kann nicht sein.“

„Warum nicht?“ frage ich.

Sie sei zu gering für mich, sagt sie, und sie dürfe mich nicht hinabziehen zu sich.

„Ei was!“ entgegne ich, „Du denkst wohl gar, ich bringe Dir ein Opfer? Nein, nein, Anna, seit heute weiß ich es, daß ich Dich lieb gehabt habe vom ersten Augenblick, nicht wie ein Vater das Kind, nicht wie ein Bruder die Schwester, sondern wie der Mann das Weib.“

Da lächelt sie glückselig zu mir auf, bietet mir zum Kusse die schwellenden Lippen, um uns vergeht die Welt im seligen Genießen dieses Augenblicks. —

Nun, lieber Cunz, sind wir ein paar glückliche Menschenkinder, und Du hast auch darin recht behalten: ich habe mich „verplempert“.

Ist es wirklich so? Du wirst sie ja kennen lernen über kurz oder lang. — Und dann weiß ich, Du wirst Dich freuen über das seltene Mädchen. Ja meine Hoffnung und mein Glaube versteigen sich mutig bis dahinauf, daß selbst Deine adlige Braut — dann schon Frau — mit meiner kleinen Torfbäuerin Freundschaft schließen wird. — Sie ist wie eine Märchenprinzessin, sag ich Dir. —

Nun sind wir verlobt. Dir gilt mein Brief statt besonderer Anzeige. Hier steht es heute in der Zeitung, vielen zum Ärger, einigen wenigen zur Freude. Der Präparandenvorsteher und die Seinen haben mir mit warmen, bewegten Worten ihren Glückwunsch ausgesprochen. — Tadellose Leute. Gleich hole ich Anna ab. Bei ihnen werden wir den Abend zubringen. Desgleichen haben mir auch der alte Kantor und der Rektor die Hand kräftig geschüttelt. Anna ist ehemals ihre beste Schülerin gewesen.

„Mit der können Sie sich vor Majestät sehen lassen,“ versicherte der Kantor in seiner treuherzigen Weise.

Vater Ewert hat vor Staunen wieder nur den Mund weit aufgerissen; Paul ist außer sich vor Freude und fragt immer wieder, ob er nun in der

Schule auch „Du“ zu mir sagen dürfe. Die Mutter fühlt sich gehoben und lächelt in heimlichem Stolz. —

Als gestern die Nachricht kam, daß mein Entlassungsgesuch genehmigt sei, bin ich des Nachmittags hinausgewandert, um Abschied zu nehmen von meinem Walde. Anna war mit, und wir gingen Hand in Hand. Genau wie das erstemal, als ich ihn betrat, lag goldene Sonne auf den Bäumen. Statt der herbstlichen Wehmut aber wehte mich lind und leise die Verheißung des Frühlings an. Schneeglöckchen drangen aus der Erde, wir pflückten und kehrten heim wie fröhliche Kinder.

Was nun weiter wird, können wir in Ruhe abwarten. Ich danke Dir, daß Du schon mit dem Provinzialschulrat gesprochen hast. Die Sache scheint ja zu werden. Vorerst komme ich nun zu Eurer Hochzeit. Da werde ich an Ort und Stelle selber die nötigen Schritte tun. Komme ich in Eurer Stadt unter, so kommt Anna bald nach. Ich werde ihr von meinem väterlichen Erbteil eine gute Pension besorgen und für ihre weitere Ausbildung Sorge tragen. Sonst geht es auf irgendeine andere Art. —

Der letzte Brief aus Trebeldorf.

Ich hätte nicht geglaubt, als ich hier vor einem halben Jahre einrückte, daß es soviel in diesem Neste zu erleben gäbe.

Ich schaue zurück auf alles und alle und scheide ohne Groll.

Ich segne den Pipenklub; ich segne Josepha Pluderig und die Frau Senator Strabel. Ich segne den heiligen Kaffee. Ich segne auch den Fritze Ahlers und alle, die mir sonst weh getan haben.

Wenn die Postkutsche — denn die muß ich trotz der Bahn noch benutzen — mit mir zum Tore hinauskarrt, dann werde ich die letzte Strophe des Kantorliedes jauchzend zum Fenster hinaussingen:

„Der Feind hat Böses wohl erdacht,
Du aber hast es gut gemacht.
Das ist nunmehr am Tage da.
Mein Herze singt Hallelujah!“

Ich komme! Dein Edward.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justiz

Der Mißbrauch des vereinbarten Gerichtsstandes. Der Reichstagsabgeordnete Dr. Ablaß hat in seiner Rede vom 10. Februar d. J. zum Etat des Reichsjustizamtes u. a. auf den Mißstand der eigenartigen Geschäfte hingewiesen, die von den Großstädten aus durch gewissenlose Reisende auf dem flachen Lande eingeleitet würden. Den geschäftsunkundigen kleinen Leuten würde unter allerhand Vorspiegelungen eine Ware aufgeschwatzt, die sie meist bestellten, um den unbequemen Dränger loszuwerden. Dabei unterschrieben sie meist einen Vertrag, worin es unter anderem hieße, daß alle mündlichen Nebenabreden ungültig seien und daß Erfüllungsort die betreffende Großstadt sei. Damit aber hätten sie gewissermaßen ihr Todesurteil unterschrieben, denn es kämen dann fast regelmäßig Waren in großem Umfange an, an deren Bestellung sie gar nicht gedacht haben und sie würden trotz aller Einwendungen fast regelmäßig verurteilt, da ja die mündlichen Nebenabreden ungültig sind. Das sei ein Mißstand für das kleinstädtische Handelsgewerbe, der dringend der Abilfe bedarf. Es sei sozusagen eine juristische Mittelstandsfrage.

Aus den Zeitungsberichten über diese Reichstagsrede ist nicht ersichtlich, ob der Abgeordnete Ablaß einen Weg zur Abhilfe gewiesen hat. Ich möchte, da die Frage durch die Reichstagsdiskussion einmal in das öffentliche Interesse gerückt ist, einen solchen Vorschlag vorbringen, der sich mir wiederholt bei gleichen Erfahrungen, wie sie Dr. Ablaß gemacht hat, aufgedrängt hat.

Zunächst sei bemerkt, daß der Mißbrauch, der mit dem vereinbarten Gerichtsstande getrieben wird, noch weiter reicht, als dies von Dr. Ablaß gekennzeichnet worden ist. Alle die zahlreichen Abzahlungsgeschäfte aus der Möbel-, der Juwelier-, Bücher- und Spielwerkbranche haben in ihren gedruckten Formularen, welche der Kunde bei Eingehung des Möbel- usw. Leihvertrages unterschreiben muß, auch die Bestimmung, daß der Gerichtsstand für alle Streitigkeiten aus diesem Vertrage das Amts- bzw. Landgericht der Stadt sei, in welcher das Abzahlungsgeschäft sitzt. Diese Bestimmung wirkt in sehr vielen Fällen als eine schwere Härte gegen den Kunden; denn verzieht dieser von dem Orte, in welchem er die Möbel oder Schmucksachen oder Bücher gekauft hat — und ein großer Teil unserer minder bemittelten Bevölkerung ist oft gezwungen, bei der Stellungsuche den Wohnort zu wechseln —, so wird er wegen jeder rückständigen Rate in seinem früheren Wohnorte, der unter Umständen am anderen Ende von Deutschland liegt, verklagt. Diese Handlungsgehilfen, Arbeiter, kleinen Beamten und dergleichen haben natürlich nicht die Mittel, sich in jenem Orte einen Anwalt zu nehmen, sie sind auch häufig nicht geschäftsgewandt genug dazu. Sie schreiben wohl dann dem Richter einen Brief, in welchem sie ihm darlegen, welche Einwendungen sie gegen den Klageanspruch haben, und diese Einwendungen erscheinen oft genug recht überzeugend. Da wir aber das streng durchgeführte Prinzip der Mündlichkeit der Verhandlung haben, darf der Richter einen solchen Brief nicht berücksichtigen, sondern muß dem Abzahlungsgeschäft ein Versäumnisurteil geben, wenn er

auch von der Unbegründetheit des Anspruchs fest überzeugt ist.

Es gibt sogar noch krassere Fälle des Mißbrauchs mit dem vereinbarten Gerichtsstand. Eine zweifelhafte Persönlichkeit hat in Berlin ein Unternehmen zum Drucke eines Adreßbuches gegründet, hat Agenten in alle Provinz- bzw. Landeshauptstädte Deutschlands gesetzt, diese haben wiederum Reisende angenommen, welche die kleineren Städte der Provinzen bzw. Bundesstaaten bereisten und dort unter der Vorspiegelung, dieses Adreßbuch sei ein amtliches und die Eintragung koste nichts, Kaufleute und Handwerker zur Ausstellung und unterschriftliche Vollziehung eines Formulars veranlaßten. In diesem Formular stand natürlich auch darin, daß für alle Streitigkeiten das Amtsgericht Berlin-Mitte zuständig sei. Einige Tage, nachdem sich der Reisende mit dem unterschriebenen Formular entfernt hatte, erschien ein anderer Reisender, um 3 bis 6 Mark einzukassieren. Wenn die Unterzeichner der Formulare die Zahlung verweigerten, weil ihnen Kostenlosigkeit zugesichert worden sei, erfolgte alsbald die Klage. Und nun ist es kennzeichnend, aus dem Munde einiger hundert dieser Betrogenen zu hören, daß sie, trotz der Überzeugung von ihrem guten Recht, die 3 bis 6 Mark eingeschickt haben, weil sie, die in Dortmund oder Karlsruhe, Kiel oder Hirschberg saßen, sich wegen eines solchen Betrages auf einen Prozeß in Berlin nicht einlassen wollten. Dies ist durchaus verständlich; denn der Anwalt, den sie in Berlin bevollmächtigt hätten, hätte wahrscheinlich zunächst schon mehr Vorschuß verlangt, als das ganze Objekt betrug.

Also bei erlaubten wie unerlaubten Geschäften wird die Vereinbarung des Gerichtsstandes gemißbraucht. Dies liegt daran, daß die Abrede, welche das Gesetz als eine Ausnahme hat zulassen wollen, zur Regel geworden ist. Alte Erbweisheit der Römer ist: „actor sequitur forum rei," d. h. willst du jemanden verklagen, mußt du ihn an dem Gerichte seines Wohnsitzes aufsuchen. So regelt auch unsere Zivilprozeßordnung die Zuständigkeit: wo einer wohnt, da soll er auch verklagt werden. Freilich läßt die Prozeßordnung zu, daß die Parteien etwas Abweichendes vereinbaren dürfen. Aber die geschäftsunerfahrenen Leute, welche die Formulare unterschreiben, lesen sie erfahrungsgemäß nicht durch oder, wenn sie sie lesen, verstehen sie die Wendung vom vereinbarten Gerichtsstande nicht. So vereinbaren sie diesen und werden dann, man kann es, glaube ich, ohne Übertreibung sagen, Tausende jährlich ohne rechtliches Gehör verurteilt. Es gibt dagegen nur eine Abhilfe, die vom Gesetz festgelegten Gerichtsstände müssen zwingende werden, jede abweichende Regelung durch Privatvereinbarung ist zu verbieten. Ich verkenne nicht, daß dies in manchen Fällen auch zu unnötigen Härten führen wird, aber in der überwiegenden Anzahl der Fälle wird es einen segensreichen Schutz schutzbedürftiger Bevölkerungsklassen schaffen.

Meiner Überzeugung nach werden wir auch auf anderen Gebieten immer mehr dazu kommen, die vom Gesetz für den Regelfall gewollte und heute noch zu durchbrechende Normierung als die ausschließliche einzuführen, weil sich die wirtschaftlich überlegenen Kreise der Vergünstigung, welche ihnen solche Paragraphen gelassen haben, nicht würdig gezeigt haben, indem sie das, was Ausnahme für besonders geartete Fälle sein sollte, durch gedruckte Miets-, Kauf- und Leihverträge zur Regel erhoben haben. So ist Wohltat Plage geworden! Eine Plage aber soll beseitigt werden.

Landrichter Dr. Sontag in Berlin

Schöne Literatur

Der konservative Staatsbegriff in Hebbels Dramen. Der moderne Realismus wird in diesen Tagen der Hebbelfeier den großen Friesen als seinen Vorläufer feiern, die Freunde Ibsenscher Kunst werden ihn als den Vater des Magiers aus dem Norden für sich beanspruchen, aber denselben Mann dürfen auch die Konservativen ehren als den Dramatiker, der in seinen politischen Dramen den konservativen Staatsbegriff in fast schroffer Ausprägung als den Fels aufgestellt hat, an dem die übergreifenden Bestrebungen des Einzelmenschen zerschellen. Ist Ibsen im Stil und in der Anlage seiner dramatischen Konflikte auch ein Nachfolger des deutschen Seelenzerfaserers, darin sind die beiden schroffe

Gegensätze: bei Hebbel ist der Staat als die umfassendere Gemeinschaft auch die übergeordnete, der das Individuum sich zu fügen, im Notfalle zu opfern hat; bei Ibsen ist das Individuum das wertvollere, das die umfassendere Gemeinschaft, Staat oder Gesellschaft, seinen Ansprüchen unterordnen darf.

Hebbel hat diesen Staatsbegriff, der sich vor allem in den beiden Dramen „Agnes Bernauer" (1851) und dem nicht ganz vollendeten „Demetrius" spiegelt, an Hegels Rechtsphilosophie geschärft. Er hat zwar nicht systematisch Philosophie studiert, hat aber nach Ausweis seiner Tagebücher sich gerade mit Hegel viel beschäftigt und durchaus nicht in kritikloser Weise. Seiner Auffassung vom Recht und von der Schuld, wie vom Staat kam aber Hegels Lehre so entgegen, daß er davon höchst überrascht war, als er sie 1843 kennen lernte. So wunderbar ist das nicht, denn Hebbels geistige Entwicklung fällt in eine Zeit, die von Hegelschem Geist so durchtränkt war, daß dessen Grundgedanken gewissermaßen in der Luft lagen. Und gerade Hegels 1821 erschienene „Rechtsphilosophie", die hier in erster Linie in Betracht kommt, wirkte weit über die Kreise hinaus, die sich mit Philosophie beschäftigten, was damals unter den Gebildeten bedeutend mehr als heute taten.

In Hegels imposanter Konstruktion aber nimmt der Staat eine ganz andere Stellung ein, als ihm die damalige demokratische und liberale Welt — es ging auf 1848 zu — gewähren wollte. Er ist für den logischen Idealismus des großen Philosophen, der in der Welt und ihren Erscheinungen eine stufenmäßig zur Idee aufsteigende Objektivierung der Idee sieht, eine dem Individuum nicht bloß logisch, sondern auch ethisch übergeordnete Stufe, der sogar die größere Wirklichkeit zukommt. Denn das Individuum hat sein Daseinsrecht bloß als ein Moment des Staates, der wieder bloß ein Moment der allumfassenden Idee ist. So ist es klar, daß bei einem Zusammenstoß zwischen Staat und Individuum das Recht grundsätzlich beim Staat ist, daß, wo keine Unterordnung mehr anerkannt wird, der Tod im Interesse des Staates notwendig und gerechtfertigt erscheint. Ja im Anklang an uralte Gedanken der griechischen Naturphilosophen wird das individuelle Dasein an sich schon als eine Art Schuld, als frevelhafte Loslösung von der Idee bezeichnet, deren Sühne der Tod ist.

Vergleicht man mit diesen Gedanken die Handlung der „Agnes Bernauer", so ist man erstaunt über die völlige Übereinstimmung. Das Drama erscheint geradezu als ein Schulbeispiel für die Hegelsche Lehre. Da ist der alte Bayernherzog, der diesen strengen sittlichen Begriff des Staats in sich verkörpert. Ihm steht der Sohn gegenüber, der sich individualistisch auflehnt gegen den überragenden Kreis der staatlichen Ordnung und ihrer Forderungen. Denn die Legitimität seiner Ehe ist für den mittelalterlichen Staat die unbedingte und unverletzliche Voraussetzung dafür, daß die Heiligkeit des Staatsbegriffs gewahrt bleibt. Da auf dem jungen Herzog allein die Dynastie, damit der Hort des Staates ruht, bleibt nichts übrig, als daß das Hindernis, die unebenbürtige Gemahlin, so schuldlos sie persönlich ist, geopfert werde. Ihre über das Maß hinausgehende Schönheit und Reinheit haben sie in den Konflikt mit den Forderungen des Staatswohls gebracht, das ist ihr tragisches Verhängnis, und zuletzt muß der ins Herz getroffene Gemahl selbst die sittliche Forderung anerkennen.

Verwickelter ist die Sache in dem Prätendentendrama „Demetrius". Im Gegensatz zu Schiller gibt bei Hebbel Demetrius in dem Augenblick seinen Anspruch auf die Zarenkrone auf, da er erfährt, daß sein Prätendententum, obwohl der Erfolg sich an ihn heftete, auf einer Täuschung, am Ende gar auf einem Betrug beruhte. Denn „mit dem Recht erlischt der Anspruch". Der Staat ist auch ihm eine heilige Sache, eine Wirklichkeit, der gegenüber der einzelne nur ein Glied, ein Teil ist. So lange er glaubt, der echte Prinz zu sein, so lange bringt ihn nichts ab, den Anspruch des Rechts, der Legitimität zu verfechten; mit dem Glauben schwindet alles. Es ist ihm undenkbar, daß er auf Grund individuellen Rechts, weil er zugleich doch noch immer der Edelste und Stärkste ist, den Anspruch weiter verfechten könnte, dem die Legitimität, die Notwendigkeit fehlt. Im Unterschied zur „Agnes Bernauer" ist im „Demetrius" der Konflikt zwischen Indivi-

dualismus und Staat nicht in zwei verschiedenen Parteien dargelegt, sondern in der einen Person des Helden selbst. Er selbst fällt denn auch den Urteilsspruch. Die Mit- und Gegenspieler alle sind nicht bloß Individualisten, sondern geradezu Egoisten, die denn auch den Staat aufs schlimmste ruinieren.

Wir können hier auch noch die „Maria Magdalena" anreihen, wo dem Individuum nicht der Staat, sondern die Sitte gegenübersteht. Die Sitte freilich in der von Hebbel als sehr eng und drückend gezeichneten Atmosphäre des geistig unfreien Kleinbürgertums. Selbst hier scheitern die Individuen an der umfassenderen Ordnung. Daß diese so kleinlich und ungerecht erscheint, das gibt gerade diesem Drama das Unerquickliche, die Stickluft, während in den beiden anderen zwar ein scharfer, aber doch frischer Wind weht. Hier zeigt sich deutlich die Überspannung Hegelscher Dialektik in Hebbels Poesie.

Daß für Hebbel diese hohe Schätzung des Staates noch keine Unterschätzung des Menschen als Einzelwesen bedeutete, ist bei einem Dichter an sich schon klar. Wie sollte den Menschen unterschätzen, wer solche Riesen schafft wie er! Und der Staat, den er voraussetzt, ist auch ein vollkommener, der ideale Rechtsstaat, in dem menschliche Schwächen ausgeschaltet sein sollten. Ein Staat, wie ihn der Dichter schaut, wie ihn die Wirklichkeit nicht bietet. Aber es ist der Idealstaat, wie er in der Richtung des Konservativismus liegt, der ja auch in Hegel seinen Beschützer und Verteidiger hatte.

Hermann Werner in Stuttgart

Kunst

Bücher über schweizer Kunst. Fritz Burgers: „Cézanne und Hodler" (Delphin-Verlag, München; Textband 235 Seiten, Abbildungsband 171 Abbildungen. 20 M.) ist ein weit ausholendes Werk. Die Einheit der vielverschlungenen Pfade moderner Malerei will der Verfasser begrifflich wenigstens herstellen. Die „Moderne" ist für ihn bereits etwas Faßliches, sie hat Grenzen und Sinn und ihre beiden äußersten Pole sind Hodler und Cézanne. Die Leistung Burgers hat etwas Tragisches. Es wurde hier gewaltige Arbeit mit ungewöhnlichem Können und Wissen, mit uneigennützigem Wollen bewältigt, die vielen, dem Schreiber dieser Zeilen voran, manches Nützliche bringt. Und dennoch: unmöglich kann dies Werk in der Reihe lebensfähiger, auf lange Zeit hinaus stets wirksamer Bildungsfaktoren einen Platz fordern. Vor allem: zu einer einheitlichen Erfassung der Burgerschen Gedanken läßt sich meines Erachtens überhaupt kein Standpunkt finden, mir ist, als schlösse nach jedem Satz ein Kapitel, dabei sind fast gar keine Kapitel, gar keine gliedernde Abschnitte im Werke. Burger, der mitten in der gärenden Jugend lebt — Schwabing ist Jugend —, gehört wohl nicht zu denen, die der Zeitströmungen irren Lauf mit gewaltigem Arm richten und lenken, aber wohl zu denen, die empfindlich jedes Drängen mitfühlen und nicht zu erdenschwer, sich auch tragen lassen. So trägt ihn jetzt das Wort: „Weg vom Spezialistentum", „Allkultur", „Allumfassen" — Herder. Und nicht, wie so vielen anderen, ist ihm dies Streben ein hohles Schlagwort, ein Mantel zur Bekleidung der überall klaffenden Blößen, sondern ein vielseitiges, hart erworbenes Wissen sehnt sich in ihm nach Zusammenschluß, nach gegenseitiger Durchdringung. Ein neues Ideal „allgemeiner Bildung" ringt in ihm, Tat zu werden, das Stoffliche der „Bildung" zu vergeistigen. Wem könnte dieses Wollen an sich gleichgültig sein, ganz abgesehen davon, wie fern oder nah die Möglichkeit eines Gelingens dem einzelnen erscheinen mag?

„Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,
Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg
Der Mutigste begann?"

„Einführung in die Probleme der Malerei der Gegenwart" — so lautet mit Recht der Untertitel des Buches. Es sind ungefähr die ersten zwanzig Seiten, die eine lichtvolle, tief durchdachte und durchfühlte Darstellung der malerischen Idee, der Malerei als Flächenkunst geben, die Einheit von Zeichnung und Farbe, den Sinn des Farbfleckes und die zwei- oder dreidimensionale Problematik der Darstellung im besten Sinne des Wortes, enthüllen. Was man begrifflichen Bestimmungen so selten nachsagen kann, daß sie vom Begreifen unmittelbar zum Genießen leiten,

dessen darf sich Burger rühmen, wenigstens was seine bedeutsame Unterscheidung zwischen dem Gegenstand der Darstellung und dem Gegenstand des Bildes, der Gestaltung anbelangt. Allerdings hat er vor dem letzten Grund dieser Spaltung, die er sehr richtig als das Wesen der modernen Malerei bezeichnet, innegehalten, vor dem veränderten Verhältnis der Malerei zur Architektur. Die Frage nach der Lebensfähigkeit des Staffeleibildes hätte den natürlichen Abschluß des kunstphilosophischen Teiles geboten. Doch Burger scheut Abschlüsse, je näher sie liegen, desto mehr. Dieses Grundübel spricht sich schon im typographischen Äußeren des Buches aus: nirgends ein Einschnitt, eine Cäsur, eine Gliederung; die Pyramide spitzt sich nie zu, nur die Basis wird immer breiter. Endlos und mühsam fügt sich die Vergleichung einzelner Meister aneinander und nur künstlich wird der gemeinschaftliche, erkenntnistheoretische Boden festgehalten. Im Grunde also Randbemerkungen über Böcklin und Th. Th. Heine, Hodler und Cézanne, Cézanne und Marées, Cézanne und Monet, Cézanne und Amiet, Cézanne und Corot usw. usw. Im einzelnen vielfach von tiefstem Inhalt und siegreichem Reichtum des Ausdrucks, der Übersetzung ins Sprachliche, im ganzen, — nein, da ist keine Meinung möglich, weil ein Ganzes halt in Gottes Namen nicht da ist, es sei denn: eine hoffnungsvolle Frucht zu grün gepflückt. Ich glaube, kein Zweiter besitzt so bald ein so schönes Material zu einem grundlegenden Buch über die moderne Malerei wie — Fritz Burger. Er spute sich, es zu nützen, sonst könnte ein anderer mit seinen Steinen bauen. Steine sind zum Bauen da, je besser sie gebrannt sind, desto mehr. Das wäre ein tragisches Schicksal, — aber das übelste nicht.

Vom Abbildungsband, der in seinen Nebeneinanderstellungen Anregungen Meier-Gräfes vielfach sehr geschickt verwirklicht, ist innerhalb der gegebenen technischen und finanziellen Möglichkeiten nicht mehr zu verlangen und er wird, ein vortreffliches Kompendium der modernen Malerei, jedem Käufer bald zum unentbehrlichen Wörterbuch werden.

Eine besonders günstige Gelegenheit zur Ergänzung dieses bildlichen Nachschlagematerials bietet sich eben zur Stunde in dem wunderschönen „Auktionskatalog der Sammlung Günzburger-Genf" (bei Hugo Helbing, München 1913, 10 M.), die besonders für Hodler dem Burgerschen Abbildungsband höchst erwünscht zur Hilfe kommt. Der prachtvolle Katalog, den eine feinsinnige Hodler-Betrachtung Dr. Johannes Widmers einleitet, enthält auf vierundsechzig großen Lichtdrucktafeln in 4° mehr als sechzig Abbildungen Hodlerscher Werke, die alle das Vollendetste und Beste bieten, was von einer Wiedergabe in Schwarz-weiß überhaupt nur zu erwarten ist. Besonders ist die Hodlersche Landschaft reich und auserwählt zugleich vertreten. Außer Hodler sind zwei Mädchenakte von Cuno Amiet, bezeichnende Beispiele einer herb-sinnlichen, hoch entwickelten Kunst, ein wundersüßer Kinderkopf von Giacometti, Verschiedenes von Buri und Bautier, wie auch die beglückende, beherrschte Fülle eines Werkes Georges d'Espagnat, schöne Zierden des schönen Ganzen. Wie können wir uns freuen, daß der Kunsthandel in unseren Tagen, indem er seinen Erwerbszielen nachgeht, zugleich einem viel weiteren Kreise als dem der gutgefütterten Käufer so köstliche Gaben für erreichbare Summen bietet.

In Hermann Röthlisbergers und Albert Bauers Redaktion ist ein „Schweizerisches Jahrbuch für Kunst und Handwerk 1912" erschienen (Wilh. Stih, Biel, 10 Franken). Der textliche Teil ist herzlich unbedeutend und daß er sich wenigstens dementsprechend auch räumlich nicht allzu breit macht, ist nur zu begrüßen. Sowohl die altgoethisch sein sollende Lehrhaftigkeit, in der zum Publikum gesprochen wird, wie die anmaßenden sittlichen Strafpredigten, in denen ungebildete und verständnislose Kritiker abgekanzelt werden, erinnert an des edlen Ritters Kampf gegen die Windmühlen und liest sich wie veraltete Streitschriften. Dagegen bietet das Abbildungsmaterial in bester Ausführung willkommenen Ersatz: etwa ein Dutzend wundervoller Hodler-Skizzen und Bilder aus dem neuesten Schaffen des Meisters mit glücklicher Hand gewählt. Mit sichtlich reifer Überlegung und gründlicher Kenntnis des gesamten Schaffens der betreffenden Künstler werden charakteristische Stücke von Amiet, Buri, Brühlmann, Giacometti, Hermenjat und

Welti geboten, so daß das Jahrbuch dem deutschen Kunstfreund eine ausgezeichnete Gelegenheit bietet, gerade diejenigen großen Künstler der Schweiz kennen zu lernen, die in der Nähe eines so Gewaltigen, wie Hodler, sich und ihre Eigenart behaupten konnten. Nur darf der deutsche Leser das schweizerische Kunstgewerbe und noch weniger die schweizerische Architektur nicht durch die sehr lokal gefärbte Brille des Jahrbuchs betrachten. Angesichts einiger schönen neueren Monumentalbauten in Zürich, der eben eröffneten neuen Comédie in Genf, darf man sich wirklich nicht einreden lassen, die schweizerische Architektur bestehe in der frostigen Geordnetheit der im Jahrbuch des Weiten und des Breiten abgebildeten Landhäuser.

R. M.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden behufs schneller Erledigung möglichst Dienstags und Mittwochs erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36, 37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Heeresverstärkung 1913

Umfang und Zusammensetzung jeder Armee werden bestimmt durch die Anforderungen, die der Generalstab an sie stellt. Der Generalstab, dem seinerseits die Pflicht obliegt, sich mit den Leitern der auswärtigen Politik dauernd über Ziele und Wege dieser Politik im Einvernehmen zu halten, ist somit dem Chef-Konstrukteur einer voranstrebenden Maschinenfabrik vergleichbar, der seinen Ingenieuren und Zeichnern die Aufgaben zuweist und ihnen immer neue Probleme vorsetzt, um ihren Hirnen neues und immer besseres zu entlocken. Wer somit die allgemeine Heerespolitik eines Landes beurteilen will, muß in erster Linie wissen, welche Aufgaben den Leitern der auswärtigen Politik in jedem Augenblick obliegen und gleichzeitig, mit welchen Mitteln der Strategie und der Taktik der Generalstab diesen Aufgaben gerecht zu werden gedenkt. So ist denn auch Heerespolitik etwas dauernd fließendes, in der Entwicklung begriffenes, das ohne Nachteil für den Staat nicht in starre, unwandelbare Formen gepreßt werden darf. Nur ein Grundsatz bleibt unerschüttert fest bestehen: der Heeresapparat muß den Zwecken der Politik angepaßt bleiben. Da scheint es nun, als lebten wir in einem gewaltigen Widerspruch: unsere Diplomaten ebenso wie die Regierungen aller Länder beteuern, daß niemand an Krieg noch an Kriegführen denke; jedes Volk will das friedliebendste auf Erden sein: jeder Regierungschef und Kriegsminister versichert, daß wir lediglich gegen einen Angriffskrieg gerüstet sein müssen. Und doch ist die Devise der Generalstäbler wohl aller Großmächte dieselbe: „Nur ein Angriff mit überlegenen Streitkräften gewährt eine gewisse Aussicht auf den Sieg“ und die alte Devise Kutusows, daß der Erfolg auf der Spitze des Bajonetts liege, hat die gesamte Ausbildungsarbeit aller Armeen durchdrungen. Der Angriff ist das Symbol des Sieges speziell für die deutschen Offiziere und Mannschaften.

Und doch handelt es sich für uns Deutsche um keinen Widerspruch. Das deutsche Volk hat zu zahlreiche und zu wertvolle Reichtümer zu verteidigen, als daß es leichtfertig genug sein könnte, sie durch einen Angriffskrieg aufs Spiel

zu setzen. Lediglich diese Reichtümer zu schützen ist die Aufgabe des deutschen Heeres, da sie aber den Neid der Nachbarn hervorgerufen haben, heißt es für uns besonders wachsam sein. Einmal aus dem Frieden aufgestört, soll im Aufspringen des deutschen Heeres soviel Kraft liegen, daß seine erste kriegerische Bewegung sich zum Angriff wandelt. Die Möglichkeit eines feindlichen Einfalls in deutsche Lande soll ein für allemal ausgeschlossen bleiben. Wenn im Kabinett des preußischen Kriegsministers nach Anweisung des Leiters der auswärtigen Politik auf den bekannten Mobilmachungsknopf gedrückt wird, soll eine Maschine in Gang kommen, deren Vorwärtsbewegung nur durch den Widerstand des Feindes jenseits der Grenzen gehemmt werden könnte oder aber durch den Befehl zur Demobilisierung.

Hieraus ergibt sich die Aufgabe für die Heeresleitung mit Bezug auf die innere Organisation des Heeres. Die allgemeine Bewachung des Friedens liegt der Diplomatie ob, die bezüglich reiner Militärfragen durch den Großen Generalstab, im übrigen durch die Presse unterstützt wird. Bei ihr liegen auch alle Mittel bloßer Defensive; wird erst die Armee aufgerufen, dann gibt es nur Offensive, und durch diese Rollenverteilung klärt sich auch der scheinbare eingangs erwähnte Widerspruch restlos auf.

Zum Angriff gehören leichte Truppen, leicht bewegliche Truppenkörper, gehören zahlreiche gut und schnell schießende Infanteristen und Artilleristen, gehört eine zahlreiche, die Aufklärung energisch betreibende Kavallerie, gehören entsprechende Automobil- und Radfahrertruppen, Luftschiffe, Flugfahrzeuge, und was sonst die Technik erfunden hat, um dem Gegner möglichst unter die Wälle der Festungen zu gucken. Aber diesen Forderungen des Generalstabes stehen die außerordentlich schwer ins Gewicht fallenden Ansprüche der Intendantur entgegen: Verpflegung und Bekleidung, zu denen noch die immer kritischer werdenden Anforderungen an den Munitionsersatz treten.

Das Gepäck des einzelnen Mannes und Pferdes ist trotz aller Erleichterungsversuche heute so schwer, daß weder dem Schützen noch dem Reiter eine der Steigerung der Feuergeschwindigkeit entsprechende Zahl Patronen zugemutet werden könnte und es werden sogar Stimmen laut, die glauben, man könne dem Infanteristen einige Patronen abnehmen, weil die deutsche Infanterie bezüglich der Ausrüstung mit Munition allen anderen Infanterien überlegen ist. Was heute mehr an Munition gebraucht wird gegen früher, muß in besonderen Fahrzeugen der Truppe nachgefahren werden. Während in früheren Kriegen die Truppen in ihrer Beweglichkeit gehemmt wurden durch den überhandnehmenden Luxus bei den Offizieren, der die Trains unendliche Dimensionen annehmen ließ, sind es gegenwärtig die Munitionswagen und -Kolonnen, die die Bewegungsfreiheit der einzelnen Truppen ganz außerordentlich erschweren. Bei der Feldartillerie ist man bereits in einem solchen Stadium der Verlegenheit, daß sich eine starke Partei gebildet hat, die für die Verkleinerung der Batterien von sechs auf vier Geschütze eintritt (s. Grenzboten Heft 9 S. 431). Eine

ähnliche Kalamität muß über kurz oder lang auch bei den Maschinengewehrformationen eintreten, deren Munitionsverbrauch ja den der Artillerie um ein vielfaches überschreitet.

Die Frage des Munitionsersatzes, besonders bei der Artillerie, erhält ein um so ernsteres Gesicht, als wir nach den Erfahrungen der letzten Kriege, besonders aber des Krieges zwischen Rußland und Japan, damit rechnen müssen, daß unsere Gegner die offene Feldschlacht stets vermeiden werden, vielmehr selbst in der Offensive danach trachten werden, sich durch leichte Feldbefestigungen gegen unser Feuer zu schützen. Gegen solche Feldbefestigungen, deren Herstellung heutzutage nicht mehr ein Vorrecht der Pioniere ist, die vielmehr wie die großen Manöver in Ostpreußen im Jahre 1910 zeigten, ebenso von der Kavallerie hergestellt werden, wird eine ungeheuere Munitionsmenge verfeuert werden müssen, ehe der Angriff mit dem Bajonett möglich ist. Aber der Angriff selbst wird Menschenmassen notwendig machen, von deren Größe die Geschichte noch kein Beispiel kennt, was wieder unserem östlichen Gegner gegenüber die Störung der Mobilmachung notwendig erscheinen läßt, wodurch das Streben, schnell zur Offensive übergehen zu können, gerechtfertigt und der Ruf nach Kavallerie und Ausbau und bester Ausrüstung der heimischen Basis bedingt wird. So treibt ein Keil den anderen. Jedes Gewehr mehr bedeutet die Notwendigkeit der Verlängerung der Trains innerhalb der Marschkolonne der fechtenden Truppe, — jeder Mann mehr das gleiche, da die Lebensmittel für Wochen mitgeschleppt werden müssen und jedes neue Mittel zur Ausnutzung des Geländes macht wieder die Notwendigkeit größerer Mannschaftszahlen.

* * *

Wie sucht nun die neue Heeresvorlage diesen sich vielfach widersprechenden Forderungen gerecht zu werden? Ich habe schon in meinem Artikel im vorigen Heft gezeigt, welche Änderungen in der politischen Konstellation uns zwingen, tief in den Beutel zu greifen, um die Armee auf den Stand zu bringen, der den neuen Forderungen der Weltlage entspricht. Das Kriegsministerium zeigt sich dieser neuen Situation gegenüber durchaus auf der Höhe und wenn es im vorigen Jahre, selbst in solchen Kreisen die recht gut informiert zu sein pflegen, den Anschein erweckte, als wenn es dieser Aufgabe nicht gewachsen wäre, so muß heute anerkannt werden, daß der Schein durch die Tatsachen nicht bestätigt wird, daß es vielmehr die verfassungsmäßigen und parlamentarischen Begrenzungen, denen die Heeresleitung unterworfen ist, sind, die im wesentlichen Schuld daran tragen, wenn der Schein erweckt wurde. Und ich hebe dieses Moment um so schärfer hervor, als ich mich selbst im vorigen Jahre verleiten ließ, einen Vorwurf gegen das Kriegsministerium zu erheben, der sich tatsächlich nicht aufrecht erhalten läßt.

Ein Wort der Erklärung: Die immer wiederkehrenden heftigen Kämpfe um das Septennat sind noch in aller Erinnerung. Der Reichstag, oder besser, eine Anzahl Parteien, fühlten sich dadurch beschwert, daß sie die Kosten für

die Friedensstärke des deutschen Heeres stets auf sieben Jahre im voraus bewilligen sollten, und glaubten, daß sie dadurch an den ihnen zustehenden gesetzgeberischen Rechten gekürzt würden. Die Regierung trug diesen Bedenken der Volksvertretung insofern Rechnung, als sie sich im März 1899 mit dem Reichstage statt des Septennates auf ein Quinquennat einigte. Zugleich wurde ein Systemwechsel herbeigeführt. Die Feststellung der Friedenspräsenz erfolgt nicht mehr auf einmal über eine längere Reihe von Jahren hinaus, wie unter dem Septennatsgesetz, sondern alljährlich durch den Etat, obwohl alle fünf Jahre ein Organisations- und Vermehrungsplan dem Reichstage vorgelegt wird. Daraus ergibt sich, daß die Heeresverwaltung die von ihr im Laufe eines Jahrfünfts geplanten und vom Reichstage auch schon gebilligten Änderungen in der Organisation des Reichsheeres nicht unverzüglich auszuführen vermag. Sie hat gebundene Marschroute, die nur durch ein neues Ergänzungsgesetz geändert werden könnte. So enthält z. B. das Gesetz über die Friedenspräsenz des Heeres vom 27. März 1911 und das Ergänzungsgesetz dazu vom 14. Juni 1912 jene Änderungen in der Organisation des Reichsheeres, die nach den gesetzlichen Bestimmungen in den Jahren 1911 bis 1915 durchzuführen sind. Davon ist einiges bereits ausgeführt. Andere in dem Plane gebilligten Neuformationen sind z. B. aber erst in dem diesjährigen Etat enthalten und müssen noch vom Reichstage bewilligt werden. Kann die Volksvertretung dies auch nicht gut verweigern ohne den Vorwurf der Inkonsequenz auf sich zu laden, so darf doch die Heeresverwaltung nichts vorher verfügen, ehe das bestätigende Votum des Reichstages vorliegt. Wenn somit die Aufstellung einiger Neuformationen, die in den Friedenspräsenzgesetzen von 1911 und 1912 prinzipiell gebilligt worden sind, bisher noch nicht erfolgte, so liegt das nicht an den mangelhaften Vorbereitungen des Kriegsministeriums, sondern daran, daß sie von vornherein von der Heeresverwaltung nicht zu einem früheren Zeitpunkte vorgesehen waren und nunmehr nicht früher erfolgen kann, als bis sie die Kosten durch den Etat vom Reichstage angefordert und bewilligt erhalten hat. Dazu gehören auch die achtzig Maschinengewehrkompagnien, die erst am 1. Oktober 1913 errichtet werden und die es gerade sind, weshalb ein Teil der Militärschriftsteller im vorigen Herbst den Kriegsminister tadelte.

* * *

Soviel von den Plänen über die neueste Heeresvorlage bekannt geworden ist, läßt sich annehmen, daß das Hauptaugenmerk des Kriegsministeriums gerichtet ist auf den inneren Ausbau der Armee, daß also größere Neuformationen und die Aufstellung von achtzig und mehr tausend Mann jährlich, wie von verschiedenen Seiten gefordert und behauptet wird, nicht zu erwarten steht. Abgesehen von der Aufstellung von achtzehn noch fehlenden dritten Bataillonen bekommt wirkliche Neuformationen wohl nur die Kavallerie, nämlich dreißig neue Schwadronen oder sechs Regimenter. Das würde einem langgehegten Wunsch entsprechen und vor allen Dingen auch der Notwendigkeit Rechnung tragen, die

Divisionskavallerie zu verstärken, die bei der heutigen Organisation vom ersten Mobilmachungstage an außerordentlich geschwächt wird. Im übrigen dürfte die Vermehrung an Mannschaften in erster Linie der Infanterie zugute kommen durch Auffüllung der bestehenden Kompagnien auf einen höheren Etat. Künftig soll der niedrige Etat hundertundsechzig Mann pro Kompagnie betragen, der hohe in den Grenzregimentern aber hundertundachtzig. Man wird diesen Ausweg, den hier die Armeeleitung gefunden hat, deswegen warm begrüßen können, weil die Mobilmachung dadurch erheblich erleichtert wird, ohne daß die Ausbildung gar zu sehr erschwert würde. Die zweijährige Dienstzeit erschwert es außerordentlich, neue Formationen aufzustellen, weil die Abgaben an ausgebildeten Mannschaften sehr leicht dahin führen, die Stammkompagnien ihres wertvollsten ausgebildeten Materials zu berauben, ohne daß die neuen Kompagnien nun auch einen wirklich guten Stamm zur Ausbildung der neuen Mannschaften erhalten können; zu große Kopfzahl würde dagegen die Einzelausbildung leicht ungünstig beeinflussen.

Im ganzen wird man mit einer Vergrößerung des Mannschaftsbestandes um achtundfünfzigtausend Mann rechnen dürfen, zu denen noch rund zehntausend Offiziere und Unteroffiziere treten. Es bleiben somit nur noch rund fünfundzwanzigtausend taugliche Staatsbürger vom Heeresdienst befreit. Als ein weiterer Fortschritt ist es zu begrüßen, daß nunmehr sämtliche Armeekorps zwei leichte Feldhaubitzbatterien, statt bisher eine, erhalten sollen. Die Feldartillerie meldet im übrigen mit Recht erhebliche Ansprüche an Pferden an. Im ganzen dürfte die neue Heeresvorlage fünfundzwanzigtausend Pferde anfordern. Erfreulich ist auch, daß nunmehr alle Feldformationen mit fahrbaren Feldküchen ausgerüstet werden sollen. Schließlich verlautet, nachdem die Versuche mit Luftfahrzeugen aller Art zu günstigen Ergebnissen geführt haben, daß auch der Ausbau der Luftflotte mit in die Armeevorlage hineingearbeitet worden ist. In Luftschiffen werden wir jedenfalls unseren Vorsprung gegenüber Frankreich behalten, mit Flugzeugen kommen wir den Franzosen dicht an die Gurten.

* * *

Die neue Heeresvorlage wird alle Neuformationen zum 1. Oktober 1913 fordern, soweit nicht, wie das bei einzelnen Verkehrstruppen der Fall ist, organisatorische Bedenken dies unmöglich machen. Die Etatsverstärkungen können natürlich nur in zwei Raten durchgeführt werden, indem am 1. Oktober 1913 der eine Jahrgang, im Herbst 1914 der andere Jahrgang entsprechend verstärkt wird und zwar jedesmal um die jährlich überschießenden etwa fünfzigtausend Tauglichen. Eine Kritik der Vorlage behalte ich mir vor, sobald die Einzelheiten besprochen werden dürfen. G. Cleinow

Zur Entvölkerungsfrage

Eine Studie aus Frankreich

Von Gerichtsassessor Dr. Goltermann, zurzeit in Paris

Die der drohenden Entvölkerung abzuhelfen, die Montesquieu in seinen „Lettres persanes“ (lettre CXIII) schon im Jahre 1718 für die ganze Erde nach Verlauf von zehn Jahrhunderten voraussagte, ist eine der wichtigsten Tagesfragen Frankreichs. Man hat in der Tat berechnet, wie Dr. Ditzel am Schlusse seines Aufsatzes über die Bevölkerung Europas in Heft 4 der Grenzboten kürzlich andeutete, daß es im Jahre 1950 nach seiner Bevölkerung den letzten Rang unter den europäischen Großmächten einnehmen wird, wenn die seit hundert Jahren beobachtete Bevölkerungsbewegung annähernd anhält. Die folgende Tabelle gibt die ungefähren Bevölkerungsziffern in Millionen, die, schon für die Vergangenheit nicht zuverlässig, natürlich für die Zukunft sehr problematisch sind:

	1810	1860	1910	1950
Rußland	40	63	130	250
Frankreich	29	37	39	40
Deutschland	23	36	65	110
Österreich	23	32	51	80
Großbritannien und Irland .	18	29	45	65
Italien	18	25	35	45

Im Jahre 1789 noch ein Viertel, vor hundert Jahren ein Fünftel der Bevölkerungen der sechs Mächte ausmachend, ist die französische Bevölkerung heute auf fast ein Zehntel gesunken. Der Finanzminister hat daher vor einigen Monaten eine außerparlamentarische Kommission von dreihundert Mitgliedern — ein wahres Parlament — mit zahlreichen Unterkommissionen eingesetzt, um die Ursachen der Entvölkerung zu erforschen und Mittel zu ihrer Abhilfe vorzuschlagen. An der Universität hat Professor Gide eine Vorlesung dieser Frage gewidmet, und groß war der Zudrang aller Schichten des Publikums zu dem Vortrage Dr. Bertillons, den dieser Spezialist auf dem Gebiete der Entvölkerungsfrage auf Grund seines vom Institut de France preisgekrönten Werkes kürzlich in Paris veranstaltete. Anfang Dezember 1912 hat der französische Senat ein Gesetz über die Arbeitsruhe der Mütter angenommen und in den letzten Wochen endlich haben die Verhandlungen über einen weiteren Gesetzentwurf zur Hebung der Geburten im Senate begonnen. Es erscheinen daher einige Betrachtungen über die Tatsachen der Entvölkerung, ihre Folgen, ihre Gründe und die zu ihrer Bekämpfung vorgeschlagenen Mittel interessant.

I.

Die berüchtigte Formel des englischen Pastors und Nationalökonomen Malthus, daß die Lebensmittel sich nur in arithmetischer Progression (1—2—3—4—5 usw.) vermehren, z. B. von Generation zu Generation verdoppeln lassen, während die Bevölkerung in geometrischer Progression (1—2—4—8—16 usw.) wachse, d. h. entsprechend der Verdopplung der Lebensmittel derart zunehme, daß jede Familie zwei überlebende Kinder habe, scheint an sich durchaus nicht übertrieben. Entfallen doch nach der vor einigen Wochen vom Arbeitsminister veröffentlichten Familienstatistik selbst jetzt noch in Frankreich (wie z. B. auch im Jahre 1906) auf 100 Familien 293 Kinder, wovon 215 überlebende, also mehr als zwei Kinder auf jede Familie. Und doch ist der sozialpolitische Rat von Malthus, geschlechtliche Enthaltsamkeit zu üben, von der Statistik Lügen gestraft. Die Bevölkerung ist wenigstens gezwungen, nach übermäßigem Wachsen über ihre Subsistenzmittel hinaus wieder auf deren Niveau zurückzufallen. Das bewirkt ein vorzeitiger Tod: Hungersnot, Familienelend, Säuglingssterblichkeit, Krankheitsepidemien und Krieg.

In Wahrheit sinkt die Bevölkerung aber nicht nur bis auf die Linie der Unterhaltsmittel, sondern selbst unter sie. Das zeigt die äußerst interessante Statistik über diese Frage, namentlich für Deutschland, England und Frankreich.

1. Die absoluten Ziffern der Bevölkerung sind zwar noch immer im Steigen begriffen, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

	1880	1908	1910
Deutschland . . .	45 Mill.	63,0 Mill.	64,9 Mill.
England	35 „	44,6 „	45,2 „
Frankreich	37 „	39,3 „	39,6 „

Die Geburtenziffern sind dagegen in Frankreich absolut seit dem letzten Drittel und, verglichen mit der Bevölkerung, schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts gesunken laut nachstehender Übersicht, in der die Mittel von Jahrfünften angegeben sind, um die Zufälligkeiten einzelner Jahre auszuschalten:

1801—05 . .	912 000	Geburten,	d. h.	31,7 ‰	der Bevölkerung,
1821—25 . .	972 000	„	„	31,5 „	„ „
1841—45 . .	976 000	„	„	28,1 „	„ „
1861—65 . .	1 005 000	„	„	26,7 „	„ „
1881—85 . .	935 000	„	„	24,7 „	„ „
1901—05 . .	831 000	„	„	21,2 „	„ „
1906—10 . .	783 000	„	„	19,9 „	„ „
1911 . .	742 000	„	„	18,7 „	„ „

Danach ließe sich das Aussterben der französischen Rasse ungefähr berechnen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich indes, wenn auch noch nicht soweit fortgeschritten, so doch in schnellerem Tempo und mit einer Verminderung der absoluten Geburtenziffern erst in den letzten Jahren beginnend, in England (außer Irland):

1801—05 . .	625 000	Geburten,	d. h.	35,1 ‰	der Bevölkerung,
1881—85 . .	898 000	„	„	33,5 „	„ „
1901—05 . .	930 000	„	„	28,5 „	„ „
1910 . .	890 000	„	„	24,9 „	„ „

Sie hat auch bei uns in Deutschland eingesetzt, wenngleich die Verhältniszahlen bis gegen das Jahr 1880 im Gegensatz zu Frankreich und England noch gestiegen sind (bis auf 39 ‰):

1881—85	.	1 705 000	Geburten, d. h. 37	‰*) der Bevölkerung,
1901—05	.	2 011 000	„ „ 34,3	„ *) „ „
1910	.	1 925 000	„ „ 29,8	„ „ „

Das schnellste Fallen der verhältnismäßigen Geburtenziffern zeigt sich demnach in den letzten dreißig Jahren in England mit 29 Prozent, während Frankreich mit 25 Prozent in der Mitte und Deutschland mit 19 Prozent am Ende steht. Selbst wenn somit die verhältnismäßige Geburtenminderung in Frankreich nicht am schnellsten zunimmt, so ist sie doch schon soweit vorgeschritten, daß sie den anderen Staaten ein Übergewicht gibt.

Vergleicht man die Hauptstädte der drei Länder, so ergibt sich für das letzte Jahrzehnt, daß die verhältnismäßige Geburtenminderung in Berlin am schnellsten fortschreitet, doppelt so schnell wie in Paris und um ein Drittel schneller als in London, nämlich:

	Berlin	Paris	London	
1899 . .	27,1 ‰	20,6 ‰	29,4 ‰	Geburten im Verhältnis zur Bevölkerung,
1910 . .	20,7 „	18,1 „	24,3 „	„ „ „ „ „ „
Minderung	24 %	12 %	18 %	

In anderen Städten, wie Brüssel, Leipzig, Christiania und Warschau, ist indes das Tempo der verhältnismäßigen Geburtenminderung noch erheblich schneller.

Ein Steigen der verhältnismäßigen Geburtenziffern zeigt sich nur in wenigen Ländern, wie Bulgarien (von 37 ‰ im Jahre 1895 auf 42 ‰ im Jahre 1910) und in Japan (von 25 ‰ im Jahre 1895 auf 33,7 ‰ im Jahre 1908), hier bedenklich gemahnend an die gelbe Gefahr.

2. Die Bevölkerungsziffer eines Landes wird außer durch die Zahl seiner Geburten durch die seiner Todesfälle bestimmt. Die Sterblichkeit hat nun ebenfalls in den letzten Jahrzehnten in den drei Ländern abgenommen. Sie betrug:

	in Deutschland	Frankreich	England
1860 bis 1865	25,9 ‰	22,9 ‰	22,6 ‰
1905 „ 1910	17,5 „	19,2 „	14,6 „
zeigt also eine Minderung um	32,4 %	16,0 %	35,4 %

Für das Jahr 1910 ergibt sich eine noch niedrigere Verhältnisziffer: England ist es danach gelungen, nächst Dänemark (12,9 ‰) seine Sterblichkeit mit 13,4 ‰ bei weitem am meisten herabzusetzen, während Deutschland mit 16,2 und Frankreich mit 17,8 ‰ mittlere Ziffern aufweisen und vor Italien, Japan, Österreich-Ungarn, Spanien, den Balkanstaaten und namentlich Rußland rangieren, das noch 30 ‰ Todesfälle zu verzeichnen hat.

*) Diese auf Professor Gides Mitteilungen und französisches statistisches Material gestützten Zahlen bleiben hinter denen Ditzels in seinem erwähnten Aufsatze zurück, lassen also die Geburtenabnahme in Deutschland etwas günstiger erscheinen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

3. Der Geburtenüberschuß auf 1000 Einwohner beträgt in den drei betrachteten Staaten:

	Deutschland	England	Frankreich
1861 bis 1865	10,9	12,5	3,8
1905 „ 1910	14,1	11,5	0,7

Was Deutschland betrifft, so ist zwar seit den letzten fünfzig Jahren eine beträchtliche Erhöhung zu verzeichnen; betrachtet man aber die Jahre 1906 bis 1910 einzeln, so zeigt sich auch hier ein Fallen des Geburtenüberschusses sowohl absolut (mit Ausnahme des Jahres 1909) wie relativ:

1906 . .	910 000	Geburten	mehr	als	Sterbefälle,	d. h.	14,9	‰	der	Bevölkerung,
1907 . .	880 000	„	„	„	„	„ „	14,2	„	„	„
1908 . .	870 000	„	„	„	„	„ „	14,0	„	„	„
1909 . .	884 000	„	„	„	„	„ „	13,8	„	„	„
1910 . .	868 000	„	„	„	„	„ „	13,6	„	„	„

In Frankreich, wo der Geburtenüberschuß 1821 bis 1825 im Mittel noch 6,7 ‰ betrug, ist er im Jahre 1911 gar auf — 0,7 ‰ gefallen, d. h. in diesem Jahre waren fast 35000 Todesfälle mehr zu verzeichnen als Geburten, vielleicht infolge des übermäßig heißen Sommers. Der von Ditzel in seinem genannten Aufsatze für Frankreich angegebene Tiefstand von 1,8 ‰ war bereits im Mittel der Jahre 1901 bis 1905 (wie schon 1881 bis 1890) erreicht. Das Jahr 1912 scheint sich, soweit bisher nach der vorliegenden Statistik des ersten Halbjahres zu übersehen ist, wieder auf 0,7 ‰ zu erheben, wenngleich die Geburtenziffer dieses Semesters noch geringer ist als die des ersten Semesters 1911. Man kann daher die Bevölkerung Frankreichs als ungefähr stillstehend bezeichnen.

II.

Die Folgen der Bevölkerungsabnahme zeigen sich auf den verschiedensten Gebieten des internationalen und nationalen Lebens.

1. Der politische Einfluß im Konzert der Mächte wird nicht allein durch eine ruhmreiche Vergangenheit bedingt, sondern setzt ein wirklich zahlreiches Volk voraus. Die Bevölkerungsziffer steht durch die allgemeine Wehrpflicht in Verhältnis zu Heer und Marine, ihr Steigen bewirkt ein natürliches Anwachsen der Streitkräfte, und es wäre keine Drohung, wie manche französische Zeitungen und Flugschriften es aufzufassen belieben, selbst wenn das deutsche Heer das französische entsprechend dem Bevölkerungsübergewicht um mehr als die Hälfte überstiege; eher wäre die mit ungleich größerer Anstrengung erstrebte Gleichwertigkeit der französischen Streitkräfte als eine Drohung Frankreichs aufzufassen. Unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 hatte Frankreich fast ebensoviel Rekruten wie Deutschland (296000 gegenüber 330000). Schon 1907/08 betrug dagegen seine Zahl nur wenig mehr als die Hälfte (286000 gegenüber 539000, d. h. 53 : 100), namentlich infolge Minderung der Kindersterblichkeit in Deutschland. Natürlich ist die Größe des Heeres nicht immer ein Gradmesser seiner Erfolge, wie die Beispiele des russisch-japanischen und des gegenwärtigen Balkankrieges

zeigen. Aber man weist in Frankreich auch häufig darauf hin, daß der einzelne französische Soldat weniger kräftig und diszipliniert sei als der deutsche.

2. Die Eigenheiten der Rasse werden bedroht, wenn der Überfluß nicht ausgenutzter Unterhaltsmittel fremde Elemente ins Land zieht. So hat die Einwanderung in Frankreich im Laufe der letzten sechzig Jahre gewaltig zugenommen. Sie betrug:

1851	379 000	Personen,
1872	741 000	„
1891	1 130 000	„
1901	1 084 000	„
1911	1 132 000	„

Die statistische Minderung von 1891 bis 1901 ist nur scheinbar, da infolge eines Gesetzes von 1899 die Söhne der Fremden naturalisiert und seitdem als Franzosen gezählt wurden. In Wahrheit ist die Zahl der Ausländer in Frankreich also stetig gewachsen; etwa 225000 Naturalisierte kommen jetzt zu obigen Ziffern noch hinzu. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die meisten Einwanderer der arbeitenden männlichen Bevölkerung angehören, die Gefahr für Frankreich daher noch größer ist, daß auch die zeitweise, namentlich periodische, Einwanderung der arbeitenden Klassen, wie der Belgier in Wallonien, der Italiener und Spanier in der Languedoc, nicht in Anschlag gebracht ist, die in Deutschland wie in Frankreich etwa $1^1/_2$ Prozent beträgt, während die dauernde Niederlassung von Fremden in Frankreich sich auf 3 Prozent beläuft. Man kämpft daher vielfach gegen diese Einwanderung an; der Matin, das Hauptinformationsblatt der Pariser, unternimmt mit Vorliebe wiederholt Feldzüge gegen das Eindringen des Deutschtums. Unser Anteil beträgt indes nur 10 Prozent, während die Italiener 40 Prozent, die Belgier 36 Prozent ausmachen, auch die Spanier mit 6 Prozent vertreten sind. Aber das Deutschtum ist für Frankreich bedeutsamer, weil seine Vertreter meist kulturell und wirtschaftlich hochstehenden und daher einflußreichen Klassen angehören. Mögen auch unter den gegenwärtig 19 Prozent ausländischen Studierenden der Universität Paris, gegen die man im laufenden Semester eine Protestversammlung veranstaltet hat, andere Nationen ebenso zahlreich vertreten sein wie wir, und in Bordeaux sowie in der Mineninduſtrie namentlich englische Unternehmer hervortreten, so begegnen uns doch in Paris außerordentlich zahlreiche deutsche Firmen, für den Süden Frankreichs sei nur an die Champagnerwerke Heidsieck und Mumm erinnert, und die Universität Grenoble hat vorwiegend deutsche Studierende angezogen; die stärkste deutsche Bevölkerung findet sich indes nach dem vom Ministerium der Arbeit und sozialen Fürsorge herausgegebenen graphischen Album der allgemeinen Statistik Frankreichs außer in den Departements Seine und Alpes-Maritimes an der Nordostgrenze.

Tragen die Fremden auch durch ihre Steuerkraft und die Nutzbarmachung der Bodenschätze des Landes zu dessen Bereicherung bei, so wird im allgemeinen doch ihr Ersatz durch eigene Landeskinder anzustreben sein. Denn passen sie sich

nicht an, so bleiben sie ein „Pfahl im Fleisch", bieten Stoff zu Verwicklungen mit der Arbeiterschaft und zu Konkurrenzkämpfen, entziehen auch namentlich als Arbeiter dem Lande Reichtum, indem sie ihre Ersparnisse in die Heimat senden, was wir bei unseren ausländischen Arbeitern seit Jahren mit Bedauern feststellen müssen. Sie bilden aber besonders in Kriegszeiten eine große Gefahr durch ihre Kenntnis der Sprache, des Landes und seiner Hilfsquellen, gleichzeitig, indem sie die von ihnen geleiteten Werke und damit auch die Arbeiter, die nicht schon durch den Krieg in Anspruch genommen sind, brachlegen. — Passen sich die Fremden dagegen dem Lande an, so verändern sie die nationale Eigenart und Kultur, auf die gerade die Franzosen so stolz sind.

Unter den zahlreichen zur Bekämpfung vorgeschlagenen Mitteln (Schließung der Grenzen, Spezialsteuer mit Verantwortlichkeit des etwaigen Dienstherrn) erscheint namentlich eine Beschränkung der Arbeiterzahl bei öffentlichen Arbeiten, die vielleicht auch bei uns nutzbringend wirken könnte. So setzt das Bedingnisheft der Eisenbahngesellschaften in Frankreich ein bestimmtes Verhältnis der ausländischen Arbeiter fest, das nicht überschritten werden darf. Indes wird sich eine Rassenmischung nicht unbedingt verdammen lassen, wie die hohe Entwicklung des Mischvolkes der Vereinigten Staaten, wie die der souveränen Herrscher, die sich mit ausländischen Häusern verschwägern, wie namentlich die Abstammung des französischen Halbgottes Napoleon und anderer Staatsmänner zeigen.

Daß ein starker Geburtenüberschuß in der Tat einen Grund zur Erhaltung der Rasse bildet, zeigt das Beispiel Polens. Der Überschuß beträgt nämlich in der Provinz Posen etwa 20 ‰, in ganz Preußen dagegen nur ungefähr 15 ‰.

3. Wie eine schwache Bevölkerung einerseits Fremde ins Land zieht, so fehlt ihr anderseits die Macht zu kolonisieren, wenn auch die Zahl der Kolonisten nicht so stark sein darf, daß sie zur Ausrottung der Eingeborenen führt. In Frankreich beträgt die Auswanderung nur etwa 1,3 auf 1000 Einwohner, während die Ziffer beispielsweise in England 70 und in Italien gar 116 erreicht. In zahlreichen seiner Kolonien sieht sich Frankreich daher mehr Angehörigen anderer Nationen als Franzosen gegenüber. In Deutschland, dessen Auswanderung sich in den achtziger Jahren noch auf 46 ‰ belief, ist sie jetzt auf 3 ‰ gesunken. Wir brauchen aber auch weder absolut noch verhältnismäßig so viel Kolonisten wie das kolonienreichere Frankreich. Wenn dieses für seine geringere Auswandererzahl indes ins Feld führt, seine Bewohner fühlten sich im eigenen Lande wohl, wie auch der Umstand zeige, daß bei Gelegenheit der großen Phylloxeraepidemien um das Jahr 1890 die Auswandererzahl auf das fünffache gestiegen sei, so können wir den gleichen Grund zu unsern Gunsten in Anspruch nehmen, da in Deutschland die soziale Fürsorge und Fortbildung in den letzten Jahrzehnten einen so gewaltigen und im Auslande bewunderten und nachgeahmten Aufschwung genommen hat.

4. Wirtschaftlich lassen sich die natürlichen Schätze des Bodens besser erschließen, Kapitalien zweckmäßiger anlegen und Handelsverbindungen nutzungsfähiger ausgestalten, kurz Reichtümer besser erwerben, wenn eine gewisse Bevölkerungsdichtigkeit vorhanden ist. Will ein Land mit dünner Bevölkerung wie Frankreich in Kriegszeiten das gleiche Heer einem bevölkerungsreicheren Feinde entgegenstellen, so muß es mehr Jahrgänge einberufen und ihrem beruflichen Wirken entziehen als der Gegner. Das französische Heer ist kürzlich auf 582 000 Mann vermehrt worden, zeigt somit gegenüber den 461 000 Mann des Jahres 1872 ein Anwachsen um fast 27 Prozent, hat also dreifach schneller als die nur um 9 Prozent gestiegene Bevölkerung zugenommen, und stellt etwa $1^1/_2$ Prozent der Bevölkerung dar, also eine um mehr als die Hälfte schwerere Belastung als das nicht einmal 1 Prozent der Bevölkerung betragende deutsche Heeresaufgebot. In Frankreich können demgemäß heute nicht so viele Mannschaften als untauglich ausgeschieden werden wie in Deutschland und wie vor Jahren in Frankreich selbst. Das bedingt eine hohe Krankheitsziffer während der Dienstzeit, die in der Tat von 15 $^0/_{00}$ im Jahre 1872 auf 60 $^0/_{00}$ im Jahre 1912 angewachsen ist. Dadurch wird nicht nur die Brauchbarkeit des Heeres herabgesetzt, sondern auch das Budget mit unnützen Ausgaben belastet. Daher ist denn auch der Satz der direkten und der indirekten Steuern in Frankreich besonders hoch. Er beträgt auf den Kopf der Bevölkerung etwa 125 Franken, in Deutschland dagegen nur 80 Franken, welche Zahlen indes bei der außerordentlich komplizierten Berechnung mit besonderer Vorsicht aufzunehmen sind. Der Abgeordnete und ehemalige Minister Roche hat z. B. die Steuerbelastung für Frankreich auf 95,45 Franken, für England auf 79 Franken und für Preußen auf 62,26 Franken (33,80 Franken Reichs- und 28,46 Franken Staatssteuern) auf den Kopf der Bevölkerung berechnet.

Große industrielle und kaufmännische Unternehmungen erfordern Leiter und Arbeiter, setzen zahlreiche Konsumenten voraus; man denke namentlich an den Betrieb der Eisenbahnen. Absatzgebiete zu schaffen und sich zugänglich zu machen ist das Streben der Großmächte und ihrer Kolonial- und Handelspolitik, ist die treibende Kraft des angeblich im Rassen- und Religionsinteresse unternommenen Balkankrieges, wie der Vormarsch der Balkanstaaten zeigt, der sich weniger in der Richtung nach ihren bedrohten Stammes- und Glaubensgenossen als nach den zur Erreichung von Eisenbahnlinien erstrebten Handels- und Hafenplätzen zu bewegte, wie ihre Forderungen bei den Friedensverhandlungen beweisen, die sich nicht auf die vor Beginn des Krieges angekündigte Unabhängigkeit ihrer Brüder vom türkischen Joche beschränken; ist endlich das Interesse Österreichs auf dem Balkan und der tiefere Grund zu der gegenwärtigen Spannung unter den europäischen Großmächten.

Der Handel Frankreichs, einst der zweite der Welt hinter dem Englands, ist jetzt hinter den Deutschlands (sowie der Vereinigten Staaten) erheblich zurück-

getreten, wenn er auch im Verhältnis zur französischen Bevölkerung den zweiten Rang behauptet hat, wie folgende Zahlen für das Jahr 1911 ergeben:

England	26	Milliarden	Franken	insgesamt,	577	Franken	auf	den	Kopf	der	Bevölkerung,
Deutschland	22	„	„	„	330	„	„	„	„	„	„
Ver. Staaten	19	„	„	„	210	„	„	„	„	„	„
Frankreich	14	„	„	„	360	„	„	„	„	„	„

Als Maßstab für den Handel können auch die Jahreseinnahmen der Eisenbahnen dienen, die nach der letztjährigen vom Staatsrat Colson, einer französischen Autorität auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik, veröffentlichten Transportstatistik im Mittel für den Kilometer betrugen:

in Frankreich	45 300	Franken,	Reinertrag	3,86	Prozent des Kapitals,
„ Großbritannien und Irland	79 800	„	„	4,35	„ „ „
„ Deutschland	64 700	„	„	5,64	„ „ „

und damit bei uns (nach den Vereinigten Staaten) im Vergleich mit den hauptsächlichsten Staaten der Welt den höchsten Ertrag abwerfen trotz eines sowohl für Reisende wie für Güter mittleren Tarifes.

5. Auf geistigem Gebiete erhöht sich mit der Bevölkerung die Wahrscheinlichkeit großer Geister und der Absatz ihrer Werke. Während zu Voltaires Zeiten 27 Prozent der europäischen Bevölkerung französisch als Muttersprache beherrschte und das übrige gebildete Europa sich des Französischen in gesellschaftlichen wie diplomatischen Kreisen bediente, ist die französische Sprache mehr und mehr hinter der deutschen und englischen zurückgetreten, wenn sie auch vielfach noch die Stelle der „dritten Sprache" vertritt. Im Jahre 1878 hat Levasseur für die ganze Erde die Bevölkerung französischer Zunge auf 45 Millionen, die der deutschen und englischen auf je 80 Millionen geschätzt, und jetzt gibt Bertillon die Zahlen auf 50 Millionen französisch, 120 Millionen deutsch und 150 Millionen englisch*) Sprechende an.

Als Folge der Geburtenminderung hat man weiter die Abnahme der großen Männer mit der Begründung ansehen wollen, zahlreiche Geschwister wirkten auf die Erziehung günstig ein, und die Geschichte habe gezeigt, daß bedeutende Männer viele Geschwister gehabt hätten und selbst nur selten (in 6 von 64 Fällen) Erstgeborene gewesen seien. Zur Begründung der Minderwertigkeit der Erstgeburt hat man auf das Bibelbeispiel Kains und die instinktmäßige Gewohnheit mancher Tiere, den ersten Wurf als minderwertig zu vernichten, hingewiesen. Bei einer Beschränkung der Geburten auf ein Kind fehle daher die erziehliche Einwirkung der Geschwister und würden die zu erwartenden wertvolleren Kinder unterdrückt. Dieser Begründung wird jedoch nur eine untergeordnete Bedeutung beizumessen sein, da die Statistik bei der geringen Zahl der beobachteten Fälle nicht ernst genommen werden kann und die erziehliche Einwirkung der Geschwister durch Schulkameraden ersetzt zu werden pflegt

*) Die offizielle englische Sprache für die gesamten englischen und nordamerikanischen Besitzungen ist natürlich erheblich höher, etwa 500 Millionen, d. h. fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung der Erde.

oder häufig geeignet sein wird, das Kind in seiner geistigen Entwicklung und Betätigung zu beschränken.

6. Die oft gehörte Behauptung, die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen werde durch die Zunahme der Bevölkerung verschlechtert, wird schon durch die Geschichte widerlegt. Denn obwohl sich die Bevölkerung Europas im Laufe des letzten Jahrhunderts mehr als verdoppelt hat, ist doch der Hungertod weniger häufig als einst, und die kürzlich in der Bretagne ausgebrochene Hungersnot war nicht auf eine Übervölkerung jenes Landstrichs zurückzuführen. Mit der Bevölkerung vermehren sich in der Tat die Bedürfnisse und damit die Arbeitsmöglichkeiten und Erwerbsquellen auch für die unteren Schichten des Volkes.

7. Mit wenig größerem Rechte hat man seit John Stewart Mill als Folge der Entvölkerung eine Vermehrung des Volksreichtums angesehen. Jeder Mensch, sagt man, koste im Durchschnitt bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre in bürgerlichen Kreisen jährlich etwa 2000 Mark, entziehe also den Eltern ungefähr 50000 Mark zu nutzbarer Anlegung in Handel und Industrie; daher habe Deutschland mit seinem Überschuß von 1250000 jährlicher Geburten gegenüber Frankreich eine jährliche Mehrausgabe von $2^1/_2$ Milliarden. Der geringere Reichtum an flüssigem Kapital in Deutschland dürfte indes auf seine geschichtliche Entwicklung und seine große industrielle Tätigkeit zurückzuführen sein, in der deutscher Unternehmungsgeist die Kapitalien festgelegt hat. Mögen die Aufwendungen für die Kinder den Eltern auch materiell verloren sein, so stellt der erwachsene Mensch doch für das Volk als ganzes und in manchen Kreisen auch für seine Angehörigen eine Vermehrung der Arbeitskraft und des Wohlstandes dar, die höher einzuschätzen ist als das für ihn verausgabte Kapital. Die ersparten Kapitalien haben denn auch von 1907 bis 1910 in Deutschland ein Anwachsen um 20 Prozent, in Frankreich dagegen nur um 13 Prozent gezeigt.

8. Als günstige Folge der Bevölkerungsabnahme hebt man endlich das Abnehmen der Kriegslust hervor und sucht das namentlich durch den Hinweis auf Deutschland zu beweisen. Hoffen wir in diesem Sinne, daß die Geburtenminderung in möglichst vielen Ländern schon so weit gediehen sein möge, uns den Frieden auch weiterhin zu erhalten!

(Schluß folgt)

F. W. Raiffeisen

Von Dr. Wuttig in Berlin

Zu den interessantesten Erscheinungen der Wirtschaftsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts kann unbedenklich die Bewegung gezählt werden, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, die wirtschaftliche Schwäche des „kleinen Mannes" mit der daraus folgenden Abhängigkeit des einzelnen vom Kapital dadurch auszugleichen, daß sie die vielen schwachen Einzelexistenzen zusammenfaßte und sie in dieser Zusammenfassung in die Reihe der wirtschaftlichen Machtfaktoren einrücken ließ, die Genossenschaftsbewegung.

Nicht nur recht stattliche absolute Ziffern weisen auf die Erfolge dieser Zusammenfassung hin. Darüber hinaus macht die wirtschaftliche, soziale und politische Bedeutung dieser Bewegung vor allem die Tatsache aus, daß ungeheuer viele einzelne selbständige Existenzen an ihr beteiligt sind. Und diese Seite der Sache macht zum mindesten die im Verhältnis zum eigentlichen Bankwesen und ähnlichen Geldkonzentrationen zahlenmäßig vielleicht weniger hervortretende reine Kapitalzusammenfassung im Genossenschaftswesen wett, wenngleich auch diese sich in Deutschland bereits auf Milliarden beläuft. Heißt doch, namentlich im ländlichen Genossenschaftswesen, Genossenschaftsmitglied fast ausnahmslos nichts weniger als Haushaltungsvorstand, Familienhaupt, und macht demnach den Kreis der am Genossenschaftswesen Beteiligten nicht nur die absolute Mitgliederzahl, sondern das Mehrfache dieser Zahl aus. Um welchen Personenkreis es sich dabei handelt, läßt demnach die Statistik nur ahnen, die als an Genossenschaften im Deutschen Reich als Mitglieder beteiligt 4877850*) Personen aufführt. Also ein sehr beträchtlicher Teil der erwerbenden Bevölkerung des Reichs ist in seiner wirtschaftlichen Gebahrung mit dem Genossenschaftswesen mehr oder weniger eng verknüpft.

Angesichts dieses Verhältnisses muß es befremden, wie wenig die Kenntnis dieses Gebietes auch in den Kreisen der Gebildeten verbreitet ist. Gehen doch die Anschauungen über Genossenschaftswesen bei den meisten kaum über die Kenntnis des Namens Schulze-Delitzsch hinaus und ist doch der Name Raiffeisen nicht einmal allen im öffentlichen Leben Stehenden geläufig. Dabei verdankt Schulze-Delitzsch wohl das Bekanntsein seines Namens zu einem wesentlichen Teil

*) Vgl. Ackermann, Kurzer Führer durch das deutsche Genossenschaftswesen, S. 47.

der vorbildlichen Propagandaarbeit in Wort und Schrift, die sich seine Nachfolger in der Leitung des von ihm geschaffenen „Allgemeinen Verbandes" haben angelegen sein lassen, während die nach ihm organisierten Genossenschaften der Zahl nach hinter denen anderer Richtungen weit zurückstehen. Namentlich die ländlichen Genossenschaften sind es, die sich in ihrem Aufbau wesentlich von den nach Schulze-Delitzsch aufgebauten „Volksbanken", „Vorschußvereinen" unterscheiden.

Ihr Schöpfer ist Raiffeisen, dessen Todestag sich am 11. März zum fünfundzwanzigstenmal jährte. Auf ihn und seine Schöpfung soll im folgenden kurz eingegangen werden.

Friedrich Wilhelm Raiffeisen wurde geboren am 30. März 1818 in Hamm a. d. Sieg als Sohn des dortigen Bürgermeisters. Nach dem frühen Tod seines Vaters genoß der Knabe den Unterricht der heimischen Volksschule und alsdann, dank dem Verständnis des Ortspfarrers Seippel, noch drei Jahre Privatunterricht bei diesem. Er trat mit siebzehn Jahren als Freiwilliger bei der Artillerie in Köln ein, bestand das Examen als Oberfeuerwerker und arbeitete dann an einer staatlichen Geschützgießerei. Eines Augenleidens wegen, das später zu seiner fast völligen Erblindung führen sollte, mußte er den Militärdienst aufgeben und trat bei der Regierung in Koblenz als Zivilsupernumerar zur Verwaltungslaufbahn über. Schon in jenen Jahren betonen Zeugnisse von Außenstehenden den sittlichen Ernst des jungen Mannes, seine innige Religiosität und den praktischen Blick, mit dem er soziale und moralische Nöte erkannte und zu ihrer Besserung Hand anzulegen suchte.

Bereits mit fünfundzwanzig Jahren wurde Raiffeisen zum Kreissekretär in einem Eifelstädtchen ernannt und mit siebenundzwanzig Jahren mit der Verwaltung der fünfundzwanzig Ortschaften umfassenden Landbürgermeisterei Weyerbusch im Westerwald betraut. Hier erlebte er die für die Landbevölkerung des ganzen Gebietes so unheilvollen Teuerungsjahre 1846 und 1847. Er mußte mit ansehen, wie der kleine Bauer und Tagelöhner infolge der Mißernten geradezu zum Sklaven seiner wucherischen Geldgeber herabgedrückt wurde und nicht nur seine wirtschaftliche Selbständigkeit mehr oder weniger schwinden sah, sondern auch seine moralische Widerstandskraft, seinen Trieb, durch eigenes Handeln sein Los zu verbessern, mehr und mehr verlor.

Sein praktischer Sinn ließ Raiffeisen schnell nach Hilfsmitteln suchen und so schuf er unter Mitwirkung einer Reihe wohlhabender Einwohner eine Art von Konsumverein, der billiges Getreide beschaffen sollte und dem der Betrieb einer eigenen Bäckerei angegliedert wurde, die gegen billigen Preis den ärmeren Einwohnern Brot lieferte und darüber hinaus bald preisregulierend auf die ganze Gegend wirkte.

Raiffeisen erkannte aber klar, daß die Gründung in Weyerbusch nur zur Linderung eines vorübergehenden Notstands geeignet und der Landbevölkerung nur mit einer dauernden Verbesserung der Kreditverhältnisse geholfen sei. Hier

lag es besonders im Argen und vor allem der Viehwucher hatte einen Umfang und Formen angenommen, die einen Menschenfreund wie Raiffeisen erschrecken mußten. Nach seiner Versetzung nach dem benachbarten Flammersfeld gründete denn Raiffeisen 1849 eine neue Vereinigung unter dem Namen „Flammersfelder Hilfsverein zur Unterstützung unbemittelter Landwirte", die sich namentlich die Beschaffung von gutem Vieh zur Aufgabe stellte, daneben aber auch Funktionen einer Sparkasse erfüllen sollte. Wie in Weyerbusch hatte Raiffeisen auch hier nur die Wohlhabenden zusammengeschlossen, um seiner Vereinigung Kredit zu beschaffen, während die Hilfsbedürftigen nicht die Träger des Unternehmens waren. Immerhin war diese Vereinigung keine Wohltätigkeits-, sondern eine Wohlfahrtseinrichtung im heutigen Sinne, denn die Hilfsbedürftigen erhielten nicht Almosen, sondern nur den bisher entbehrten Kredit und zahlten Zinsen und Abträge wie jeder andere Schuldner.

Wenn der Flammersfelder Hilfsverein nach dem Gesagten auch noch nicht sämtliche Elemente einer Genossenschaft im heutigen Sinne aufweist — es fehlt die Beteiligung der Kreditbedürftigen als Träger des Unternehmens — so sind doch alle anderen für die späteren ländlichen Genossenschaften kennzeichnenden Grundzüge bereits in ihm enthalten und er ist zweifellos der unmittelbare Vorläufer des „Spar- und Darlehnskassenvereins", der eigentlichen Schöpfung Raiffeisens. Es ist dies nicht ohne Bedeutung, da diese Flammersfelder Gründung, wie feststeht, ein originales Werk Raiffeisens und unbeeinflußt von den gleichzeitigen Versuchen Schulze-Delitzschs zustande gekommen ist.

1852 wurde Raiffeisen nach Heddesdorf bei Neuwied versetzt, wo er bis 1865 Bürgermeister war und bis zu seinem Ende lebte.

Hier schuf er nach dem Vorbilde seines Flammersfelder Vereins 1854 den „Heddesdorfer Wohltätigkeitsverein", der zahlreiche Aufgaben, wie Kinderfürsorge, Versorgung entlassener Sträflinge, aber auch Kreditgewährung und Sparkassentätigkeit in sein Programm aufnahm. Während seines zehnjährigen Bestehens mußte er aber eine Aufgabe nach der anderen fallen lassen, bis ihm schließlich das Kreditgeschäft, dieses allerdings in immer steigendem Umfang und bei guten Erfolgen, als einziges Arbeitsgebiet verblieb. Noch immer war aber der Verein auf den wohlhabenden Einwohnern aufgebaut und die Darlehen wurden an Nichtmitglieder gegeben. Dieses Verhältnis, an dem Raiffeisen lange und bewußt festhielt, findet seine Erklärung in seiner christlichen Grundanschauung, die es ihm geboten erscheinen ließ, durch seinen Verein den Wohlhabenden Gelegenheit zu praktischem Christentum zu geben, wie er selbst ohne jeden persönlichen Vorteil nur im Interesse der bedürftigen Volksgenossen die Arbeit im Verein leistete. Endlich im Jahre 1864 wandelte Raiffeisen in Anlehnung an Schulze-Delitzsch seinen Verein in den „Heddesdorfer Darlehnskassenverein" um, nachdem er in seiner langen Praxis den wirtschaftlichen und moralischen Wert der Mitwirkung der Hilfsbedürftigen, der Selbsthilfe, kennen gelernt hatte. Nach einigen Jahren praktischer Erprobung ließ Raiffeisen jedoch die von Schulze-Delitzsch über-

nommenen, seinen früheren Gründungen widersprechenden Organisationselemente aus seinem Genossenschaftsstatut wieder heraus und brachte damit die Genossenschaft in die Form, die jetzt als spezifisch Raiffeisensche, als „Raiffeisen-Verein" bezeichnet zu werden pflegt.

Sie beruht wie die Schulzesche durchaus auf dem Grundsatz der Selbsthilfe, sie ist aber im übrigen derselbe Ausdruck christlicher Hilfsbereitschaft für den Nächsten wie der Verein in Flammersfeld und Weyerbusch, und hat, was die Organisation anlangt, ihr Gepräge von ihrem Betätigungsgebiet erhalten, vom Lande und von den Bedürfnissen der Landbevölkerung, namentlich der Landwirte.

Diesen beiden Besonderheiten entsprechend ist Zweck des Raiffeisenvereins neben der Hebung der wirtschaftlich Schwachen, die geistig-sittliche Hebung der Vereinsmitglieder, es gehört ferner dazu die Ausschließung der Gewinnbeteiligung der Mitglieder, die Schaffung eines unteilbaren, für gemeinnützige Zwecke bestimmten Stiftungsfonds, die ehrenamtliche Verwaltung des Vereins usw.

Den Verhältnissen des Landes entsprechend ist das Vereinsgebiet auf einen „unbeschadet der Lebensfähigkeit möglichst kleinen Bezirk", meist ein Dorf oder Kirchspiel, beschränkt. Dadurch ergibt sich leichte Übersichtlichkeit über die Schuldner, einfache, daher nebenamtlich durchführbare Verwaltung und enge Zusammengehörigkeit der Vereinsmitglieder. Die geschäftliche Tätigkeit des Vereins paßt sich ferner den Bedürfnissen des Landwirts an, indem der Verein nicht wie die städtische Bank ganz kurzfristigen Kredit gibt, sondern die Rückzahlungstermine der landwirtschaftlichen, langsameren Produktion entsprechend weiter hinausschiebt.

So ist die Raiffeisensche Einzelgenossenschaft eine durchaus selbständige, auf die ländlichen Verhältnisse zugeschnittene Bildung. Sie hat sich denn auch als ländliche Kreditgenossenschaft im größten Maßstabe durchgesetzt und ist in ihrer Eigenart nach jahrzehntelanger Bekämpfung durch die Schulze-Delitzschsche Richtung und dieser nahe stehende Organisationen jetzt als fast allgemein anerkannt anzusehen. Dies gilt auch hinsichtlich des wichtigen Bezugs von Futter- und Düngemitteln, Saatgetreide usw., den sich der Raiffeisenverein neben der Regelung der Kreditverhältnisse zur Aufgabe gestellt hat und der anfänglich als mit dem Wesen eines Darlehnskassenvereins unverträglich ganz besonders heftig befehdet worden war.

Die Ausbreitung des Genossenschaftsgedankens ging anfänglich äußerst langsam vonstatten, obwohl im Rheinland der Landwirtschaftliche Verein für Rheinpreußen schon früh für Raiffeisen eingetreten war. Namentlich war es die unbeschränkte Haftpflicht, vor der die Leute zurückscheuten.

Immerhin verbreiteten sich von den 1870er Jahren an die Raiffeisenvereine im Rheinland und den angrenzenden Gebieten mehr und mehr und so konnte Raiffeisen bei seinem Tode auf ein auch äußerlich recht stattliches Werk blicken, war der Bestand seiner Organisation doch etwa 400 Vereine mit 50000

Mitgliedern. Die äußere Entwicklung der von ihm eingeleiteten Bewegung machte aber erst nach seinem Tode die gewaltigen Fortschritte, die zum jetzigen Bestand geführt haben. Allein die engere an ihn angeschlossene Organisation zählte im Jahre 1912 etwa 4400 Raiffeisenvereine und etwa 900 sonstige Genossenschaften (Molkereien, Winzervereine, Kornhäuser) mit ungefähr 500000 Mitgliedern, d. h. nach dem Gesagten 500000 Haushaltungsvorstände.

Wenn von einer engeren Raiffeisenschen Organisation die Rede ist, so deutet dies auf eine etwas anders geartete und von der Raiffeisenschen abweichende Entwicklung eines Teils des ländlichen Genossenschaftswesens hin, und so liegt es in der Tat.

Raiffeisen hatte sich nämlich mit der Schaffung der Einzelgenossenschaft nicht begnügt. Vielmehr hatte er die in der Kleinheit des Vereinsbezirks seiner Genossenschaft — dem wichtigen Fundament erfolgreicher genossenschaftlicher Betätigung — liegende praktische Unmöglichkeit der Vereinzelung klar erkannt und Abhilfe geschaffen. Denn der Geldbedarf und das Geldangebot konnte sich in einer so kleinen Personengemeinschaft wie einer dörflichen Kreditgenossenschaft nicht dauernd ausgleichen. Die Genossenschaft mußte bald unter Geldmangel, bald unter Geldüberfluß, für den geeignete Anlagemöglichkeit nicht stets gegeben war, leiden. Sie bedurfte also einer Ergänzung durch eine Geldausgleichstelle, die gegen angemessenen Zins stets den benötigten Kredit hergab und überschüssige Gelder gegen gute Sicherheit und Verzinsung stets abnahm. Die Geldausgleichstelle, Genossenschaftsbank, schuf Raiffeisen nach einigen anderweitigen Versuchen in der Landwirtschaftlichen Zentral-Darlehnskasse, die er mit einer Reihe von Darlehnskassenvereinen 1876 als Aktiengesellschaft gründete und die er bis zu seinem Tode persönlich leitete.

Ihre Eigenart besteht darin, daß ihre Aktionäre nur Raiffeisenvereine mit unbeschränkter Haftpflicht sind, daß sie ihren Wirkungskreis auf ganz Deutschland erstreckt und ihre Geschäfte, wenn auch durch Filialen, so doch unmittelbar mit ihren Aktionärvereinen vollzieht. Sie ist also zentral organisiert.

Entsprechend der Ausbreitung der Raiffeisenvereine dehnte sich auch der Geschäftsverkehr der Landwirtschaftlichen Zentral-Darlehnskasse immer mehr aus. Ihr anfängliches Aktienkapital von 500000 Mark beziffert sich gegenwärtig auf 10000000 Mark. Ihr Umsatz, der beim Tode Raiffeisens etwa 4 Millionen Mark betrug, belief sich 1912 auf 1239 Millionen Mark.

Neben dieser wirtschaftlichen Zusammenfassung der Raiffeisenvereine in der Landwirtschaftlichen Zentral-Darlehnskasse schuf Raiffeisen noch eine weitere gemeinschaftliche Einrichtung, nämlich eine „Anwaltschaft" zur Überwachung und Beratung der Vereine und zur Wahrnehmung der gemeinschaftlichen Interessen. Dieser 1877 gegründete Anwaltschaftsverband, der jetzt Generalverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland heißt, umfaßte damals etwa 50, gegenwärtig etwa 5300 Genossenschaften.

Ist dies die Entwicklung der engeren Raiffeisenschen, der „Neuwieder" Organisation, so war diese nicht die einzige auf „Raiffeisen" zurückgehende genossenschaftliche Entwicklung. Denn ohne Anschluß an seine Zentralinstitute, aber unter größerer oder geringerer Billigung seiner Grundsätze für die Einzelgenossenschaft kamen noch zu seinen Lebzeiten Genossenschaftsgründungen in weiten Teilen des Reiches zustande. Vor allem die Betonung des christlichen Charakters seiner Schöpfungen stieß manche interessierte Männer ab und ließ sie Sonderorganisationen schaffen. So entstanden, namentlich unter Führung des erst in diesen Tagen verstorbenen Generalanwalts Haas, in fast allen Bundesstaaten und Provinzen Einzelorganisationen, die sich zwar in dem Aufbau der örtlichen Genossenschaft mehr oder weniger auf die Raiffeisenschen Ideen stützten, aber begrenzte, nicht über ganz Deutschland sich erstreckende Oberinstanzen besitzen. Man nennt sie nach dem früheren Wohnsitz ihres hervorragendsten Vertreters und Führers Haas meist noch jetzt die „Offenbacher" Genossenschaftsrichtung. Im Jahre 1905 ist übrigens eine wesentliche Annäherung der beiden Richtungen durch ihren Zusammenschluß im Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften erfolgt, der seitdem allein etwa 15000 Spar- und Darlehnskassenvereine umschließt.

Angesichts einer Zusammenfassung so außerordentlich großer Teile der ländlichen Bevölkerung in den örtlichen Raiffeisenvereinen — nicht nur der Landwirte, auch der Handwerker, Beamten, Lehrer, Geistlichen usw. — muß die volkswirtschaftliche Bedeutung des Werkes, das Raiffeisen geschaffen hat, ins Auge fallen. Die Statistik belegt denn auch im einzelnen diese Auffassung. So betrug allein 1911 in der engeren Raiffeisenschen Organisation, im Generalverband, der Jahresumsatz von 4165 Raiffeisenvereinen nicht weniger als 1293 Millionen Mark. Bei diesen Vereinen waren 564 Millionen Mark als Spargelder und Guthaben in laufender Rechnung angelegt und sie hatten 478 Millionen Mark als Darlehen und Kredite in laufender Rechnung an Mitglieder ausgegeben. Der Bezug der Vereine an Waren für ihre Mitglieder (Futter- und Düngemittel usw.) machte 46 Millionen Mark aus.

Rechnet man hinzu, daß diese Vereine einen Reserve- und Stiftungsfonds von 20 Millionen Mark angesammelt haben und dies, trotzdem sie nicht auf Gewinn, sondern auf die bestmögliche Versorgung der Mitglieder ausgehen — daher auch der Jahresreingewinn von allen zusammengerechnet nur 1,9 Millionen Mark ausmacht — so ist der eminente wirtschaftliche Nutzen der Raiffeisenschen Schöpfung unverkennbar. Es darf ferner nicht übersehen werden, daß sich die Raiffeisenvereine und ihre im gleichen Geist arbeitende Zentral-Darlehnskasse stets nicht nur möglichst niedriger, sondern auch möglichst gleichbleibender Zinssätze befleißigen und damit der Landbevölkerung die lästigen Schwankungen des Geldmarktes möglichst ersparen. Kurz, allein die wirtschaftliche Betätigung und die Erfolge dieser Organisation lassen es fast undenkbar erscheinen, daß unsere Landbevölkerung noch vor wenig Jahrzehnten

sich ohne sie hat behelfen müssen. Es ist nicht exakt nachzuweisen, aber kann wohl als zweifellos angesehen werden, daß ein wesentlicher Teil des Aufschwungs, den die deutsche Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten genommen hat, dem Genie Raiffeisens zu danken ist.

Die begeisterte, dankbare Hingabe, mit der Hunderttausende an diesem Mann und seinem Werke hängen und die in geradezu überwältigender Weise auf fast allen Tagungen der Raiffeisenschen Organisation zum Ausdruck kommt, läßt sich aber durch diese wirtschaftlichen Leistungen der Organisation nicht allein erklären. Es ist kein zufälliger, sondern ein integrierender Bestandteil seines Werkes, daß nicht nur wirtschaftliche Erfolge, sondern daß geistig-sittliche Hebung der zugehörigen Bevölkerung der Endzweck Raiffeisenscher Arbeit ist. Daher die freudige Mitarbeit von Tausenden von Geistlichen und Lehrern beider Konfessionen ohne jedes Entgelt. Daher die Durchdringung des ganzen Dorflebens mit genossenschaftlichem Geist. Daher die stete Bereitschaft der sonst fast immer fehlenden Mittel für gemeinnützige Zwecke, Wohlfahrtsanstalten aller Art. Der Raiffeisenverein, richtig geleitet, zeigt eben eine geradezu universale Anpassungsfähigkeit an alle dörflichen Aufgaben. So finden wir ihn nicht nur als Dorfbank mit ihren beiden Seiten, der Darlehnskasse und der Sparkasse, sondern auch als Veranstalter von Familienabenden, belehrenden Vorträgen, als Stifter von Volksbibliotheken, Krankenpflegeanstalten, Kleinkinderschulen usw.

Zugleich erfüllt er wichtigste soziale Funktionen. Durch den Zusammenschluß von Reich und Arm hebt er nicht nur die Schwachen wirtschaftlich, sondern auch sozial. Er dient dazu, den Kastengeist in seiner starken und unerfreulichen Ausprägung auf dem Dorfe zurückzudrängen und auch in dieser Richtung „Glück auf das Land zu tragen".

Vergegenwärtigt man sich auf Grund einer auch nur so flüchtigen Darstellung wie der vorstehenden das Wirken des Mannes, auf den die ganze ländliche Genossenschaftsbewegung zurückzuführen ist, so muß man zu ehrlichem Respekt vor ihm gelangen und darüber hinaus auch zu aufrichtiger Sympathie. Denn Raiffeisen, Vater Raiffeisen, wie ihn seine Anhänger zu nennen pflegen, ist bei aller Schlichtheit und persönlicher Bescheidenheit ein ganzer, ein großer Mann gewesen, den wir zu den führenden Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts zu rechnen haben. Er verdient es, daß sein Werk über den Kreis seiner Organisation hinaus bekannt und dem deutschen Volk als eines der schönsten Produkte germanisch-christlichen Geistes vertraut wird.

Die Engländer in Indien

Von Nadir

(Schluß)

Angesichts der vielen Angriffe, welche immer wieder von mehr oder weniger sachverständiger Seite gegen das englische Regime in Indien gerichtet werden, sollte man sich einmal die Frage vorlegen, ob das indische Volk sich in einer besseren ökonomischen Lage befinden oder wenigstens mit seinem Los zufriedener sein würde, wenn die englische Invasion ausgeblieben wäre. Persönliche Zufriedenheit und gute ökonomische Lage sind ja an sich zwei ganz verschiedene Dinge. Ein echter Afghane wird fast immer das ärmliche, aber freie Leben in seinen rauhen Bergen der glänzendsten Knechtschaft an indischen Fürstenhöfen vorziehen. Für die in dem indischen Tiefland zusammengedrängten Menschenmassen ist aber die Nahrungsfrage von so ausschlaggebender Bedeutung, daß jede andere Sorge, jedes andere Interesse dagegen verschwinden muß. „Gib uns Frieden, damit wir unserer Arbeit nachgehen können, damit wir die Früchte unseres Fleißes nicht in Raub und Plünderung verlieren und unsere Götter nach der Weise unserer Väter ehren können," damit hat man eigentlich alles genannt, was die Masse des indischen Volkes von einer guten Regierung erwartet.

Wie aber steht es mit der Erfüllung dieser Wünsche in den heute noch von Orientalen regierten Gebieten? Persien z. B. ist sicherlich ein von der Natur reich bedachtes Land. Um zu Glück und Wohlstand zu gelangen fehlt ihm eigentlich nichts als eine starke und verständige Regierung. Und wie sieht es tatsächlich dort aus? Nicht genug, daß die Regierung nichts für das allgemeine Wohl tut, nicht genug, daß die Bevölkerung unter der Last der ungerechten Steuern, der parteilichen und bestechlichen Gerichte seufzt; nicht einmal die primitivsten Forderungen staatlichen Lebens werden erfüllt. Ungestraft ziehen Räuberbanden durch das Land, plündern und brandschatzen die Dörfer, martern und töten die Einwohner. Sind die Räuber endlich abgezogen, so kommen (beileibe nicht früher) die Regierungstruppen und plündern und brandschatzen noch einmal, „weil die Bevölkerung den Räubern Vorschub geleistet hat." In den ewigen Kriegen und Aufständen werden die sogenannten Schlachten zu lächerlichen, unbedeutenden Schießereien; die Hauptsache bei der Kriegführung

bleibt das Ausplündern friedlicher Städte und Dörfer.*) Nichts läßt darauf schließen, daß es in Indien ohne Eingreifen der Engländer heute viel besser aussähe. Einigen wenigen erleuchteten Monarchen rühmen die eingeborenen Geschichtsschreiber zwar nach, daß sie Ruhe, Ordnung und Wohlstand über ihr ganzes Reich verbreitet hätten. Aber lange dauerten solche Glanzepochen nie. Zu Akbars Zeiten war das Großmogulreich vielleicht das bestregierte Land der Welt, aber schon unter seinen unmittelbaren Nachfolgern ging es wieder schnell bergab. Dschehangir und Schah Dschehan blendeten zwar noch das Urteil fremder Besucher durch den Glanz ihrer Hofhaltung und die Zahl ihrer Truppen. Aber während in Delhi Üppigkeit und sinnlose Verschwendung herrschte, floh in den Provinzen das zur Verzweiflung getriebene Volk in die Wälder und zu den unabhängig gebliebenen Gebirgsstämmen; und das Chaos, welches auf des Großmoguls Aurangzibs Tod (1707) folgte, läßt sich höchstens mit den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges vergleichen. Ohne Eingreifen der Engländer wäre Indien also heute noch höchstwahrscheinlich ein Land ohne Kunststraßen, ohne Eisenbahnen, ohne ein planmäßiges Kanal- und Bewässerungssystem. Es wäre ein von religiösen und politischen Kämpfen zerrissenes, von periodischen Seuchen und Hungersnöten heimgesuchtes Völkerchaos. England nahm schon in den Anfängen seiner Herrschaft über Indien großzügige Straßenbauten in Angriff. Bereits 1849 wurde die erste Eisenbahn eröffnet. Heute besitzt Indien ein dichtes Netz vorzüglicher Kunststraßen, Eisenbahnen in Länge von 51500 Kilometer (1910) und nicht weniger als 71000 Kilometer Bewässerungskanäle (davon 23500 Kilometer Hauptkanäle, welche zum Teil auch der Schiffahrt dienen, der Rest Verteilungsarme, 1908). Nur mit Hilfe dieser großartigen Anlagen ist es heute möglich, für die schnell anwachsende Bevölkerung**) in dem alten Kulturlande neue Existenzbedingungen zu schaffen. Jahr für Jahr finden Tausende von Familien neue Heimstätten in den durch künstliche Bewässerung dem Ackerbau erschlossenen Wüsten***) oder in den durch Trockenlegung und Entwaldung urbar gemachten Flußdeltas.†)

*) In der von unaufhörlichen Kämpfen heimgesuchten persischen Provinz Mazanderan kam ich einmal mit einem alten Bauern ins Gespräch. Ich kam von Teheran, darum war der Alte begierig zu erfahren, ob von dort neue Kämpfe drohten. Ich gab ihm Auskunft, so gut ich konnte. Schließlich meinte er ganz melancholisch: „Was fragen wir danach, ob uns Mehemed-Ali oder Ahmed-Schah regiert. Wenn Gott bloß Frieden gäbe. Denn wenn die großen Herren Krieg führen, so sind es immer nur wir Bauern, die die Zeche bezahlen müssen.

**) In den zwanzig Jahren von 1881 bis 1901 vermehrte sich die Bevölkerung Indiens von 254 Millionen auf 294 Millionen, also um volle 40 Millionen.

***) Im Pendschab wird den großen Flüssen Sadletsch, Dschelum usw. soviel Wasser zu Irrigationszwecken entzogen, daß zeitweise nicht mehr ein Tropfen den Indus erreicht.

†) Zum Beispiel in den Sunderbans, dem gemeinsamen Delta des Ganges und Brahmaputra, das noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dicht bevölkert war; große Überschwemmungen, im Verlaufe derer der Ganges seine Hauptmündungen beträchtlich nach Osten verschob, verwandelten später das Land in ein undurchdringliches, menschenleeres Sumpf-

Gewiß schaffen die Engländer diese großen Kulturwerke nicht, um den Indern einen uneigennützigen Dienst zu erweisen, sondern sie verfolgen damit in erster Linie ihre eigenen Interessen. Das in Indien angelegte englische Kapital trägt gute Zinsen. Eisenbahnen verzinsen sich durchschnittlich mit 5,77 Prozent (1907), Bewässerungsanlagen sogar mit 8,67 Prozent (der Eastern Jumma Canal mit 28,47 Prozent, 1907). Aber Indien hätte nie die etwa 350 Millionen Pfd. Stl., welche in indischen Eisenbahnen und Kanälen angelegt worden sind, aus eigener Kraft aufgebracht und, wenn es diese Summe als Anleihe erhalten hätte, wäre es nie imstande gewesen, sie so zweckmäßig und ökonomisch anzulegen. Das kolonisatorische Geschick der Engländer liegt eben nicht so sehr in der Art, wie sie fremde Völker regieren (obgleich auch auf diesem Gebiete keine andere moderne Kolonialmacht die Engländer erreicht), sondern wie sie die Hilfsquellen der neugewonnenen Länder in nationaler Weise erschließen und das Kolonisieren zu einem gewinnbringenden Unternehmen machen. Römer und Spanier betrachteten ihre Kolonien nur als Geldquelle und erwarteten, daß diese ohne eigene Arbeit ununterbrochen weiterfließen würde. Die Engländer eigneten sich nach anfänglichen Mißgriffen bald den Standpunkt des klugen Kaufmanns und geschickten Industriellen an. Sie wissen heute, daß man nur dann auf guten und anhaltenden Verdienst rechnen kann, wenn man beträchtliche Summen in sein Unternehmen „hineingesteckt" hat. Jede wirkliche tüchtige Leistung wird, auch wenn sie nur in eigennütziger Absicht vollbracht wurde, automatisch zu einem Verdienst um die Allgemeinheit. Durch Schaffung gewaltiger Verkehrsanlagen, durch Erschließung von Wüsten und Sümpfen suchten die Engländer Verzinsung für ihre Kapitalien, und der Erfolg war, daß für Millionen von Menschen neue oder bessere Existenzbedingungen geschaffen wurden. Wo heute die von den großen Flüssen genährten blinkenden Wasseradern das ehemals wüste Land durchziehen, da hat die schlimmste Geißel Indiens, die Hungersnot, ihre Schrecken zum größten Teil verloren; denn selbst in regenarmen Jahren pflegt die künstliche Bewässerung zur Erzielung einer mittleren Ernte zu genügen. Die große Organisation zur Bekämpfung der Hungersnot, das „famine relief" wäre aber ohne die modernsten Verkehrsmittel gar nicht denkbar. In Deutschland erhebt man häufig schwere Vorwürfe gegen England wegen dieser periodischen Hungerepidemien, spricht aber wenig von den Maßregeln, die zu ihrer Bekämpfung getroffen werden. Ich glaube, mancher würde sein schnell gefälltes Urteil mildern, wenn er wüßte, was „famine relief" ist. Ich möchte daher mit einigen Worten darauf eingehen.

* * *

dickicht. Heute wird wieder systematisch an der Urbarmachung des einst so fruchtbaren Gebietes gearbeitet. Handelt es sich doch um eine Fläche, welche an Ausdehnung die Provinz Hannover beträchtlich übertrifft und durchweg drei Reisernten im Jahre bringt.

Hungersnöte hat es zu allen Zeiten in Indien gegeben. Ihre Ursache ist fast immer das Ausbleiben der in normalen Jahren Mitte Mai einsetzenden Monsunregen. Von dieser Regenperiode hängt nicht nur das Gedeihen einer einzigen Ernte (in Indien wird zwei- bis dreimal im Jahre geerntet), sondern auch die Speisung der kleineren Wasserläufe, der Brunnen und „Tanks" ab, welche zur Bewässerung der Felder während der regenlosen Monate dienen. Wenn man nun bedenkt, welche ungeheuren Menschenmengen in den großen Flußebenen Indiens zusammengedrängt sind, wenn man ferner bedenkt, daß diese Massen auch in normalen Jahren nur gerade ihr Leben fristen können und Vorräte an Geld und Lebensmitteln fast nie besitzen, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, welche Katastrophen das Ausbleiben des Monsuns zur Folge haben muß. Früher, als es noch keine Eisenbahnen in Indien gab, blieb den von einer Mißernte betroffenen Leuten eigentlich keine andere Wahl, als rechtzeitig auszuwandern oder Hungers zu sterben. Mochte auch in anderen Teilen des weiten Landes die Ernte gut geraten sein, es gab keine Möglichkeit, die überschüssigen Lebensmittel durch das weithin verdorrte, wasserlose Land bis in die Zentren der Hungersnotbezirke zu bringen. Seit es Eisenbahnen, Straßen und Kanäle in Indien gibt, hat sich das alles geändert.

Meist werden nur einzelne, begrenzte Teile Indiens von Mißwachs betroffen, so daß das Land im ganzen genommen selbst in schlechten Jahren mehr Lebensmittel produziert, als der eigene Bedarf erfordert. Theoretisch besteht also die Möglichkeit, jeden Hungersnotbezirk ohne Einfuhr vom Ausland mit den nötigen Lebensmitteln zu versorgen. Nun kann den Hungerleidenden das billigste Brot nichts nützen, weil es ihnen an Geld fehlt, um es zu kaufen*). Hier setzt nun die englische Regierung mit den sogenannten „famine relief works" ein, d. h. sie schreibt Notstandsarbeiten für die Bevölkerung aus. Der Umfang dieser Arbeiten — es handelt sich meist um Straßen- und Kanalbauten, also dem Gemeinwohl zugute kommende Arbeiten — richtet sich ganz nach der Zahl der Leute, welche Arbeit suchen. Damit der ganze Apparat im Notfall sofort zu spielen beginnt, ist alles wie ein Mobilmachungsplan vorbereitet. Für jeden „famine district" ist ein englischer Aufseher in Aussicht genommen; die Pläne für die Notstandsarbeiten sind in besondere Karten eingezeichnet; für jeden Bezirk liegt ein Fond bereit, der die Auslagen der ersten Tage deckt; kurz es bedarf bloß des Stichwortes und jeder Beteiligte weiß, was er zu tun hat. Jede Person, die an den öffentlichen Arbeiten teilnimmt, erhält entweder eine Tagesportion in natura, oder so viel Geld, daß sie sich nach dem Stand der Lebensmittelpreise für einen Tag ihre Nahrung kaufen kann. Nur wer arbeitet, wird unterstützt; ausgenommen sind nur Kranke, Arbeitsunfähige und — als einzige Konzession an

*) In dem Bezirk Dinajpur (nördl. Kalkutta) brach 1907 eine Hungersnot aus. Trotzdem waren dort die Lebensmittelpreise niedriger, als im Vorjahre, welches eine sehr gute Ernte zu verzeichnen hatte. Der Überschuß aus anderen Gegenden glich eben den Ausfall aus.

die Landessitte — Frauen so hoher Kaste, daß sie ihre Wohnungen nicht verlassen können (da diese eher in ihren Häusern verhungern würden, als sich in der Öffentlichkeit zu zeigen).

Es gibt also zwei große Prinzipien:

1. Jedermann, der sich zur Arbeit stellt, bekommt Arbeit und Nahrung. Es heißt also nie: „Mehr Arbeiter können wir nicht bezahlen, es ist kein Geld mehr da"; sondern das nötige Geld wird grundsätzlich beschafft, sei es durch Anleihen, sei es durch Überweisung seitens der Zentralregierung. Verhungern braucht also niemand mehr.

2. Nur wer arbeitet, erhält eine Unterstützung (mit Ausnahme der oben bezeichneten Fälle). Damit wird der Demoralisation vorgebeugt, welche jede Gratisunterstützung nach sich zieht, und die Garantie gegeben, daß nur wirklich Bedürftige unterstützt werden.

Allerdings findet sich in der energielosen indischen Landbevölkerung stets eine Anzahl von Leuten, welche die Hungersnot als eine Fügung des Himmels betrachten, gegen die es keine Rettung gibt, die daher bei Ausbruch einer Hungersnot jede Hilfe zurückweisen und ohne eine Hand zu rühren, den Tod erwarten. Hier hört aber wohl die moralische Verpflichtung der Behörde auf.

Außer der Überwachung der Notstandsarbeiten gibt es für die Aufsichtsbeamten noch eine Menge anderweitiger Arbeit in einem „famine district": Unterbringung der Kranken und Arbeitsunfähigen in Lazaretten und Verpflegungsstationen, Organisierung des Sanitätsdienstes, um die stets drohende Seuchengefahr zu verringern, Überwachung der Brunnen usw. Ein englischer Aufseher in einem Hungerbezirk ist wahrlich nicht auf Rosen gebettet. Die unablässigen Inspektionsreisen durch Staub und Hitze in einem verdorrten, von Lebensmitteln entblößten Lande stellen die schärfsten Anforderungen an seine Widerstandskraft. Fast das Schlimmste aber ist der dauernde Kampf mit unehrlichen eingeborenen Beamten, die selbst in solchen Zeiten der Not nicht davor zurückschrecken, sich auf Kosten ihrer darbenden Landsleute zu bereichern. Der „famine code", die vortreffliche Vorschrift für den Dienst in Hungersnotbezirken, enthält ein Kapitel, das die üblichen Betrugsmanöver eingeborener Beamten aufzählt. Fast in jeder Auflage erfährt dessen trauriger Inhalt eine Bereicherung. Was würde wohl aus der ganzen Organisation werden, wenn die englische Oberaufsicht fehlte? Die Hilflosigkeit mancher Eingeborenenstaaten gegenüber solchen Katastrophen geben davon eine Vorstellung. Während des Hungersnotjahres 1896 sank die Bevölkerung des Eingeborenenstaates Baroda (nördlich Bombay) um fast 500000 Menschen bei einer Gesamtbevölkerung von rund $2^1/_2$ Millionen. In den meisten anderen Eingeborenenstaaten sank damals die Bevölkerungsziffer ebenfalls. Trotzdem vermehrte sich die Gesamtbevölkerung des Landes von 1891 bis 1901 um 2,45 Prozent und in den unter direkter englischer Verwaltung stehenden Landesteilen um fast 5 Prozent. Ohne Zweifel läßt die Seuchenbekämpfung in Indien noch vieles zu wünschen übrig. Seit

1896 ist die Pest in Indien endemisch und auch die Ziffern der an Pocken und Cholera Gestorbenen erreichen eine erschreckende Höhe*). Man muß aber, um den Engländern gerecht zu werden, nie vergessen, daß die festeingewurzelten Gewohnheiten und die religiösen Gebräuche des Volkes die Haupthindernisse sind, welche die Einführung wirksamer sanitärer Maßregeln bisher verhindert haben. Wer jemals gesehen hat, wie in Benares alltäglich Hunderttausende von Pilgern das „heilige" Gangeswasser schlürfen, dieses Wasser, das von Schmutz und Unrat starrt, in dem Hunderte von faulenden Menschenleichen herabtreiben, der wundert sich nicht etwa über die große Verbreitung der Epidemien in Indien, sondern vielmehr darüber, daß nicht das ganze Volk in einer großen Epidemie zugrunde geht. Wollte aber die englische Regierung diese religiösen Gebräuche aus sanitären Gründen verbieten, so würden sich Millionen von Hindus wie ein Mann erheben, um die Fremden zu vertreiben, die „ihnen den Himmel rauben wollen". In weiten Kreisen Indiens wird noch heute fest an das von den Brahminen verbreitete Märchen geglaubt, die Engländer brächten die Pest ins Land**). Die Versuche, Schutzimpfungen gegen Pocken und Pest einzubürgern, haben vor allem wegen dieses festeingewurzelten Aberglaubens nur geringe Erfolge aufzuweisen. Wer daher unparteiisch prüft, wird sagen müssen, daß die Bekämpfung der Hungersnöte und Seuchen kein Schandfleck, sondern ein Ruhmesblatt in der Geschichte Britisch-Indiens ist.

Wenn aber heute Engländer das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonie so darstellen wollen, als bringe England nur ein selbstloses und im Grunde recht unbequemes Opfer, indem es sich die schwere und verantwortungsreiche Last der Regierung Indiens aufbürde. (siehe Seely: The expansion of England S. 67 und ff.), so kann man nur, um sich milde auszudrücken, mit Gobineau sprechen: Sie besitzen genug Scharfsinn, um ihre Taten vor der Welt zu rechtfertigen. Nein! Kein Volk der Erde ist bei der Verfolgung seiner Interessen so rücksichtslos und für sentimentale Regungen so unzugänglich gewesen, wie die Engländer. Als die englische Regierung die Privilegien der Handelskompagnie vernichtete und die Kolonie in eigene Verwaltung nahm, waren ihre einzigen Beweggründe politische Klugheit und Wahrnehmung der eigenen Interessen. Der englisch-indische Handel und die in Indien angelegten englischen Kapitalien waren eben schon so gewaltig angewachsen, daß ein Verlust der Kolonie nicht nur der Kompagnie sondern der ganzen Nation einen kaum wieder gut zu machenden Schaden verursacht hätte. Wäre die Oberherrschaft über Indien für England nachteilig oder nur eine Last ohne Vorteile, noch

*) Es starben 1905 an Cholera 489 950, an Pest 940 174, an Fieber 4 397 927, an Dysenterie 262 829 Menschen; 1906 an Cholera 688 176, an Pest 296 941, an Fieber 4 431 420, an Dysenterie 296 138 Menschen.

**) Ein englischer Beamter erzählte mir, Leute seines Bezirks hätten ihm einmal folgende Bitte vorgetragen: „Wir wissen, daß ihr Engländer die Pest braucht. Tut uns aber doch wenigstens den Gefallen und sagt uns vorher, wann ihr sie bestellt, damit wir uns rechtzeitig flüchten können."

heute würde der Befehl zur Räumung Indiens erlassen und — mit moralischen und ethischen Gründen vor der Welt gerechtfertigt werden.

Stießen einmal englische und indische Interessen zusammen, so gab stets der Vorteil des Mutterlandes allein den Ausschlag. Ein Beispiel: die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzende Überschwemmung Indiens mit billigen englischen Industrieerzeugnissen, insbesondere Textilwaren, führte zum Ruin des blühenden indischen Handwerks. „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels, die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen Indiens." So urteilten damals englische Schriftsteller (siehe Chamberlain, Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, S. 997)*). Nun ist ja nicht zu leugnen, daß die über das indische Handwerk hereinbrechende Katastrophe auch das ganze europäische Festland heimsuchte (z. B. die schlesischen Weber). Gegen die Gefahren, welche dem Handwerk von der übermächtig werdenden Industrie drohten, gab es eben kein radikales Hilfsmittel. Aber Europa konnte wenigstens durch geeignete Zollmaßnahmen und durch Schaffung einer eigenen Industrie die Schärfe der Krise mildern. England war aber damit nicht gedient, daß Indien sich eine eigene Industrie schuf; die Kolonie sollte das Mutterland mit billigen Rohprodukten und landwirtschaftlichen Erzeugnissen versorgen und dafür ihre Bedürfnisse an Industrieprodukten möglichst im Mutterland decken.**) Darum dachte man nicht an eine Milderung der wirtschaftlichen Umwälzung, sondern hintertrieb mit allen Mitteln das Entstehen einer indischen Industrie. Die brotlos gewordenen Handwerker wurden in das ohnehin überfüllte landwirtschaftliche Gewerbe hineingetrieben, wodurch das allgemeine Elend noch vermehrt wurde. Bis auf den heutigen Tag ist die Industrialisierung Indiens künstlich hintenangehalten worden. Erst in neuerer Zeit hat eine starke Agitation gegen diese Bevormundung eingesetzt, die sogenannte „Swadeschi-Bewegung". Diese bezweckt, Indien durch Schaffung einer einheimischen Industrie allmählig von der fremden Einfuhr unabhängig zu machen. Zeitweise war die Begeisterung für diesen Plan sehr groß. Reiche Inder aller Stände zeichneten bedeutende Summen für die ins Leben zu rufenden Unternehmungen. Die erwarteten großen Erfolge sind indessen bisher ausgeblieben. Zunächst mußte man ohne Zollschutz gegen eine übermächtige

*) Kobden rühmte es damals als ein Verdienst der englischen Industrie, daß die Maschinenwebereien Manchesters die Werkstätten der indischen Weber geschlossen hätten.

**) Man muß nicht vergessen, daß das fast wie ein Evangelium verkündigte Freihandelsprinzip nur deshalb das Wirtschaftsideal der Engländer wurde, weil die englische Industrie damals die Welt beherrschte und daher der Freihandel bloß billige Löhne, aber keine unangenehme Konkurrenz brachte. Angesichts des Emporkommens der deutschen und amerikanischen Industrie verwandelt sich dieses einst als unantastbar angesehene Ideal in sein gerades Gegenteil, das protektionistische System. Wenn heute die „protection bill" noch keine Aussicht auf Annahme im englischen Parlament hat, so liegt das nicht an prinzipiellen Bedenken, sondern an den praktischen Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung des Planes entgegenstellen.

Konkurrenz ankämpfen. Ferner beging man den Fehler, ohne geeignete technisch geschulte Kräfte an die Arbeit zu gehen. Mancher Angestellte verfiel endlich in den alten orientalischen Erbfehler, zunächst für die eigene Tasche zu sorgen. So konnten schwere Verluste nicht ausbleiben. Wenn ich dem Urteil eines englischen Bankdirektors in Bombay trauen darf, so sieht man heute in der Swadeschi-Bewegung keine Gefahr mehr für die englische Einfuhr. Mein Gewährsmann behauptete, er kenne die eingezahlten Kapitalien und die jährlichen Unterbilanzen vieler Swadeschi-Unternehmungen und könne an der Hand dieser Zahlen genau den Zeitpunkt ihres unvermeidlichen Zusammenbruches vorherbestimmen. Nur wirksame Industriezölle, wie sie z. B. Australien zum Ärger Englands schon längst besitzt, könnte die Swadeschi-Unternehmungen lebensfähig machen. Diese den eigenen Export schädigenden Zölle wird aber wohl keine englische Regierung der Kolonie bewilligen. Indien wird daher wohl noch für lange Zeit der englischen Industrie zinsbar bleiben. Der oben genannte Seely hebt es zwar rühmend hervor, daß England keinen Tribut von Indien erhebt. Gewiß, die äußere Form des Tributs, einer Zahlung, zu der der Sieger den Besiegten ohne Gegenleistung zwingt, ist vermieden. Aber der Sache nach bleibt es sich gleich, ob Indien seinen Tribut an die englische Regierung oder an die englische Industrie zahlt. In beiden Fällen geht Geld aus dem Lande, das dort verbleiben würde, wenn es keine fremde Regierung gäbe und Indien in der Lage wäre, seine Zollgesetzgebung seinen eigenen Interessen entsprechend zu gestalten.

Jeder englische Beamte, welcher 25 Jahre im „Indian civil service“ gedient hat, erhält zu Lasten des indischen Budgets eine Pension von 1000 Pfund, d. h. über 20000 Mark, also mehr wie ein deutscher Reichskanzler a. D. Gehälter von 100000 bis 200000 Rupien (136000 bis 272000 Mark) sind für englische Beamte in indischen Diensten keine Ausnahme. Schon mit diesen Gehältern und Pensionen fließt ein ununterbrochener Strom baren Geldes aus dem armen Indien nach dem reichen England. Für die vielen englischen Kolonialkriege in Afrika und Asien hat Indien stets mit Geld und Truppensendungen beisteuern müssen. Ferner wird das indische Budget mit großen Ausgaben für politische Agitationszwecke belastet. Die Subventionen, welche England dem Sultan von Maskat und dem Emir von Afghanistan zahlt, stammen z. B. aus dieser Quelle. Mit den Interessen der Bewohner Indiens haben diese Ausgaben wenig oder nichts zu tun; sie dienen lediglich dem englischen Imperialismus. Daß die Inder sich nicht als Vorspann für die englische Weltpolitik benutzen lassen wollen, kann man ihnen schließlich nicht verdenken. Und doch hieße es, das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man denjenigen Recht geben, welche für Indien alles Heil von der Abschüttelung der englischen Herrschaft erwarten. Die Begründung dieser meiner Ansicht möchte ich mir für einen anderen Aufsatz vorbehalten.

Zu Jean Pauls hundertundfünfzigstem Geburtstag

(21. März)

Von Dr. Karl Freye in Berlin-Friedenau

Vor zehn Jahren fragte mich ein praktisch gerichteter, aber durchaus gebildeter Mann: ob Jean Paul nicht ein französischer Schriftsteller sei? Gerade in den letzten Jahren ist der Dichter zweifellos wieder bekannter geworden; aber ich fürchte, ich fürchte: möglich wäre jene Frage auch heute noch.

Wie ist das erklärbar? Wie kann ein Autor, dessen Ruhm einst dem seiner Zeitgenossen Schiller und Goethe gleichkam, so sehr verschollen sein, daß Schriftsteller geringeren Ranges — denken wir an Hauff oder Zschokke — seinen Ruhm im Volk um das Zehnfache übertreffen? Es ließe sich eine kurze Antwort darauf geben: weil der Schulunterricht meist nicht einmal seinen Namen erwähnt. Aber im Grunde ist das ja noch keine Antwort; sondern auch da fragen wir wieder: warum?

Nun, es gibt ja Modeerscheinungen; unverdienter Ruhm wird ja oft später durch gänzliche Vergessenheit bestraft. Und so könnten wir denn als Versuch der Begründung eine ganze Reihe von Vorwürfen ausgraben, die man gegen Jean Paul gerichtet hat: er soll ein Blender gewesen sein; seine Werke sollen zwar von schönen und geistvollen Stellen wimmeln, aber jedes einheitlichen Plans entbehren; er soll sich nicht haben in Zucht nehmen können; seine Bücher sollen dunkel und verworren sein, und die eigentliche Kraft, die einem Dichter dauernde Wirkung verschafft, soll ihm fehlen, die Kraft der Gestaltung. Was er in seiner willkürlichen Art angriff, das sollen uns andere reiner und besser gegeben haben, und es soll deshalb nutzlos sein, ihn wieder ausgraben zu wollen. In der Tat, diese Vorwürfe sind viel weiter verbreitet als die Kenntnis Jean Paulscher Schriften; sicher gibt es mehr Deutsche, die zu wissen glauben, daß man Jean Paul nicht lesen könne, als solche, die ihn gelesen haben. Ist diese Meinung berechtigt? Oder — falls sie es nicht sein sollte — wie konnten diese Gerüchte aufkommen und sich festsetzen?

Falls Jean Paul eine Modeerscheinung war — wodurch hat er denn seinen Zeitgenossen gefallen? Es wird darauf in der Regel geantwortet: durch seine Sentimentalität und durch die „schönen Stellen" seiner Werke. Nun, daran ist sicher Wahres. Gerade die sentimentalen Schriften haben Erfolg gehabt; den meisten Ruhm unter allen Büchern Jean Pauls hat der forciert sentimentale „Hesperus" errungen, über dessen Wert sich immerhin streiten läßt. Ja, es gibt sogar kleinere Arbeiten Jean Pauls, die nichts als ungesunde Künstelei sind, während sie doch zu ihrer Zeit ihr Publikum fanden. Und wirklich hat man gerade aus Jean Pauls Werken mit Vorliebe die schönen Stellen ausgezogen, man hat sie in bändereichen und vielgelesenen Sammlungen gesondert herausgegeben, und bis auf den heutigen Tag ist diese Art von Jean-

Paul-Liebhaberei nicht ganz abgekommen. Fraglos hat also der Dichter und der Denker Jean Paul Schwächen gehabt. In ihm waren Zeitelemente, die veralten können; er gefährdete wirklich seine Werke dadurch, daß es ihm auf einzelne Stellen allzusehr ankam, oder daß er etwa an sich gute Gedanken unorganisch mitten in den Zusammenhang seiner Schriften hineinstellte. Und allerdings: wenn er diesen Gefahren erlegen ist, dann kann er keine Zukunft mehr haben. Aber damit haben wir doch noch nicht das letzte Wort gesprochen. Denn es bleibt doch die Frage: wußten denn die Zeitgenossen, bei denen Jean Paul Mode wurde, auch wirklich das beste an ihm zu schätzen? Schon hier dürfen wir nein sagen: denn beispielsweise Jean Pauls schönstes Werk, die „Flegeljahre", hat bis zum Tode des Dichters keine zweite Auflage erlebt; und wenn auch die gesunden Jean-Paul-Liebhaber hier frühzeitig sein bestes fanden, die eigentliche Jean-Paul-Mode beruhte nicht auf solchen Werken. Gegen jene Art aber, die schönen Stellen seiner Werke gesondert zu lesen, hat sich der Dichter selbst verschiedentlich in der gröbsten und schärfsten Weise ausgesprochen und sein Urteil darüber in seiner Sprache folgendermaßen zusammengefaßt: „Die poetische Seele läßt sich nur am ganzen Körper zeigen, aber nicht an einzelnen, von ihr belebten Fußzehen und Fingern, welche etwa ein Beispielsammler ausrisse und hinhielte mit den Worten: Seht, wie regt sich das Spinnenbein!"

Eine so klare Äußerung bringt uns nun gleich auf den zweiten Punkt der Diskussion: Jean Paul hatte also offenbar einen sehr scharfen kritischen Blick — und dieser selbe Mann soll sich nicht in Zucht genommen, soll seine eigenen Schwächen niemals zu tilgen versucht haben? Er soll sich — wie die Rede geht — sein Leben lang selbst alle Freiheit gelassen, seine Werke ohne Plan und Ziel geschrieben haben, er soll eine schriftstellerische Entwicklung nie besessen, ja nie erstrebt haben? So wenig wir leugnen wollen, daß Jean Paul bei der genialen Vielseitigkeit seiner Anlagen Schwächen besaß, die völlig nicht auszurotten waren — gerungen hat er um seine Entwicklung, so heiß er es nur vermochte. Die dichterische Tätigkeit für seine höchsten Ziele war ihm geradezu eine heilige Aufgabe; und mit der größten Gewissenhaftigkeit suchte er seine ästhetischen Erkenntnisse in seiner praktischen Tätigkeit zu verwerten. Nur Unwissende können das bestreiten. Jean Pauls Werke bieten uns nach ihrem geistigen Gehalt und ebenso nach ihrer Form eine imponierende Entwicklung. Man halte neben die subjektiven, willkürlichen, verwirrenden, überschwänglichen frühen Romane die objektiven, sonnigen, gesunden „Flegeljahre" oder die derben und knappen komischen Werke der späteren Zeit („Katzenbergers Badereise"), um die Entwicklung einleuchtend zu machen. In der Tat darf man sagen: Jean Paul erreichte den Grad von menschlicher und künstlerischer Reife, der ihm vom Geschick als höchste Möglichkeit gegönnt war.

Auch als Stilist hat Jean Paul eine Entwicklung gehabt. Gerade wegen des Stiles hat man ja seine Schriften oft dunkel und unlesbar genannt, und gewiß kann man auch hier die großen Schwächen nimmermehr fortleugnen.

Gewiß, seine Schreibart war von vornherein manieriert. Aber auch über Jean Pauls Stil sind ganz falsche Gerüchte im Umlauf; denn einmal blieb er sich keineswegs im Lauf der Jahre gleich, sondern er entwickelte sich aus wunderlichen Geschmacklosigkeiten immer mehr zur Prägnanz; und dann ist Jean Pauls Schreibart überhaupt nie Produkt verschrobener Sorglosigkeit gewesen, sondern ihre etwaigen Mängel beruhten auf falschen theoretischen Prinzipien. Auch hier war der Dichter nämlich keineswegs ein kritikloser Sonderling, wie Unwissende meinen. Vielmehr arbeitete gerade er wie kaum ein zweiter Prosaschriftsteller an seinem Stil; er selbst sagt: „Ich habe meine Prosa mit einer Achtsamkeit und Schärfe bearbeitet, als andere ihre Verse kaum." Und wenn auch das Produkt dieser Arbeit seltsam mit Übertreibungen durchsetzt war, so sind doch die Vorzüge der Schreibart Jean Pauls so unendlich viel wesentlicher, daß wir ihn geradezu einen Meister des Stils nennen dürfen. Das größte Können des Dichters liegt nämlich darin, daß er seinen Stil dem geplanten Grundcharakter jedes Werkes, ja jeder Szene, jeder dargestellten Person anzupassen vermag. Seine Manier ist nicht die eintönige der Armut. So hat er denn auch seinen Überfluß von poetischen und witzigen bildlichen Ausdrücken keineswegs wahllos über seine Schriften ausgeschüttet (wie das Gerücht geht), sondern stets solche zu brauchen gesucht, die zu der Grundstimmung des Werkes in innerer Beziehung standen. Mag Jean Pauls so ganz und gar persönlicher Stil zunächst stutzig machen und manchen bei dem ersten Annäherungsversuch sogar zurückschrecken — wer tiefer eingedrungen ist, wird den Dichter gerade auf diesem Gebiet bewundern.

Wortwahl und erweckte Stimmung sind für Jean Paul Hauptmittel der poetischen Gestaltung. Man hat einen guten Ausdruck dafür gefunden, wenn man einmal gesagt hat, daß er die Atmosphäre seiner Menschen vermittle. Nicht immer dagegen gelingt es ihm, Situationen und Personen rein äußerlich anschaulich zu machen. Schwerlich wird irgend jemand genau angeben können, wie einer der intim geschilderten Helden Jean Pauls — etwa der derbe Dr. Katzenberger — von Gestalt aussehe. Es heißt aber den Begriff dichterischer Gestaltung einseitig verengern, wenn man sie überall mit äußerlich sichtbarer Anschaulichkeit gleichsetzen will. Sind etwa Siebenkäs und Lenette im „Siebenkäs", Walt in den „Flegeljahren" nicht dichterisch erfaßt und gestaltet? Schon eher könnte man zweifeln, ob Jean Paul seine „hohen Menschen", wie Emanuel im „Hesperus", wirklich dargestellt habe. Er dichtet eigentlich mehr über sie, er besingt sie. Trotzdem wäre es ganz falsch, wenn man hier von einem Mißlingen sprechen wollte. Ist etwa Hölderlins Hyperion in demselben Sinn eine Gestalt wie Goethes Götz von Berlichingen? Hymnische Erhebung ist noch nicht gehaltlose Verblasenheit. Jean Pauls Gebiet ist weit, und wer ihm überall gerecht werden will, der muß vielfältig aufnahmefähig sein.

Allerdings, mancher, der sich an Jean Paul versucht, gelangt gar nicht so weit, daß er in den Werken eine Handlung oder Gestalten fände. Er entdeckt den Kern nicht vor den äußeren Zutaten; und jener Vorwurf, Jean Paul

könne nicht gestalten, ist großenteils auch dadurch entstanden, daß der Dichter wirklich häufig seine Gestalten und Handlungen durch Extrablätter, eingeschobene Vorreden, Postskripte usw. schwer schädigt und verdeckt.

„Ach, wie so gerne, Jean Paul, pflück' ich deine herrlichen Früchte,
Hab' ich glücklich den Zaun blühender Hecken passiert" —

klagt schon Grillparzer. Wie sollten wir auch in diesem Punkt Jean Pauls große Fehler totschweigen können! Aber wieder und wieder muß betont werden, daß jene Zutaten glücklicherweise meist nur rein äußere Anhängsel sind, die gestrichen werden können, ja, die Jean Paul in reifen Jahren selbst von den früheren Dichtungen bei einer Neuausgabe zu sondern gedachte. Auch hier muß man wieder auf die Entwicklung des Dichters verweisen, denn die Werke der reifen Zeit („Titan", „Flegeljahre", „Katzenberger") waren bereits bei der ersten Veröffentlichung frei von behinderndem Beiwerk.

Eine Tatsache freilich bleibt bestehen; trotzdem wir so viele Vorwürfe einschränken oder ganz widerlegen können — es gehört eine gewisse Bemühung dazu, sich in Jean Pauls Persönlichkeit hineinzufinden. Und wir kommen damit zum letzten Punkte der Erörterung: lohnt sich denn auch diese Mühe? Hat Jean Paul nicht Nachfolger gehabt, die uns ähnliche Gaben bieten, ohne daß wir uns durchzukämpfen brauchen? Auf keine von allen gestellten Fragen aber können wir so ganz rund und einheitlich antworten wie hier. Nein, wir haben keinen Ersatz für ihn. Er hat wohl auf einzelnen Gebieten — dem der idyllischen Kleinmalerei und der Naturschilderung, dem des humoristischen bürgerlichen Romans — Nachfolger gefunden; keiner von ihnen aber kommt diesem umfassenden Geist entfernt gleich. Auch eine so verehrenswerte Gestalt wie die Wilhelm Raabes steht an geistiger Bedeutung und poetischem Reichtum weit hinter ihm zurück. Jean Pauls Persönlichkeit, wie sie sich in seinen kleinen und großen erzählenden Dichtungen und in seinen beiden philosophischen Hauptwerken (der „Vorschule der Ästhetik" und der „Levana") offenbart, ist ohne Rivalen in der neueren deutschen Literatur.

Die abschreckenden Gerüchte, die sich an Jean Pauls Schriftstellernamen knüpfen, sind zwar durch wirkliche Fehler dieses Autors hervorgerufen; aber sie sind in jedem Punkte übertrieben und daher falsch. Auf eine Zeit, in der Jean Paul fast verschollen war, wird jetzt eine andere folgen, in der er erst nach seinem wahren Wesen ohne Überschätzung erkannt wird. Und so dürfen wir denn, nachdem wir die Schwächen und Vorzüge Jean Pauls hier in Kürze ehrlich geprüft haben, heute zu seinen Ehren sagen: nur einmal hat es einen solchen Mann gegeben, nirgends sonst finden wir, was er uns bieten kann; er war ein umfassender Geist, der heiß und siegreich um seine Klärung und Entwicklung gerungen hat; er hat uns deutsches Wesen rein und tief gestaltet; wer ihn erkannt hat, der wird ihn lieben.

Bulgariſche Balladen

Von O. C. Freiherrn von Dungern

Held Marko

Eichen pflanzt Held Marko, einen tiefen
Brunnen gräbt er, baut die Kloſtermauer,
Wo im dürren Sand nur Schlangen ſchliefen;
Singt ein Lied dazu voll düſtrer Trauer.

Spricht die Mutter: Marko, ſtolzer Recke,
Willſt du büßend für der Väter Sünden
In der Wüſte eine grüne Hecke
Pflanzen und ein gaſtlich Kloſter gründen?

Liebe Mutter, nicht der Väter Taten,
Büßen will ich, was ich ſelbſt verbrochen.
Denn ich hab von feiger Furcht beraten
Eine braune Türkenmaid erſtochen.

Weißt du wohl, ich war hinausgezogen
Für den Kaiſer Aſien zu gewinnen,
Als der Türk mein arglos Herz betrogen,
Als der Türk mich nimmer ließ entrinnen.

Schmachten ließ er mich in dunklem Kerker
Anatols neun trübe lange Jahre.
Doch das Sultanskind im hohen Erker
Sann wie ſie mir meine Jugend wahre.

Schickte jeden morgen gute Speiſe —
Stets von weitem nur ſah ich ſie winken —
Schickte Waſſer auf verſtohlne Weiſe,
Waſſer zweimal täglich friſch zum Trinken.

Und wenn heiß Arabiens Sonne brannte,
Saftge Äpfel oder Apfelſinen;
Bis ich wohl im Traum mein Weib ſie nannte
Und gelobte treulich ihr zu dienen.

Doch als ich neun Jahre so geschmachtet,
Trat sie ein bei mir mit reicher Schüssel:
Eil dich, iß und folg mir; unbeachtet
Stahl ich eben deines Kerkers Schlüssel.

Schale, Speisen warf ich da zur Erde.
Gleich von ihrer kundgen Hand geleitet
Fand ich frei die Tore, stieg zu Pferde —
Alles hatte sie zur Flucht bereitet.

Schwang sich hinter mich aufs Roß behende.
Nordwärts flogen wir mit Windesflügeln.
Meine Schultern hielten ihre Hände.
Heimwärts jagten wir mit langen Zügeln.

Kamen bald zum Fluß der weißen Reiher.
Froh wandt ich mich um sie anzuschauen.
Losgelöst vom Winde hing ihr Schleier
und ich sah ihr Antlitz — sahs mit Grauen:

Braun wie Nußbaum ihre stolzen Züge.
Mein wird spotten, dacht ich, Knecht und Bauer,
Überlegte später Enkel Rüge
und verschloß mein Herz in stummer Trauer.

Sprach zu ihr als durch den Fluß wir ritten:
Wasche, Mädchen, in den klaren Wellen
Deine dunkle Stirn, denn wohl gelitten
Sind bei meinem Volk die reinen hellen.

Lang hat sie gewaschen Stirn und Wangen,
Wusch vergebens. Wieder dann zu Rosse
Stiegen wir. Fest hielt sie mich umfangen,
Langsam ritt ich ein zum Väterschlosse.

Freunde, Knechte riefen: Seht den Recken!
Ist ein braunes Mädchen bei ihm blieben,
Wird in dunkler Kammer sie verstecken,
Wird sich schämen und sie heimlich lieben.

Da sagt ich ihr: mein darfst du nicht werden.
Stieß ihr tief ins Herz mein Schwert, mein gutes.
Mutter, Mutter, auf der weiten Erden
War kein Fürstenkind so edlen Blutes!

Mutter weinte ob der Maid Verderben;
Hätte sie zur treusten Magd erkoren.
Doch Held Marko: nein, sie mußte sterben,
Liebe hatte ich ihr ja geschworen —

Grüne Eichen pflanzt er, einen tiefen
Brunnen gräbt er, baut die Klostermauer,
Wo im dürren Sand nur Schlangen schliefen,
Singt ein Lied dazu voll düstrer Trauer.

* * *

Zar Jasen

Jasen, der Bulgarenzar
Schwelgt so wild beim Festgelage,
Weil er mit gewaltgem Schlage
Kühn den Türk, der Held, der Zar,
Niederwarf für immerdar.

Hüte dich, gewaltger Zar!
Tückisch sind Mohammeds Rotten,
Freche Räuber, hartgesotten
Kriegsgesindel, nimmer spotten,
Jasen, Jasen, mächtger Zar,
Sollst du ihrer flüchtgen Schar.

Kommt ein Bote: Heil dir, Zar!
Elend ist der Türk geflohen;
Doch ich sah den frechen rohen
Feind im Fliehn dein Schloß bedrohen,
Sieg- und ruhmgekrönter Zar,
Wo Helena kämmt ihr Haar.

Stürmt vom Mahl hinaus der Zar,
Der den Heiden Tod geschworen.
Vor Rakoljas offnen Toren
Hat der letzte Türk verloren
Ehr und Leben. Jubel, Zar,
Dir und deiner tapfren Schar!

In das Schloß tritt ein der Zar,
Findet Diener tot und Wache,
Leer das Bett im Brautgemache —
Dampfend noch von blutger Rache
In die Kirche dringt der Zar
— Kniet Helena beim Altar.

Bebend forscht der große Zar:
Weib, mein Weib, was ist geschehen?
— Hast du nicht den Türk gesehen?
Sieh mich hier zum Himmel flehen.
Mein Gebieter, edler Zar,
Zück dein Schwert, frag nicht was war.

Lange blickt sie an der Zar,
Sieht die Stirn, die starre bleiche,
Sieht die Hand, die feine weiche,
Zieht sein Schwert zum letzten Streiche,
Jasen, der Bulgarenzar.
Traure, stolzer Königsaar.

Amerikanisches

Das Interesse an den politischen und wirtschaftlichen Fragen, welche die Vereinigten Staaten bewegen, ist in Europa etwas in den Hintergrund getreten, seitdem der alte Kontinent mit seinen eigenen Angelegenheiten mehr als genug zu tun hat. Noch vor einigen Jahren war der Gang des Wirtschaftslebens in der Union ziemlich ausschlaggebend für die Konjunktur diesseits des Atlantischen Ozeans. Nichts wurde eifriger studiert und mehr gefürchtet als die „amerikanische Gefahr", welche unserer Industrie von seiten der unternehmungslustigen Yankees drohen sollte, nicht sowohl in dem durch Zollmauern sorglich geschützten Inlande, als auf den dem freien Wettbewerb ausgesetzten Weltmarkt. Zu jenen Zeiten war die Newyorker Börse ausschlaggebend für die Stimmung in London und Paris nicht minder, als in Berlin. Nach den Operationen der Trustmagnaten und ihren Launen regelte man sorgfältig die eigene Tendenz; man sah die Welt in rosenroter Schminke, wenn es ihnen gefiel, die Kurse in Wallstreet in die Höhe zu setzen und ließ die Ohren hängen, wenn aus irgendwelchen hier nicht verständlichen Gründen dort ein Börsenschreck inszeniert wurde, der persönlich nur dazu diente, die Mitläufer abzuschütteln und von neuem freie Bahn zu gewinnen. Seit der letzten Krisis ist es von der amerikanischen Gefahr still geworden. Das böse Jahr 1907 hatte dem amerikanischen Wirtschaftsleben einen argen Stoß versetzt. Die Erschütterung war drüben stärker, vernichtender, als bei uns, wo die bessere Organisation der wirtschaftlichen Kräfte einen wirksamen Damm gegen die zerstörende Flut bildete. Und in den letzten fünf Jahren,

welche den Anstieg zu der gegenwärtigen Hochkonjunktur umfassen, haben sich die Verhältnisse auf dem Weltmarkte derart verschoben, daß trotz der enormen Produktionssteigerung der Eisenindustrie, welche in den Vereinigten Staaten Platz gegriffen hat, doch von einer gefährlichen Konkurrenz der Amerikaner nichts zu spüren ist. Im Gegenteil, Deutschland hat sich, obwohl sein Anteil an der Welteisenproduktion nur zirka 25 Prozent gegen 40 Prozent seines Rivalen beträgt, zum größten Eisenexporteur der Welt entwickelt. Es ist also klar, daß der amerikanische Inlandsbedarf ausgereicht hat, der Eisenindustrie des Landes eine Vergrößerung um mehr als das Doppelte im Zeitraum weniger Jahre zu gestatten. So hat sich gezeigt, daß ein jeder seinen Platz an der Sonne zu behaupten vermochte und daß trotz der angestrengtesten Produktion diese mit der Nachfrage nicht gleichen Schritt zu halten vermochte. Die amerikanische Konkurrenz spielt also gegenwärtig keine Rolle mehr in den Berechnungen der deutschen Industrie. In gleicher Weise hat die Newyorker Börse ihren Einfluß auf die Weltmärkte fast völlig verloren. Hierfür waren freilich andere Ursachen entscheidend. Die Newyorker Börse ist nämlich in den letzten Jahren fast völlig von dem Eindruck beherrscht worden, den der von der Regierung eingeleitete Feldzug gegen die Trusts und deren gerichtliche Verfolgung auf die Finanzwelt ausübte. Dazu gesellte sich dann die politische Aufregung der Präsidentenwahl, von deren Ausgang man je nach dem Standpunkt Furcht und Hoffnung abhängig machte. Im ganzen hat unter der Einwirkung dieser Verhältnisse das Newyorker Börsengeschäft ungemein gelitten. Trotz der Prosperität der Industrie und den steigenden Erträgnissen der Eisenbahnen sind die Kurse unaufhaltsam abwärts geglitten. Die Umsätze, die in früheren guten Zeiten Millionenziffern erreichten, sind auf ein Minimum gesunken. Einen drastischen Ausdruck erhält diese augenblicklich traurige Verfassung der Börse durch die Tatsache, daß ein Sitz an derselben, für den ehedem bis 100000 Dollars gezahlt werden mußten, jetzt für weniger als die Hälfte erhältlich ist. Da nun also für die Newyorker Börse hauptsächlich diese Fragen der inneren Politik bestimmend waren, so erklärt es sich, daß sich die übrigen Weltbörsen, für welche diese nur ein beschränktes und indirektes Interesse haben, von der amerikanischen Führung frei machen konnten. Gleichwohl wäre es unrichtig, die Bedeutung der Vereinigten Staaten für die Weltwirtschaft nur nach den Erscheinungen der jüngsten Zeit beurteilen zu wollen. Die Fäden, welche heute die Kulturnationen wirtschaftlich miteinander verbinden, sind zu eng geknüpft, als daß es uns gleichgültig sein könnte, ob die finanzielle und ökonomische Verfassung der Vereinigten Staaten gut oder schlecht ist, ob das Land gegen eintretende Krisen gewappnet ist oder nicht. Von diesem Gesichtspunkt aus verdient der Kampf, der jenseits des Ozeans gegen die Übermacht des Kapitalismus und dessen Auswüchse geführt wird, unsere vollste Aufmerksamkeit.

Der neue Präsident Wilson hat sein Amt mit einer programmatischen Erklärung angetreten, die an sich bedeutsam genug ist und das Ziel seiner Wirt-

schaftspolitik klar und bestimmt bezeichnet. Er brandmarkt die politische Korruption, wie sie leider in Amerika im Schwange ist, betont die Pflicht zur Säuberung in dieser Hinsicht, hebt die Notwendigkeit der bisher schmählich vernachlässigten Sozialpolitik hervor und bezeichnet als die dringlichsten Fragen die Reform des Zolltarifs, des Bank- und Währungssystems sowie des Trustwesens. Die Punkte, an welchen der Hebel angesetzt werden muß, sind vollkommen richtig erkannt. Es fragt sich nur, wie die praktische Lösung der Fragen aussehen soll. Auch Roosevelt und Taft haben sich an den gleichen Problemen abgemüht, aber, wie man zugeben muß, ohne den geringsten praktischen Erfolg. Die Verfolgung der Trusts auf Grund einer unklaren, zu widerspruchsvollen Entscheidungen führenden Gesetzgebung war ein gänzlich verfehltes Beginnen. Weder die formelle Auflösung der Standard Oil Company noch das Urteil gegen die Union Pacificbahn hat an den tatsächlichen Verhältnissen nicht das Mindeste geändert und die Herrschaft der maßgebenden Finanzmagnaten nicht zu erschüttern vermocht. Es ist ja überhaupt ein Widersinn, die Zusammenfassung wirtschaftlicher Unternehmungen verbieten und in einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet, wie es die Vereinigten Staaten darstellen, die zufällige innere Landesgrenze als einen Schlagbaum aufrichten zu wollen. Die Vereinigung einzelner Betriebe zu einer Gesamtunternehmung mit einheitlicher Leitung, einheitlicher Produktion und einheitlichem Absatz ist ein wirtschaftlicher Fortschritt. Sie erspart Unkosten, eine vergeudende Konkurrenz, ermöglicht die wirksame Ausnutzung der Produktionsmittel und des investierten Kapitals. Es ist das Prinzip, welches mehr als alles andere, die Erstarkung der deutschen Industrie herbeigeführt hat. Freilich ist damit eine starke Zusammenballung von Kapital und ein wachsendes Mehrgewicht der Großunternehmung untrennbar verbunden. Wenn aber dieser Nachteil in Amerika zu so schweren Mißständen geführt hat, so liegt dies nicht sowohl an der Wirtschaftsform als an anderen Umständen, vor allem an dem beherrschenden Einfluß, den einzelne Männer oder Kapitalistengruppen in einer Vielheit andersgearteter Unternehmungen gleichzeitig ausüben und an dem mit ihrer Kapitalmacht verbundenen politischen Einfluß. Es ist natürlich etwas anderes, ob etwa die Eisenindustrie oder die Tabak- oder Ölproduktion in Gesamtunternehmungen zusammengefaßt wird, oder ob ein einzelner Mann, wie Rockefeller oder Morgan kraft seiner Milliarden Eisenbahnen, Industrien, Banken und Versicherungsgesellschaften gleichzeitig „kontrolliert" und die Mittel dieser Unternehmungen seinen Zwecken dienstbar machen kann. Daß dies überhaupt möglich ist, verschuldet das amerikanische Aktienrecht, welches mit größter Leichtigkeit die Ausgabe leerer Aktien gestattet. In Deutschland darf bekanntlich das Aktienkapital nur vermehrt werden, wenn das bisherige voll einbezahlt ist. Diese Vorschrift hat sich gegen das Jonglieren mit Aktienmajoritäten sehr heilsam erwiesen. Die Beherrschung einer Aktiengesellschaft setzt hier immer auch die Verfügung über die wirkliche Kapitalsmehrheit voraus, oder es liegt doch in der Hand der bisherigen Aktionäre, eine solche Majorisierung im Entstehen

zu verhindern. Anders aber da, wo nicht vollbezahlte Aktien, wenn in genügender Menge ausgegeben, die vollbezahlten überstimmen können, oder wo die Ausgabe von Aktien überhaupt nicht an eine Einzahlung oder Illation gebunden ist. Dieses System führt dazu, daß mit verhältnismäßig wenig Kapitalaufwand eine Gesellschaft eine Anzahl anderer beherrscht, während sie mit anderen wieder unter fremder Botmäßigkeit steht, bis schließlich die Fäden in einer Hand zusammenlaufen — in einer für den Außenstehenden häufig schwer erkennbaren Weise. Will man diesen Mißstand beseitigen, so muß man das Aktienrecht reformieren. Gerade dagegen sträubt sich aber nicht nur das interessierte Unternehmertum, sondern der geschäftliche Sinn der Angelsachsen. Es ist nämlich kein Zweifel, daß die Ungebundenheit in der Schaffung leerer Aktien einen ungemeinen Ansporn für die wirtschaftliche Pionierarbeit des Kapitals bildet. Alle die Eisenbahnaktien, welche jetzt den Newyorker Kurszettel mit zum Teil hohen Agio zieren, waren ursprünglich nichts als Wechsel — die Bahnen selbst wurden mit Schuldverschreibungskapital gebaut, das Aktienkapital selbst ist ein Bonus für die Wagemutigen, die zuerst ihr Geld an das Unternehmen gewagt haben. Sie wachsen erst in den Wert hinein. In Deutschland ist das ganz unmöglich; daher denn auch die Form der Aktiengesellschaft sich für Unternehmungen mit größerem Risiko, wie alle Kolonialgesellschaften, als ganz ungeeignet erwiesen hat und man in der Gestalt der G. m. b. H. eine etwas beweglichere Gesellschaftsart hat schaffen müssen.

Es ist also sehr fraglich, ob der auch vom neuen Präsidenten wieder aufgenommene Kampf gegen die Trusts bessere Erfolge erzielen wird als bisher. Dieser Kampf macht auch schon deshalb keinen befriedigenden Eindruck auf den unbeteiligten Zuschauer, weil er mit zu wenig Unparteilichkeit geführt wird und einen ausgesprochen politischen Charakter zur Schau trägt, während er doch nur einen wirtschaftspolitischen haben sollte. Das führt dann häufig dazu, daß man den Gegner an ganz falscher Stelle sucht. Niemals ist diese Animosität gegen das Großkapital und gegen die Trusts auffälliger in die Erscheinung getreten als in der Untersuchung gegen den sogenannten „Geldtrust". Von der vorgefaßten Meinung ausgehend, es bestände eine Art Verschwörung des Großkapitals zur Beherrschung des Geldmarktes, hat man monatelang sich abgemüht, die Fäden dieses verschlungenen Gewebes zu entwirren und alle Notabilitäten des Landes vor den Richterstuhl der Kommission zitiert, um sie dort einem eingehenden Kreuzverhör zu unterwerfen. Dabei sind manche interessante Einzelheiten an das Licht gekommen, man hat in einzelnen Fällen gesehen, wie die Aktienmajoritäten von Hand zu Hand geschoben werden, über welche enorme Kapitalmacht einzelne Konzerne verfügen, wenn man die Aktienkapitalien und die Einlagegelder der Institute zusammenzählt, die sie direkt oder indirekt beherrschen. Und doch ist das Resultat im ganzen ein negatives. Man hat weder alle Zusammenhänge aufgespürt, noch hat man im einzelnen gesetzwidrige Handlungen feststellen können, am wenigsten aber hat sich das thema probandum,

das Bestehen des besagten Geldtrusts erweisen lassen. Darüber herrscht trotz des anklagenden Tones, den der Kommissionsbericht anschlägt, nicht der mindeste Zweifel. Nur das ist offensichtlich, was man auch vorher schon wußte, daß die Einlagegelder der Nationalbanken und anderer Geldinstitute eine höchst wirksame Verstärkung der Kapitalmacht derjenigen bilden, welche diese Banken beherrschen. Das ist ein volkswirtschaftlich bedenklicher Zustand, weil er die Gelder öffentlicher Institute der diskretionären Willkür eines einzelnen ausliefert, der über dieselben mit der ganzen Unbedenklichkeit verfügt, die ein nicht durch das Gefühl der Verantwortung gezügeltes Eigeninteresse aufbieten kann. Man braucht den Wert, welchen unternehmungslustige geschäftstüchtige Persönlichkeiten für eine junge Volkswirtschaft haben, wahrlich nicht zu unterschätzen und darf doch der Meinung sein, daß die Grenze, innerhalb deren dem einzelnen die Verfügung über das Vermögen der Gesamtheit gestattet ist, weit enger gezogen sein muß, als dies in Amerika gegenwärtig der Fall ist. Spectator

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Literarhistorisches aus der Ostmark. Um ihre Nationalität, um Deutschtum und deutsche Sprache, haben unsere Stammesbrüder in Böhmen von altersher schwer zu kämpfen gehabt. Die Universität Leipzig verdankt ihre Entstehung der Auswanderung der deutschen Professoren und Studenten aus Prag im Jahre 1409, als Johannes Hus für seine Nation, die kaum ein Drittel an Studenten und Lehrern stellte, drei Stimmen von vier verlangte und damit dank der tschechischen Ratgeber des Königs durchdrang. Hierdurch verlor die Universität vollständig ihre Bedeutung und erlangte sie erst wieder, als die deutsche Hochschule im neunzehnten Jahrhundert erneuert wurde. Seitdem ist sie ein Bollwerk deutschen Wesens und deutscher Wissenschaft gegen den slawischen Ansturm geblieben, und Lehrer und Schüler stehen in treuer Wacht an der Ostmark.

Um „deutsche Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" zu fördern, gründete sich eine Gesellschaft, die diese Ziele ausdrücklich auf ihr Programm schrieb und in enger Verbindung mit der Universität zu verwirklichen sucht. In langer Reihe sind bis jetzt dreißig Bände erschienen, die Werke deutscher Schriftsteller in Böhmen in wissenschaftlich korrekten Neudrucken bringen oder neue Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Böhmen veröffentlichen. Ich weise in erster Linie hin auf die Herausgabe der „Ausgewählten Werke" von Johannes Mathesius, jenem treuen Lutherschüler, der uns die erste Biographie des Reformators, der Universität Wittenberg gewidmet, in Predigten geschrieben hat. Als Rektor der Lateinschule und Prediger in der Bergstadt Joachimsthal war er einer der bedeutendsten Kanzelredner der Reformation. Seine Leichenreden und Hochzeitspredigten, seine Lutherbiographie und seine „Handsteine" sind in den Schriften der Gesellschaft, von Georg Loesche mustergültig ediert, erschienen*) und beanspruchen das Interesse jedes Gebildeten, der sich mit jener Werdezeit des Protestantismus beschäftigt, in höchstem Maße.

Der bedeutendste deutsche Dichter, den Böhmen hervorgebracht hat, Adalbert Stifter, erscheint hier endlich in einer zuverlässigen

*) Band 4, 6, 9 und 14 der „Bibliothek deutscher Schriftsteller in Böhmen".

Ausgabe. Auf etwa zwanzig Bände berechnet, steht sie unter der Leitung des um die deutsche Hochschule so hochverdienten Literarhistorikers August Sauer und hat bis jetzt in fünf Bänden die „Studien" und „Bunten Steine" erscheinen lassen, wozu zwei Bände Lesarten und Anmerkungen treten, sowie in zwei Bänden die „Vermischten Schriften", letztere herausgegeben von Adalbert Horcicka*). Jeder Band enthält außer dem nach dem maßgebenden Drucke sorgfältig wiedergegebenen Texte eine umfassende Einleitung, die in die Entstehung, die Quellen, die Formgebung, Stilisierung und Nachwirkung der Novellen Licht bringt, sowie ein peinlich genaues Register; als Herausgeber zeichnen neben August Sauer seine Schüler Franz Hüller, Rudolf Frieb, Hans Hartmann, Josef Taubmann, Karl Koblischke, Josef Nadler, Hugo Sturm, Franz Egerer, Adolf Raschner. Der liebenswürdige und feine Dichter des Vormärz ist hier zu neuem, frischem Leben erweckt, und der Liebhaber des stillen Poeten sollte nach dieser authentischen Ausgabe allein greifen.

Auch Goethe mit seinen vielfachen Beziehungen zu Böhmen, schon durch seinen häufigen Aufenthalt in Karlsbad, erscheint in den Schriften der Gesellschaft. Mit dem Grafen Kaspar August von Sternberg, einem Diplomaten und Gelehrten des napoleonischen Österreich, dessen Selbstbiographie in einem anderen Bande**) dankenswerterweise geboten wird, stand er in regem Briefwechsel, den uns Sauer in seiner bekannten textlichen Akribie und vorzüglichen Kommentierung vorlegt***). Ebenso hat er Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper, zwei Gelehrten, aus den Jahren 1820 bis 1832 publiziert†). Wiederum ersteht vor uns die Universalität des Goetheschen Geistes, der mit regem Interesse die naturwissenschaftlichen und philologischen Studien seiner Korrespondenten verfolgt, sich nicht scheut, an sie Fragen zu stellen und sich belehren zu lassen, der aber auch die innere politische Entwicklung mit demselben Eifer beobachtet.

Noch sei es mir gestattet, auf den dreißigsten Band der „Bibliothek" hinzuweisen, in dem Otto Wittner „Briefe aus dem Vormärz" vereinigt hat. Sie stammen aus dem Nachlaß Moritz Hartmanns, über den der Herausgeber bereits vorher eine vielleicht etwas zu breit geratene Biographie veröffentlicht hat*), und sind überaus charakteristisch für jene junge österreichische und deutsche Dichterschar, die bald den Himmel zu stürmen sich vermißt, bald melancholisch klagt, von der Zeit nicht verstanden zu werden. Ein fesselndes Buch nicht nur für den Literarhistoriker, auch für den Geschichtsfreund, der einen Blick in die gärende Stimmung der Jugend jener Tage zu tun wünscht und die vierziger Jahre dadurch besser zu verstehen imstande ist.

Der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" können wir Reichsdeutsche nur dankbar sein für ihr mutiges Ausharren auf ihrem vorgeschobenen Posten auch in einer Zeit, wo finanzielle Not das nationale Unternehmen zu Falle zu bringen droht, und Pflicht jedes Deutschen ist es, hier helfend und unterstützend durch Kauf ihrer Schriften einzugreifen.

In diesem Lande, wo der Kampf der Stämme und Rassen so schwer tobt, ist es zu begreifen, wenn eine Literaturbetrachtung entstehen konnte, die darauf ausgeht, zu zeigen, wieweit die Heimat, der Stammescharakter bei der Bildung des schriftstellerischen Charakters beteiligt ist. Bereits in einer Rektoratsrede über „Volkskunde und Literaturgeschichte" hatte August Sauer darauf hingewiesen, daß die Literaturgeschichte mehr als bisher ihr Augenmerk auf die völkische Herkunft der Dichter richten müsse, und erklärt, die Wissenschaft müsse den Begriff des zum öden Schlagwort herabgesunkenen Ausdrucks „Volksseele" finden. Von diesen Voraussetzungen ausgehend, hat Joseph Nadler, ein Schüler Sauers, den Versuch unternommen, eine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" zu schreiben, deren erster

*) Band 11, 12, 15, 21, 22, 23, 24, 25, 26 der „Bibliothek".

**) Band 27 der „Bibliothek".

***) Band 13 der „Bibliothek".

†) Band 17 der „Bibliothek".

*) Band 18 und 19 der „Bibliothek".

Band, die „Altstämme“ (800 bis 1600) umfassend, jetzt vorliegt.*)

Um es gleich vorwegzunehmen, restlos zustimmen kann ich dieser Art von Literaturbetrachtung nicht. Man erhält zwar einen Querschnitt durch die Entwicklung, aber keine Darstellung der Entwicklung im ganzen. Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: In den an sich glänzend und mit Liebe geschriebenen Kapiteln über den Humanismus behandelt Nadler die einzelnen Zentren der humanistischen Bildung, Erfurt, Prag, Wien, Heidelberg usw. Dabei muß er oft auf Frühergesagtes zurückgreifen, später zu Erörterndes andeuten, vor allem aber gibt er von manchen der Humanisten kein einheitliches Bild. Neben der einfach glänzenden Charakteristik des Mutianus Rufus vermißt man ungern eine gleiche von Conrad Celtis, der in seinem unstäten Wanderleben auf fast jeder der obengenannten Stätten eine Zeitlang geweilt hat und nun überall, mitunter mit meines Erachtens zu panegyrischen Lobeserhebungen, besprochen, aber nie zusammenfassend geschildert wird. Ähnlich geht es Eobanus Hessus oder Johannes Reuchlin.

Einen zweiten Einwurf möchte ich noch machen: Um seine These, in jedem Schriftsteller präge sich ein bestimmter Stammescharakter aus, durchführen zu können, konstruiert Nadler mitunter recht gewunden und merkwürdig die behandelnden Männer zu bestimmter Stammesabstammung zurecht; so ist die Beweisführung, Luther sei eigentlich ein Franke, mir durchaus nicht einleuchtend, und ich glaube, mancher Leser wird dasselbe Gefühl haben.

Und damit komme ich zu meinem dritten Bedenken: Ich glaube gern, daß in der germanischen Zeit die einzelnen Stämme sich ziemlich scharf sondern ließen, und auch meinetwegen der fränkische Stamm ganz anders geartet war als der alemannische, der bayerische andere Begabungen zeigte als der sächsische. Darin liegt natürlich viel Wahrheit, aber nun dieses Resultat auf die ganzen folgenden Jahrhunderte auszudehnen und zu meinen: der Mann ist da und da geboren, also hat er den und den Stammescharakter, das scheint mir die Idee zu sehr zu pressen; und wirklich ist oft der Wunsch der Vater des Gedankens bei Nadler gewesen. Die alte „Volksseele“ Herders und der Romantiker schwebt wieder wie ein geistiges Wesen über den Landschaften. Man muß doch bedenken, wieviel Blutvermischung im ganzen Mittelalter unter den einzelnen Stämmen vor sich gegangen ist, und daß sich kaum einer ganz rein von Angehörigen fremder Stämme gehalten hat.

Die grundsätzliche Anlage des Buches glaube ich also ablehnen zu müssen, ohne diese Art der Betrachtung doch durchaus zu verwerfen. Sie scheint mir, als Hilfsmittel herangezogen, sehr fruchtbar wirken zu können, ähnlich wie z. B. Kummers Einteilung des neunzehnten Jahrhunderts in Perioden; aber man soll nicht in den Geisteswissenschaften, am wenigsten in der Literaturgeschichte, wo man es mit so verschiedenartigen Individuen zu tun hat, alles über einen Leisten schlagen und mit einem Maße messen.

Sonst ist jedoch das Buch allen Lobes wert. Mit dem größten Fleiße hat Nadler die ganze Literatur durchgearbeitet, und überall hat man das Gefühl, auf sicherem Boden zu stehen. In lebhafter, anregender, mitunter meinem Empfinden nach zu blühender Sprache schreitet die Darstellung vorwärts, und glänzende Schriftstellerporträts heben sich hervor. Die Gabe der Charakteristik besitzt Nadler in reichem Maße, und daß er auf eine Dichterindividualität feinfühlig einzugehen versteht, bewies schon seine Studie über Eichendorffs Lyrik*). So ist ihm die Schilderung Wolframs von Eschenbach ausgezeichnet gelungen. Geradezu hervorragend ist das Kapitel über die Mystik; man merkt, wie hier der Verfasser sich mit Liebe eingelesen und in die Seelen der frommen Männer und Frauen versenkt hat. Eine solche Zusammenfassung dieser gewaltigen geistigen und religiösen Strömung besaßen wir bis jetzt noch nicht. Die Charakteristik des Mutianus Rufus habe ich schon hervorgehoben; die ruhige, behagliche

*) Regensburg 1912, Druck und Verlag von J. Habbel. XIX, 404 Seiten, gr. 8°. 10 M.

*) Prag 1908 (Prager Deutsche Studien. 10. Heft).

Stimmung des zurückgezogenen Gelehrtendaseins kommt darin unvergleichlich zum Ausdruck. Den Humanisten gehört überhaupt Nadlers ganze Seele; mit tiefer Trauer sieht er durch Luthers „Revolution", wie er dessen gewaltige Geistestat nennt, die Früchte ihres Fleißes und ihrer Begeisterung für die Antike hinschwinden. Für Luther fehlt ihm überhaupt das Organ, und er kann ihm nicht gerecht werden, ebensowenig wie dem Rektor Johannes Sturm zu Straßburg. Auch die Auffassung von Scheidts „Grobianus" als einer „Satire auf leise Mängel seiner Zucht, die er übertrieb", ist merkwürdig; das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert war doch wirklich ein Tummelplatz aller möglichen Roheit und Ungebildetheit in allen Ständen, nicht zum wenigsten in den akademischen Kreisen.

Eigenartig ist ebenso Nadlers Auffassung der „Kudrun". Sie ist ihm ein Spielmannsmärchen, in das der Mythus hinübergebildet worden war. „Kudruns Geschichte ist in freier Gestaltung des Dichters aus dem Apolloniusroman, einem Volkslied und der Salomosage geschöpft. . . . Die Küsten und Burgen des Mittelmeers geben das Milieu, die letzten Kreuzzüge tragen die allgemeinen Vorstellungen. . . . Alle Anschauung strömt aus der Levante. Das Licht der sinkenden Zeit liegt auf den Strophen, in denen das wehmütige Leben einer leidenden Frau ausgebreitet ist. Solch ein Gedanke wäre keinem der Großen um 1200 nahe getreten. Die letzte Welle der Bewegung, die von Süden nach Nordosten ging, kein Gegenstück zu den Nibelungen!" Eine Anschauung, die wohl einer Diskussion wert ist und genau zu prüfen wäre!

Eine freudige Begeisterung durchzieht das ganze, vom Verlag würdig ausgestattete Buch und prägt sich vor allem in dem Vorwort aus, in dem Nadler warme Worte des Dankes für seinen Lehrer August Sauer findet und erinnerungsfroh der „alten, wunderlichen, lieben Stadt zwischen Hradschin und Wyschehrad" gedenkt.

Reiche Anregungen kann das Werk, dessen zweitem Bande man mit Spannung entgegensehen kann, dem kritischen Leser bieten, und wird trotz oder vielleicht wegen seiner Mängel eine bedeutsame Erscheinung in der Geschichte der Literaturforschung bilden.

Dr. Wolfgang Stammler in Hannover

Unterricht und Erziehung

Deutsche Meisterprosa. Ein Lesebuch von Eduard Engel. Braunschweig und Berlin, Verlag von George Westermann. 1913. M. 5.

Über den Wert derartiger Zusammenstellungen könnte man lange streiten; für Schule und Haus, denen Engels Lesebuch dienen soll, sind sie nahezu wertlos. Es wäre eine oberflächliche Arbeit, wenn man die Schüler an der Hand einzelner ganz kurzer Stücke in den Stil eines Schriftstellers einführen wollte. Stilmuster sind unbedingt nötig, mehr als jetzt noch zugegeben wird, trotz des „Weges zum eigenen Stil", den Jensen und Lamszus vorschlagen. Aber da der wirklich eigene Stil ein Spiegelbild des ganzen Mannes ist, darf man ihn nicht in so starker Verkleinerung bringen, daß die Züge nicht mehr zu erkennen sind. Auszüge und Auswahlen sind zum Glück fast überwunden. Eines Mannes Art, Wesen, Stil ganz kennen zu lernen, „ist mehr wert, als Halbheit im Hundertfältigen". Gegen die Einführung von Engels „Meisterprosa" in den Schulen müßte ich mich mit Händen und Füßen wehren; sie könnte nur zur Oberflächenkultur beitragen, der wir ohnehin durch die Zersplitterung der Interessen täglich mehr Raum gewähren müssen. — Ich kann mir schon eher denken, daß das gebildete deutsche Haus an Engels Lesebuch Vergnügen und Belehrung findet; es muß aber schon ein sehr gebildetes Haus sein, das das stoffliche Interesse so sehr zurückdrängen könnte, daß es mit den Brocken, deren Form genossen werden soll, vorlieb nehmen möchte.

Trotzdem wird das Buch viel gekauft, zuerst von allen Seiten gepriesen werden, bald aber der Vergessenheit anheimfallen. Für ein ideales Publikum, das es nirgends gibt, auch nicht in der mehr an der Form haftenden westlichen Bildungsgemeinschaft: Frankreich-Belgien-Holland-England, ist das Buch gut zusammengestellt. Wie alles, was wir von Engel kennen, macht auch dies Buch dort den besten Eindruck, wo wir nicht zu Hause sind. Überall, wo wir Einzelkenntnisse besitzen, merken wir, daß Engel mit sicherer Hand oben abzuschöpfen versteht und auf bequeme Formeln und gerade Linien zu

bringen weiß, was recht verworren und vielfach verschlungen in Gebieten wurzelt, die Engel nicht erreichbar sind. Diese Kunst, die an Engels Literaturgeschichten wirklich heillose Früchte gezeitigt hat, hat ihm hier genützt: er weiß das Gute überall zu finden, hat einen sicheren, zwar etwas einseitigen Geschmack und besitzt eine staunenswerte Belesenheit. Daß man auch hier über die Auswahl von Stücken der Meister, die man besonders kennt, sehr erstaunt sein muß, darf man wohl kaum auf Engels Rechnung setzen; jedem gerecht zu werden, ist unmöglich, und obwohl die Stücke von Kleist, Brentano und Wackenroder sicher ungünstig gewählt sind, steht dem soviel Gutes gegenüber, daß die Kritik an dieser Stelle Halt macht.

Engels übertriebene Abneigung gegen Fremdwörter darf einer, der selbst im Dienste der Sprachreinigung steht, gewiß noch kurz beleuchten. Wir alle wissen, was wir dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein verdanken; alle Reinigungsversuche früherer Zeiten haben nicht ein Tausendstel von dem erreicht, was der Sprachverein in 25 Jahren gewirkt hat. Aber gerade darum darf man doch einen Schriftsteller wie Ranke nicht von den Meistern der deutschen Prosa ausschließen, weil er viele Fremdwörter gebraucht. Als Ranke anfing zu schreiben, war die Sprache der Politik durchaus französisch, und für die neuen Begriffe, die er schuf, wählte er nach dem Gebrauch der Zeit wissenschaftliche Termini aus griechischem und lateinischem Sprachgut. Das war allgemein Sitte; Wilhelm dem Ersten ist in seinen Briefen und militärischen Schriften oft der französische Ausdruck viel näher als der deutsche, Bismarck geht es ganz ähnlich. Warum sind sie nicht ausgeschlossen! Auch aus Ranke hätte man manch schönes fremdwortarmes Stück aussuchen können. Ich ergreife aufs Geratewohl einen Band der Neun Bücher preußischer Geschichte und finde, da ich den zweiten Band gefaßt habe, auf Seite 45 ff. eine lebhafte, packende Schilderung von Friedrichs des Zweiten Stimmung nach dem Tode des Vaters; in den ersten vier Seiten, die man zum Abdruck vorschlagen könnte, kommt kein entbehrliches Fremdwort vor; man müßte denn „Autorität" rügen wollen.

Es scheint mir grundverkehrt, von Ranke Sprachreinheit in dem heutigen hochgespannten Sinne zu verlangen, der in demselben Jahre gestorben ist, in dem der Sprachverein gegründet wurde. Dann müßten wir auch nach Ausbildung der naturwissenschaftlich begründeten Lautlehre Jakob Grimm als deutschen Grammatiker ablehnen! Ranke bleibt trotz seiner Fremdwörter einer der größten deutschen Prosaschriftsteller, wie Jakob Grimm trotz seiner Abneigung gegen die wissenschaftliche Phonetik immer der große Sprachforscher bleiben wird. Genau so verhält es sich mit Rudolf Haym, den Engel auch wegen mangelnder Sprachreinheit ausgewiesen hat

Engels Stellung ist meines Erachtens für den Sprachverein nicht vorteilhaft; die Sprachreinheit als beherrschendes Kennzeichen des deutschen Stiles hinzustellen, ist eng und verrät Mangel an historischem Sinn.

Zum Schluß noch uneingeschränktes Lob der Reichhaltigkeit der Auswahl, der Aufnahme einiger allzuoft vergessener Meister, der Ausstattung des Buches und der Wiedergabe von Tischbeins schönem Lessingbildnis.

Traugott Friedemann (Fritz Tychow)
in Einbeck

Picht, Dr. Carl: „Hypnose, Suggestion und Erziehung." Verlag von Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig 1913. Preis geh. 2 M. Die vorliegende Schrift lehnt sich in ihrem gedanklichen Gehalt eng, wenn auch durchaus nicht kritiklos, an den französischen Forscher Jean Marie Guyau an, insofern dieser der suggestiven Beeinflussung des Kindes zu erziehlichen Zwecken eifrig das Wort geredet hat. Es liegt nahe, die Herrschaft, die der Hypnotiseur über den Hypnotisierten gewinnt, dazu zu benutzen, schlimme Neigungen des Zöglings zu unterdrücken und gute in ihrer Entstehung und Entwicklung zu fördern. Tatsächlich sollen sich auf diesem Wege Erfolge erzielen lassen: Stehlsucht, Naschhaftigkeit, Furchtsamkeit usw. sind durch suggestiven Einfluß in der Hypnose beseitigt worden, aber besonders interessant ist es, daß es auch gelungen ist, den Charakter günstig zu beeinflussen, etwa Fleiß und Ehrlichkeit zu wecken. Während aber die hypnotische Suggestion doch nur in Ausnahmefällen anzuwenden ist,

spielt die Wachsuggestion im menschlichen Gemeinschaftsleben normalerweise eine solche Rolle, daß sie sich in der Erziehung ohne weiteres, auch wo sich der Erzieher dessen gar nicht bewußt ist, geltend machen muß. Die pädagogischen Ratschläge, die Guyau auf dieser Erkenntnis aufbaut, sind gewiß nicht durchaus neu, aber schon durch ihre psychologische Begründung sicher wertvoll und daher liegt der Wunsch nahe, daß sie in weitgehendem Maße beherzigt werden möchten. Die Form, die Picht seinen Darstellungen gegeben hat, ist dazu angetan, ihnen weite Verbreitung zu sichern. Das kleine Buch ist ganz allgemeinverständlich geschrieben, setzt gar keine wissenschaftliche Kenntnis voraus, ist aber von durchaus wissenschaftlichem Geist getragen. Uns will es scheinen, daß es berufen ist, besonders Müttern kleiner Kinder wertvolle Dienste zu leisten, denn gerade diese letzteren sind ungemein suggestibel, d. h. für die Einführung wirksamer Faktoren in das Seelenleben zugänglich — eine Tatsache, die bei der Erziehung gebührend berücksichtigt werden sollte. M. K.

Geschichte

Paul Joachimsen: „Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus." I. Leipzig und Berlin, bei Teubner.

Die Betrachtung der wissenschaftlichen Denkweise einer Epoche führt zur Kenntnis ihrer gesamten geistigen Konstitution; für den Historiker muß es am nächsten liegen, sich in die Auffassung der eigenen Disziplin in früherer Zeit zu vertiefen. Gelingt es ihm, aus der größeren oder geringeren Zahl der überlieferten historischen Werke sich ein klares Bild der Geschichtsauffassung zu machen, so liegen die Ideen einer Periode vor ihm offen. Die Schwierigkeit der Aufgabe liegt nicht allein darin, alle Geschichtswerke jener Zeit zu kennen, — auch was geplant, aber nicht ausgeführt wurde, welche Aufnahme die Historiker bei ihrem Publikum fanden, muß berücksichtigt werden; und je einheitlicher das Denken einer Epoche ist, je schärfer es sich von der vorhergegangenen unterscheidet, um so leichter wird sich der Forscher ein Bild machen können.

Für die Zeit des Humanismus in Deutschland hat der Münchner Historiker Joachimsen dies unternommen, und sein Werk muß über die Fachkreise hinaus Interesse erregen, weil die Philosophie des deutschen Humanismus fast nur in Geschichtswerken niedergelegt ist, und diese allein aus der großen Zahl der humanistischen literarischen Erzeugnisse Ewigkeitswert besitzen.

Nach einer kurzen Betrachtung der unmittelbar vorhergehenden Geschichtsschreibung, der minoritischen, fürstlichen und städtischen, treten die großen Vorbilder, Petrarca, Bruni mit seiner florentiner Geschichte, Biondo, Lorenzo Valla und Enea Silvio auf, von denen besonders der letzte durch seinen langen Aufenthalt in Deutschland und den Stoff seiner Werke auf die beginnende humanistische deutsche Geschichtsschreibung einen starken Einfluß haben mußte, diese ist zum Teil in ihren Problemen, zum Teil der Form nach scholastisch, aber in ihrem Streben, neue Quellen aufzufinden und sie kritisch zu durchdringen, die eigene persönliche Auffassung darzulegen, vor allem aber in ihrem Patriotismus steht sie der kommenden Generation nahe. Diese schafft zunächst nach italienischem Vorbild die Weltchroniken des Schedel und Nauklerus, um uns dann in ihren glänzendsten Vertretern Celtis, Hutten, Peutinger und seinem Kreis, schließlich in Beatus Rhenanus' deutscher Geschichte auf den Höhepunkt humanistischer Historiographie zu führen, ohne doch ein großes abschließendes Werk hervorzubringen, wie es die „Germania illustrata" — ein geographisch angelegtes Kompendium über die ganze bekannte Geschichte Deutschlands — hätte werden können. Das Entstehen dieses Planes, seine Aufnahme bei dem Humanistenkaiser Max und die Verquickung mit dessen geneaologischen Liebhabereien, sein Wiederaufleben im Kreis des Nürnberger Pirkheimer, seine verfehlte Verwirklichung durch Irenikus, ähnliche Versuche Aventins und Münsters lehren uns den „faustischen Allwissensdrang, die formalen Bestrebungen, den philosophischen und kulturellen Optimismus" des deutschen Humanismus kennen, um durch sein Scheitern in der Zeit der Religionskämpfe zu beweisen, daß einem solchen Werk, das jahrelange Arbeit gleichgesinnter Gelehrten forderte, der deutsche Hu-

manismus nicht gewachsen war. Kaiser Max, wenn auch innerlich mehr der mittelalterlichen Ritterkultur als der des Humanismus zugewandt, bildete in gewissem Sinne den persönlichen Zusammenhang der deutschen Humanisten, gab ihnen den patriotischen, optimistischen Impuls, ohne doch einen Historiker ersten Ranges, wie die französischen Könige in Commines, als Beschreiber seiner Taten zu finden; mit seinem Tod erloschen allmählich die von ihm ausgegangenen Anregungen und die humanistische Weltanschauung und Geschichtsschreibung erliegt der theologisch orientierten des neuen Jahrhunderts.

Dr. D. Meyer in Berlin

Sprache

Juristendeutsch. „Ist aber der Prinzipal zur Leistung an die Ehefrau überhaupt nicht verpflichtet, so kann er, da doch der Gläubiger nur verlangen kann, daß der Prinzipal sich so behandeln lasse, als habe bezüglich des der Ehefrau versprochenen sittenwidrigen Zuviels der Ehemann, also der Schuldner, ihre Rechtsstellung, nur insoweit zum Schadensersatz verpflichtet sein, als er tatsächlich an die Ehefrau geleistet hat, und hier natürlich wiederum nur insoweit, als ein sittenwidriges Zuviel vorliegt."

Auf die Frage eines Amtsgerichts,

„ob, wenn im kaufmännischen Verkehr Spirituosen in Gebinden, die nur leihweise den Käufern gegeben werden, letzteren verabfolgt worden sind, die Käufer verpflichtet sind, diese Gebinde, auch wenn sie von den Spirituosen noch nicht vollständig entleert sein sollten,

Werkstätten Bernard Stadler
Paderborn

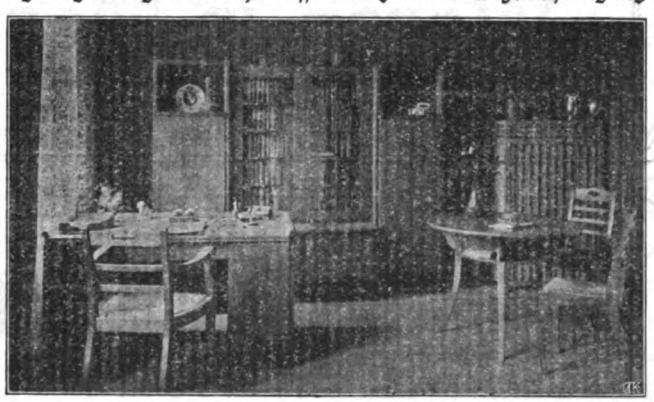
Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig
Traunsteinerstr. 6 Georgstr. 64 Bleichstr. 6 Mönckebergstr. 11 i. H. Aug. Polich

dennoch binnen Jahresfrist den Verkäufern zurückzustellen, oder dann den Wert der Gebinde dem Verkäufer zu erstatten,"

verwies die Kammer auf zwei in ähnlicher Sache bereits abgegebene, in den Mitteilungen Nr. 82, S. 109 und Nr. 88, S. 126 veröffentlichte Gutachten.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden behufs schneller Erledigung möglichst Dienstags und Mittwochs erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::
Grenzboten
das Abonnement zum II. Quartal 1913 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Diplomaten-Erziehung

Eine Erinnerung zu Bismarcks Geburtstag

Der Arzt, Jurist und Diplomat
Erlernt sein Fach von früh bis spat —
Doch was er lern und schaffe —
Es weiß es besser jeder L—aie.
17. Dezember 1912. A. Kiderlen

Das Wort Diplomaten-Erziehung ist in Deutschland nicht beliebt: die Diplomaten hören es nicht gern, denn sie dünken sich hors de concours, und zwar um so mehr, je mehr ihre Kritiker sie des Mangels jeder Erziehung für ihren Beruf zeihen. Diplomatisches Talent ist entweder angeboren oder überhaupt nicht da — anerzogen kann es nicht werden, höchstens entwickelt. Infolgedessen laufen auf der ganzen Erde ebensoviele Diplomaten wie etwa Dichter und Künstler herum, die keine sind. Doch von unentdeckten oder nicht genügend gewürdigten Talenten soll hier nicht die Rede sein, sondern von der zünftigen Diplomatie und ihren Meistern, deren wichtigste Aufgabe eine ist: Entdeckung, Entfaltung, Nützung der vorhandenen Talente. Was es mit der Entdeckung und Förderung von Talenten auf sich hat, weiß jeder Redakteur, jeder Verleger, der einmal mit auch nur einem Fünkchen Idealismus an seinen Beruf herangegangen ist. Ein undankbares Geschäft, von dem man bald abläßt! Nicht viel anders steht es mit der Entdeckung diplomatischer Talente. Das einzige Kriterium bleibt schließlich auch hier der Gewinn, den der Mensch dem Menschen oder der Sache bringt — alles andere ist unfruchtbare Humanitätsduselei oder Anmaßung, die den wirklichen Talenten am wenigsten nützt.

Über Auswahl und Ausbildung der Diplomatie wurde, wird und wird alle Zeiten hindurch und in allen Zonen geklagt werden. Und zwar aus zwei

höchst menschlichen Gründen: es wird immer mehr Menschen geben, die glauben, Diplomaten zu sein, lediglich weil sie der tückische Lebensstrom zufällig in die diplomatische Laufbahn geworfen hat und es wird nie wirkliche, hervorragende Diplomaten geben, die nicht gelegentlich schwere Fehler begehen, ja, die nicht eine ganze Fehlerkette abhaspeln müssen, woraus naturgemäß jene Mehrheit das Recht zu der Behauptung herleiten wird, sie sei verkannt und woraus weiter die große Öffentlichkeit folgert, daß gerade der diplomatische Dienst ein Asyl für wohlhabende Dummköpfe sei.

Bei allen diesen Klagen und daran sich knüpfenden Forderungen wird eins übersehen: der diplomatische Dienst, gleichgültig auf welcher Stufe er auszuüben sei, hat nicht nur Talent zur Voraussetzung, sondern, und zwar je größer die Verhältnisse werden um so mehr: persönliche Vertrauenswürdigkeit. Da liegt des Pudels Kern. Die Vertrauenswürdigkeit des Diplomaten ist ein ganz eigenes Ding. Sie beschränkt sich nicht auf das, was der König vom Beamten fordern kann. Sie ist kameradschaftlicher, muß hingebender sein. Eher entspricht sie schon den Anforderungen, die an den Feldsoldaten gestellt werden: Hingabe nicht nur an den König, auch Hingabe an den Unterführer. Wie jeder Offizier davon überzeugt sein muß, daß jeder Mann bereit sein wird, ihn im Schlachtgetümmel herauszuhauen, so muß der Chef eines diplomatischen Apparates oder einer diplomatischen Mission sich seiner ihm unterstellten Mitarbeiter absolut versichert halten können. Daß hierzu gleichfalls ein Heroismus gehört, der dem des Soldaten in der Feldschlacht nicht nachsteht, bedarf angesichts der vielen Kübel Unrat, die die Presse täglich über die Diplomatie und einzelne Diplomaten ausgießt, kaum der Erinnerung. Aber mehr noch: die Vertrauenswürdigkeit muß auch von den fremdländischen Kollegen anerkannt sein. Diese Notwendigkeiten — Arnim wurde seinerzeit in London abgelehnt, weil man ihm an der Themse „kein Wort glauben würde" — haben ein Übel im Gefolge: sie bilden den günstigsten Boden für das, was man Nepotismus nennt. Und doch wird der Nepotismus kaum zu vermeiden sein, und die strengsten Gesetze und die demokratischsten Einrichtungen werden ihn nicht beseitigen. Dabei wird er in seinen Wirkungen gut sein, wenn die Leitung eines diplomatischen Apparates stabil bleibt, er wird sich zu einer schweren Gefahr auswachsen, wenn die Stabilität fehlt. Stabilität aber ist nur möglich, wenn feste Ziele vorhanden und wenn die oberste Leitung absolut sicher.

In Deutschland, wo verfassungsmäßig die auswärtige Politik wenigstens in Friedenszeiten ausschließlich in den Händen des Reichskanzlers liegen sollte, sollte auch die Auswahl des diplomatischen Personals diesem persönlich obliegen. Fürst Bismarck hat dem diplomatischen Nachwuchs seine persönliche Aufmerksamkeit geschenkt, und selbst der jüngste Attaché ward von ihm persönlich herangezogen, um ihn kennen zu lernen. Seit des Fürsten Bismarck Abgang liegt aber die internationale Politik nicht mehr in den Händen des jeweiligen Reichs-

kanzlers. Die Diplomaten Hohenlohe und Bülow waren zu Ressortministern herabgedrückt, während unter der Führung von Nichtdiplomaten die Staatssekretäre des Auswärtigen Amts notgedrungen einen übergroßen Einfluß auf die Gestaltung der Politik und somit auch auf die Wahl der Diplomaten ausübten. Nicht immer darf ein solcher Einfluß als wünschenswert bezeichnet werden oder richtiger: er darf nur dann wünschenswert genannt werden, wenn der jeweilige Staatssekretär selbst ein hervorragender Staatsmann ist und nach allen Seiten hin ein unabhängiger Mann bleiben kann. Wir hatten den Soldaten Caprivi und die Diplomaten Hohenlohe und Bülow als Kanzler; gegenwärtig trägt ein preußischer Beamter des Innern die Verantwortung für die auswärtige Politik des Reichs. Als Staatssekretäre folgten einander: Marschall, Bülow, Richthofen, Schön, Tschirschki und Kiderlen, und jeder von ihnen, vielleicht Richthofen, der persönliche Freund Bülows, ausgenommen, trachtete so schnell wie möglich von der windigen Stelle fortzukommen; Kiderlen hat wiederholt sein Verbleiben im Amt in die Wagschale geworfen und ist wahrhaftig nicht aus Vergnügen an der Stellung in ihr geblieben.

Bismarck nahm sich seine Mitarbeiter, wo er sie fand. Er verfolgte bei der definitiven Einstellung von Diplomaten in jedem Falle ganz bestimmte politische Zwecke. So ist denn der Umstand, daß in den achtzehnhundertsiebziger und achtziger Jahren zahlreiche baltische Edelleute, aber ganz besonders viele Süddeutsche Eingang fanden, kein bloßer Zufall. In seinem Bestreben wurde der Altreichskanzler von zwei Männern selbstlos unterstützt: vom Fürsten Hohenlohe und von Varnbüler, die beide den bayerischen beziehungsweise württembergischen Adel ermunterten partikularistische Bedenken über Bord zu werfen und in den Reichsdienst zu treten. Bismarck sah in dem Übertritt süddeutscher Junker in das Reich ein wichtiges Hilfsmittel zur Popularisierung und Festigung des Reichsgedankens, ebenso wie ein Mittel, um ausländischen Versuchen, die innere Festigkeit des Reiches anzuzweifeln, wirksam begegnen zu können. Bismarck hat Balten gern genommen, um den sinkenden deutschen Einfluß bei der russischen Diplomatie durch Familienbeziehungen zur weiteren Hofgesellschaft Petersburgs ausgleichen zu können. Der hessische Leutnant Schön, der württembergische Justizreferendär II. Klasse (Assessor) Kiderlen, der baltische Baron Heyking, der baltische Schriftsteller Eckardt und viele andere sind aus den erwähnten politischen Rücksichten einst in das Auswärtige Amt eingezogen.

Wer unter dem Schutze der hohen Politik sich zum Dienst in der Wilhelmstraße melden konnte, also hohe politische Gönner hatte, der fand leicht Eingang. Schwerer war es schon voranzukommen, wenn nicht drei Vorbedingungen zusammentrafen: bedeutende Arbeitskraft, diplomatisches Talent und last not least Fortwirken der politischen Interessen, die vorher den Zugang geöffnet hatten. Wer so glücklich war mit irgend welchen Fragen der hohen Politik gewissermaßen persönlich verbunden zu sein, wer also, sei es als Makler genutzt, sei es als Objekt in die Wagschale geworfen werden konnte, der durfte Bismarcks persönlichen Interesses sicher sein, wenn er vielleicht auch nicht zu den geistigen

Heroen gezählt werden konnte. Bismarcks Geschick bestand vornehmlich darin, seinen Mitarbeitern nie mehr zuzumuten als sie körperlich, geistig und moralisch leisten konnten und sie im Auslande so zusammen zu spannen, daß sie einander ergänzten. Eine schwere Enttäuschung hat er wohl nur mit Arnim erlebt, dessen Ehrgeiz er doch noch unterschätzt hatte, — Fehlgriffe waren es, den General Schweinitz mit Graf Redern in Petersburg oder den Fürsten Münster und Kiderlen-Waechter in Paris zusammen zu bringen. Solche Fehlgriffe aber wurden nur nach sachlichen Gesichtspunkten korrigiert: Redern wurde seinerzeit nach Wien, Kiderlen von Paris nach Konstantinopel versetzt.

Unter den in Deutschland herrschenden Zuständen wird man nach der Zeit Bismarcks nicht mehr von einheitlichen Gesichtspunkten bei der Auswahl des Diplomatennachwuchses sprechen dürfen. Bismarck war auch der letzte Leiter der deutschen Politik, der versuchte, seine Diplomaten für die politischen Aufgaben, die er sich gesteckt hatte, persönlich auszuwählen und zu erziehen. Seine Nachfolger, mögen sie nun Reichskanzler oder Staatssekretäre gewesen sein, sind nicht dazu gekommen. Ob sie dazu noch keine Zeit gefunden hatten, ob sie sich in betreff des Materials in zu starker Abhängigkeit vom Hofe befunden haben, — genug, wir bemerken von einem stabilen System unter den Nachfolgern Bismarcks nichts, wohl aber ein allmähliges Erstarken der verschiedensten, außerhalb des auswärtigen Dienstes liegenden Einflüsse, gegen die erst Kiderlen wieder, nicht ohne allen Erfolg mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Rauheit Front gemacht hat.

Bismarck ist dennoch weder dem Vorwurf entgangen, einen der Sache abträglichen Nepotismus großgezogen, noch dem, sich nicht genügend um sein Personal gekümmert zu haben. Dafür, daß er in den letzten Jahrzehnten seiner Amtszeit seinem Sohn Herbert vielfach in Personalfragen folgte, hat man ihn sogar bei Hofe verdächtigt, eine „Dynastie Bismarck" heranziehen zu wollen.

Zu den letzten Schülern des Fürsten Bismarck, die in einflußreiche Stellungen gelangt sind, gehörte der Staatssekretär von Kiderlen-Waechter. Es ist daher ganz interessant, an der Hand seiner Briefe und Aufzeichnungen zu zeigen, wie unter des Fürsten Bismarck Regiment Diplomatentalente herangezogen und ausgebildet wurden.

* * *

Durch den württembergischen Minister Varnbüler beim Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Bülow und beim Chef der Konsularabteilung Geheimrat von Philipsborn empfohlen und von dem Mitglied des Bundesratsausschusses für Konsulatswesen von Spitzemberg persönlich gefördert, wurde Kiderlen durch Erlaß vom 1. Februar 1879 in die Konsulatsabteilung des Auswärtigen Amts einberufen. Von einer Verwendung im diplomatischen Dienst war noch nicht die Rede. Erst im Juli wird Kiderlen vor die Entscheidung

gestellt, wie der folgende an seinen Schwager, Obersten von Lattre*), gerichtete Brief beweist.

„Berlin, den 29. Juli 1879.

Lieber Artur.

... Ich habe neuerdings im Ministerium bei Abteilung II, Konsulatsabteilung, in der ich wie alle Anfänger arbeite, gefragt, ob ich nicht auch demnächst Diäten bekomme. Es wurde mir erwidert, daß ich 60 Taler monatlich sogar noch vom 1. Juli an gerechnet haben könne, wenn ich mich bestimmt für die Konsulatskarriere entschließe, man habe mich bisher immer seitens der Abteilung als eventuellen Diplomaten betrachtet. — Wenn nun auch diese Abteilung darin nichts zu sagen hat, so ist es doch möglich, daß man auch in der anderen Abteilung obiger Ansicht ist und möchte ich in dieser Beziehung mit dem Geh. Rat Bülow, der momentan aber beim Kaiser ist, sprechen. Bevor ich das kann, muß ich aber Mamas Ansicht kennen.

Ich bitte Dich nun, da dieses mündlich besser geht, mit Mama die Sache zu besprechen. Du kennst die Vor- und Nachteile schon aus Buddenbrocks Gesprächen:

Beim Konsulat ist es momentan zwar übersetzt, aber es werden immer wieder neue Stellen geschaffen, man kommt rasch in eine pekuniär selbständige Stellung, muß aber aller Wahrscheinlichkeit nach zu irgendeiner wilden, überseeischen Völkerschaft.

Bei der Diplomatie augenblicklich wenig Leute, so daß man in kurzem, etwa ein halbes Jahr, Legationssekretär werden kann, was man aber unter Umständen lange bleibt; Möglichkeit bälder ein Generalkonsulat zu bekommen.

Als Legationssekretär hat man 2000 Taler Gehalt, braucht noch 1000 bis 1200 Taler Zulage in den großen Städten ..."

Diese, höchst geschickt für den Charakter der Mutter berechneten Zeilen verfehlen ihr Ziel nicht. Frau von Kiderlen-Wächter gibt ihre Einwilligung zum Übertritt in die Diplomatie. Doch erst am 12. Oktober kommt Kiderlen wieder auf seine Zukunft zu sprechen. Die Mitteilung von einer Abendgesellschaft bei seinem „nächsten Chef", Legationsrat von Richthofen, dem späteren Staatssekretär, bringt ihn darauf:

Die Einladungen fangen jetzt auch wieder an: am Mittwoch Abend war ich bei meinem nächsten Chef Legationsrat von Richthofen eingeladen; seine Frau ist eine geborene von Hartmann, Tochter des verstorbenen Generals der Kavallerie, Gouverneurs von Straßburg. Am Donnerstag war ich zum Diner bei Geheimrat Goering. — Achtzehn Personen, außer dem Präsidenten des ‚Heimweh- oder Heimatsamtes' König nebst Frau, lauter Auswärtiges Amt ... . Daß Staatssekretär von Bülow einen sechsmonatlichen Urlaub hat, wirst Du gelesen haben; er sieht sehr schlecht aus (ich

*) 1881 bis 1886 als Generalinspekteur der preußischen Kadettenhäuser.

habe ihn gestern im Wagen begegnet) und kann gar nicht gehen; man sagt, er habe einen Schlaganfall gehabt, den man vertuschen wolle. Es wäre für das Amt ein großer Verlust, weil er ein sehr liebenswürdiger und wohlwollender Vorgesetzter ist, und einer der wenigen, die mit Bismarck stets gut auskamen. — Was mich betrifft, so wird in zehn Tagen der Geh. Rat von Bülow zurückkommen, mit dem ich dann über meine Aussichten sprechen werde. — Da es aber hier wie überall gut ist, einen Hinterhalt an jemand zu haben und Varnbüler nicht sobald hierherkommen wird, so will ich mich noch an Spitzemberg wenden, mit dem ich schon früher gesprochen habe. Derselbe war, namentlich auch auf das Zureden seiner Frau, nicht abgeneigt, ein gutes Wort für mich einzulegen. Er wird dies um so eher tun, wenn er weiß, daß in Stuttgart die Stimmung mir wieder günstiger ist. — Wenn Du in dieser Richtung einmal allerhöchsten Ortes gelegentlich etwas anbringen könntest, so würde mir das sehr förderlich sein; wenn z. B. hier durch irgend jemand angebracht würde, man interessiere sich für mich. Du kannst das vielleicht einmal in diplomatischer Weise anbringen. Ein Leutnant Schön, der zur Diplomatie übergetreten ist, ist z. B. gleich nach Madrid geschickt worden, weil sich der Großherzog von Hessen für ihn interessierte. — Also schaden kann es immerhin nicht."

Am 22. November deutet Kiderlen die bevorstehende Entscheidung an.

„ . . . Auf meinen Urlaub freue ich mich sehr und habe Dir manches mitzuteilen, namentlich auch über meine Zukunft. Ich habe mit dem Geh. Rat von Bülow gesprochen, der die Personalangelegenheiten hat: es ist jetzt, wie er mir mitteilte, nicht der Zeitpunkt, etwas zu entscheiden, da der Chef in Varzin immer noch krank ist, und kein Staatssekretär ernannt. Ich werde mich aber doch wohl für die Konsulatskarriere entscheiden, da in der Diplomatie momentan eine Stockung eingetreten. Übrigens sicherte mir Herr von Bülow für beide Fälle seine Befürwortung zu und sagte, man wolle mir überhaupt wohl.

Daß letzteres wahr und nicht bloß so eine Redensart ist, habe ich, wie ich Dir ganz im Vertrauen mitteile, durch eine kleine Indiskretion eines Beamten erfahren, der mir sagte, daß man vom Auswärtigen Amte aus über mich und meine Verhältnisse usw. in Stuttgart beim preußischen Gesandten Magnus Erkundigungen eingezogen habe und daß dessen Bericht äußerst günstig gelautet habe!!! Der Tapp (ein in Schwaben beliebtes Kartenspiel. G. El.) hatte doch auch seine Früchte." —

Berlin, den 23. Februar 1880.

. . . Daß ich solange nicht geschrieben habe, kommt einfach daher, daß ich in der letzten Zeit ziemlich in Anspruch genommen war und zweitens immer darauf wartete, daß sich meine Zukunft einigermaßen entscheidet. Also darüber ist mir nun die abschriftlich beigefügte Order des Personalrats von Bülow zugegangen. Du ersiehst daraus, daß ich zunächst eine französische Arbeit zu machen habe, hinsichtlich derer ich bereits über und über in Büchern sitze. Da

man sich dieselbe von einem Schreiber seinerzeit ins Reine schreiben lassen kann, so werde ich Dir mein Konzept, wenn ich die Arbeit abgegeben habe, zur Lektüre schicken. Für die Zeit der Arbeit bin ich vom Dienste im Auswärtigen Amte dispensiert; ich habe nur noch die Bearbeitung eines Vertrages mit Brasilien behalten, weil ich in dem ziemlich umfangreichen Aktenmaterial schon bewandert bin. Als ich mich gestern bei dem Direktor des Amts, Exzellenz von Philipsborn, abmeldete, sagte er mir: ‚Sie haben sehr fleißig gearbeitet, das muß ich anerkennen.‘ — Da ich nun mich mit ganzer Kraft auf die Arbeit werfen kann, so hoffe ich — und ebenso Graf Monts, der in derselben Lage ist —, die Arbeit vor Ablauf der vier Monate abgeben zu können. Sobald wir dieselbe abgegeben haben, werden wir zu Legationssekretären ernannt und Monts kommt dann nach Brüssel, ich nach Rom oder Paris. . . .

„Berlin, den 12. Juni 1880.

Liebe Mama.

Zunächst die Nachricht, daß ich soeben von Herrn von Bülow meine Ernennung zum Legationssekretär erfahren habe. Artur hat Dir, soviel ich weiß, schon mitgeteilt, daß ich zunächst hier in der politischen Abteilung arbeiten soll. Doch des Himmels, Artur sagt, es heißt „des Lebens“ usw. ungeteilte Freude, ward keinem Sterblichen zuteil! Es ist mir heute gleichfalls von Herrn von Bülow mitgeteilt worden, daß ich mich sogleich beim Fürsten Hohenlohe zum Antritt meiner neuen Tätigkeit zu melden hätte und daß mir, in Anbetracht der gestrigen Arbeiten wegen des am Mittwoch zusammentretenden Kongresses, jetzt kein Urlaub bewilligt werden könne. . . .“

„Berlin, den 16. Juni 1880.

. . . Ich arbeite eben ähnlich, wie bisher in der Handelsabteilung, in der Abteilung für höhere Politik. Gestern habe ich mich bei Fürst Hohenlohe gemeldet, der sehr liebenswürdig war, mich auch fragte, ob ich mit Onkel August verwandt sei. Hohenlohe hat mich dem Geheimen Rat Busch zugeteilt, unter dessen Auspizien ich nun arbeiten werde. Heute trete ich meinen Dienst an. — B. ist zurzeit Protokollführer bei der Konferenz, war früher in Konstantinopel, dann hier im Auswärtigen Amt, dann als Generalkonsul in Budapest, und jetzt ist er wieder hier in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts als vortragender Rat. Von Spitzembergs erfuhr ich, als ich gestern zum Essen dort war (NB. das fünfte oder sechstemal in diesem Winter), daß der Reichskanzler erst Ende dieser oder Anfang nächster Woche geht und zwar nach Friedrichsruhe; was die Zeitungen über die Kissinger Reise schreiben, ist daher alles Humbug. . . .“

„Berlin, den 22. Juni 1880.

. . . Ich bin jetzt hier schon vollständig installiert, doch besteht meine Beschäftigung hauptsächlich noch in allgemeiner Information. . . . Außerdem

sind noch in der Abteilung der bekannte Lothar Bucher, ein etwas grämlicher alter Herr, der aber sehr vergnügt war, als er an meiner Sprache hörte, daß ich Süddeutscher sei; ferner Graf Rantzau, Bismarcks Schwiegersohn; der aus dem Arnimprozeß bekannte Herr von Holstein, der Artur von Florenz her kannte und mir sagte, er habe an letzterem eine große Stütze gehabt; ferner der Geheime Rat Busch, früher Generalkonsul in Budapest, und endlich der Legationsrat Rudolf Lindau, Bruder des Paul Lindau, Redakteur der Gegenwart. — Was man hier zu lesen bekommt, ist hochinteressant und wenn man morgens die eingegangenen Depeschen liest, kann man sich ein gutes Teil Zeitungslesen sparen. . . ."

„Berlin, den 28. August 1880.

. . . Soeben war . . . Geh. Rat Busch bei mir, um mich zu fragen, ob ich nicht für vierzehn Tage oder drei Wochen als Geschäftsträger nach Kopenhagen gehen wollte. Du hast vielleicht in der Zeitung gelesen, daß unser ami Magnus bei einem zu Ehren der französischen Schauspielerin Sarah Bernhard gegebenen Diner einen törichten Toast ausbrachte und dadurch sich unmöglich gemacht hat. Du kannst Dir denken, daß ich mit Freuden zugesagt habe; denn erstlich ist es sehr interessant in geschäftlicher Hinsicht; zweitens mache ich auf des Reiches Kosten eine hübsche Reise und drittens wird es auf meinen Urlaub keinen nachteiligen Einfluß ausüben, da ich nur solange hingehe, bis der dortige etatsmäßige Legationssekretär Graf Goltz von seinem Urlaub zurück ist. Die Sache ist aber noch keineswegs sicher, sondern bis jetzt bloß eine Anfrage, also sprich bitte zu niemand davon. Was meine Tätigkeit hier betrifft, so arbeite ich im allgemeinen unter der Leitung des Geh. Rat Busch in der orientalischen Frage. Sehr interessant ist es, daß man jeden Morgen sämtliche eingegangenen Telegramme und Berichte zu lesen bekommt, die zum Teil die wichtigsten Staatsgeheimnisse enthalten. Dann muß ich jeden Tag ein Dutzend Zeitungen lesen, deutsch, französisch, englisch. Letzteres machte mir anfangs viele Mühe, doch habe ich mich jetzt ziemlich hineingearbeitet. Auch habe ich schon verschiedene politische und nichtpolitische Artikel für die Zeitungen geschrieben. Erstere darf ich Dir leider nicht mitteilen, da niemand wissen darf, daß sie vom Auswärtigen Amt ausgehen. Die nichtpolitischen sind nur untergeordneter Natur, anbei schicke ich Dir eine Probe.

Seitdem Legationsrat Lindau in Urlaub ist, habe ich ein selbständiges ‚Dezernat', das heißt eine Kategorie von Arbeiten, die einem zugewiesen sind, es betrifft dies die Ausgrabungen in Pergamus, in Olympia, das archäologische Institut in Rom. Es gibt bei dieser Sache immer ziemlich viel zu schreiben. So geht mir z. B. soeben ein Schreiben von dem Kabinettssekretär der Kaiserin zu, wonach Ihre Majestät einem französischen Kunstinstitut ein Buch über die Ausgrabungen in Olympia schenken will. Ich entwerfe nun ein schönes Schreiben an unseren Gesandten in Paris, daß er das Buch den Leuten geben

und was er dazu schreiben soll. Dann kommt ein Bericht von dem Gesandten, daß er den Auftrag ausgeführt hat und ich schreibe dann das wieder an den Kabinettssekretär. Von allen diesen Schreiben mache ich aber immer nur den Entwurf, dieser bleibt bei unseren Akten und abgeschickt wird eine von der Geheimen Kanzlei des Auswärtigen Amts angefertigte Reinschrift, welche dann dem Fürsten Hohenlohe zur Unterschrift vorgelegt wird. Gegenwärtig bin ich unter anderem auch damit beschäftigt, eine Unzahl von Gesuchen zu beantworten von lauter Leuten, die in türkische Dienste gehen wollen. Du wirst in den Zeitungen gelesen haben, daß man ein paar Finanzbeamte und einige Offiziere dem Sultan auf einige Jahre überlassen will, nun kommen von allen Ecken und Enden Leute, die sich dazu melden, um in der Türkei reich zu werden."

Kiderlen ist somit neunzehn Monate im Auswärtigen Amt beschäftigt, aber erst seit zweieinhalb Monaten zünftiger Diplomat, — und doch vertraut man dem kaum Achtundzwanzigjährigen bereits einen delikaten Posten an. Daß es sich aber wirklich um einen heiklen Auftrag handelte, beweisen die folgenden Zeilen Holsteins, die nach Kopenhagen gerichtet sind.

„Berlin, 3. September 1880.

Lieber Herr von Kiderlen.

Nach einem heute eingegangenen Bericht scheint es, daß Ihr Herr Amtsvorgänger sich noch nicht mit seiner Abreise beschäftigt. Wenn die Anzeige morgen früh nicht hier ist, wird telegraphiert werden.

Zweck dieses ist, Ihnen zu sagen, daß Sie sich bei der Sache lediglich als Zuschauer verhalten; ich halte für nützlich, Ihnen das noch besonders zu raten, angesichts der Möglichkeit, daß Quehl in seinem überreizten Zustande anders auf Sie einzuwirken sucht. Falls Sie, wie ich fast vermute, mit Rücksicht auf Ihre große Jugend im Dienst, dem Generalkonsul gegenüber Ihre hierarchisch höhere Stellung nicht ohne Not accentuieren wollen, wird es doch immerhin sich empfehlen, daß Sie Ihre Selbständigkeit nicht durch zu vieles Umratfragen beeinträchtigen.

In lokalen Geschäftsfragen wird Hawersaat*) Ihnen sichere Auskunft geben können; in Etikettensachen wenden Sie sich an den Doyen der Gesandten, der wahrscheinlich Mohrenheim**) ist. Eventuell schreiben Sie mir privatim.

Waidmannsheil.

Der Ihrige
Holstein."

* * *

*) Kanzleibeamter der Gesandtschaft.

**) russischer Gesandter, — später Botschafter in Paris.

Aus den angeführten aber auch sonst vorliegenden Briefen ist bis September 1880 von Bismarcks persönlicher Anteilnahme an dem Geschicke Kiderlens noch nichts zu erkennen. Noch ist es Varnbülers Hand, die schützt; aber hinzugetreten ist die Zuneigung der Kollegen und Achtung der Vorgesetzten: Philipsborn und die beiden Bülow. Noch besteht zwischen dem obersten Chef und dem jungen Diplomaten, der sich die ersten Sporen verdienen soll, ein weiter Abstand. Die Beziehungen zum Fürsten Bismarck haben sich nur sehr langsam geknüpft. Wir sahen Kiderlen am 1. Februar 1879 in das Amt einziehen. Erst am 20. Februar wird er Bismarcks überhaupt ansichtig.

„. . . Nun aber la grande nouvelle: am Freitag war ich — zum erstenmal — im Reichstag und habe es gerade so glücklich getroffen, daß ich die große Zollrede von Bismarck hörte, den ich dabei auch ganz gut, gerade unter mir, sehen konnte. — Das heißt man Glück!"

Am 15. März wurde Kiderlen dem Altreichskanzler persönlich vorgestellt und zwar durch Exzellenz von Varnbüler. Bismarck drückte Kiderlen, dem damals noch nicht voll Siebenundzwanzigjährigen, „gerührt aber schweigend die Hand . . ., dagegen, schreibt Kiderlen weiter an seine Mutter, unterhielt sich die Fürstin, die überhaupt sehr liebenswürdig ist, längere Zeit mit mir. Außerdem wurde ich den Söhnen, Tochter und Schwiegersohn des Hauses (Graf Rantzau) vorgestellt." . . . „Varnbüler ist immer noch mein großer Gönner, fragt den Ministerialdirektor Philipsborn, was ich von dritter Seite erfahren habe, stets nach mir, was immer einen guten Eindruck macht." Auch sonst führt Varnbüler seinen jungen Landsmann bei den politischen Spitzen ein. „Bei dem gestrigen Diner war Minister von Maybach, Staatssekretär Friedberg, Reichstagsabgeordnete, Bundesratsmitglieder, im ganzen achtzehn Personen. . . ."

Am 19. April lesen wir folgenden Bericht:

„. . . Meinen Ministerialdirektor Philipsborn, den man selten zu sehen bekommt (d. h. unsereins Untergeordnetes), begegnete ich vor ein paar Tagen im Eingang des Ministeriums. Er sprach längere Zeit sehr huldvoll mit mir und fragte, wie es mir gefalle und ob ich mich eingelebt habe. Varnbüler sagte mir auch einmal, daß er sich günstig über mich geäußert habe. — Denn wenn ich ihn auch nicht zu sehen bekomme, so werden ihm doch alle Arbeiten, die ich mache, zur Unterschrift vorgelegt. Nur ein Teil, die wichtigeren und die mehr politischen Inhalts, gehen dann noch hinauf bis zu Bülow. Leider kann ich Dir nichts näheres über meine Arbeiten mitteilen, da hier, wie mir H. v. Buddenbrock stets aufs neue einschärft, das strengste Amtsgeheimnis besteht, auf dessen Verletzung sofortige Entlassung steht. Soviel kann ich Dir entre nous sagen, daß ich neulich eine lange Note an die Stuttgarter preußische Gesandtschaft verfaßte, mit deren Inhalt mein einer Chef, Legationsrat Humbert, (in dessen Ressort die Sache fiel) ganz einverstanden war, und ebenso, wie jener mir sagte, Minister Bülow. — A propos. Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande; meine arme, verkannte Handschrift kommt hier, ihrer Deutlichkeit wegen, sehr zu Ehren . . ."

Von Bismarcks persönlichem Eingreifen meldet erst ein Berlin, den 13. November 1880 an seine Schwester Johanna gerichteter Brief, und zwar nachdem bereits davon die Rede war, daß Kiderlen werde nach Japan gehen müssen; dort heißt es:

„. . . Also soeben wurde ich gefragt, ob ich gern nach Petersburg ginge. Dieses ist nun weniger weit als Japan, aber sehr teuer, auch etwas kalt.

Ich habe deshalb es für das beste gehalten, zu sagen, ich stelle die Entscheidung dem Auswärtigen Amt anheim, worauf mir versichert wurde, die Sache werde dann so entschieden werden, wie sie für meine Karriere am günstigsten sei.

Daß dies wahr, glaube ich schon deshalb, weil mir ausdrücklich gesagt worden ist, der Fürst Bismarck habe selbst befohlen, man solle mich nicht gegen meinen Willen außer Europa schicken, weil man mit mir sehr zufrieden sei usw. Es wird also das beste sein, die Sache an sich herankommen zu lassen und sich zu nichts zu melden. . . ."

und weiter am 29. November an die Mutter:

„. . . Der Reichskanzler sei der Ansicht gewesen, Japan wäre ganz interessant, aber ich sollte auf einen Posten, wo es viel zu tun gebe und wo man viel lernen könne, viel in den Salons sich bewegen müsse usw. . . ."

Erst am 5. Dezember 1881, nachdem er schon mehrere Monate hindurch als dritter Sekretär in Petersburg beschäftigt war, hat Kiderlen Gelegenheit, dem Fürsten persönlich näher zu treten, und zwar auf einem parlamentarischen Abend, auf dem er als Durchreisender „mit einem gepumpten Claquehut und einer gepumpten Weste erschien, welche, um sie passend zu machen, auf dem Rücken aufgeschlitzt wurde. Als ich, fährt Kiderlen in einem Briefe nach Stuttgart fort, der Fürstin Bismarck die Hand küsse, fühlte ich einen deutlichen Knacks in der Weste. Doch war Ihre Durchlaucht trotzdem sehr liebenswürdig, sagte mir, sie hätte von meiner Jagd gehört usw." Gegen Ende des Festes begab sich dann folgende heitere Szene:

„. . . Als ich eben, berichtet Kiderlen, weggehen wollte, der Fürstin bereits mein Kompliment gemacht hatte und mich hinter dem Reichskanzler herumdrücken wollte, sehe ich, wie die Fürstin ihm etwas ins Ohr sagt und er sofort auf mich zugestürzt kommt, mir furchtbar freundlich die Hand schüttelt und nun anfängt: ‚Es freut mich sehr, daß Sie hier sind, bei der schlechten Stimmung in jenen Gegenden und besonders an der Lahn' usw. Ich merkte sofort, daß mich der Reichskanzler verwechselte, hoffte aber, er würde mich nach ein paar freundlichen Phrasen loslassen und so käme die Verwechslung gar nicht zutage. Doch er redete immer weiter, und als ich gar nichts sagte, so fragte er endlich: ‚Nun, in der Stichwahl ist es ja recht gut gegangen; wer war denn Ihr Gegenkandidat?' Nun mußte ich Farbe bekennen und sagte: ‚Ich bedauere, Durchlaucht verwechseln mich; ich bin überhaupt kein Abgeordneter.' — ‚Ja, sind Sie denn nicht der Prinz Solms? Wer sind Sie denn.' Als ich ihm das gesagt, sagte er: ‚Nun, dann muß jedenfalls große Ähnlichkeit bestehen; die Hauptschuld trifft aber meine

Frau usw.' Zum Schluß sagte er aber sehr freundlich: ‚Nun, ich hoffe, wir sehen uns noch recht oft, damit Ihre Identität konstatiert wird.'

Da er die Sache von der komischen Seite auffaßte und die Fürstin sie gleich am andern Morgen unter Lachen der Frau von Spitzenberg erzählte, so ist sie wirklich sehr spaßhaft. . . ."

Wenige Tage darauf findet dann ein Diner beim Reichskanzler statt. . .

„Als ich hinkam," erzählt Kiderlen, „wurde ich natürlich als ‚Prinz Solms' begrüßt und darüber verschiedene Scherze gemacht; der Fürst sagte: ‚Das Prädikat Durchlaucht haben Sie ganz stramm ausgehalten.' Bei Tisch war es sehr gemütlich; ich saß neben der Fürstin, die mich furchtbar fütterte; namentlich an einem großen Stück ‚Gänseweißsauer', das sie mir zuschob, erstickte ich beinahe. Als ich infolgedessen von dem darauffolgenden Entenbraten nichts nahm, sagte der Fürst: ‚Aha, Sie essen auch lieber kalten Fasanen; ist von dem gestrigen Fasan nichts mehr übrig?' Als der Rest kam, sagte er: ‚Nun, wenn Sie etwas davon wollen, lassen Sie Ihren Teller heraufgehen.' Dieser ging de main en main über den Tisch zu ihm und Seine Durchlaucht schnitt mir eigenhändig ein Stück von dem für ihn reservierten Vogel ab. Über das ganze Essen sprach und trank er in einem fort. Letzteres gab zu folgendem ehelichen Zwiegespräch Veranlassung: ‚Aber Ottochen, Du weißt doch, daß Dir der Doktor den Sherry verboten hat.' ‚So, der Heuchler, und mir hat er gerade gesagt, daß er mir gut sei. Sehen Sie, meine Herren, während des Kongresses trank ich jeden Morgen drei Glas Rotwein, obgleich ich wußte, daß mir das nicht gut sei, weil ich sonst die langen Sitzungen nicht ausgehalten hätte, — so habe ich mich immer für das undankbare Europa geopfert!' . . ."

* * *

Wir wollen Kiderlen jetzt verlassen und zum Ausgangspunkt meiner Darlegungen zurückkehren, nachdem wir noch festhalten, daß Kiderlen bis zum Jahre 1884 zuerst dritter, dann zweiter Sekretär bei der Botschaft in St. Petersburg geblieben ist, sich dort ehrlich und klug mit dem als Vorgesetzten recht schwierigen General von Schweinitz herumgeschlagen hat. Anfang 1884 durfte er den Sohn seines großen Chefs in die St. Petersburger Gesellschaft einführen und bei dieser Gelegenheit den Nachweis erbringen, welche Vertrauensstellung er sich — damals noch nicht zweiunddreißig Jahre alt — am Hof und in der russischen Diplomatie geschaffen hatte. Aus diesem Zusammentreffen ist dann später auch gefolgert worden, bezüglich Kiderlens habe ein dem Ganzen abträglicher Nepotismus gewaltet. Ich meine, gerade der Fall Kiderlen ist geeignet zu zeigen, wie wenig der erste Reichskanzler Günstlingswirtschaft trieb. Der alte Fürst hat zwar Kiderlen schnell aufsteigen lassen, aber doch nur wie der Chef des Stabes die tüchtigen Generalstäbler schneller befördert als das Gros der Offiziere. Es hat recht lange gedauert, bis der Fürst von dem be-

sonders warm empfohlenen Schwaben Notiz nahm und als Herbert in den Lebenskreis Kiderlens eintrat, hatte dieser bereits einen gefestigten Ruf als tüchtiger Diplomat und stand in gutem Ansehen nicht nur beim alten Fürsten, sondern auch bei seinen Vorgesetzten und Kollegen, als ein Mann „mit praktischem Sinn", den man überall hinstellen konnte. Die guten Beziehungen zum Hause Bismarck haben den Reichskanzler nicht gehindert, Kiderlen „im Interesse des Dienstes" im Jahre 1886 aus dem leichtsinnigen Paris, wo er sich nur zu wohl fühlte, nach Konstantinopel zu versetzen, als er, wie Holstein ihm freundschaftlich schrieb, „nicht die richtigen Mittel fand, um seinen Botschafter zweckmäßig zu unterstützen. Ihre spärlichen Berichte finden hier keinen Beifall." So war denn der „Nepotismus" Bismarcks auf ganz anderer Grundlage gewachsen als wie jener, über den seit des eisernen Kanzlers Abgang geklagt wird.

G. Cleinow

Anhang

Einberufungsschreiben zur Prüfung für den diplomatischen Dienst

Berlin, den 21. Februar 1880.

Euer Hochwohlgeboren benachrichtige ich, daß der Herr Reichskanzler, dem von Ihnen mündlich zu erkennen gegebenen Wunsche entsprechend, Ihren eventuellen Übertritt zur diplomatischen Laufbahn genehmigt hat. Bevor jedoch die Ernennung Euer Hochwohlgeboren zum Legationssekretär erfolgen kann, werden Sie zuvörderst Ihre Qualifikation bezüglich der schriftlichen Redaktion in französischer Sprache durch Anfertigung einer Probearbeit*) darzutun haben.

Das auf meine Veranlassung von der Prüfungskommission für das diplomatische Examen zu diesem Zwecke aufgestellte historisch-politische Thema lasse ich Euer Hochwohlgeboren mit dem Bemerken zugehen, daß Ihnen für die Ablieferung der Arbeit eine viermonatliche Frist, vom Empfange gegenwärtigen Erlasses an gerechnet, bewilligt wird. Die Reinschrift wird vorschriftsmäßig mit der eidesstattlichen Versicherung zu versehen sein, daß Sie die Arbeit ohne fremde Beihilfe angefertigt haben.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission
für das diplomatische Examen.
In Vertretung
gez. O. Bülow.

*) Donner un aperçu des principales négociations diplomatiques qui se rattachèrent à la guerre turco-grecque et à la reconnaissance de l'Etat hellénique (1820 — 1821).

Die Überwindung des europäiſchen Nihilismus

Weihe der Kraft

Helft Götter ſuchen, helft den Gott uns finden,
der auferbaut in Glorie uns umſtrahle,
ſchafft Brot und Wein zum hohen Abendmahle
der Kraft, zu bauen und zu überwinden.

Rings Scherben nur. Zerbrochen ſind die blinden
ergreiſten Götter, Opfertrank — und Schale
im krauſen Schutt verflackerter Fanale.
Laßt neuen Rauſch die kühle Bruſt entzünden!

Der graue Tempel ſtiert mit brandgen Giebeln
und kopfgeſtützt in jahrlang dumpfem Grübeln
hocken wir tatlos; unſere Sinne modern.

Nun auf, daß neuerregte Kräfte meiſtre
ein Göttliches, das heiſchend und begeiſtre,
ob auch in ſeinem Atem wir verlodern!

Georg J. Plotke

Das Wertproblem

Über die Menſchheit hin durch die Jahrtauſende tönt die uralte Frage nach dem Sinne des Lebens. Wozu das alles? Wozu Mühe und Arbeit, Luſt und Schmerz? Hat es einen Zweck, hat es einen Wert? Das Getriebe der Welt, der ungeheuere Aufwand an Kräften, vom Kreiſen der Geſtirne angefangen bis herab zu deinem eigenen nüchternen Tagewerke — was will das, welchen Zweck hat es, nach welchem Ziele ſtrebt es? Wenn ich es mir ſauer werden laſſe und mich abmühe, wenn ich das Gute zu tun und der Allgemeinheit zu dienen ſuche, bleibt davon etwas, ſchließlich, wenn ich nicht mehr bin, wenn die Erde nicht mehr iſt, wenn die Welt nicht mehr iſt? Geſetzt, ich habe das meine getan, aber ich bin erfolglos geblieben: darf ich mich tröſten, daß es doch Frucht tragen werde, irgendwo, irgendwann — oder muß ich mir ſagen: es hatte keinen Wert und es wäre beſſer geweſen, mein weniges zu verpraſſen?

So tönt die Frage, leiſe, von vielen überhört, von Generationen nicht beachtet. In der Stille irgendeiner Nacht, auf dem Meere unter dem geſtirnten Himmel, am Krankenbette, am offenen Grabe eines Lieben, im Einerlei des

Tagewerkes oder mitten im Trubel eines Festes wird sie laut. Sie fällt dich an, plötzlich, unerwartet, und fortan wirst du sie nicht mehr los; mit Lachen und Lärmen, mit Gleichgültigkeit und Willenskraft kannst du sie nicht zum Schweigen bringen: sie tönt und heischt Antwort, sie schwillt an mit mächtiger Stimme, sie dröhnt und donnert — diese uralte Frage nach dem Sinne des Lebens.

So klang sie den Indern an ihren Riesenströmen; unter den Nomaden zwischen Euphrat und Tigris war sie laut; um die Küsten des Mittelmeeres, als Rom die Beherrscherin der bekannten Welt geworden war und die Menschheit in unerhörter Machtfülle und nie gesehenem Reichtum sich jeden Luxus und jeden Rausch der Sinne gönnte, hörte man sie so schneidend und so lange fragen, bis die Herrschaft der alten Götter zerbrach und der neue Gott, der die Antwort war, Europa beherrschte.

Fast zweitausend Jahre lang hat diese Antwort uns genügt, die Antwort: der Sinn, Zweck und Wert von Welt und Leben sei der Eine Gott, der das Gute ist. Fast zweitausend Jahre lang haben wir in seinem Namen Gutes und Schlimmes, Alltag und Feiertag, Leben und Tod auf uns genommen und haben uns getröstet, daß nichts verloren gehen könne, keiner von uns und nichts von unseren Taten und Gedanken, da Er ja wachte und zählte. Heute genügt sie nicht mehr. Von neuem fragt es in allen Gassen, und atemlos wartet die Welt auf eine neue Antwort.

Mit dem neunzehnten Jahrhundert tritt das Problem vom Sinn und Wert des Lebens in den Mittelpunkt der geistigen Arbeit Europas. Nicht nur ist die Philosophie Schopenhauers und Nietzsches zugestandenermaßen Wertphilosophie, sondern auch hinter Ibsens Dichtung steht das Problem, wenn er das Schicksal des verfehlten Lebens, diese tragischste Tragik, die wir kennen, dramatisch hin und her wendet; aus Zolas und Dostojewskys naturalistischen Gemälden gähnt die Schauerlichkeit dieser Nacht, und wenn die neueste Lyrik die vollkommene Sinnlosigkeit, das Chaos als ästhetischen Reiz empfindet und darstellt, so handelt auch sie unausgesprochen von demselben Problem.

Es gibt aber Naturen, die so leidenschaftlich fragen, daß sie zerbrechen müßten, wenn sie nicht stark genug wären, sich selber zu antworten. Zu ihnen gehörte Tolstoi. Er war zu ungeduldig, um zu warten, bis Philosophie oder Kunst oder irgendeine andere Instanz den Knoten gelöst hätte; er zerhieb ihn und wurde aus einem Weltkind und Dichter mitten im Sonnenschein des Erfolges zu einem Büßer und Prediger. Die Frage nach dem Sinne seines Lebens hatte ihn gepackt, und um die Qual loszuwerden, gab er ihm einen Sinn, indem er, gegen alle Vernunft, gegen Familie und Umgebung, gegen sein eigenes Wissen und seine ganze Zeit sich einem primitiven Urchristentum in die Arme warf.

Wir anderen, die wir mehr Geduld besitzen, haben indessen eine sehr neue, sehr ernste, sehr nüchterne Instanz aufgerufen, über alle religiösen künstlerischen

und philosophischen Versuche hinweg das Problem vom Sinne des Lebens zu lösen und eine Ungewißheit zu beseitigen, die uns unter der Würde dieses aufgeklärten Zeitalters zu sein scheint: die Naturwissenschaft. Mit Experiment und Mikroskop, mit Berechnung und Beobachtung, mit all unseren exakten Methoden haben wir sie an die Arbeit geschickt. Und unser Vertrauen auf ihre Leistungsfähigkeit hat uns offenbar nicht betrogen. Sie gibt eine bestimmte Antwort oder stellt sie in Aussicht. Aber eine Antwort, die nun freilich schlimmer ist als Ungewißheit. Sie scheint beweisen zu wollen oder schon bewiesen zu haben, daß die Welt keinen Sinn habe, daß alle Entwicklung nicht auf ein Ziel hinstrebe, daß der Kosmos planlose, blinde Kausalität sei, der keinem höheren Zweck diene, daß die Welt einen Kreislauf bilde aus dem Chaos in das Chaos.

Mag der Beweis schon geführt sein oder noch geführt werden, die Ausschaltung des Zweckbegriffes aus der Welterklärung ist schon heute ein Faktum; die Überwindung teleologischer Deutungen gilt als Axiom aller Wissenschaftlichkeit — daran ist nicht zu rütteln. Die Naturwissenschaft selbst ist damit sehr zufrieden und hat schon begonnen, im Stolz des Findens hierauf eine neue „Weltanschauung" zu gründen, welche die frühere religiöse samt all ihren Gefühlswerten ersetzen soll. Und doch sind die Folgen der wissenschaftlich bewiesenen Zwecklosigkeit des Weltgeschehens, wenn man nur konsequent weiterdenkt, ungeheuer.

Dostojewsky erzählt in seinen Erinnerungen aus dem sibirischen Sträflingsleben, daß er als furchtbarste Marter empfunden hätte zwecklose Arbeiten, die den Sträflingen auferlegt wurden, rein, um sie zu beschäftigen, z. B. eine Mauer aufzuführen, die dann wieder niedergerissen werden mußte. Darin äußert sich das Grundbedürfnis aller vernünftigen Kreatur, nach Zwecken zu leben. Dieses Zweckbedürfnis ist nicht bei allen Menschen gleich ausgebildet, sondern steigt mit der höheren Organisation und wird bald durch die Scheinzwecke des Spieles, bald durch die alltäglichen des Berufes, bald nur dadurch befriedigt, daß man sein ganzes Leben unter eine große Aufgabe stellt. Aber selbst durch solche hohe und weite Ziele wird das Zweckbedürfnis der Menschheit nicht endgültig befriedigt, sondern sie bedarf letzter, absoluter Zwecke, oder vielmehr eines absoluten Zweckes, den das Weltganze zu erfüllen strebt und in dessen Dienst der einzelne sich fühlen will, um so seine notwendig kleinen und endlichen Aufgaben zu rechtfertigen. An einem solchen höchsten und endgültigen Zweck von Welt und Dasein hängt die gesamte Ethik; denn Sittlichkeit ist nur denkbar unter der Voraussetzung, daß es eine ideelle Aufgabe gibt, in deren Dienst der einzelne steht. Ohne dieses höchste Ziel wäre Welt und Leben im letzten Sinne wertlos. Auf den Wert aber ist es offenbar abgesehen, wenn wir so dringend nach dem Zweck fragen. Daß wir ein Leben ohne Zwecke verabscheuen, das bedeutet eigentlich, daß wir ein Dasein ohne Werte nicht ertragen können. Nun gibt es zwar unzweifelhaft Werte im Leben: Kunstgenuß, Glück der Liebe und der Familie, Freude des Erfolges und dergleichen mehr; aber

damit ist das Leben im ganzen noch nicht gerechtfertigt; denn es bleibt immer die Frage übrig, welches der Wert all dieser Werte sei. Und wir werden uns nicht eher beruhigen, als bis wir den letzten, absoluten, von menschlichen Beziehungen unabhängigen, namentlich nicht an den Erfolg oder die Dauer gebundenen Wert, kurz, den objektiven Wert des Daseins oder der Welt gefunden haben. Wenn also die Naturwissenschaft glaubt, nachweisen zu können, daß es ein Ziel, einen objektiven Zweck der Weltentwicklung nicht gibt, so gibt es auch keinen absoluten oder objektiven Wert; vielmehr stellen sich alle Werte als subjektiv heraus. Wenn der ganze Aufstieg der organischen Welt von der Zelle bis zum Menschen oder darüber hinaus nicht eine Folge ins Ewige hat, sondern einmal im Nichts verlöschen wird, wenn also die Erde in die Sonne fällt und alle darauf angehäuften Leistungen dem Untergang geweiht werden, so sind sie auch wirklich radikal vernichtet; es gibt keinen Gott, der die guten Taten in ein Buch zu ewigem Andenken verzeichnete. Die höchsten Schöpfungen des Genius, die größten Heldentaten der Heroen sind, als wären sie nie gewesen. Der Wert aller Werte ist also an die Zeit, an die Dauer, an den Erfolg gebunden; oder, da bei der Beurteilung des ewigen Wertes es gleichgültig ist, ob das Ende nach tausend oder nach tausend Millionen Jahren kommt, so gibt es also keinen Wert; es ist ins große und ganze gerechnet gleichgültig, ob wir gut oder schlecht sind, ob wir uns abmühen oder es uns wohl sein lassen, ob es mit den Völkern aufwärts oder abwärts geht, ob die erschaffene Welt sich „entwickelt" oder nicht. Wenn der ewige Zweck fehlt, der durch das alles verwirklicht werden soll, so hat es nur zufälligen, vorübergehenden, subjektiven Wert.

Diese Gefahr, daß mit dem Absterben der Religionen des persönlichen Gottes und auf Grund unserer Naturerkenntnis alle Werte sich als subjektiv herausstellen, ist eigentlich die Krisis, die Nietzsche unter dem Namen des europäischen Nihilismus voraus verkündet hat. Das Zeitalter der Ratlosigkeit und Verzweiflung, das der große Moralist heraufkommen sah, ist das Zeitalter der erkannten Subjektivität aller Werte. Damit ist auch schon gesagt, daß Nietzsches Versuch einer neuen Wertsetzung uns nichts nützt; denn sie gibt sich ja bewußt als gesetzten, d. h. als subjektiven Wert. Wenn er den Übermenschen lehrt, so predigt er gewiß einen Wert. Aber ist es *der* Wert? Daß es nicht der Wert, der eigentliche und objektive ist, gibt ja Nietzsche zu, wenn er ihn verkündet nicht auf Grund seiner Erkenntnis, sondern kraft des menschlichen Rechtes, „Tafeln der Werte" aufzustellen. Das kann uns nichts nützen. Wenigstens nicht, wenn es richtig ist, was wir hier vorausgesetzt haben, daß der Wert der Welt an die Existenz eines objektiven Wertes gebunden ist. Und das ist nun tatsächlich das Grund- und Kernproblem, von dessen Lösung die Möglichkeit einer neuen Wertsetzung, die Erneuerung der Religion und der Ethik, die Überwindung der Sinnlosigkeit und des von Nietzsche so genannten europäischen Nihilismus abhängt: *Müssen wir mit dem Nachweis der Subjektivität*

aller Werte auf den absoluten Wert überhaupt verzichten? Müssen wir uns damit begnügen, daß Werte nur Illusionen sind?

Ich gedenke zu zeigen, daß dieser verhängnisvollen Frage ein Denkfehler zugrunde liegt. Ich gedenke zu zeigen, daß mit der Entdeckung der Subjektivität der Werte im Gegenteil dem Dasein Sinn und Wert zurückgegeben und ein für allemal gesichert ist.

Denn zunächst: was heißt das, objektive Werte? Sind damit allgemeingültige Werte gemeint, solche, die von allen Menschen ohne Ausnahme als Werte empfunden werden, so gibt es deren unzweifelhaft, z. B. Gesundheit. Aber es gehört gar nicht zum Wesen eines Wertes, daß er allgemeingültig sei; wir empfinden unsere ästhetischen und moralischen Wertungen als durchaus gültig, auch wenn kein anderer sie anerkennen will. Versteht man jedoch unter objektiven Werten solche, die gelten, abgesehen von einem Wertenden, so ist der Begriff ein völliger Unsinn. Werte setzen den wertenden Menschen voraus, ebenso wie die Farben das Auge. Sobald es keine vernünftigen Wesen mehr gibt, haben auch alle Werte aufgehört, und es besteht durchaus keine Möglichkeit, einen Wert „objektiv" oder „absolut", d. h. außerhalb des wertenden Subjekts zu konstituieren. Von diesem Sachverhalt wäre auch ein — wie immer gefundener — letzter Wert von Welt und Dasein nicht ausgenommen. Wenn also die Werte notwendig subjektiv sind in dem Sinne, daß sie ohne wertendes Subjekt nicht gedacht werden können, so darf man sie darum noch nicht für Illusion, Täuschung halten. Auch Raum, Zeit, Kausalität gehören nicht den Dingen selbst an und können abgesehen vom vernunftbegabten Menschen nicht gedacht werden. Dennoch sind sie nicht Illusion, sondern Realität. Ebenso folgt aus dem bloßen Nachweis der Subjektivität aller Werte noch nicht, daß sie Illusionen seien. Und nun fragen wir uns, auf welche Weise Werte überhaupt entstehen.

Wir haben oben gesagt, indem wir dem allgemeinen und naiven Gefühl folgten, daß den Werten Zwecke zugrunde liegen müßten, durch welche jene gerechtfertigt würden, daß es also einen objektiven oder absoluten Wert geben würde, wenn es gelänge, den objektiven oder absoluten Zweck zu finden, und daß, seit uns die Naturwissenschaften diese Hoffnung zerstört hätten, auch jenes Bedürfnis unbefriedigt bleiben müsse. Dieser Deduktion liegt jedoch abermals ein Denkfehler zugrunde, der nun aufgedeckt werden muß. Wir wollen uns die Begriffe, um die es sich hier handelt, zuvor näher ansehen. Es ist nicht von dem Wert der Dinge die Rede, den man auch ihren Preis nennt; sondern wir sprechen von ideellen, moralischen, letzten Werten. Wir fragen etwa: was hat die Wahrheit für einen Wert? Oder das Glück? Es sind die Werte, über die der Prediger gegrübelt hat, als er zu dem Ergebnis kam: alles ist eitel. Diese Werte sind scheinbar von einem Zweck abhängig; der Wert der guten Taten z. B. ist gegründet, wenn sie sich ansammeln zu einem ewigen Schatze, dessen Segen der Menschheit zugute kommt. Der Wert der Arbeit kann nicht bezweifelt werden, wenn jeder Strebende sein bescheidenes Teil zur

stetigen Vervollkommnung der Welt beiträgt. Aber eben dieses Verhältnis von Zweck und Wert ist ein Irrtum. Es ist nicht wahr, daß die Werte an Zwecke gebunden seien, wie sehr auch die Empfindung dafür spreche; Wert und Zweck sind überhaupt nicht zwei verschiedene Dinge, sondern zwei Seiten desselben Dinges. Was uns subjektiv als Wert ins Bewußtsein tritt, das projicieren wir in die Außenwelt als Zweck. Man kann es auch so ausdrücken: die Spontaneität der Seele äußert sich als Trieb, Werte zu erzeugen, und diese scheinbar objektiven Werte bietet sie dem Willen als Zweck dar. In unserer Empfindung ist der Zweck das Primäre, wonach sich der Wert richtet; in Wirklichkeit ist der seelische Vorgang des Wertens das Primäre, und aus den Werten erst bilden sich die Zwecke.

Das Werten, Wertsetzen, Werteschaffen ist eine Grundfunktion des menschlichen Geistes, die er ausübt mit derselben Notwendigkeit, mit der er das Kausalgesetz anwendet. Auf die Eindrücke der Außenwelt, welche seiner Seele dargeboten werden, reagiert er mit Gruppierung nach Wertstufen. Wo der Mensch hinkommt oder auch nur hinblickt, da sind Werte.

Die Wertsetzungen stehen in unmittelbarer Beziehung zum Willen des Menschen; Werte sind die seinem Willen gemäßen Dinge, ihr Wert steigt, je mehr sie dem Willen entsprechen oder ihn befördern, der höchste und letzte Wert, das summum bonum, ist das Korrelat seines Grundwillens, nämlich dessen, was er abgesehen von den jeweiligen Bedingungen überhaupt will. Unser Grundwille ist dasselbe, was Kant in die Formel des kategorischen Imperativs gefaßt hat, ist dasselbe, was als sittliche Forderung und als Gewissen in unser Bewußtsein tritt.

Der Inhalt dieses Grundwillens, also auch des letzten und höchsten Wertes, also auch aller anderen Werte wird beeinflußt durch die Erkenntnis. Diese wirkt zwar nicht als Urheber der Wertsetzung, aber als ihr Korrektiv. Ein im wesentlichen auf Lebensgenuß gerichteter Wille z. B. kann ebensogut Sinnenfreude wie Enthaltsamkeit aufsuchen, je nachdem er erkannt hat, daß das eine oder das andere ihm im ganzen mehr Behagen schafft. Und auf höherem Gebiete: ob man der Gottheit besser diene durch Darbringung von Menschenopfern oder durch Selbstaufopferung im Dienste der Nächstenliebe ist Sache der Erkenntnis, des Wissens oder Meinens; der zugrunde liegende Grundwille, nämlich das Gute zu tun auch gegen Neigung und Behagen, kann in beiden Fällen derselbe sein.

Aus dem Grundwillen des Menschen in Verbindung mit seinem allgemeinen Wissen und Meinen, mit seiner geistigen und kulturellen Verfassung ergibt sich als notwendige Funktion, beinahe mathematisch zu berechnen, die Grundwertung, der „absolute" oder „objektive" Wert, wie wir ruhig sagen können, das wonach alle übrigen Werte sich orientieren, und was allem Tun und Treiben Wert, d. h. Sinn gibt.

Es ist aber ohne weiteres klar, daß die Stärke, Wucht, Wirkungskraft dieser Grundwertung von der Stärke des Wollens, d. h. von der Größe und Kraft

der Persönlichkeit abhängt. Nicht alle Menschen können gleich stark werten, nicht alle in gleichem Maße das Bedürfnis nach letzten und absoluten Werten in sich tragen, nicht alle also in gleicher Weise Werte schaffen, aus sich herausstellen und der Welt auferlegen. Die Gabe der Wertbildung ist vielmehr letzten Endes dem ethischen oder religiösen Genie aufgespart. Der Mensch dieser Art wertet alles, auch das Kleine und Alltägliche, aus der letzten, absoluten Wertung; er wertet mit elementarer Leidenschaftlichkeit; er trägt seine werterzeugende Kraft wie ein Naturgesetz, als objektiven, „göttlichen" Wert mit sich herum, er vermag sie in einem äußerlich sichtbaren Symbol auszudrücken, und er ist in der großartigen Naivität, mit der er *seine* Wertung als *den* Wert schlechtweg empfindet, fähig, der übrigen Menschheit seinen Willen, oder wie man mit einem alten mißverständlichen Ausdruck sagen kann: einen neuen Glauben zu suggerieren. Denn auch wir wissenschaftlichen Menschen vertragen nicht nur, sondern brauchen den Glauben, trotz des monistischen Jahrhunderts. Einen Glauben freilich, der mit unserem Wissen in Widerspruch steht, weisen wir von uns; aber jenseits des Wissens beginnt heute wie immer der Glaube, d. h. das Wertsetzen. Darauf verzichten hieße das Kronrecht der Menschenwürde aufgeben.

Aus allen diesen Prämissen ergibt sich nun von selbst die erlösende Folgerung: Die Welt kann nicht sinnlos werden, denn sie kann nicht wertlos werden, oder wenn sie es eine Zeitlang ist, weil die alten Werte unter dem Fortschritt des Wissens zusammenbrechen, so kann doch nie bewiesen werden, daß sie wertlos sei, so wenig wie das Kausalgesetz als eine Grundfunktion der Seele widerlegt werden kann. Es kann folglich auch nie bewiesen werden, daß die Welt zwecklos oder ziellos sei; denn der neue Wert wird sich von selbst als Zweck in den Kosmos projizieren. Was die Naturwissenschaft leisten kann und wohl heute geleistet hat, ist der Nachweis, daß der bisher angenommene Zweck einer beständigen Aufwärtsbewegung zum Vollkommeneren nicht besteht. Aber damit ist nicht entschieden, daß die Welt nicht einen ganz anderen Zweck haben könnte. Wir unterliegen freilich der Empfindung, als sei jener Zweck der einzig mögliche, der einzige, der den Begriff Zweck ausfüllt. Das aber ist Täuschung, darauf beruhend, daß er die genau entsprechende Projizierung der bisherigen, Jahrtausende alten, wie Nietzsche sagt, „moralistischen" Wertsetzung war. Hat uns ein neuer Prophet eine neue „amoralistische" Wertsetzung gegeben, d. h. eine nicht auf dem Glauben an einen persönlichen, sittlich vollkommenen Gott beruhende Wertsetzung, so wird sich daraus die genau entsprechende Zweck- und Zielvorstellung notwendig ergeben, deren Inhalt dann unzweifelhaft nicht die Vervollkommnung in infinitum sein wird.

Jetzt erst ist die Gefahr des europäischen Nihilismus, die Nietzsche mit grellen Farben gemalt hat, überwunden; vielmehr: jetzt ist bewiesen, daß diese Gefahr überwunden werden kann, daß es einen Weg gibt, der aus der Sinnlosigkeit und Ratlosigkeit herausführt. Nietzsche hatte also mit seiner genialen Konzeption, daß wenn die Welt keinen Sinn hat, man ihr einen geben müsse,

theoretisch vollständig recht. Der Sinn, d. h. der Wert, liegt tatsächlich nicht in der Welt, sondern in uns; gefunden kann er nicht werden, man muß ihn schaffen. Aber praktisch ist sein Versuch einer neuen Wertsetzung gescheitert; Nietzsche war nicht stark genug, uns mit der Formel „Übermensch" seinen Wert aufzuzwingen. Denn er kam von außen, theoretisch, zu der Erkenntnis, daß wir eine Umwertung aller Werte brauchen; er verschrieb sie uns wie ein Rezept. Doch die Tat kann nur einem gelingen, der nicht weiß, daß er Werte gibt, einem, der so von seinem Dämon besessen ist, daß er wähnt, einen realen, äußeren Wert zu kennen, und daß er glaubt, nichts tun zu brauchen, als ihn laut zu verkünden, so laut, daß ihn die Welt hört. Und nur ein Bekenner von dieser Unbewußtheit wird es durchsetzen können, daß die Welt auf ihn hört und den neuen Glauben, d. h. seine Wertsetzung, d. h. seinen Willen annimmt. Denn die Ethik — sonderbare, höchst nachdenkliche Offenbarung — die Ethik ist eine Machtfrage. — —

Über die Menschheit hin durch die Jahrtausende tönt die uralte Frage nach dem Sinne des Lebens. Sie tönt und erzwingt sich die Antwort. Wir aber haben ein Recht zu antworten, nicht — wie superkluge Zeitgenossen meinen — weil unser Wissen dieses letzte und tiefste Lebensrätsel zu lösen vermöchte, sondern weil unsere Macht so weit reicht. Der Mensch ist es, der dieser Welt Sinn, Zweck und Wert gibt. Ohne den Menschen wäre sie sinnlos, zwecklos, wertlos. Ohne den Menschen wäre sie Chaos, nicht Kosmos. Solange aber Menschen sind, kann sie dies alles nicht werden. Und während wir noch des neuen Glaubens entbehren, dürfen wir uns inzwischen — so scheint mir — mit dieser Gewißheit trösten.

Moritz Goldstein in Berlin-Friedenau

Kämpfe unſerer Lehrerſchaft

Der Zufall hat es gefügt, daß uns im Verlaufe von wenigen Tagen eine Anzahl von Beiträgen zugegangen iſt, die in ihrer Geſamtheit ein treffendes, wenn auch ſkizzenhaftes Bild von den Kämpfen entwerfen, die unſere Lehrerſchaft gegenwärtig ausficht. Die einzelnen Artikel ſind wohl geeignet, einander zu ergänzen und auch zu beleuchten. Wir hoffen daher den Wünſchen unſerer Leſer entgegenzukommen, wenn wir, ohne ſelbſt zu allen einzelnen Fragen Stellung zu nehmen, unſere geſchätzten Mitarbeiter im folgenden nacheinander zu Worte kommen laſſen. Uns ſcheint der Ertrag der Geſamtpublikation für den aufmerkſamen Leſer größer zu ſein als die Summe der Einzelbetrachtungen. Unbeabſichtigt hat ſich unter unſeren Händen eine ſchöpferiſche Syntheſe vollzogen.

Die Schriftleitung.

Die Schule des Lebens

Erich Schlaikjer veröffentlichte jüngſt in einer Berliner Tageszeitung einen Aufſatz unter dem Titel „Die Schule und die nationale Wiedergeburt“. Dieſe machte er abhängig von einer Reform der Schule, und zwar nannte er die beſtehende die Schule des Todes und die kommende die Schule des Lebens. Wer von dieſer Schule des Lebens etwas zu erfahren wünſche, möge, ſo riet er, die vortrefflichen Schriften des Bremer Schulreformers Heinrich Scharrelmann leſen.

Intereſſant iſt es nun zu leſen, auf welchem Wege dieſer Reformer zu einer nationalen Wiedergeburt gelangen will, über den ſein jüngſtes Buch „Erlebte Pädagogik“ Aufſchluß gibt. Seine Anſichten wären bedeutungslos für das große Publikum, wenn nicht ein großer Teil der Volksſchullehrerſchaft wie auf einen pädagogiſchen Meſſias auf ihn blickte und auch ſchon in mehreren Lehrerverſammlungen, zum erſten Male anläßlich ſeiner Disziplinierung in Bremen, Kundgebungen ihm zu Ehren veranſtaltet worden wären. So iſt zu befürchten, daß ſeine Gedanken, auch die, die unſerer deutſchen Schule und damit der deutſchen Kultur ſchweren Gefahren entgegentreiben, auf fruchtbaren Boden fallen und zum Schaden unſerer Heimat in die Tat umgeſetzt werden.

Scharrelmann, dem niemand Intelligenz, pſychologiſches Verſtändnis und literariſche Fähigkeiten abſprechen wird, geht in ſeiner Bekämpfung der alten Schule ſo weit, daß er die bisher geübte bewußte Förderung der Vaterlands-

liebe für unmoralisch erklärt: „Wir Lehrer des Volkes" — so schreibt er — „haben zu tun, was in unseren Kräften steht, um die Unterschiede der Nationalitäten auszumerzen. Wir haben daher jeden Patriotismus zu bekämpfen (!), mag er eine Form annehmen, welche er will. Bewußte Erziehung zum Patriotismus bedeutet immer eine Unterminierung von Gesittung und Kultur im Volke und ist somit direkt unmoralisch. Jede patriotische Regung ist nämlich im tiefsten Kerne unmoralisch." An anderer Stelle nennt dieser Jugenderzieher jeden Patriotismus antireligiös, und weiterhin behauptet er: „Liebe zur engeren Heimat macht die Menschen unfrei."

Solche Anschauungen aufs energischste zu bekämpfen ist vaterländische Pflicht, denn die deutsche Schule soll nicht zu rückgratlosem Kosmopolitismus erziehen, sondern zu wahrem, echtem Vaterlandsgefühl. So sehr jeder Einsichtige einem äußerlich bleibenden Hurrapatriotismus den Einzug in die Schulen verwehren wird, so wenig wir davon überzeugt sind, daß das beste oder gar einzige Mittel, in unsern Schülern vaterländisches Gefühl zu wecken, Schulfeiern und patriotische Feste sind, so sehr wollen wir uns dagegen verwahren, daß unsere Jugend zu internationalem Molluskentum, zur Gesinnungslosigkeit erzogen wird. Eine entschiedene Vertretung des vaterländischen Gedankens, besonders im Geschichts- und Sprachunterricht, müssen wir anstreben, sie ist zur Charakterbildung unentbehrlich, und auch die großartig klingenden Phrasen von der „sozialen Gerechtigkeit" und „großzügigem Weltbürgertum" beweisen keineswegs ihre Überflüssigkeit. Wir wären die Errungenschaften unserer Väter nicht wert, wollten wir vergessen, was gerade in vergangener Zeit die bewußte Pflege des nationalen Gedankens für Erfolge gezeitigt hat. Man denke an die Männer, die vor hundert Jahren in diesem Sinne gewirkt haben, und vergesse nicht, daß in absehbarer Zeit Völker, die es unterlassen, vaterländische Gesinnung in ihrer Jugend zu pflegen, politisch schwere Einbuße erleiden werden. Es ist wirklich lächerlich, immer wieder von einem großen Teil der Lehrerschaft darüber aufgeklärt zu werden, daß das, was wir vaterländisch oder national nennen, im Grunde politisch sei. Es ist auch leider nicht mehr zu bezweifeln, daß dieser Teil der Lehrerschaft Schrittmacher der Sozialdemokratie ist.

Scharrelmann belehrt uns hierüber: „Wieviele Lehrer mag es in Deutschland geben, die — natürlich heimlich (!) — zur Sozialdemokratie gehören. Wieviele stehen überhaupt politisch und religiös so links wie möglich." Wir werden uns jetzt nicht mehr zu wundern haben über den Zustrom gerade an Jugendlichen, deren sich die sozialdemokratische Partei erfreut, wenn Scharrelmann recht hat. Und wenn er nicht recht hätte, dann wäre es die höchste Zeit, daß seine Standesgenossen recht sichtbar von ihm abrückten.

Man erstaunt aber, wenn man als Ursache dieser für einen Jugendlehrer immerhin befremdlichen Anschauung das Gefühl der Rachsucht erkennt:

„Die deutschen Behörden haben inzwischen durch den Ausfall der letzten Reichstagswahlen die Quittung der Lehrerschaft über die fortgesetzte und syste

matische Brüskierung des ganzen Standes erhalten. Dieser Ausgang der Wahlen ist durchweg die Arbeit der deutschen Volksschullehrer."

Der aus dem letzten Satze sprechende Dünkel wird noch übertroffen durch die an Größenwahn grenzende Anschauung: „Wie es überhaupt einmal ganz offen ausgesprochen werden muß, daß es die deutsche Volksschullehrerschaft ist, die seit Gründung die Reichstagswahlen gemacht hat."

Wir wollen hoffen und wünschen, daß der Satz in dieser Verallgemeinerung unzutreffend ist, sonst müßte man der deutschen Lehrerschaft den schweren Vorwurf machen, ihre Pflichten gröblich und gewissenlos verletzt zu haben.

In diesem Dünkel fühlen sich Leute vom Schlage Scharrelmanns durch jede, aber auch jede noch so berechtigte Anordnung der Behörde verletzt, und jeder ist doch nicht literarisch so gewandt wie Scharrelmann, daß er trotz der Hinauskomplimentierung aus dem Amte sein Brot findet. Was sollen nun diese armen Kerle tun? Scharrelmann gibt darauf folgende Antwort: „Eine offene Empörung hätte keinen Zweck, aber die heimliche gegen alle Intensionen (gemeint sind Intentionen) der Behörden gerichtete Maulwurfsarbeit des passiven Widerstandes ist darum um so wirkungsvoller."

Hut ab vor dieser noblen und tapferen Gesinnung! Sie will so schlecht passen zu dem angeblichen Einfluß und der unbezwinglichen Macht, die dem Volksschullehrerstande eigen ist. Er macht die Wahlen, ja er macht auch die Kultur, denn: „würde sich die Lehrerschaft einmal grundsätzlich von aller privat geleisteten Kulturarbeit zurückziehen und alle öffentliche Tätigkeit im Dienste der Volksbildung und Meinungsbeeinflussung einstellen, so würde das gesamte Reich langsam aber todsicher an Stumpfsinn zugrunde gehen."

Andere Stände leisten nichts für Kulturbestrebungen irgendwelcher Art, natürlich ganz und gar nicht der Oberlehrerstand, der nach „Protektion und Geldheirat strebt" (Ein jeder kehre vor seiner Tür!), den die Volksschullehrer „so im ganzen genommen dreimal in den Sack stecken". Ebensowenig leisten die Theologen etwas: „Die Pfaffen verlieren Tag für Tag selbst in ihren treuesten Provinzen an Macht und Einfluß."

Aber auch der Kaufmann findet keine Gnade vor Scharrelmanns Augen: „Der so oft breitspurig und aufgebläht auftretende deutsche Koofmich (sic!) kommt als Kulturverbreiter höchstens für die Kolonien in Betracht." Aber „das deutsche Volk besteht — Gott sei Dank!! — nur zum kleinsten Teile aus Kaufleuten".

Leute, die über die Wertung der Berufsarbeit der einzelnen Stände und die Förderung der Kultur durch sie anderer Meinung sind, werden in gerechter Abwägung ihrer Urteilsfähigkeit als „blind für die Zeit", „böswillig" oder „einsichtslos" bezeichnet.

Diese Proben werden genügen, um zu zeigen, wie der Geist beschaffen ist, der in der neuen Schule des Lebens herrschen soll.

Die Behörden haben ihre Stellungnahme zu Scharrelmanns Ansichten kundgetan, jetzt hat die deutsche Lehrerschaft das Wort.

Oberlehrer Friedrich Rommel in Berlin-Halensee

Zulassung der Volksschullehrer zum Universitätsstudium

Das an sich berechtigte und höchst erfreuliche Streben der Volksschullehrer nach einer vertieften, mehr wissenschaftlichen Bildung hat neuerdings mehrfach Wünsche hervortreten lassen, die dahin zielen, daß die Ausbildung für den Beruf des Volksschullehrers durch die Universität gehen und erst dort ihren Abschluß erhalten solle. Besonders wirksamen Ausdruck hat dieser Gedanke auf der Deutschen Lehrerversammlung gefunden, die im Jahre 1904 in Königsberg i. Pr. tagte. Dort hielt Karl Mutheßius, Erster Seminarlehrer (jetzt Schulrat) in Weimar, einen Vortrag über „Universität und Volksschullehrerbildung", in welchem er für das allgemeine Verlangen nach Anteil an den höchsten Bildungsanstalten des Staates in erster Linie die „Überzeugung von der trotz aller ständischen Gliederung des Volkskörpers bestehenden Gleichheit der Menschenrechte" geltend machte, dann aber mit genauerer Begründung auf die Sache einging und zuletzt scharf unterschied zwischen dem Vollkommenen, das von Rechts wegen gefordert werden müsse, und dem Geringeren, womit man sich einstweilen begnügen wolle. „Das Streben auf die beiden ersten Stationen beschränken," so erklärte er, „heißt nicht, große Prinzipien verleugnen, um kleine Erfolge zu erreichen; denn diese Stationen liegen in gerader Richtung nach dem Ideal, und unsere Hauptsorge muß in dieser Zeit des Überganges, da alles noch ineinanderfließt, darin bestehen, mit klarem Blick diese Richtung festzuhalten." In diesem Sinne waren auch die Leitsätze gehalten, die von der Versammlung angenommen wurden. Sie lauten:

1. Die Universitäten als Zentralstellen wissenschaftlicher Arbeit sind die geeignetste, durch keine andere Einrichtung vollwertig zu ersetzende Stätte für die Volksschullehrerbildung.

2. Für die Zukunft erstreben wir daher die Hochschulbildung für alle Lehrer.

3. Für die Jetztzeit dagegen fordern wir, daß jedem Volksschullehrer auf Grund seines Abgangszeugnisses vom Seminar die Berechtigung zum Universitätsstudium erteilt werde.

Neun Jahre ist es her, daß dieser Beschluß gefaßt wurde; und man kann wohl nicht sagen, daß die Ansprüche, die der Deutsche Lehrerverein damit erhoben hat, seitdem aufgegeben oder herabgesetzt worden seien. Neuerdings wieder hat sie Generalsekretär Johannes Tews nachdrücklich vertreten in einem Vortrage, den er auf der Versammlung des Goethebundes in Berlin am 3. Dezember 1911 über „die deutsche Volksschule" hielt*). Da ging er von dem

*) Abgedruckt in der Sammlung „Die Schule der Zukunft", Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg 1912 (vgl. die Besprechung in den Grenzboten 1913, Heft 5 Seite 218).

Grundsatz aus: „Die Volksschule soll und will dasselbe, was jede andere Schule für Kinder desselben Alters will". Und daraus leitete er die Forderung ab: „Der Volksschullehrer gehört dahin, wo überhaupt die Kultur lebt, er gehört mit seiner allgemeinen Vorbildung in die allgemeinen Bildungsanstalten, er gehört mit seiner Fachbildung dahin, wo die gebildeten Berufe überhaupt ihre Fachbildung erhalten, in die Universität oder in die pädagogische Hochschule."

Daß zu einer solchen die philosophische Fakultät dann werden würde, muß man allerdings fast vermuten; und daß sich dagegen alle, die ihr angehören oder nahestehen, zur Wehr setzen, ist natürlich und notwendig. Mag es auch eine schmerzliche Aufgabe sein, Wünschen entgegenzutreten, die im Sinne eines Ringens nach idealen Gütern so leidenschaftlich verkündigt werden, hier wäre jede Schwäche und Nachgiebigkeit verhängnisvoll. Nicht der Universitäten wegen, die kein Selbstzweck sind, sondern um der Kulturaufgabe willen, die sie zu erfüllen haben, und die ihnen ohnehin jetzt, mehr als recht ist, erschwert wird. Aber auch im Interesse der Arbeit, die an den Volksschulen geleistet werden soll, ist der Widerstand geboten; denn diese Arbeit ist ihrem Wesen nach von der an den höheren Schulen verschieden. Die Volksschule würde ihrer Bestimmung, auf das Leben des Arbeiters, des Handwerkers, des kleinen Kaufmanns vorzubereiten, entfremdet werden, wenn man ihr einen gelehrten Unterricht aufdrängen wollte; und das Seminar würde nicht mehr imstande sein, für diesen wichtigen erzieherischen Beruf die Lehrer auszubilden, wenn es daneben die Aufgabe übernehmen müßte, seine Zöglinge zum Besuch der Universität geschickt zu machen. Freilich hören wir alles Ernstes so sprechen, als ob es dies schon in seiner jetzigen Gestalt vermöchte, weil doch „der Abiturient des Seminars, nach dem Gesamtstand seiner Bildung, nach allgemeiner wissenschaftlicher Reife nicht hinter dem Abiturienten einer der anderen höheren Schulen zurückstehe". Aber Mutheſius, der dies behauptet, kann selber nicht bestreiten, daß, von den alten Sprachen abgesehen, auch die Oberrealschulbildung der seminarischen in fremden Sprachen, Mathematik, Physik und Chemie überlegen ist. Und das sind gerade diejenigen Zweige des Unterrichts, deren Pflege das meiste dazu beiträgt, den Geist aus der naiven Zuversicht gewohnheitsmäßigen Denkens herauszuarbeiten und mit der Selbstkritik zu bewaffnen, deren er zu eigener Vertiefung in ein wissenschaftliches Studium bedarf. Neuerdings berufen sich manche darauf, daß ja Frauen, die das Oberlyzeum durchgemacht, die Prüfung für das Lehramt an höheren Mädchenschulen bestanden und zwei Jahre an solchen Schulen unterrichtet haben, nach den Bestimmungen des Jahres 1908 zum Universitätsstudium zugelassen sind. Aber auch hier besteht noch ein beträchtlicher Unterschied gegenüber derjenigen Bildung, die auf einem Schullehrerseminar gewonnen wird. Und vor allem: die ganze Maßregel ist neu,

Der oben mehrfach angeführte Vortrag von Mutheſius „Universität und Volksschulbildung" ist als Heft 29 der „Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung" im Verlage von E. F. Thienemann in Gotha erschienen.

ohne Zustimmung, ja ohne Befragung der Universitäten durchgeführt; sie kann überhaupt nur begriffen werden aus einer ziemlich umständlichen Vorgeschichte. Und wer diese kennt, muß mit der Möglichkeit rechnen, daß die Einrichtung einmal wieder verschwinden könnte, nicht durch abändernde Verfügung, sondern durch eine von selbst sich vollziehende Verschiebung, wenn Frauen und Mädchen, die studieren wollen, mehr und mehr den Weg durch eine Studienanstalt als den natürlicheren Gang der Vorbereitung bevorzugen sollten. Das bleibt abzuwarten. Inzwischen darf ein Vorbild und Anhalt für weitergehende Zugeständnisse aus dieser vielumstrittenen Maßregel jedenfalls nicht entnommen werden*).

Dem Andringen der Lehrerschaft werden Regierung und Landtag mit um so reinerem Gewissen und um so besserem Erfolge widerstehen, je weniger sie den Gedanken aufkommen lassen, daß Standesehrgeiz durch Standesvorurteile niedergehalten werden solle, d. h. je bereitwilliger sie solche Forderungen erfüllen, durch die ein sachliches Interesse, der Schule und derer, die an ihr wirken, gefördert wird. Daß für begabte und eifrige Volksschullehrer eine Gelegenheit zu tiefer dringender Bildung gegeben, und daß so eine Auslese solcher gewonnen werde, die nachher imstande sind, als Lehrer und Leiter von Seminaren oder als Kreisschulinspektoren ihr Wissen und Können für einen größeren Bereich fruchtbar zu machen: darüber kann kein Streit sein. Auch ist nach dieser Seite hin unsere Unterrichtsverwaltung schon mit sachgemäßen Veranstaltungen vorgegangen. Die Frage, welcher Weg dabei einzuschlagen sei, hat im März 1912 das preußische Abgeordnetenhaus beschäftigt und wird demnächst, im Anschluß an mehrere vorliegende Anträge, aufs neue dort erörtert werden. Dabei handelt es sich hauptsächlich um die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten.

Einige deutsche Staaten, darunter neuerdings auch Bayern und Württemberg, gewähren einer auserlesenen Zahl geprüfter und bewährter Volksschullehrer die Immatrikulation für ein mehrjähriges akademisches Studium, das in einer Prüfung seinen Abschluß findet. Für die Beurteilung kommen am meisten die Einrichtungen des Königreichs Sachsen in Betracht, weil diese seit 1865 bestehen, also ihre jetzige Gestalt schon auf Grund gemachter Erfahrungen erhalten haben. Dort können solche Volksschullehrer, die ihre Wahlfähigkeitsprüfung mit der Gesamtzensur I oder Ib bestanden haben, beim Ministerium um die Zulassung zur Universität einkommen, die wohl in der Regel gewährt wird. Sie werden als Studenten der Pädagogik immatrikuliert und nehmen drei, unter Umständen auch vier Jahre lang an akademischen Vorlesungen und Übungen teil. Dann unterziehen sie sich der Pädagogischen Prüfung an der Universität Leipzig, deren Zweck ist:**) „Feststellung der wissenschaftlichen Be-

*) Diese Bestimmung wird von zahlreichen Frauen gerade um des Frauenstudiums selbst willen für verfehlt erachtet und bekämpft. Die Schriftltg.

**) Wortlaut nach der Bekanntmachung vom 6. Januar 1911. Die jetzt geltende Prüfungsordnung im ganzen ist vom 6. Juni 1908, veröffentlicht im Gesetz- und Verordnungsblatt der Königl. Sächsischen Regierung.

fähigung zum Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnenseminaren, Realschulen, höheren Mädchenschulen, Studienanstalten und Frauenschulen". Wer diese Prüfung mit der Gesamtzensur IIa besteht, darf bei der philosophischen Fakultät um Promotion nachsuchen, wenn zwei Professoren sein Gesuch auf Grund persönlicher Kenntnis unterstützen.

Die preußische Unterrichtsverwaltung hat, zuerst im Jahre 1896, besondere Kurse zur Fortbildung von Volksschullehrern in Berlin veranstaltet, die mit der Universität nur dadurch in Zusammenhang stehen, daß die dabei beteiligten Dozenten großenteils dem akademischen Lehrkörper angehören. Die Dauer dieser Kurse war ursprünglich auf neun Monate bemessen, ist aber allmählich ausgedehnt worden und beträgt jetzt zwei Jahre. Außer in Berlin sind Kurse dieser Art dann auch in Posen und seit 1912 in Münster eingerichtet worden. Die Einberufung erfolgt aus der Zahl derer, welche schon die Prüfung für Mittelschulen bestanden haben, nach eigener Meldung und auf Vorschlag der Königlichen Regierungen; die Zahl der Teilnehmer soll etwa dreißig betragen. Eine Prüfung zum Abschluß fand früher nicht statt. Erst im vorigen Jahre sind Bestimmungen darüber erlassen worden,*) nach denen es nicht so sehr darauf ankommen soll, daß ein bestimmtes Wissen festgestellt werde, „als vielmehr die Befähigung, im Gebiete des Seminars selbständig zu arbeiten und überall da, wo es möglich ist, die Beziehung zu dem wirklichen Leben herzustellen, die im Unterrichte der Volksschule die Voraussetzung alles Unterrichts ist." Danach wurde dann zum ersten Male im Herbst 1912 in Posen verfahren, wo die 27 Lehrer, die den Kursus durchgemacht hatten, die Prüfung bestanden haben.**)

Die Frage ist nun: welcher der beiden Wege verdient den Vorzug? Gegen den in Sachsen und den übrigen Staaten eingeschlagenen sprechen, wenn auch in geringerem Grade, dieselben Bedenken wie gegen den Universitätsbesuch der Volksschullehrer überhaupt. Wenn von der anderen Seite geltend gemacht wird, man habe noch nie gehört, „daß in Leipzig die studierenden Volksschullehrer als Studenten zweiter Klasse angesehen und behandelt worden" seien, so versteht sich das eigentlich von selbst; damit ist aber nicht bewiesen, daß sich aus der Vereinigung ganz verschieden vorgebildeter Studierenden in denselben Vorlesungen und Übungen keine Unzuträglichkeiten ergeben hätten. Darüber authentische Auskunft zu erhalten, die doch kaum anders als vertraulich sein könnte, würde nicht leicht sein. Inzwischen hat die preußische Unterrichts-

*) „Ordnung der Abschlußprüfung an den wissenschaftlichen Kursen zur Ausbildung von Seminarlehrern" vom 8. Juli 1912, veröffentlicht im Zentralblatt der Unterrichtsverwaltung und in den „Bestimmungen betreffend das Präparanden- und Seminarwesen". (Halle a. S. 1912.) Die oben ausgehobenen Worte aus § 6.

**) Mitgeteilt von einem Vertreter der Unterrichtsverwaltung in der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses. Vgl. deren Bericht über die Anträge der Abgeordneten Aronsohn und Genossen und Dr. von Campe und Genossen betreffend Universitätsbesuch der Volksschullehrer (1912/13, Drucksachen Nr. 1155).

verwaltung recht getan, jene andere Einrichtung zu schaffen, die zwar kostspieliger ist als die der übrigen Staaten, weil sie selbständig neben die schon vorhandenen Hochschulen tritt, aber gerade durch diese Selbständigkeit einen doppelten Vorteil gewährt. Einmal entlastet sie die Universität für jetzt und für die Zukunft und bewahrt sie vor Übernahme einer fremdartigen Aufgabe, die ihren inneren Betrieb stören müßte; sie selbst aber vermag sich der besonderen Forderung, die hier erfüllt werden soll, vollständig anzupassen in dem, was vorausgesetzt, wie in dem Ziel, auf das hingearbeitet wird. Die Dozenten, seien es nun Universitätsprofessoren oder Oberlehrer, werden auch hier manches anders finden, als sie gewohnt sind; aber hier haben sie inneren Antrieb und äußeren Spielraum, darauf einzugehen. Denn hier liegt jedem von ihnen nichts anderes ob, als dafür zu sorgen, daß seine in diesem besonderen Kursus versammelten Zuhörer, bisherige Volksschullehrer und künftige Seminarlehrer, eben das finden und gewinnen, was sie gebrauchen können.

Eins mag man bedauern: daß unsere Unterrichtsverwaltung erst so spät das vorhandene Bedürfnis anerkannt und nur zögernd begonnen hat, ihm Befriedigung zu schaffen. Manche übertriebene und ungestüme Forderung wäre nicht erst laut geworden oder von selbst wieder verstummt, wenn das wirklich Notwendige und Zweckmäßige früher und aus freierem Entschluß gewährt worden wäre. Doch das gehört nun der Vergangenheit an. Eben jetzt soll, so scheint es, ein lebhafterer Gang in die Angelegenheit kommen, da aus dem Kreise der Abgeordneten auf Vermehrung und weiteren Ausbau der bestehenden Kurse gedrängt wird und die Regierung ihre Geneigtheit bekennt, dem nachzugeben. Hoffen wir, daß es noch nicht zu spät ist, durch Erfüllung sachlich berechtigter Wünsche die Beunruhigung zu bannen und den Überschuß der Kräfte, an dem wir uns doch gern freuen möchten, im Dienste positiver Aufgaben sich auswirken zu lassen.

Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Paul Cauer in Münster

Anmerkung

Im Anschluß an die Ausführungen des Geh. Rat Prof. Cauer möchten wir auf eine Tatsache hinweisen, die bei der Erörterung, ob begabten und bewährten Volksschullehrern neben einer Fortbildung in speziellen Kursen der Besuch der Universität freigestellt werden sollte, Berücksichtigung zu verdienen scheint.

Die Volksschullehrer haben nämlich in nicht geringer Zahl ihre Befähigung zur wissenschaftlichen pädagogischen Forschung dargetan. Die neuere pädagogische Literatur weist namentlich auf Gebieten, die der experimentellen und statistischen Behandlung zugänglich sind und durch systematische Sammlung etwa von kindlichen Erzeugnissen gefördert werden können, zahlreiche wertvolle Arbeiten von Männern auf, die aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangen sind, aber sich die nötige wissenschaftliche Bildung auf der Universität angeeignet haben. Die moderne pädagogische Forschung kann derartige Untersuchungen

nicht entbehren; wie groß das Bedürfnis danach ist, beweist die geplante Gründung eines Instituts für Jugendkunde in Hamburg (vgl. Heft 10 der Grenzboten dieses Jahrganges), das eine wissenschaftliche Zentralstelle der psychologischen, anthropologischen, ethischen und pädagogischen, der geisteshygienischen und sozialpädagogischen Arbeit an der Jugend sein will und in erster Reihe auf die Mitarbeit der Volksschullehrer rechnet. Die großen Ziele, die die moderne Jugendforschung sich in der Beantwortung praktischer pädagogischer Fragen steckt, sind nur mit Hilfe von Arbeitsgemeinschaften unter der zuverlässigen Führung von wissenschaftlichen Autoritäten zu erreichen und der Erfolg aller dieser Bestrebungen hängt von der Durchdringung von Theorie und Praxis ab. Nun will es uns scheinen, daß Lehrer aller Volksschichten diesen nötigen Austausch von Problemen und Problemlösungen bewerkstelligen müssen, und wenn wir auch durchaus nicht behaupten wollen, daß die in den erwähnten Arbeitsgemeinschaften zu leistende Arbeit bei allen Mitgliedern akademische Bildung vorausgesetzt und im Hinblick auf jene oder auf sonstige wissenschaftliche Bestrebungen von Volksschullehrern das allgemeine Universitätsstudium gefordert werden dürfe, so muß doch anerkannt werden, daß wir durch die Zulassung einzelner besonders Tüchtiger, die erwünschte Verbindung und wechselseitige Befruchtung von reiner Wissenschaft und Praxis der Volksschule gewinnen könnten und deshalb erstreben müssen. Denn es liegt auf der Hand, daß die Lehrer, die wir uns als Bindeglieder denken, nicht etwa bloß die Technik der psychologischen und pädagogischen empirischen Forschung beherrschen sollen, sondern in der Lage sein müssen, die großen Probleme der Erziehung und Schule von hoher Warte zu überschauen. Ethik, Psychologie, Kinderpsychologie, Psychopathologie, Ästhetik, Geschichte der Pädagogik, Schulhygiene, sind von den Lehrern als diejenigen Fächer bezeichnet worden, in die sie sich vertiefen müssen, wenn sie ihrem Beruf wahrhaft dienen wollen und mit Recht hat auch P. Oldendorff in dieser Zeitschrift auf die notwendige Durchdringung der jugendkundlichen Bestrebungen mit philosophischem Geiste hingewiesen. Die führenden Persönlichkeiten unter den Volksschullehrern sollten an der Quelle der Forschung der ihnen naheliegenden Gebiete schöpfen dürfen. Das sächsische System ist infolgedessen als Prinzip nicht von der Hand zu weisen, wenn auch ohne Zweifel die Gefahr damit verbunden ist, daß ein Teil der Volksschullehrer verleitet werden kann, sich von seinen Hauptaufgaben abzuwenden. Jedenfalls sollte der wirklich Tüchtige durch Schuld enger Schranken einer Organisation nicht mit Gewalt von seinem gesunden Streben abgehalten werden.

Die Schriftleitung

Philologenvorbildung

Es wird an unseren Schulen unbeschreiblich viel herumgenörgelt und herumgedoktert. Und es ist wohl dort wirklich nicht alles in bester Ordnung. Aber in den allermeisten Fällen setzen die theoretischen ebenso wie die praktischen

Reformversuche an der falschen Stelle an. Alle Lehrplan-, Stundenplan-, Methodenänderungen, alle „Erleichterungen" und Modernisierungen nützen nichts, solange die Lehrer, die die neuen Herrlichkeiten in die Praxis umsetzen sollen, sie nicht aus ganzem Herzen billigen. Und das geschieht in sehr vielen Fällen eben nicht, und so fallen die Reformen, die einen langsamer, die andern schneller ins Wasser.

Wenn die Reformer recht haben — und ich bin überzeugt, daß das zum guten Teil der Fall ist — dann muß die Reform nicht bei den Schulen, sondern bei den Lehrern beginnen. Wir brauchen andere als die Nurphilologen zu Erziehern der zukünftigen Leiter unseres Volkes. D. h. wir brauchen eine andere Philologenvorbildung.

Ein bezeichnender Streit über diese Frage fand sich neulich im Tag. Es war vorgeschlagen worden, die jungen Philologen vor ihrem Studium ein praktisches Ausbildungsjahr an einer Volksschule durchmachen zu lassen. Sofort erwiderte ein akademischer Lehrer auf das energischste, daß eine Vermengung des höheren Schulwesens mit der Volksschule unter allen Umständen weit von der Hand zu weisen sei.

Der Vorfall ist typisch. Der Philologe ist überhaupt in keiner Weise geneigt, zuzugeben, daß Volksschulunterricht und höherer Unterricht im wesentlichen dieselbe Sachen seien. Daher z. B. die Abneigung gegen den Oberlehrertitel und die Vorliebe für das in der Mädchenfortbildung ja jetzt zum Siege gelangte Kennwort „Studien".

Daß die Behörde diesen Standpunkt nicht glattweg teilt, ist ja in neuerer Zeit klar genug durch die Zulassung der Mittelschullehrer zum Unterricht an den Unterklassen höherer Schulen bekundet worden — zum größten Schmerz der Philologen. Man soll aber gegen diese gerecht sein. Es handelt sich hier nicht bloß um den „Futterneid", obwohl dieser durchaus berechtigterweise natürlich auch in Betracht kommt, es handelt sich für die Philologen in erster Linie um den Kampf für das innerste Wesen ihres Berufsstandes. Sie wollen Gelehrte sein und empfinden deshalb die berufliche (nicht rangliche) Gleichstellung der seminarischen Lehrer nahezu als eine Schmach.

Mit welchem Recht? — Bekanntlich stehen die Radikalen der Gegenseite auf dem Standpunkt, daß der höhere Lehrerstand sich grundsätzlich aus den tüchtigsten Volksschullehrern ergänzen solle, denen Gelegenheit zur „Weiterbildung" verschafft werden müsse. Hier wird also auch der Standesunterschied verwischt und die beiden Kategorien Lehrer stehen zueinander wie niedere und Stabsoffiziere.

Historisch haben unzweifelhaft die Philologen recht: Von Haus aus ist der Bildner zukünftiger Gelehrter etwas nicht nur dem Grade, sondern der Art nach völlig Verschiedenes von dem Schulmeister der Elementarschule, der Lesen, Schreiben, Rechnen und Katechismus beibringt. Aber — inzwischen sind wir einige Jahrhunderte weiter gekommen. Unsere Volksschule ist nicht mehr Ele-

mentarschule (natürlich nun nicht etwa eine etwas niedere Art Gelehrtenschule, wie manche Beförderungssüchtige möchten), sie ist Erziehungsschule. Man kann den Übergang eines großen Teils der Erziehung vom Haus an die Schule, diese pädagogische Sozialisierung, bedauern — aber sie ist da, sie ist unentbehrlich. Und die höhere Schule? Ist sie noch Gelehrtenschule? — Wer mit nicht völlig umnebelten Blicken in das praktische Leben sieht, lacht über diese Frage. Von der „Wissenschaft" ist im Lauf der Zeit doch gar zu viel gestrichen worden und wird trotz philologischer Entrüstung immer mehr gestrichen werden. Unsere höhere Schule wird auch von Tag zu Tag mehr Erziehungsschule — und muß es werden. Das moderne Leben hat auch — oder gar erst recht? — die Hausgemeinschaft der leitenden Stände zu sehr gelockert und dabei die Ansprüche an eine zielbewußte Jugenderziehung zu sehr gesteigert, als daß diese allein in den Händen der Familie hätte bleiben können. Der Kreis der Besucher höherer Schulen hat sich daher ungeheuer erweitert. Die praktische, tatsächliche Verwertung der höheren Bildung ist bereits völlig umgestaltet. Nur die Philologenschaft kämpft noch einen aussichtslosen Kampf um die Erhaltung des Typus Gelehrtenschule. Man kann die Charakterzähigkeit und den Idealismus, der sich in diesem Kampf ausspricht, ruhig anerkennen und doch dem wirklichen Leben das Recht zusprechen, sich seine Bildungsstätten nach seinen Bedürfnissen umzuformen. Die Erfinder der Schußwaffen haben auch auf die Ehrenwertigkeit des Ritterstandes keine Rücksicht nehmen können.

Erziehungsschule! Hier liegt die starke Gemeinsamkeit beider Schularten. Der klare Unterschied liegt in der Standesverschiedenheit. Der künftige Leiter und Führer des Volkes (darum handelt es sich bei der höheren Schulbildung) bedarf einer, namentlich im fortgeschrittenen Alter, anders gearteten Erziehung und darum anders gearteter Erzieher als der Angehörige niederer Stände. Ich habe hier nicht den Raum, um diese Ketzereien gegen den heiligen Liberalismus zu verteidigen*) — ich würde ja auch doch keinen überzeugen. Hier liegt jedenfalls für mich der Grund, weshalb die höheren Schulen nicht den Seminarikern „ausgeliefert" werden dürfen, woran natürlich mit dem sehr gemäßigten und so übel aufgenommenen Mittelschullehrererlaß auch gar nicht gedacht ist.

Aber — die große Gemeinsamkeit der beiden Lehrerstände bleibt bestehen: sie sind beide (oder sollten es sein) Erzieher. Und da — furchtbar zu hören! — könnten die Philologen in der Volksschule und von den Seminarikern noch sehr viel lernen. Deshalb begrüße ich meinerseits den Vorschlag eines praktischen Jahres an einer Volksschule vor dem Studium als äußerst glücklich. Eben daß so viele nicht „Oberlehrer" studieren, sondern Philologie, ist das Unglück unserer höheren Schulen. Die Wissenschaft ist nicht mehr unser höchstes Ideal, sondern das Leben. Kreisschulinspektor Dr. phil. Sigismund Rauh in Waldenburg i. Schl.

*) Vgl. meinen Aufsatz „Standeserziehung" in Heft 12, Jahrgang 1912 der „Blätter für deutsche Erziehung".

Weibliche Leitung höherer Mädchenschulen

Wie lange ist die Mädchenschule das Stiefkind unserer Unterrichtsverwaltungen gewesen! Erst in unseren Tagen ist auch sie von dem starken pädagogischen Interesse erfaßt worden, das heute immer weitere Kreise erfüllt, und nicht das geringste Verdienst daran haben jene hervorragenden Führerinnen der geistigen Frauenbewegung, wie Helene Lange und Gertrud Bäumer, die mit klarem Blicke erkannten, daß die Verwirklichung ihrer Forderungen zum guten Teile eine ganz andere Erziehung der Mädchen wie bisher zur Voraussetzung haben müßte. Wie war es denn bis dahin gewesen? War die höhere Töchterschule wirklich eine Vorbereitung fürs Leben gewesen, hatte wirklich die Frau den Einfluß auf die Gestaltung des Unterrichts und der Erziehung ihrer Geschlechtsgenossinnen gehabt, der ihr zukam? Im Gegenteil, die ganze Mädchenschule war nur eine Art Notbehelf, eine Anstandspflicht, mit deren Erfüllung man sich so wenig Kopfschmerzen wie möglich machte. Den schlagendsten Beweis dafür bilden die Ausgaben für das Mädchenschulwesen, die bis zum heutigen Tage einen ganz lächerlichen Prozentsatz der allgemeinen Ausgaben für das Unterrichtswesen ausmachen. Was war schließlich der letzte Grund von dieser stiefmütterlichen Behandlungsweise der Mädchenerziehung gewesen? Hauptsächlich wohl der Umstand, daß es männliche Gedankenrichtungen, männliche Ideale und männliche Auffassungen vom echt weiblichen Wesen waren, die Richtung und Mittel der Erziehung des weiblichen Geschlechts bestimmten.

Wesentliche Fortschritte sind bis heute gemacht; dank seiner durch keine humanistische Erbschaft belasteten Vergangenheit ist das Problem der Neugestaltung der Mädchenschule zu einer der reizvollsten Aufgaben für Psychologen und Pädagogen, sowie vor allem für die Unterrichtsverwaltungen in Stadt und Staat geworden, freilich zugleich ist sie auch ein Kampfobjekt — und leider, leider wird die Mädchenschule auch bald eine Versorgungsanstalt für die immer zahlreicheren jungen Lehrer werden, die wegen der Überfüllung im Lehrberuf keine Anstellung an den höheren Knabenschulen finden.

In dem Streit um die Mädchenschule sind die Frauen Schritt für Schritt vorwärts gedrungen, aber je größere Erfolge sie hatten, desto erbitterter wurde der Kampf um die noch nicht genommenen Positionen. Noch sind trotz ihrer gleichen Vorbildung weibliche und männliche Lehrkräfte in ihren Gehaltsbezügen nicht gleichgestellt, noch rangieren — ein scheinbar äußerlicher, aber doch recht bezeichnender Umstand — in den Lehrpersonallisten die Lehrerinnen meist erst hinter allen männlichen Lehrkräften, obschon doch sonst überall das Anciennitätsprinzip durchgeführt ist. Am merkwürdigsten ist aber, daß man ihnen vielfach noch den Posten mit aller Energie vorenthält, für den doch gerade sie als die Berufenen erscheinen, die oberste Leitung der Mädchenschulen.

In einigen Bundesstaaten allerdings ist ihnen die Möglichkeit gegeben, Direktorin der Schule zu werden, so in Preußen, Bayern, Baden und Württemberg. Aber auch in diesen Staaten dauert die Opposition gegen diese Neuerung

in gewissen Kreisen ungeschwächt fort. Auf dem Verbandstage der akademisch gebildeten Lehrer Deutschlands hat vor einem Jahre in Dresden Herr Oberlehrer Dr. Roesel-Bielefeld (jetzt Leipzig) in seinem Vortrage über „die Bedeutung der Mädchenschulreform für die akademisch gebildeten Lehrer Deutschlands" auch die Frage der weiblichen Leitung berührt und sich dabei leider in einer Weise ausgesprochen, die, was Sachlichkeit und Takt betrifft, sich nicht ganz auf dem Niveau der übrigen Vorträge des Verbandstages hielt. „Alle Eingaben gegen diese verhängnisvolle Neuerung, die einen Mann gegen seinen Willen gegebenenfalls unter die Amtsbefugnisse einer Frau stelle, seien erfolglos geblieben. Gewichtige Gründe psychologischer und politischer Natur sprächen aber entschieden gegen die weibliche Leitung. Die Frage sei von allgemeiner Bedeutung. Die Oberlehrer hätten den ersten Sturm auszuhalten; blieben die Frauenrechtlerinnen hier siegreich, so würden sie sicher für alle weiter in Frage kommenden Fälle die Folgerungen gründlichst ziehen. Noch sei es Zeit, die Bresche, die die preußische Mädchenschulreform hier geschlagen habe, wieder zu schließen; denn namentlich seitens der Gemeinden sei die Neigung zur Anstellung von Direktorinnen sehr gering. Aber freilich bedürfe es der Überzeugung bei der Gesamtheit der deutschen Oberlehrerschaft, daß zum Wohl der Schule der Mann die Leitung behalten müsse. Freunde der schrankenlosen Frauenbewegung in unseren Reihen müßten geradezu als Feinde des Standes und des Staates angesehen werden!" Sehr erfreulich war es, daß sich gegen diese übertriebenen Äußerungen sofort eine lebhafte Opposition geltend machte; so wurde auch der Schlußsatz der Resolution (daß öffentliche höhere Mädchenschulen mit männlichen Lehrkräften nur unter männlicher Leitung stehen dürfen) gegen die doch recht beträchtliche Minderheit von 24 Stimmen angenommen, und bei der Nachmittagssitzung wurden namens der Minorität nochmals Bedenken gegen die etwas hastige Erledigung dieser wichtigen Frage vorgebracht.

Welches sind eigentlich die Gründe, die die Gegner gegen die weibliche Leitung höherer Mädchenschulen ins Feld führen? An erster Stelle heißt es immer, es sei gewissermaßen entehrend für einen Mann, unter dem amtlichen Regiment einer Frau zu stehen. Im Grunde genommen sind das eigentlich die etwas abgenutzten Schlagworte aus dem Kampfe gegen die allgemeine Frauenbewegung. Ist schon die Gleichberechtigung der Frau zu bekämpfen, so ist die Überordnung einer Frau über den „Herrn der Schöpfung" überhaupt ein Frevel gegen die Weltordnung. Offen oder versteckt wird dabei auch der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die Frau als Frau aus körperlichen wie geistigen Umständen unfähig sei, die Leitung einer Schule und damit einen so verantwortungs- und arbeitsreichen Posten zu übernehmen. Ist denn diesen Gegnern gänzlich unbekannt, welch geistig hochstehende Frauen heute auf den verschiedensten Lebensgebieten mit dem größten Erfolg tätig sind? Warum soll es denn die Mannesehre verletzen, unter einer hervorragenden Frau zu dienen, wo doch dieselbe Mannesehre nicht Schaden nimmt, wenn sie in so

vielen Fällen, im Beruf wie im Leben überhaupt, schweigen lernen muß? Ja, soll es denn überhaupt eine Schande sein, einer anerkannt bedeutenden Frau zu gehorchen, wo es sich doch hier wirklich nicht allein um die Person, sondern zugleich um die Idee handelt, der man dient?

So erbittert der Kampf hin- und herwogt, er sollte doch wenigstens immer mit ehrlichen Waffen ausgefochten werden. Äußerungen, wie die, daß es eines Mannes nicht würdig sei, unter einer Direktorin zu arbeiten, „weil im gesamten kulturellen Leben, soweit es die Geschichte kennt, der Mann als der animalisch stärkere Mensch erscheint und ihm deshalb bei allen Völkern der größere Anteil am schaffenden und organisierenden Leben zugefallen ist," verdienen die scharfe Abfertigung, die ihnen vor kurzem ein verdienter Vorkämpfer der Schulreform, M. Hartmann in Leipzig, in den Blättern für höheres Schulwesen zuteil werden ließ. Temperamentvoll führt Hartmann dabei aus, „ob man denn wirklich ganz übersehen könne, daß z. B. ein Volk von so ausgeprägt männlichem Charakter wie das englische einer seiner glänzendsten Geschichtsepochen unter der Herrschaft einer Frau erlebt hat. Man hat aber noch nichts davon erfahren, daß die hervorragenden Männer, die die Zierde des Elisabethschen Zeitalters bildeten, sich durch das Regiment einer Frau in ihrer Manneswürde gedemütigt gefühlt hätten. Und ein ganz anderes Volk, dem aber gewiß auch niemand den männlich soldatischen Charakter absprechen wird, jubelte begeistert einer Frau zu: ‚Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!'"

Das Standesbewußtsein in Ehren, aber man sollte darüber nicht so oft den Beruf vergessen. Und eins bleibt doch immer noch recht merkwürdig, daß nämlich bisher hunderte von männlichen Lehrkräften recht gern an Privatschulen unter weiblicher Leitung gearbeitet haben, ohne daß ihre Mannesehre darunter gelitten hat. Lösen wir doch das Problem los von all den kleinlichen Interessen persönlicher und materieller Natur, das Geschlecht allein entscheidet nicht darüber, ob jemand fähig oder unfähig ist, an der Spitze eines Schulorganismus zu stehen, sondern das ist einzig eine Frage der Persönlichkeit. Seien wir nur einmal neidlos genug, im Leben wie im Beruf rückhaltlos die besonderen Fähigkeiten und Kräfte eines Menschen anzuerkennen, ohne jeden egoistischen Nebengedanken, dann werden wir von selbst dazu kommen, nicht mehr zu fragen, ob einer Mann oder Frau ist, sondern einzig und allein, ob er ein wahrer Mensch, eine Persönlichkeit im tiefsten und umfassendsten Sinne des Wortes ist.

Gymnasiallehrer Manfred Pollatz in Dresden

Zur Entvölkerungsfrage

Eine Studie aus Frankreich

Von Gerichtsassessor Dr. Goltermann, zurzeit in Paris

III.

Überwiegen demnach bei weitem die nachteiligen Folgen der Entvölkerung und hat nicht nur Frankreich seine beste Bevölkerungsdichte, das günstigste Verhältnis zwischen Bevölkerungszahl und Unterhaltsmitteln, noch nicht erreicht, sondern kann die ganze Erde wohl das Vierfache ihrer jetzigen $1^1/_2$ Milliarden Menschen ernähren, so ist die Entvölkerung mit allen Mitteln zu bekämpfen. Um diese zu finden, ist von den Gründen für die Bevölkerungsabnahme auszugehen.

Die Sterblichkeit zeigt bereits in allen Ländern infolge der mannigfachen Vorkehrungsmaßregeln eine erhebliche Abnahme, ist jedoch namentlich während des ersten Lebensjahres und ganz besonders im ersten Monate noch bedeutend mangels genügender Fürsorge für Mutter und Kind. Es handelt sich hier aber vor allem darum, die Gründe für die Geburtenminderung festzustellen.

1. Eine Reihe von Gründen wird physiologischer Art sein. Denn wenn auch unter den 16 Prozent (nach Bertillon 17,1 Prozent) kinderlosen Ehen in Frankreich manche sein mögen, die nur wenige Monate gedauert haben, daher keine Kinder haben konnten, andere, die ihre Kinder verloren haben, so wird doch ein erheblicher Prozentsatz von solchen übrig bleiben, in denen Kinder jahrelang vergeblich erwartet wurden. Manches fürstliche und vornehme Geschlecht ist wider seinen Willen ausgestorben. Außer den Geschlechtskrankheiten und der pathologischen Sterilität, die vielleicht in Frankreich besonders verbreitet sind, könnte man eine Rasseneigentümlichkeit annehmen, verleitet durch die Tatsache, daß die flandrischen und wallonischen, also mit ausländischen Elementen gemischten Provinzen Frankreichs und die deutschen Kantone der Schweiz eine höhere Geburtenziffer aufweisen als die rein französischen Landesteile. Aber es gibt in Deutschland und England verhältnismäßig mehr kinderlose Ehen als in Frankreich. An der verhältnismäßig großen Anzahl der Totgeburten in Frankreich (36000 neben 774000 lebenden im Jahre 1910) mag dagegen neben Krankheiten auch die Rasse schuld sein. Das dreimalige Aussterben der französischen Königsfamilie, das man auch auf Übernährung hat zurückführen wollen, dürfte seine — in gewissen Fällen vielleicht heute noch zutreffende — Erklärung natürlicher in den vielen Mätressen finden; nur die von ihnen übrig

gelassenen Reste brachte der König nach einem unter Ludwig XIV. geprägten Worte in die Ehe mit.

Die Geburtenminderung hängt vielleicht auch mit der in Frankreich indes nicht stärker als in anderen Ländern hervorgetretenen Abwanderung der ländlichen Bevölkerung in die Städte zusammen, da die Landbevölkerung kräftiger, enthaltsamer und neuen Lehren wie dem Neumalthusianismus weniger zugänglich zu sein pflegt als die städtische.

2. Diese Tatsache, die körperliche und willensgemäße Gründe in sich vereinigt, leitet über zu der erheblich größeren Gruppe der freiwilligen Kinderbeschränkung, namentlich infolge der in Frankreich weit verbreiteten Lehren des Neumalthusianismus, der nicht nur, wie Malthus, die geschlechtliche Enthaltsamkeit, sondern die Verhinderung der Empfängnis und Geburt sowie das Hinausschieben der Heirat in Zeitungen, Anschlägen und Versammlungen predigt und namentlich auch in die Kreise der Arbeiterschaft trägt, die seit alters als „Proletarier" eine zahlreiche proles (Nachkommenschaft) in die Welt setzten. Von der Ausbreitung dieser Grundsätze, deren Erzeugnis noch auf einer Pariser Hygieneausstellung im Jahre 1904 mit einer goldenen Medaille gekrönt wurde, haben die kürzlichen Senatsverhandlungen ein erschreckendes Bild geliefert.

Die willensmäßigen Gründe, die sämtlich das Wohl des einzelnen dem der Gesamtheit überordnen, lassen sich im übrigen in verschiedenen Erwägungen finden:

a) Wirtschaftliche Ursachen, vermischt mit juristischen, scheinen den ersten Rang einzunehmen. Wer nicht die Mittel hat, für Unterhalt seiner Kinder zu sorgen, muß ihre Zahl zu beschränken suchen. Diese Begründung wird allerdings durch die Statistik scheinbar Lügen gestraft. Denn die arme Bevölkerung zeigt überall die höchste Geburtenziffer. So überwiegt diejenige der Fischer- und Arbeiterdepartements der Bretagne und des übrigen Nordens bei weitem die der übrigen Teile Frankreichs, so weisen die armen Viertel von Berlin, Paris und Wien die verhältnismäßig doppelte bis dreifache Geburtenzahl auf wie die Stadtteile der Reichen. Die Tatsache, daß sich in diesen viel Dienstpersonal ohne Kinder findet, genügt nicht zur Ausgleichung des Unterschiedes. Indes dürfte die Erscheinung ihre Erklärung in dem Umstande finden, daß vorwiegend die Gebildeten an die Zukunft ihrer Kinder denken, über die sich die Armen weniger Sorge machen. So ist denn auch in den Gegenden Deutschlands und Frankreichs, wo das Versicherungs- und Sparkassenwesen stark ausgebildet, die Bevölkerung also daran gewöhnt ist, vorauszuschauen, die Geburtenziffer verhältnismäßig gering. Da nun in der Erziehung des Volkes zur Fürsorge für künftige Fälle der Not kein Rückschritt gemacht, der Gedanke an das spätere Wohlergehen der Kinder also nicht unterdrückt, vielmehr auch bei den niederen Klassen erweckt und erhalten werden muß, ist nach den Gründen zu forschen, die bei Vorhandensein dieser Voraussicht zur Beschränkung der Geburten führen, um ihnen dann wirksam zu begegnen.

Abschreckend wirken zunächst die drohenden Kosten der Erziehung und der größeren Wohnung. Die Erziehungskosten sind bei den gebildeten Ständen ungleich höher als bei den ärmeren, führen diese daher auch weniger zur Geburtenbeschränkung. Billige Wohnungen, obwohl durch ein besonderes französisches Gesetz angestrebt, sind für kinderreiche Familien, besonders in Paris, sehr schwer zu finden; Eigentümer, Mieter und Pförtner (concierge), der Cerberus des französischen Hauses, wünschen keine Kinder. Das sich mehr und mehr ausbreitende Streben nach Unabhängigkeit entfremdet den Eltern die Kinder, sobald diese selbst verdienen, nimmt ihnen die in früheren Zeiten erhoffte Hilfe als Lohn für das Großziehen und erklärt dadurch gleichfalls die wachsende Abneigung gegen Kinder. Dasselbe wird durch den Unterrichtszwang und die Sozialgesetzgebung erreicht, die die Kinderarbeit mehr und mehr einschränkt, sowie durch die in Frankreich geplante Wiedereinführung einer längeren Lehrzeit ohne Arbeitsverdienst und der jetzt im Mittelpunkte des Interesses stehenden Erhöhung der Militärdienstzeit für sämtliche Waffenfähige und Waffengattungen auf drei Jahre. Kinder, einst eine Kapitalquelle, sind daher heute ein Luxus für den einzelnen. — Neben der Eigenliebe der Eltern und ihrer Furcht vor übermäßiger Belastung des Haushalts hat man auch die übertriebene Liebe zu ihren Kindern hervorgehoben, die diesen selbst ein allzu mühseliges Leben ersparen wolle, ein indes wohl reichlich idealer Grund.

Für die Töchter spricht weiterhin die Frage der Mitgift mit. Während früher der Gatte für seine Frau an deren Eltern etwas zahlte, sie gleichsam kaufte und damit den Eltern einen Ersatz für ihre Erziehungskosten gewährte, ein Brauch, der sich noch in Afrika erhalten hat, verlangt er jetzt eine gute Mitgift, und diese ist eine Voraussetzung für die Ehe ganz besonders in Frankreich, wo dem Eheschlusse sehr häufig (in 75000 Fällen bei 310000 Ehen im Jahre 1910) der notarielle Ehevertrag vorausgeht. Fehlt die Mitgift, so droht den Eltern eine dauernde wirtschaftliche Last, die ihnen nicht mehr, wie früher, ein Kloster abzunehmen pflegt. Das Sinken des Zinsfußes bedingt das Ansammeln eines größeren Kapitales für die Mitgift. Wenn bei dem früheren Zinsfuße von 5 Prozent z. B. ein Kapital von 24000 Mark für die Kommißrente des Offiziers genügte, so ist bei $3^1/_2$prozentiger Verzinsung ein solches von über 37000 Mark erforderlich. Konnte man also früher für drei Töchter eine Mitgift aufbringen, so kann man es heute nicht einmal für zwei.

Als dritter wirtschaftlicher Grund für die Kinderbeschränkung läßt sich die Rücksicht auf die künftige Erbfolge ansprechen. Der Wunsch der Kaufleute und Industriellen und namentlich der Bauern, die ihr Leben lang an der Abrundung ihres Besitzes gearbeitet haben, geht dahin, ihr Werk nach ihrem Tode zu erhalten. Ihnen wird also eine Nachkommenschaft erwünscht erscheinen, und nicht nur ein einziger Sohn, da dieser vorzeitig sterben oder entarten kann. Anderseits soll aber das Erbe unzerstückelt bleiben. Das Erstgeburtsrecht, wie es sich namentlich in unserem hannoverschen Höferechte und unserem Fidei-

kommißrechte, wie es sich in England für den Grundbesitz findet, trägt diesem Bestreben Rechnung, während das in Frankreich herrschende System der gleichen Teilung (Artikel 826 code civil) den Bauer zur Kinderbeschränkung verleitet, damit sein einziger Sohn des Nachbarn einzige Tochter heimführe. Die entgegengesetzte Bestimmung des Artikels 832 code civil, wonach eine Zerstückelung der Erbschaften möglichst vermieden werden soll, wird von der Rechtsprechung nur als ein Rat für den Fall angesehen, daß mehrere gleichartige Erbschaftsgegenstände vorhanden sind. Das Familiengüterrecht ist in Frankreich wenig bekannt; einige Gesetze der letzten Jahre haben nur für ganz kleine Güter die Unteilbarkeit eingeführt. Die Statistik bestätigt, daß die Länder mit gleicher Erbteilung eine schwache Geburtenziffer aufweisen; ihr ist jedoch auch hier bei der Mannigfaltigkeit der Gründe kein zu großes Gewicht beizumessen.

b) Neben diesen wirtschaftlich-juristischen Gründen, die namentlich für die schlecht besoldeten Beamten gelten, kommen allgemein berufliche für Ehe- und Kinderlosigkeit in Betracht. Unbedingt zur Ehelosigkeit gezwungen ist der katholische Klerus. Mag er in Frankreich auch nur $^1/_2$ Prozent der erwachsenen männlichen Bevölkerung betragen, so wird dem Lande durch ihn doch ein erheblich höherer Prozentsatz von Kindern entzogen, da die Geistlichen erfahrungsgemäß in protestantischen Ländern sehr kinderreich sind. Andere Berufe verlangen praktisch Kinderlosigkeit. Man denke an die zahlreichen Zeitungsanzeigen, in denen Dienstpersonal, Kellner, Gärtner oder Pförtner unter der Bedingung gesucht werden, daß sie ledig sind oder keine Kinder haben. Der Hauptgrund dürfte in der stetig wachsenden Zahl der selbständigen Frauen liegen, die gerade in Frankreich, sei es infolge des besonders ausgeprägten Arbeitsdranges oder Unabhängigkeitsgefühles, sei es, weil die zur Heirat nötige Mitgift fehlt oder der Ehemann seine Familie verlassen hat, ganz besonders in die Augen fällt und mehr als die Hälfte aller erwachsenen Frauen (7640000 von den 15 Millionen über 15 Jahre alten Frauen im Jahre 1911) umfaßt. Die Mutterschaft ist namentlich für die 2900000 außer dem Hause gegen Lohn beschäftigten Arbeiterinnen, Angestellten und Dienstboten hinderlich, denen, wenn sie sich die zur Erhaltung ihrer Gesundheit nötige Ruhe gönnen und ihren Mutterpflichten genügen wollen, Gehaltsentziehung und Kündigung droht; auszunehmen wären vielleicht die nur in gewissen Zeiten im Jahre beschäftigten landwirtschaftlichen Arbeiterinnen. Aber auch die in manchen Gegenden Frankreichs an Zahl erheblich zunehmenden Heimarbeiterinnen wie die in höheren Berufen als Lehrerin, Arzt oder Anwalt tätigen Frauen werden ihre Erwerbstätigkeit nicht durch Mutterpflichten beschränken oder gar aufs Spiel setzen wollen. Für alle selbständigen Frauen kommt die Last hinzu, nunmehr für mehrere Existenzen arbeiten zu müssen. Ihr Bestreben, sich der mit der Berufsausübung unvereinbaren Sorge für die Kinder zu entziehen, hat namentlich in der Umgebung von Paris eine wahre Industrie von Ziehmüttern entstehen lassen, bei denen die Kindersterb-

lichkeit mehr als das Doppelte wie gewöhnlich beträgt und die Überlebenden gesundheitlich und sittlich vergiftet werden.

c) Weiterhin lassen sich Gründe für die Geburtenminderung in der Abnahme der Frömmigkeit und Sittlichkeit finden. Das christliche Bibelgebot: „Mehret euch" findet sich nicht nur bei den Juden, sondern bei allen Religionen. Es scheint nach der Statistik in den streng katholischen und unter klerikalem Einfluß stehenden Provinzen Bretagne und Flandern in Frankreich wie in dem ehemals französischen von der Kirche regierten Kanada, wo Familien mit 20 bis 24 Kindern nicht selten sind, gewissenhaft befolgt zu werden, während im übrigen die antiklerikale Strömung Frankreichs seit der Trennung von Staat und Kirche die Geburtenabnahme erklären würde. Auch hat man nach Missionen zur Weckung des religiösen Gefühls in verschiedenen Departements Frankreichs eine Zunahme der Geburtenziffer festgestellt. Bei uns kann man zur Begründung dieser Ausnahme auf den Kinderreichtum der protestantischen Geistlichen hinweisen. Der Umstand, daß das streng katholische Irland nächst Frankreich die niedrigste Geburtenziffer aufweist, besagt nichts für das Gegenteil; denn infolge der starken Auswanderung im mittleren Alter stehender Personen hat ein großer Teil der zurückbleibenden Bevölkerung noch nicht oder nicht mehr das Alter, um Kinder in die Welt zu setzen, und ein Vergleich der Ziffer der Geburten mit der der erwachsenen Frauen ergibt für Irland fast die doppelte Verhältniszahl wie für Frankreich.

Wie schon in Rom, wird man allgemein das Sinken der Geburten auf einen Verfall der Sittlichkeit zurückführen können. Die Prostitution ersetzt vielen Junggesellen die Ehe oder schiebt die Heirat hinaus, Konkubinate sind kinderfeindlich. Die zunehmenden Ehescheidungen werden allerdings nicht als Ursache, sondern als Folge des Fehlens von Kindern anzusehen sein. Diese Gründe treffen namentlich Frankreich, dessen Sitten leichter sind als die anderer Länder.

d) Im Gegensatze zu dieser wenig schmeichelhaften Begründung hebt man in Frankreich schließlich gern politische, soziale und kulturelle Gesichtspunkte für die Entvölkerung hervor. Die demokratischen Anschauungen und der Unterricht, sagt man, habe in den Ländern mit schwacher Geburtenziffer die größten Fortschritte gemacht. Das mag besonders für die beiden äußersten Staaten der Geburtenskala, Frankreich einerseits und Rußland anderseits, einleuchten, für andere jedoch zweifelhaft erscheinen, wie für Portugal, das heute Republik ist, mit seiner Geburtenziffer aber über Deutschland und einer ganzen Reihe von Königreichen steht. Für die einzelnen Teile Frankreichs gibt die Statistik der Annahme recht. Während die geburtenreichen Gegenden der Bretagne, des Nordostens und Ostens vorwiegend monarchisch und reaktionär gesinnt sind und die meisten Analphabeten aufweisen, pflegen die Departements des Südens sowie der Flußgebiete Garonne und Rhone mit ihren niedrigen Geburtenziffern demokratische Abgeordnete in die Kammer zu entsenden und die größte Zahl der Minister und Staatsmänner zu stellen; Poincaré ist der erste aus dem

Norden stammende Präsident. Der tiefere Grund für die Beobachtung läßt sich darin finden, daß die Verbreitung der Lehren des Neumalthusianismus unter Leuten, die nicht lesen können, schwieriger ist und daß die Zivilisation mancherlei Bedürfnisse und Zerstreuungen schafft, die von der Gründung einer Familie abhalten. — In der Demokratie hat jeder Mensch nach dem Dumontschen sogenannten Kapillaritätsgesetze Gelegenheit, durch freien Wettbewerb oder Wahl aufzusteigen und sucht sich in diesem Streben wie derjenige, der einen Baum erklettern will, von jedem hinderlichen Anhange, in diesem Fall von einer zahlreichen Familie frei zu halten. Richtiger wird man wohl sagen, die Demokratie unterdrücke die Überlieferungen der Adelsfamilien und der Religion, also Gründe, die Geburtenvermehrung bewirken, begünstige dagegen das Beamten- und Strebertum sowie die Abwanderung in die Städte, also geburtenfeindliche Erscheinungen. In diesem Sinne wirkt nach Gide in der Demokratie namentlich die Minderung der wirtschaftlichen Sicherheit durch die Möglichkeit von Streiks, Einkommenbesteuerung, Beamtenentlassung infolge von Regierungswechsel und dergleichen, welch letzterer Grund z. B. in China wegfällt, wo die Beamtenstellungen bestimmten Familien vorbehalten sind, wodurch es sich erklärt, daß die chinesischen Mandarinen im Gegensatze zu den französischen Beamten viele Kinder haben.

Endlich scheint der Wunsch des Ehemannes, seine Frau möglichst lange jung und schön zu erhalten, auf Kinderbeschränkung hinzuwirken, während anderseits bei der Frau die Eitelkeit und die Furcht vor den Gefahren der Mutterschaft den Kinderstolz überwiegt; in manchen französischen Gegenden ist eine kinderreiche Mutter auch wenig geachtet.

IV.

Was nun die zahllosen Mittel zur Bekämpfung der Entvölkerung anlangt, so versprechen Gesetzesmaßnahmen, wie sie schon von Montesquieu in seinem „Esprit des lois“ und von Jean-Jacques Rousseau in seinem „Contrat social“ empfohlen wurden, durchaus Erfolg. Das zeigt das Anwachsen der Geburtenziffern nicht nur nach den altrömischen leges Juliae et Papia-Poppaea, die mit ihren Bevorzugungen der kinderreichen Familienväter und ihren Erbbeschränkungen für Kinder- und Eheloſe unter Augustus nach den Ausführungen des französischen Senatsmitgliedes de Las Cases eine jährliche Bevölkerungszunahme von 8 ‰ mit sich gebracht haben sollen, sondern auch nach dem gesetzgeberischen Eingreifen in Bayern (1861 und 1868), Belgien (1896) und Rumänien (1906).

Theoretisch lassen sich die Mittel zur Hebung der Geburten, die neben denen zur Minderung der Sterblichkeit und zum Ersatze der fremden Elemente durch Landeskinder im Wege der Einwanderungsbekämpfung vor allem in Betracht kommen, in negative, wie Kampf gegen Verbreitung des Neumalthusianismus, und positive scheiden. Die Natur dieser letzteren kann vorwiegend sein wirtschaftlich (Unterstützung, Steuerbefreiung, Beamtenbeförderung, Mutterschutz, Schaffung billiger Unterhaltsmittel und Wohnungen), juristisch (Eheerleichterung,

Erbreform, Verbesserung der rechtlichen Stellung der natürlichen Kinder), politisch (Militärdienstbefreiung und Pluralwahlrecht für Familienväter), sittlich oder religiös. Erörtert wird namentlich die Unterstützung, die zweckmäßiger Weise, da fast drei Kinder (genau 2,8) in jeder Familie statistisch erforderlich sind, um die Bevölkerung in ihrem Bestande zu erhalten, für das vierte und folgende Kind zu bewilligen wäre, sei es in der Form einer Prämie in Höhe von etwa 500 Franken, am besten zahlbar zur Hälfte bei der Geburt, zur anderen Hälfte nach Ablauf des ersten Lebensjahres, das eine hohe Sterblichkeit aufweist, sei es in der Form einer Rente in Höhe von etwa 100 Franken jährlich bis zum dreizehnten Lebensjahre. Wenn man sich auch über die Unwürdigkeit dieses Mittels hinwegsetzen will, das besonders in der Form der Prämie den Menschen ebenso mit Preisen krönt wie Tiere und Pflanzen, so ist doch zu befürchten, daß es nur auf die armen und geldgierigen Klassen wirken und nach der Vererbungstheorie ähnliche Elemente statt geistig und moralisch hochstehende heranzüchten, also anders als die Prämien für Pferde, Hunde und Stiere nicht zur Veredelung der Rasse beitragen wird.

Als praktischer Anfang mit gesetzgeberischen Maßnahmen vorzugehen, läßt sich in Frankreich vielleicht schon das Gesetz vom 16. November 1912 über die Inanspruchnahme des unehelichen Vaters auf Unterhaltsbeitrag für sein Kind ansprechen, wodurch dessen bessere Unterbringung ermöglicht wird. Im übrigen hat der Berichterstatter Besnard in der Senatssitzung vom 30. Januar d. J. bei der ersten Beratung eines Gesetzentwurfes über die Hebung der Geburtenziffer namens der außerparlamentarischen Kommission zur Bekämpfung der Entvölkerung, vorwiegend auf Grund der Anregungen der Senatoren Strauß (Kommissionspräsident) und Lannelongue, Gesetzentwürfe in Aussicht gestellt betreffend:

1. die Sterblichkeit, namentlich während des ersten Lebensjahres;
2. die Abtreibung;
3. die Geburtenziffer allgemein;
4. die Ehe und freie Liebe;
5. die kinderreichen Familien;
6. Maßnahmen zur Begünstigung der Geburten in Familien mit ein oder zwei Kindern durch Verbesserung des Erbrechts;
7. Bekämpfung der Ehelosigkeit der Beamten und Vermehrung der bei ihnen bisher besonders geringen Geburtenziffer.

Zum ersten Punkte hat der Senat bereits Anfang Dezember 1912 in Fortsetzung seiner Beratungen vom Oktober 1908 und März 1912 ein seit vierzehn Jahren angestrebtes Gesetz über die Ruhe der Wöchnerinnen angenommen, um den augenscheinlich schwangeren Frauen das Recht zuzusprechen, die Arbeit ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist und ohne Schadensersatzpflicht zu verlassen, und um den außerhalb des Hauses gegen Lohn in Industrie und Handel oder deren Nebenbetrieben, auch der Landwirtschaft, beschäftigten Arbeiterinnen, Angestellten und Dienstboten, gemäß der Berliner Konferenz des Jahres 1890, die

vierwöchige Arbeitsruhe nach der Entbindung und, auf Grund ärztlichen Zeugnisses bei Gefahr für die Schwangere oder das Kind, schon vorher, auch in Frankreich zu sichern, das bisher neben Rußland und der Türkei allein unter den außereuropäischen Staaten mit der Einführung gezögert hatte. Der Entwurf richtet sich namentlich gegen die Kindersterblichkeit während des ersten Monats, die immer noch mehr als ein Drittel der Sterblichkeit während des ersten Lebensjahres ausmacht, nämlich 30000 von 88000 im Jahre 1910, d. h. 35,17 Prozent, also — außer vorübergehendem Sinken auf 33,77 Prozent gegen Ende des Jahrhunderts — kaum gemindert ist seit Beginn der achtziger Jahre, wo sie 37,72 Prozent betrug. Er bekämpft damit zugleich die Kindersterblichkeit während des ersten Lebensjahres, die von 169 $^0/_{00}$ in den Jahren 1889 bis 1894 schon auf 130 $^0/_{00}$ in den Jahren 1906 bis 1910 gesunken ist. Den genannten Wöchnerinnen wird gleichzeitig, falls sie französischer Nationalität und bedürftig sind, und vorausgesetzt, daß sie wirklich häuslicher Ruhe pflegen sowie die nötigen Gesundheitsvorschriften befolgen, während der Ruhezeit, jedoch für höchstens acht Wochen, eine tägliche unübertragbare und unpfändbare Entschädigung, sei es in Geld, sei es in Natur, als Entgelt für den entgangenen Arbeitsverdienst in Aussicht gestellt, dessen Höhe im Finanzgesetz des nächsten Jahres festzusetzen ist. Der französische Staat in Verbindung mit Departements und Gemeinden hat damit eine erhebliche Ausgabe auf sich genommen, die man auf jährlich $3^1/_2$ bis $6^1/_2$ (selbst auf 20 bis 25) Millionen Franken veranschlagt hat, d. h. je 50 Franken für 127000 bis 150000 (oder 500000) Mütter, unter Ersparung der schon bisher den Wöchnerinnen gewährten Unterstützung durch Anrechnung der von den Eisenbahngesellschaften ihren weiblichen Angestellten und den Frauen ihrer Beamten geleisteten Beihilfe von 50 Franken und der in den Staatsunternehmen den Lehrerinnen und Angestellten im Post- und Telegraphendienste gewährten vollständigen Behandlung während zweier Monate. Wie nach den Verhandlungen anzunehmen ist, wird er vielleicht ein ähnliches Opfer, etwa $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Millionen Franken, d. h. je 25 Franken für 100000 Mütter jährlich unter Anrechnung bisher schon zugebilligter Beihilfen, nach Erklärung des Finanzministers über 13 Millionen Franken, zur Unterstützung der Heimarbeiterinnen bringen, wenngleich hier eine Veranlassung für die Mutter, das Kind einer Ziehmutter zu überlassen und damit erheblichen Gefahren auszusetzen, nicht vorliegt.

Einen zweiten Gesetzentwurf hat der französische Senat Ende Januar und Anfang Februar d. J. zu der in Frankreich infolge des Neumalthusianismus außerordentlich weit verbreiteten Abtreibung beraten. Ohne diese würde die Zahl der reichlich 700 000 jährlichen Geburten nach Schätzung des Justizministers Barthou um 70 000, nach anderen um 170 bis 180 000, ja sogar um 500 000 vermehrt werden, Ziffern, deren Genauigkeit sich schwerlich nachprüfen läßt. In den Entbindungsanstalten und Kliniken werden mehr Abtreibungen als Geburten behandelt; in den Hospitälern von Paris liegen 50 bis 70 Prozent der geschlechts-

kranken Frauen infolge von Abtreibung darnieder, siebenmal soviel wie vor zehn Jahren. — Nachdem schon ein Gesetz von 1904 für geheime Entbindung wieder Zufluchtshäuser eingerichtet hatte, um die Kinder der Mütter zu retten, die Furcht vor Entehrung zur Abtreibung veranlaßt, will der jetzige Entwurf zunächst die im Artikel 317 des Code pénal angedrohte Strafe — mildern (abgesehen von einer Ausnahme), nämlich Zuchthaus und zeitige Zwangsarbeit durch Gefängnis und Geldstrafe und damit die Zuständigkeit des Schwurgerichts durch die des Korrektionstribunals (entsprechend unserer Strafkammer) ersetzen. Diese auf den ersten Blick widersinnig erscheinende Neuerung wird durch die Erwägung gerechtfertigt, daß die Geschworenen selbst unter dem geringen Prozentsatz der mit sicherer Aussicht auf Verurteilung zur Anklage gebrachten Abtreibungsfälle 1903 bis 1907 über zwei Drittel und 1908 gar vier Fünftel (53 von 66) der Angeklagten freigesprochen haben, sei es, weil die Hauptschuldigen entkommen waren, sei es aus Furcht vor einer als unverhältnismäßig hoch empfundenen Strafe. Daneben sollen aber die Strafbestimmungen auf den Versuch der Verschaffung von Abtreibungsmitteln ausgedehnt, die Hebammen den Ärzten gleichgestellt und sämtliche Heilpersonen mit dem Verbot der Ausübung ihres Berufs bedroht werden; außerdem sollen Aufenthaltsbeschränkungen und besondere Strafen für Körperverletzung oder sonstige schlechte Behandlung einer Schwangeren eingeführt werden. Des weiteren wird Konzessionierung und Überwachung der Entbindungsanstalten, deren man allein in Paris 517 zählt, durch die Verwaltungsbehörden, auf eigene Anregung der Hebammen Unterdrückung der von diesen bisher so aufdringlich betriebenen Anpreisung von Abtreibungsmitteln wie jeglicher, namentlich öffentlicher, Aufforderung zur Abtreibung, die nach wiederholter Rechtsprechung des Kassationshofes heute straflos ist (vgl. dagegen unseren § 183 Ziffer 3 Strafgesetzbuchs), sowie bessere Ausbildung der Hebammen durch Unterdrückung ihres Diploms 2. Klasse gefordert.

Außer diesen Gesetzen spricht man von Entwürfen betreffend Bekämpfung des Alkoholismus, der Tuberkulose und der Kindersterblichkeit, betreffend einen Staatszuschuß zur Mitgift und selbst, um dem Ordensbedürfnis der Franzosen entgegenzukommen, von einer den Müttern zu gewährenden Dekoration. Nach einem Bericht des Finanzministers wird ferner Erleichterung der Naturalisation, Vereinfachung der Eheförmlichkeiten und Bevorzugung der Familienväter im Verwaltungsrecht geplant. Auch hat man die Wiedereinführung des Religionsunterrichts in den Schulen angedeutet, um die Kinder nicht nur zur Sparsamkeit, sondern auch zu sozialen Opfern zu erziehen.

Werden alle diese Gesetze die Sitten ändern? Ist in Frankreich der Weg zur Schaffung eines Gesetzes schon recht lang, so ist der zu seiner Anwendung noch erheblich länger, wie die Durchführung der Sozialgesetzgebung zur Genüge bewiesen hat.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaft

Zur Frage der Deckung der neuen Heeresvorlage. Der Gedanke der Aufbringung der für die Heeresvorlage erforderlichen Gelder durch eine dem Steuerwesen des Mittelalters entnommene, seither nicht mehr übliche außerordentliche Vermögenssteuer, eine „Schatzung" oder „Beede", legt dem Wirtschaftshistoriker den Gedanken nahe, warum unsere Regierung, wenn sie nun schon einmal zum steuerlichen Rüstzeuge des Mittelalters greifen will, nicht auch auf den Gedanken gekommen ist, weitere Mittel zur Deckung der Heeresvorlage durch die im Mittelalter so gerne geübte Maßregel einer außerordentlichen Münzprägung aufzubringen.

Wir haben gegenwärtig in Deutschland bekanntlich einen auf 20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung gesetzlich beschränkten Umlauf von Silber- und anderen Scheidemünzen und es ist niemand verpflichtet, diese Scheidemünzen in höherem Betrage als bis zu 20 Mark als Zahlung zu nehmen. Deutschland geht in dieser Beziehung am weitesten von allen Kulturstaaten. Denn in Frankreich gelten die in großen Mengen — Frankreich besitzt etwa 55 Franken Silber auf den Kopf der Bevölkerung — umlaufenden silbernen Fünffrankenstücke in jedem Betrage als Zahlung; in England, dem Musterlande der Goldwährung, gilt das Silber als Zahlung bis zu 2 Pfund, also bis zu 40 Schilling; in Österreich-Ungarn müssen die silbernen Fünfkronenstücke bis zu 250 Kronen als Zahlung genommen werden.

Was wäre also Sonderliches dabei, wenn in Deutschland das Silber künftig als gesetzliches Zahlungsmittel bis zum Betrage von 50 Mark anerkannt und gleichzeitig die Menge des Silbers von 20 Mark auf 50 Mark auf den Kopf der Bevölkerung vermehrt würde? Das ergäbe bei 60 Millionen Einwohnern eine Mehrprägung von 1800 Millionen Mark Silbergeld und da gegenwärtig der Preis eines Pfundes Feinsilber, aus dem bekanntlich genau 100 Mark Silbergeld geprägt werden, nur 41 Mark beträgt, würden hundert silberne Markstücke zuzüglich der Prägekosten von etwa 3 Mark auf höchstens 44 Mark zu stehen kommen, also an 100 Mark Silbergeld ein Münzgewinn von nicht weniger als 56 Mark entstehen. Eine Neuprägung von 1800 Millionen Mark Silbergeld würde also einen Münzgewinn von 1008 Millionen Mark oder rund einer Milliarde bringen.

Daß der deutsche Binnenverkehr recht wohl in der Lage wäre, diese vermehrte Silbermenge zu verdauen, steht außer allem Zweifel; fehlt es doch namentlich auf dem Lande fortwährend an Kleingeld. Die Goldwährung wäre durch diese Münzmaßregel in keiner Weise beeinträchtigt; ihrem Grundsatze wäre mit dieser Änderung des bestehenden Münzgesetzes in keiner Weise zunahe getreten, vielmehr wären die für den kleinen Binnenverkehr dadurch weiter zur Verfügung gestellten 1,8 Milliarden kleiner Zahlungsmittel in hohem Grade geeignet, den Geldmarkt zu erleichtern und der Reichsbank und den übrigen Zettelbanken des Reichs die Deckung ihrer Noten mit Gold weiter zu ermöglichen. Wohl aber wären die 40 Millionen Mark, welche diese Milliarde zur Tilgung unserer Reichsschuld mittelst freihändigen Aufkaufs der den Markt überschwemmenden Reichsschuldtitel verwendet jährlich an Zinsersparnis bedeuten würde, ein sehr brauchbares Mittel nicht nur zur Deckung eines Teils der für die neue Heeresvorlage nötigen laufenden Mittel, sondern auch zur Erleichterung unseres überlasteten Anlehensmarktes und Verbesserung der Kurse unserer Staatsfonds.

Vielleicht wäre dabei auch — um auch auf diese Seite der Sache noch hinzuweisen — der Gedanke zu erwägen, ob nicht ein Teil des Münzgewinns — vielleicht 120 Millionen, entsprechend der Goldreserve im Juliusturm — für Zwecke der Heeresverwaltung für den Mobilmachungsfall zur Verdopplung des Kriegsschatzes zurückzulegen wäre.

Man sieht, der Gedanke verdient jedenfalls, in nähere Erwägung gezogen zu werden.

Dr. Rübling, Landtagsabgeordneter,
Schloß Neuffauplingen

Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert. 4. Band. Das Verkehrswesen. Die Großfabrikation. Herausgegeben von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Miethe. George Westermann, Braunschweig 1912*).

Die Beschreibung der Herrschaft über die Naturkräfte, die der Mensch in der Gegenwart ausübt, würde nicht vollständig sein ohne die Darstellung des Verkehrs, der der vierte Band des Werkes gewidmet ist. Gerade auf diesem Gebiet tritt auch dem Laien die Umwälzung, die sich in der Stellung des Menschen zur äußeren Natur vollzogen hat, am eindrucksvollsten entgegen. Wir alle erfahren und genießen täglich die Überwindung von Raum und Zeit, wie sie uns Eisenbahnen, Schiffe, Automobile, Telegraphen und Fernsprecher gebracht haben. Wie lange noch, dann werden auch Flugzeuge, Fernschreiber und Fernseher Gemeingut der Menschheit sein.

Besonders ist zu begrüßen, daß der Herausgeber in die Darstellung der Technik im zwanzigsten Jahrhundert ein Gebiet einbezogen hat, das häufig in diesem Zusammenhang zu erwähnen vergessen wird und trotzdem untrennbar mit der Technik im engeren Sinne verknüpft ist: das ist die Technik der Organisation. Aus bemerkenswerten Ausführungen erhält der Leser einen Einblick in die technischen und wirtschaftlichen Maßnahmen und in den Organisationsaufbau der Großbetriebe; er erfährt etwas von einem der wichtigsten Probleme, das die Zukunft beherrschen wird, von dem Einfluß der Technik auf den Arbeiter und die soziale Frage, er erhält einen Einblick in die Rolle und Bedeutung der Gesellschaftsformen, die der moderne Großbetrieb zu seiner Entwicklung geschaffen und genutzt hat, bis hin zu den vielumstrittenen Kartellen und Trusts.

Der Leser wird auch eingeführt in die Beziehungen von Technik und Kapital, die unsere altüberkommenen Eigentumsbegriffe revolutioniert haben, eine Revolution, deren Folgen sich erst kommenden Generationen in ihrem ganzen Umfang zeigen werden.

Alles in allem ein ausgezeichnetes Werk!

Dr. Otto Goebel in Berlin

*) Vgl. Nr. 45 der Grenzboten vom 6. November 1912 Seite 270 ff.

Schöne Literatur

Gedichte von **Karl Freye.** Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann), 1913. M. 1.35.

Dieses Büchlein wird man übersehen. Denn wer sollte sich darum kümmern? Die Verse sind nicht sensationell, nicht pervers, nicht futuristisch-brutal; überhaupt ganz unmodern, rein lyrisch, sangbar, ganz Gehalt und inneres Leben. Ich betrachte als ihr Charakteristikum die fast gänzliche Abwesenheit epischer Elemente. Das Gefühl spricht sich unmittelbar aus, so wie es durch das Erlebnis erregt worden ist. Dennoch entsteht keine Einförmigkeit, sondern es offenbart sich eine reiche Innerlichkeit, ein vibrierender Wechsel und seltene Intensität des seelischen Geschehens. Diese Gedichte muß man nicht naschen, sondern hintereinander lesen; denn die aus dem Augenblick geborenen Verse sind mit kluger Wahl geordnet, so daß ein wirkliches Buch entsteht. In solcher Folge aber wirken diese unepischen Gedichte plötzlich rein episch: man erlebt einen Roman, eine Entwicklungsgeschichte, kurz und gedrängt dargestellt, anschaulicher und mit mehr seelischer Wahrheit, als in manchem dicken Prosabuche zu finden ist. Der Weg von knabenhaftem Sehnen und Suchen durch allerlei Abenteuer des Herzens zum sicheren Besitz ist der Inhalt. Gleichzeitig vollzieht sich vor unseren Augen ein künstlerischer Aufstieg: von jünglinghaften Versen, die noch nicht straff und sicher schreiten zu wachsender Knappheit und Bildhaftigkeit der Darstellung und entschiedener Männlichkeit des Empfindens. Überhaupt ist dieser Lyriker zwar zart, nachdenklich, sensibel, aber durchaus unsentimental, mit einem Drang zu überwinden, sich durchzuringen; unterstützt von leisem Humor, der bisweilen Galgenhumor wird; das Gegenteil von Heinescher Selbstdarstellung. Und so wäre das Buch am Ende, recht besehen, außergewöhnlich modern. Vielleicht finden also diese Gedichte doch ihre Leser. Wenn nicht heute, so über Jahr und Tag.

M. G.

Friedrich Kayßler: Kreise. Gedichte. Berlin, Erich Reiß Verlag.

Der Dichter und der Schauspieler vereinigen sich in Friedrich Kayßler zu einer

vollen künstlerischen Persönlichkeit. Die herbe Keuschheit, welche die theatralischen Gestalten, die er schafft, umwittert, ist auch Eigenschaft seiner Poesien; schauspielerhaft sind sie gar nicht, und eben deshalb, weil sie gar nicht auf Pose gestellt sind, konnten einige Stücke seines neuen Gedichtbuches gültiger Ausdruck seines Standes werden. Die deutsche Dichtung ist nicht arm an Handwerks- und Standespoesie; Kayßler bereichert sie mit den ersten tiefen, melodiösen Schauspielergedichten. Eines vor allem, das schlichte, klare Gedicht „Die vierte Wand" zeigt uns den Mann und seinen Beruf in schönster Deutlichkeit.

Die vierte Wand

Abend um Abend standen wir
auf der Bühne zwischen drei Wänden,
Worte der Schönheit sprechend,
durch eine offene Wand
belauscht
vom Leben.
Endlich einmal einen Abend sitzen
wir im Hause zwischen vier Wänden;
eigenen, steinernen, festen vier Wänden,
seligen Schweigens voll —
und lauschen
dem Leben.

Die „eigenen, steinernen, festen vier Wände" kann allerdings nur einer feiern, der sich auch auf der Bühne die „vierte Wand" in diesem Sinne schafft: alles Windige, Unmännliche, Verlogene der Schauspielerei hat keinen Teil an ihm. So mag es nur zu begreiflich scheinen, wenn in diesem Büchlein manches kurze bittere Wörtlein über Kunst und Theater von heute fällt. Ohne Liebe! lautet sein Urteil und seine Klage über den modernen Theaterbetrieb.

Großstadttheater

Das Ganze eine Erfolgs-Wirtschaft.
Nicht Ziel, nicht Herz, nicht Leidenschaft.
Nur ein rasend Getriebe.
Und — — keine Liebe.

Dem Glauben an die Liebe und an die Geborgenheit in ihr, dem Stolz auf Errungenes, in der Kunst wie im Leben gelten die Bekenntnisse dieses Dichters, schön geformt in den „Sorgen", in der „Regenwetterlaune", dem „Kelch", „Geburtstag" und etlichen ernsthaften Sprüchen und Mahnungen.

Sorgen?

Als hätte plötzlich mir ein guter Geist
die alte nie verscheuchte Sorgenwolke
aus meinem Auge fortgewischt — ich
sehe.
Da ist ein Herz, in dessen heiliger, treuer
Tiefe
ich ganz geborgen bin vor jedem Tod.
Da ist ein Kind, in dem so zart und frei
sich eben schon verkündet, was wir still
gehofft:
ein Mensch mit einem kleinen Gott im
Herzen.
Wo diese Beiden sind, was sind da Sorgen?

Der Kelch

Leib, der Unwissende, und Seele, die
Wissende,
tranken zusammen aus einem Kelch einen
Trank,
bitteren Saft.
Leib schrie: „Weh', ich trank Schmerz!" —
Und er sank.
Seele sprach: „Ruhig, Herz.
Wir tranken Kraft."

Dieser Lebensglaube, dieser Glaube an Reinheit und Menschlichkeit dürfen es sogar unternehmen, uns eine Ballade zu erzählen, die ihren Stoff dem „Boccaccio", der zweiten Erzählung der dritten Nacht, verdankt: die Geschichte von dem Pagen, der zu seiner Königin schleicht und von ihr für den König gehalten wird; — und uns diese Ballade mit einem Refrain „Reine, reine Königin" zu erzählen, ohne daß wir die komischen Pointen, die „Boccaccio" bringt und auf die es auch der ursprünglichen, der volkstümlichen Erzählung jedenfalls ankam, ernstlich vermissen können. Ich wüßte kaum ein belehrenderes, ein schöneres Beispiel dafür, wie ein lockeres romanisches Thema im deutschen Dichterherzen ernst und glaubensvoll gewendet worden ist. Aber von dieser Deutschheit ist ja dieses kleine Büchlein so voll, von ihr so schwer, und die Gewohnheit, dem Schauspieler Kayßler für sie zu danken, üben wir auch freudig und herzlich dem Dichter gegenüber. Max Mell in Wien

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragung von **Rudolf G. Binding.** Insel-Verlag. Leipzig.

Aus der Innigkeit der Seele des heiligen Franziskus, dieses „Mindesten aller Brüder", war ein neuer Morgen des Fühlens angebrochen; wenn auch keine andere innere Gemeinschaft der Menschen als die nach der Ordensregel und dem Klosterleben begriff: dennoch ist diese Liebe, diese Demut, auf die er und die Seinen ihre Seele gestellt haben, eines neuen heiligen Geistes voll. Es ist eine Demut vor den Dingen, den Erscheinungen, vor dem Dasein; eine neue Entdeckung der Welt ist es, voll namenlosen Glücks in einer neugewonnenen unverlierbaren Kindlichkeit.

Was von diesen wunderbar aufgeblühten Gemütern zu erzählen ist: Kampf und Überwindung und das Wunder der Gebetserhörung, das ist in kleinen Legenden aufgezeichnet worden; zuerst in lateinischer Sprache, im vierzehnten Jahrhundert, und später in vielen italienischen Ausgaben, in denen die „Fioretti" ein Volksbuch geworden sind. Die schlichte Plastik, mit der in diesen Geschichten das Ringen um Reinheit und Einheit geschildert wird, greift ans Herz; sie weist auch schon eine ähnliche Meisterschaft der Erzählung auf, wie sie in jener Zeit der Novelle eigen ist. Eine deutsche Übertragung erschien erst vor wenigen Jahren besorgt von Otto Freiherrn v. Taube, bei Diederichs in Jena; diese neue billige Übersetzung will wohl tiefer ins Volk dringen und soll vermeidet sie auch besser ae Anklänge an den Chronikenstil, den das frühere Buch nicht ohne Glück wiedergab. Sie liest sich vor allem leichtflüssig und gut deutsch; sie ist von Rudolf G. Binding, der sein Verständnis für den Anschauungsmittelpunkt jener Zeit auch in einer Novelle seines Buches „Die Geige" (Insel-Verlag) in vortrefflicher Weise gestaltet hat und diese „Blümlein" mit kurzen, aber schönen Worten einleitet. Dr. Max Mell in Wien

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden behufs schneller Erledigung möglichst Dienstags und Mittwochs erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a.G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.
Versicherungsstand . . . . . 1 Milliarde 19 Millionen M.
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse . 204 Millionen M.

J. A. Henckels. Zwillingswerk in Solingen
fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.
Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.
Eigene VERKAUFS-Niederlagen:
CÖLN a. Rh. — DRESDEN. — FRANKFURT a. M. — HAMBURG. — MÜNCHEN. — WIEN I.

Frankfurt a. M., :: Hotel Kölner Hof. ::
Bekanntes Haus guten Ranges am Hauptbahnhof. Vollständig renoviert und bedeutend erweitert.
Elektrisches Licht. — Dampfheizung. — Fahrstuhl. — 140 Zimmer mit 180 Betten von 3 Mark an einschliesslich erstes Frühstück. — Einzel- und Doppelzimmer mit Bad. — Salons. — Grosses Restaurant mit vorzüglicher Küche.
Besitzer: Hermann Laass. Jüdischer Besuch verbeten

Ein Glanzstück

liebevoller und feinsinniger Naturbetrachtung

nannte die „Schlesische Zeitung" vom 5. Februar 1913 das Kapitel „Okolitsch auf der Jagd" im Roman „Botscharow der Großkaufmann" von Alexander Andreas (Verlag der Grenzboten, Berlin. Preis geh. M. 4.—, geb. M. 5.—). „In dem vorliegenden Romanwerk werden überaus fesselnde Bilder aus dem heimatlichen Provinzleben entworfen, ohne daß jedoch revolutionäre Umtriebe und die Beamtenbestechlichkeit als soziale Motive dabei verwertet werden. Mit nationalen Nüancen spiegelt sich das eigentliche Tun und Treiben einer russischen Kleinstadt wider. Seinen prächtigen Humor erschöpft der Verfasser noch längst nicht an der köstlichen Figur des gutmütigen Titelhelden und gerissenen Vertreters der „kaufmännischen Nation" sowie seines noch geriebeneren Geschäftsfreundes Räbzow. Der künstlerisch gemäßigten Realistik seiner Kleinbürger, Polizisten und Provinzlebejünglinge stehen die in der verschiedensten Beleuchtung gesehenen landschaftlichen Szenerien nicht nach. Das Kapitel „Okolitsch auf der Jagd" ist eine novellistische Einheit für sich und geradezu ein Glanzstück liebevoller und feinsinniger Naturbetrachtung." -nt-

Heidsieck & Co.

Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs

Maison fondée en 1785

seit 1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole

Vintage 1906.

Zu beziehen durch den Weinhandel.

Anzeigen-Annahme durch Grunow & Co., Annoncen-Expedition, Leipzig und durch den Verlag der Grenzboten, G. m. b. H., Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35a.

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(415) 642-6233
1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

PHOTOCOPY JAN 10 '86

YD 11455

AP30
G7
v.72:1

245838

Grenzboten

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY